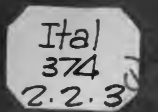
DIE CULTUR DER RENAISSANCE IN ITALIEN: EIN VERSUCH

Jacob Burckhardt, Ludwig Geiger




Ital
374
2.2.3


VE RI
TAS



Die Cultur der Renaissance in Italien.

o

Die Cultur der Renaissance in Italien.

Ein Versuch

von

Jacob Burckhardt.

Dritte Auflage

besorgt von

Ludwig Geiger.

Erster Band.



Leipzig,

Verlag von E. A. Seemann.

1877.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

Vorwort.

Im Oktober 1875 erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, die nothwendig gewordene dritte Auflage des vorliegenden Werkes herauszugeben. Von dem Verfasser und dem von diesem ursprünglich in Aussicht genommenen Bearbeiter, Hrn. Prof. B. Kugler, erhielt ich zwar das Recht, mit dem Buche frei zu schalten; trotzdem erachtete ich es, in der Ueberzeugung, nichts Besseres bieten zu können, für nothwendig, dem Buche sein eigenthümliches Gepräge zu lassen, und mich auf unwesentliche Aenderungen zu beschränken. Daher habe ich von dem Texte fast nichts fortgelassen und mich damit begnügt, häufig einzelne Worte oder mehrere Zeilen hinzuzufügen, nur selten aber, besonders S. 237 fg., 242 ff., 255 fg. größere Abschnitte eingeschaltet. Diese Einrichtung hatte indeß die Folge, daß nunmehr überall da, wo unsere Kenntniß des behandelten Gegenstandes durch neuere Forschungen umgestaltet ist, die auf Grund solcher Forschungen umgearbeiteten Anmerkungen mit dem Texte nicht mehr übereinstimmten. (Vgl. bes. S. 87 fg. und 144 fg., S. 175 und 201 fg., S. 222 und 223 fg., S. 237 und 330 u. a. m.) Mit den Anmerkungen glaubte

ich überhaupt freier verfahren zu dürfen. Zunächst wurden die Citate verglichen, dieselben, wo es nöthig war, verbessert oder nach neueren Ausgaben geändert; kurze Andeutungen ausgeführt; neu erschienene oder dem Verfasser unzugänglich gewesene Schriften ausgebeutet. Die dadurch entstandene, nicht unbedeutende Vermehrung der Anmerkungen, die ich nicht im Einzelnen als von mir herrührende bezeichnet habe, veranlaßte mich, die Anmerkungen den einzelnen Abschnitten folgen zu lassen. Andere äußerliche Veränderungen bestanden darin, daß dem Werke ein handlicheres Format gegeben, daß es in zwei Bände getheilt und jeder Abschnitt in mehrere auch äußerlich abgegrenzte Capitel zerlegt wurde. Der zweite Band, dem auch ein Register beigegeben werden soll, wird hoffentlich noch Ende d. J. erscheinen.

Berlin, März 1877.

Ludwig Geiger.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Der Staat als Kunstwerk S. 1—158.

Zweiter Abschnitt.

Die Entwicklung des Individuums S. 159—215.

Dritter Abschnitt.

Die Wiedererweckung des Alterthums S. 217—362.

Erster Abschnitt.

Der Staat als Kunstwerk.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Der Kampf zwischen den Päpsten und den Hohenstaufen hinterließ Italien in einem politischen Zustande, welcher von dem des übrigen Abendlandes in den wesentlichsten Dingen abwich. Wenn in Frankreich, Spanien, England das Lehnssystem so geartet war, daß es nach Ablauf seiner Lebenszeit dem monarchischen Einheitsstaat in die Arme fallen mußte, wenn es in Deutschland wenigstens die Einheit des Reiches äußerlich festhalten half, so hatte Italien sich ihm fast völlig entzogen. Die Kaiser des 14. Jahrhunderts wurden im günstigsten Falle nicht mehr als Oberlehnsherrn, sondern als mögliche Häupter und Verstärkungen schon vorhandener Mächte empfangen und geachtet; das Papstthum aber mit seinen Creaturen und Stützpunkten war gerade stark genug, jede künftige Einheit zu verhindern, ohne doch selbst eine schaffen zu können [1]. Zwischen den beiden waren eine Menge politischer Gestaltungen — Städte und Gewaltherrscher — theils schon vorhanden, theils neu emporgekommen, deren Dasein rein thatsächlicher Art war [2]. In ihnen erscheint der moderne europäische Staatsgeist zum erstenmal frei seinen eigenen Antrieben hingegeben; sie zeigen oft genug die fessellose Selbstsucht in ihren furchtbarsten Zügen, jedes Recht verhöhnend,

jede gesunde Bildung im Keim erstickend, aber wo diese Richtung überwunden oder irgendwie aufgewogen wird, da tritt ein neues Lebendiges in die Geschichte: der Staat als berechnete, bewußte Schöpfung, als Kunstwerk. In den Stadtrepubliken wie in den Tyrannenstaaten prägt sich dies Leben hundertfältig aus und bestimmt ihre innere Gestalt sowohl als ihre Politik nach außen. Wir begnügen uns mit der Betrachtung des vollständigeren, deutlicher ausgesprochenen Typus desselben in den Tyrannenstaaten.

Der innere Zustand der von Gewaltherrschern regierten Territorien hatte ein berühmtes Vorbild an dem Normannenreiche von Unteritalien und Sicilien, wie Kaiser Friedrich II. es umgestaltet hatte [1]). Aufgewachsen unter Verrath und Gefahr in der Nähe von Saracenen, hatte er sich frühe gewöhnt an eine völlig objective Beurtheilung und Behandlung der Dinge, der erste moderne Mensch auf dem Throne. Dazu kam eine nahe, vertraute Kenntniß von dem Innern der saracenischen Staaten und ihrer Verwaltung, und jener Existenzkrieg mit den Päpsten, welcher beide Parteien nöthigte, alle denkbaren Kräfte und Mittel auf den Kampfplatz zu führen. Friedrichs Verordnungen (besonders seit 1231) laufen auf die Herstellung einer allmächtigen königlichen Gewalt, auf die völlige Zernichtung des Lehnstaates, auf die Verwandlung des Volkes in eine willenlose, unbewaffnete, im höchsten Grade steuerfähige Masse hinaus. Er centralisirte die ganze richterliche Gewalt und die Verwaltung in einer bisher für das Abendland unerhörten Weise, indem er die Lehnsgerichte zwar nicht aufhob, aber die Berufung von denselben an die Reichsgerichte durchführte; kein Amt mehr durfte durch Volkswahl besetzt werden, bei Strafe der Verwüstung des betreffenden Ortes und Degradation der Bürger zu Hörigen. Die Accise wurde eingeführt, die Steuern, beruhend auf einem umfassenden

Kataster und auf mohammedanischer Routine, wurden beigetrieben mit jener quälerischen und grausamen Art, ohne welche man dem Orientalen freilich kein Geld aus den Händen bringt: Hier ist kein Volk mehr, sondern ein controlirbarer Haufe von Unterthanen, die z. B. ohne besondere Erlaubniß nicht auswärts heirathen und unbedingt nicht auswärts, besonders nicht in dem guelfischen Bologna, studiren durften; — die von Friedrich auf alle Weise geförderte Universität Neapel übte den frühesten bekannten Studienzwang, während der Orient seine Leute wenigstens in diesen Dingen frei ließ. Echt mohammedanisch dagegen war es wiederum, daß Friedrich nach dem ganzen Mittelmeer eigenen Handel trieb, viele Gegenstände, Salz, Metalle u. a. sich vorbehielt und den Handel der Unterthanen hemmte. Die fatimidischen Khalifen mit ihrer Geheimlehre des Unglaubens waren (wenigstens Anfangs) tolerant gewesen gegen die Religionen ihrer Unterthanen; Friedrich dagegen krönt sein Regierungssystem durch eine Ketzerinquisition, die nur um so schuldvoller erscheint, wenn man annimmt, er habe in den Ketzern die Vertreter freisinnigen städtischen Lebens verfolgt. Als Polizeimannschaft im Innern und als Kern der Armee nach außen dienten ihm endlich jene aus Sicilien nach Luceria und nach Nocera übergesiedelten Saracenen, welche gegen allen Jammer taub und gegen den kirchlichen Bann gleichgültg waren. Die Unterthanen, der Waffen entwöhnt, ließen später den Sturz Manfreds und die Besitznahme des Anjou leicht und willenlos über sich ergehen; letzterer aber erbte diesen Regierungsmechanismus und benutzte ihn weiter.

Neben dem centralisirenden Kaiser tritt ein Usurpator der eigenthümlichsten Art auf: sein Vicarius und Schwiegersohn Ezzelino da Romano. Er repräsentirt kein Regierungs- und Verwaltungssystem, da seine Thätigkeit in lauter Kämpfen

um die Herrschaft im östlichen Oberitalien aufging, allein er ist als politisches Vorbild für die Folgezeit nicht minder wichtig als sein kaiserlicher Beschützer. Alle bisherige Eroberung und Usurpation des Mittelalters war entweder auf Grund wirklicher oder vorgegebener Erbschaft und anderer Rechte oder im Kampf gegen die Ungläubigen oder Excommunicirten vollbracht worden. Hier zum erstenmal wird die Gründung eines Thrones versucht durch Massenmord und endlose Scheußlichkeiten, d. h. durch Aufwendung aller Mittel mit alleiniger Rücksicht auf den Zweck. Keiner der Späteren hat den Ezzelino an Colossalität des Verbrechens irgendwie erreicht, auch Cesare Borgia nicht, aber das Beispiel war gegeben, und Ezzelino's Sturz war für die Völker keine Herstellung der Gerechtigkeit und für künftige Frevler keine Warnung.

Umsonst stellte in einer solchen Zeit der geborene Unterthan Friedrichs, S. Thomas von Aquino, wenn er auch das Königthum für die beste und bestgeordnete Staatsverfassung erklärte, die Theorie einer constitutionellen Herrschaft auf, wo der Fürst durch ein von ihm ernanntes Oberhaus und eine vom Volk gewählte Repräsentation unterstützt gedacht wird; umsonst erkannte er das Recht der Unterthanen zur Revolution an. [1]) Dergleichen verhallte in den Hörsälen, und Friedrich und Ezzelino waren und blieben für Italien die größten politischen Erscheinungen des 13. Jahrhunderts. Ihr Bild, schon halb fabelhaft wiedergespiegelt, tritt auch aus den „hundert alten Novellen" hervor, deren ursprüngliche Redaction gewiß noch in dieß Jahrhundert fällt [2]). Friedrich erscheint hier schon mit dem Anspruch, rücksichtslos mit dem Vermögen seiner Unterthanen zu schalten, und übt durch seine Persönlichkeit selbst auf Verbrecher einen gewaltigen Einfluß; Ezzelino wird bereits mit einer scheuen Ehrfurcht geschildert, welche der Niederschlag jedes ganz großen Eindruckes ist.

Eine ganze Literatur, von der Chronik der Augenzeugen bis zur halbmythologischen Tragödie, schloß sich an seine Person an [1].

Sofort nach dem Sturze dieser Beiden tauchen dann, hauptsächlich aus den Parteikämpfen der Guelfen und Ghibellinen, die einzelnen Tyrannen in großer Anzahl empor, in der Regel als Ghibellinenhäupter, dabei aber unter so verschiedenen Vorgängen und Bedingungen, daß man eine allgemeine zu Grunde liegende Unvermeidlichkeit gar nicht verkennen kann. In Betreff der Mittel brauchen sie nur da fortzufahren, wo die Parteien begonnen hatten: mit der Vertreibung oder Ausrottung und Zerstörung ihrer Wohnungen.

Zweites Capitel.

Tyrannis des 14. Jahrhunderts.

Die größeren und kleineren Gewaltherrschaften des 14. Jahrhunderts verrathen es häufig genug, daß Eindrücke dieser Art nicht verloren waren. Ihre Missethaten schrieen laut, und die Geschichte hat sie umständlich verzeichnet, aber als ganz auf sich selbst gestellte und danach organisirte Staaten haben sie immerhin ein höheres Interesse.

Die bewußte Berechnung aller Mittel, wovon kein damaliger außeritalischer Fürst eine Idee hatte, verbunden mit einer innerhalb der Staatsgrenzen fast absoluten Machtvollkommenheit, brachte hier ganz besondere Menschen und Lebensformen hervor [2]. Das Hauptgeheimniß der Herrschaft lag für die weiseren Tyrannen darin, daß sie die Steuern mög-

lichst so ließen, wie sie dieselben angetroffen oder am Anfang eingerichtet hatten: eine Grundsteuer, basirt auf einen Kataster, bestimmte Consumsteuern und Zölle auf Ein- und Ausfuhr, wozu noch die Einnahmen von dem Privatvermögen des herrschenden Hauses kamen; die einzige mögliche Steigerung hing ab von der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes und Verkehrs. Von Anleihen, wie sie in den Städten vorkamen, war nicht die Rede; eher erlaubte man sich hier und da einen wohlberechneten Gewaltstreich, vorausgesetzt daß er den ganzen Zustand unerschüttert ließ, wie z. B. die echt sultanische Absetzung und Ausplünderung des obersten Finanzbeamten [1]).

Mit diesen Einkünften suchte man auszureichen, um den kleinen Hof, die Leibwache, die geworbene Mannschaft, die Bauten — und die Spaßmacher sowohl als die Leute von Talent zu bezahlen, die zur persönlichen Umgebung des Fürsten gehörten. Die Illegitimität, von dauernden Gefahren umschwebt, vereinsamt den Herrscher; das ehrenvollste Bündniß, welches er nur irgend schließen kann, ist das mit der höheren geistigen Begabung, ohne Rücksicht auf die Herkunft. Die Liberalität (Miltekeit) der nordischen Fürsten des 13. Jahrhunderts hatte sich auf die Ritter, auf das dienende und singende Adelsvolk beschränkt. Anders der monumental gesinnte, ruhmbegierige italienische Tyrann, der das Talent als solches braucht. Mit dem Dichter oder Gelehrten zusammen fühlt er sich auf einem neuen Boden, ja fast im Besitz einer neuen Legitimität.

Weltbekannt ist in dieser Beziehung der Gewaltherrscher von Verona, Can Grande della Scala, welcher in den ausgezeichneten Verbannten an seinem Hofe ein ganzes Italien beisammen unterhielt [2]). Die Schriftsteller waren dankbar; Petrarca, dessen Besuche an diesen Höfen so strenge Tadler

gefunden haben, schilderte das ideale Bild eines Fürsten des 14. Jahrhunderts [1]). Er verlangt von seinem Adressaten — dem Herrn von Padua — Vieles und Großes, aber auf eine Weise, als traute er es ihm zu. „Du mußt nicht Herr deiner Bürger, sondern Vater des Vaterlandes sein und jene wie deine Kinder lieben, [2]) ja wie Dich selbst, und Du sollst auch ihnen Liebe zu Dir einflößen, nicht Furcht einjagen, denn aus Furcht entsteht Haß. Waffen, Trabanten und Söldner magst du gegen die Feinde wenden — gegen deine Bürger vermagst Du nichts mit einer Leibwache, sondern kommst mit dem bloßen Wohlwollen aus; freilich meine ich nur die Bürger, welche die Erhaltung des Staats wünschen, denn wer täglich auf Veränderungen sinnt, der ist ein Rebell und Staatsfeind." Im Einzelnen folgt nun die echt moderne Fiction der Staatsallmacht; der Fürst soll selbständig, unabhängig von den Hofleuten, dabei aber bescheiden und einfach regieren, für Alles sorgen: Kirchen und öffentliche Gebäude herstellen und unterhalten, die Gassenpolizei aufrecht halten, [3]) Sümpfe austrocknen, über Wein und Getreide wachen; strenge Gerechtigkeit walten lassen, die Steuern so ausschreiben und vertheilen, daß das Volk ihre Nothwendigkeit und das Unbehagen des Herrschers, die Cassen Anderer in Anspruch zu nehmen, erkenne, Hülflose und Kranke unterstützen und ausgezeichneten Gelehrten seinen Schutz und Umgang widmen, indem dieselben für seinen Nachruhm sorgen würden.

Aber welches auch die allgemeinen Lichtseiten und die Verdienste Einzelner gewesen sein mögen, so erkannte oder ahnte doch schon das 14. Jahrhundert die geringe Dauer, die Garantielosigkeit der meisten dieser Tyrannien. Da aus inneren Gründen politische Verfassungen wie diese genau um so viel haltbarer sind, als das Gebiet größer ist, so waren die mächtigeren Gwaltherrschaften stets geneigt, die kleineren

zu verschlingen. Welche Hekatombe kleiner Herrscher ist nur allein den Visconti in dieser Zeit geopfert worden! Dieser äußeren Gefahr aber entsprach gewiß fast jedesmal eine innere Gährung, und die Rückwirkung dieser Lage auf das Gemüth des Herrschers mußte in den meisten Fällen überaus verderblich sein. Die falsche Allmacht, die Aufforderung zum Genuß und zu jeder Art von Selbstsucht von der einen, die Feinde und Verschwörer von der anderen Seite machten ihn fast unvermeidlich zum Tyrannen im übeln Sinne.

Wäre nur wenigstens den eigenen nächsten Blutsverwandten zu trauen gewesen! Allein wo Alles illegitim war, da konnte sich auch kein festes Erbrecht, weder für die Succession in der Herrschaft, noch für die Theilung der Güter bilden, und vollends in drohenden Augenblicken schob den unmündigen oder untüchtigen Fürstensohn ein entschlossener Vetter oder Oheim bei Seite, im Interesse des Hauses selbst. Auch über Ausschluß oder Anerkennung der Bastarde war beständiger Streit. So kam es, daß eine ganze Anzahl dieser Familien mit unzufriedenen, rachsüchtigen Verwandten heimgesucht war; ein Verhältniß, das nicht eben selten in offenen Verrath und in wilden Familienmord ausbrach. Andere, als Flüchtlinge auswärts lebend, fassen sich in Geduld und behandeln auch diese Sachlage objectiv, wie z. B. jener Visconti, der am Gardasee Fischnetze auswarf;[1]) der Bote seines Gegners fragte ihn ganz direkt: wie und wann er wieder nach Mailand zurückzukehren gedenke, und erhielt die Antwort: „auf demselben Wege, auf dem ich herausgegangen bin, aber nicht eher, als bis die Schandthaten Jenes über meine Verbrechen das Uebergewicht erlangt haben werden". Bisweilen opfern auch die Verwandten den regierenden Herrn der allzusehr beleidigten öffentlichen Moral, um dadurch das Gesammthaus zu retten.[2]) Hie und da ruht die Herrschaft noch

so auf der Gesammtfamilie, daß das Haupt an deren Beirath gebunden ist; auch in diesem Falle veranlaßte die Theilung des Besitzes und des Einflusses leicht den bittersten Hader.

Bei den damaligen florentinischen Autoren begegnet man einem durchgehenden tiefen Haß gegen dieses ganze Wesen. Schon das pomphafte Aufziehen, das Prachtkostüm, wodurch die Gewaltherrscher vielleicht weniger ihrer Eitelkeit Genüge thun als vielmehr Eindruck auf die Phantasie des Volkes machen wollten, erweckt ihren ganzen Sarcasmus. Wehe, wenn ihnen gar ein Emporkömmling in die Hände fällt wie der neugebackene Doge Agnello von Pisa (1364), der mit dem goldenen Scepter auszureiten pflegte und sich dann wieder zu Hause am Fenster zeigte „wie man Reliquien zeigt", auf Teppich und Kissen von Goldstoff gelehnt; knieend mußte man ihn bedienen und ihn anreden wie einen Papst oder Kaiser. [1]) Oefter aber reden diese alten Florentiner in einem erhabenen Ernst. Dante [2]) erkennt und benennt vortrefflich das Unadliche, Gemeinverständige der neufürstlichen Hab- und Herrschgier. „Was tönen ihre Posaunen, Schellen, Hörner und Flöten anders als: herbei zu uns, ihr Henker! ihr Raubvögel!" Man malt sich die Burg des Tyrannen hoch und isolirt, voller Kerker und Lauschröhren, [3]) als einen Aufenthalt der Bosheit und des Elends. Andere weissagen Jedem Unglück, der in Tyrannendienste gehe [4]) und bejammern am Ende den Tyrannen selbst, welcher unvermeidlich der Feind aller Guten und Tüchtigen sei, sich auf Niemanden verlassen dürfe und den Unterthanen die Erwartung seines Sturzes auf dem Gesicht lesen könne. „So wie die Tyrannien entstehen, wachsen und sich befestigen, so wächst auch in ihrem Innern verborgen der Stoff mit, welcher ihnen Verwirrung und Untergang bringen muß." [5]) Der tiefste Gegensatz wird nicht deutlich hervorgehoben: Florenz war damals mit der

reichsten Entwicklung der Individualitäten beschäftigt, während die Gewaltherrscher keine andere Individualität gelten und gewähren ließen als die ihrige und die ihrer nächsten Diener. War doch die Controle des einzelnen Menschen bis auf's Paßwesen herab schon völlig durchgeführt. [1])

Das Unheimliche und Gottverlassene dieser Existenz bekam in den Gedanken der Zeitgenossen noch eine besondere Farbe durch den notorischen Sternglauben und Unglauben mancher Herrscher. Als der letzte Carrara in seinem pestverödeten Padua (1405) die Mauern und Thore nicht mehr besetzen konnte, während die Venetianer die Stadt umzingelten, hörten ihn seine Leibwachen oft des Nachts dem Teufel rufen: er möge ihn tödten!

Die vollständigste und belehrendste Ausbildung dieser Tyrannis des 14. Jahrhunderts findet sich wohl unstreitig bei den Visconti in Mailand, von dem Tode des Erzbischofs Giovanni (1354) an. Gleich meldet sich in Bernabò ganz unverkennbar eine Familienähnlichkeit mit den schrecklichsten römischen Imperatoren; [2]) der wichtigste Staatszweck ist die Eberjagd des Fürsten; wer ihm darein greift, wird martervoll hingerichtet; das zitternde Volk muß ihm 5000 Jagdhunde füttern, unter der schärfsten Verantwortlichkeit für deren Wohlbefinden. Die Steuern werden mit allen denkbaren Zwangsmitteln emporgetrieben, sieben Töchter jede mit 100,000 Goldgulden ausgestattet und ein enormer Schatz gesammelt. Beim Tode seiner Gemahlin (1384) erschien eine Notification „an die Unterthanen", sie sollten, wie sonst die Freude, so jetzt das Leid mit ihm theilen und ein Jahr lang Trauer tragen. — Unvergleichlich bezeichnend ist dann der Handstreich, womit ihn sein Neffe Giangaleazzo (1385) in seine Gewalt bekam

eines jener gelungenen Complotte, bei deren Schilderung noch späten Geschichtsschreibern das Herz schlägt.[1] Giangaleazzo nämlich, wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften und seiner Religiosität von seinen Verwandten verachtet, beschloß sich zu rächen, überfiel, unter dem Vorwande einer Wallfahrt die Stadt verlassend, seinen nichtsahnenden Onkel, setzte ihn gefangen, drang mit einem Haufen Bewaffneter in die Stadt, bemächtigte sich der Herrschaft und gab den Palast des Bernabò der Plünderung des Volkes preis.

Bei Giangaleazzo tritt der echte Tyrannensinn für das Colossale gewaltig hervor. Er hat mit Aufwand von 300,000 Goldgulden riesige Dammbauten unternommen, um den Mincio von Mantua, die Brenta von Padua nach Belieben ableiten und diese Städte wehrlos machen zu können;[2] ja es wäre nicht undenkbar, daß er auf eine Trockenlegung der Lagunen von Venedig gesonnen hätte. Er gründete[3] „das wunderbarste aller Klöster“, die Certosa von Pavia, und den Dom von Mailand, „der an Größe und Pracht alle Kirchen der Christenheit übertrifft“; ja vielleicht ist auch der Palast in Pavia, den schon sein Vater Galeazzo begonnen und den er vollendete, weitaus die herrlichste Fürstenresidenz des damaligen Europa's gewesen. Dorthin verlegte er auch seine Bibliothek und die große Sammlung von Reliquien der Heiligen, welchen er eine besondere Art von Glauben widmete.

Bei einem Fürsten von dieser Sinnesart wäre es befremdlich, wenn er nicht auch im politischen Gebiet nach den höchsten Kronen gegriffen hätte. König Wenzel machte ihn (1395) zum Herzog; er aber hatte nichts geringeres als das Königthum von Italien[4] oder die Kaiserkrone im Sinne, als er (1402) erkrankte und starb. Seine sämmtlichen Staaten sollen ihm einst in einem Jahre außer der regelmäßigen Steuer von 1,200,000 Goldgulden noch weitere 800,000 an

außerordentlichen Subsidien bezahlt haben. Nach seinem Tode ging das Reich, das er durch jede Art von Gewaltthaten zusammengebracht, in Stücke, und vor der Hand konnten kaum die älteren Bestandtheile desselben behauptet werden. Was aus seinen Söhnen Giovan Maria († 1412) und Filippo Maria († 1447) geworden wäre, wenn sie in einem andern Lande und ohne von ihrem Hause zu wissen, gelebt hätten, wer weiß es? Doch als Erben dieses Geschlechtes erbten sie auch das ungeheure Capital von Grausamkeit und Feigheit, das sich hier von Generation zu Generation aufgesammelt hatte.

Giovan Maria ist wiederum durch seine Hunde berühmt, aber nicht mehr durch Jagdhunde, sondern durch Thiere, die zum Zerreißen von Menschen abgerichtet waren und deren Eigennamen uns überliefert sind wie die der Bären Kaiser Valentinians I.[1] Als im Mai 1409 während des noch dauernden Krieges das verhungerte Volk ihm auf der Straße zurief: Pace! Pace!, ließ er seine Söldner einhauen, die 200 Menschen tödteten; darauf war bei Galgenstrafe verboten, die Worte Pace und Guerra auszusprechen, und selbst die Priester angewiesen, statt dona nobis pacem, zu sagen tranquillitatem! Endlich benützten einige Verschworene den Augenblick, da der Großcondottiere des wahnsinnigen Herzogs, Facino Cane, todtkrank zu Pavia lag, und machten den Giovan Maria bei der Kirche S. Gottardo in Mailand nieder; der sterbende Facino aber ließ am selbigen Tage seine Officiere schwören, dem Erben Filippo Maria zu helfen, und schlug selber[2] noch vor, seine Gemahlin möge sich nach seinem Tode mit diesem vermählen, wie denn auch baldigst geschah; es war Beatrice di Tenda. Von Filippo Maria wird noch weiter zu reden sein.

Und in solchen Zeiten getraute sich Cola di Rienzi auf den hinfälligen Enthusiasmus der verkommenen Stadtbevölkerung

von Rom eine neue Herrschaft über Italien zu bauen. Neben Herrschern wie jene, die mit gewaltiger Energie nur das praktisch Erreichbare erstreben und dieses dadurch erlangen, daß sie sich jedes, auch des schlechtesten Mittels bedienen, vermag er, der unklare Schwärmer, der seine idealen Gesinnungen durch schreckliche aber energielose Grausamkeiten befleckt, Nichts auszurichten und verschwindet kläglich von der Bühne, auf welcher er stolz zu spielen angefangen hatte.

Drittes Capitel.

Tyrannis des 15. Jahrhunderts.

Die Gewaltherrschaft im 15. Jahrhundert zeigt einen veränderten Charakter. Viele von den kleinen Tyrannen und auch einige von den größeren, wie die Scala und Carrara, sind untergegangen; die mächtigen haben sich arrondirt und innerlich charakteristischer ausgebildet; Neapel erhält durch die neue aragonesische Dynastie eine kräftigere Richtung. Vorzüglich bezeichnend aber ist für dieses Jahrhundert das Streben der Condottieren nach unabhängiger Herrschaft, ja nach Kronen; ein weiterer Schritt auf der Bahn des rein Thatsächlichen und eine hohe Prämie für das Talent wie für die Ruchlosigkeit. Die kleineren Tyrannen, um sich einen Rückhalt zu sichern, gehen jetzt gern in Dienste der größeren Staaten und werden Condottieren derselben, was ihnen etwas Geld und auch wohl Straflosigkeit für manche Missethaten verschafft, vielleicht sogar Vergrößerung ihres Gebietes.[1] Im Ganzen genommen mußten Große und Kleine sich mehr anstrengen, besonnener und berechneter verfahren und sich der gar zu

massenhaften Gräuel enthalten; sie durften überhaupt nur so viel Böses verüben als nachweisbar zu ihren Zwecken diente, — so viel verzieh ihnen auch die Meinung der Unbetheiligten. Von dem Capital von Pietät, welches den legitimen abendländischen Fürstenhäusern zu Statten kam, ist hier keine Spur, höchstens eine Art von hauptstädtischer Popularität; was den Fürsten Italiens wesentlich weiter helfen muß, ist immer Talent und kühle Berechnung. Ein Charakter wie derjenige Carls des Kühnen, der sich mit wüthender Leidenschaft in völlig unpraktische Zwecke hinein verbiß, war den Italienern ein wahres Räthsel. „Die Schweizer seien ja lauter Bauern, und wenn man sie auch alle tödte, so sei dieß doch keine Genugthuung für die burgundischen Magnaten, die im Kampfe umkommen möchten! Besäße auch der Herzog die Schweiz ohne Widerstand, seine Jahreseinkünfte wären deßhalb um keine 5000 Ducaten größer 2c." [1]) Was in Carl Mittelalterliches war, seine ritterlichen Phantasien oder Ideale, dafür hatte Italien längst kein Verständniß mehr. Wenn er aber vollends den Unteranführern Ohrfeigen ertheilte [2]) und sie dennoch bei sich behielt, wenn er seine Truppen mißhandelte, um sie wegen einer Niederlage zu strafen, und dann wieder seine Geheimräthe vor den Soldaten blamirte, — dann mußten ihn die Diplomaten des Südens verloren geben. Ludwig XI. aber, der in seiner Politik die italienischen Fürsten innerhalb ihrer eigenen Art übertrifft, und der vor Allem sich als Bewunderer des Francesco Sforza bekannte, ist im Gebiet der Bildung durch seine vulgäre Natur weit von jenen Herrschern geschieden.

In ganz merkwürdiger Mischung liegt Gutes und Böses in den italienischen Staaten des 15. Jahrhunderts durcheinander. Die Persönlichkeit der Fürsten wird eine so durchgebildete, eine oft so hochbedeutende, für ihre Lage und

Aufgabe so charakteristische,[1]) daß das sittliche Urtheil schwer zu seinem Rechte kommt.

Grund und Boden der Herrschaft sind und bleiben illegitim und ein Fluch haftet daran und will nicht davon weichen. Kaiserliche Gutheißungen und Belehnungen ändern dieß nicht, weil das Volk keine Notiz davon nimmt, wenn seine Herrscher sich irgendwo in fernen Landen oder von einem durchreisenden Fremden ein Stück Pergament gekauft haben.[2]) Wären die Kaiser etwas nütze gewesen, so hätten sie die Gewaltherren gar nicht emporkommen lassen, — so lautete die Logik des unwissenden Menschenverstandes. Seit dem Römerzuge Carl's IV. haben die Kaiser in Italien nur noch den ohne sie entstandenen Gewaltzustand sanctionirt, ohne ihn jedoch im Geringsten anders als durch Urkunden garantiren zu können. Carls ganzes Auftreten in Italien bei seinem zweimaligen Aufenthalte 1354 und 1368 ist eine der schmählichsten politischen Comödien; man mag im Matteo Villani[3]) nachlesen, wie ihn die Visconti in ihrem Gebiete herum und endlich daraus weg escortiren, wie er eilt gleich einem Meßkaufmann, um nur recht bald für seine Waare, die Privilegien, Geld zu erhalten, wie kläglich er in Rom auftritt, und wie er endlich, ohne einen Schwertstreich gethan zu haben, mit seinem vollen Geldsack wieder über die Alpen zieht. Trotzdem knüpfte sich bei patriotischen Schwärmern und Dichtern, die der vergangenen Größe zugewendet waren, an sein Erscheinen manche Hoffnung, die freilich dann durch sein jämmerliches Auftreten zerstört wurde. Petrarca, der in häufigen Briefen den Kaiser ermahnt hatte über die Alpen zu kommen, um Rom seine Größe wieder zu verschaffen und ein neues Weltreich zu errichten, hoffte nun, als der Kaiser, freilich ohne an jene hochfliegenden Pläne zu denken, nach Italien gekommen war, seine Träume verwirklicht zu sehen und ermüdete nicht

durch mündliche und schriftliche Ermahnungen dem Kaiser seine Gedanken einzuschärfen, wandte sich aber endlich von ihm ab, als er durch Carls Unterwerfung unter den Papst das kaiserliche Ansehn beschimpft glaubte. [1])

Sigismund kam wenigstens das erstemal (1414) in der guten Absicht, Johann XXIII. zur Theilnahme an seinem Concil zu bewegen; damals war es, als Kaiser und Papst auf dem hohen Thurme von Cremona das Panorama der Lombardei genossen, während ihren Wirth, den Stadttyrannen Gabrino Fondolo, das Gelüste ankam, beide hinunter zu werfen. Das zweitemal erschien Sigismund völlig als Abenteurer, der das ihm zustehende kaiserliche Recht allein dadurch ausübte, daß er den Beccadelli zum Dichter krönte; mehr als ein halbes Jahr hindurch saß er in Siena, wie in einem Schuldgefängniß und konnte nachher nur mit Noth zur Krönung in Rom gelangen.

Was soll man vollends von Friedrich III. denken? Seine Besuche in Italien haben den Charakter von Ferien- oder Erholungsreisen auf Unkosten derer, die ihre Rechte von ihm verbrieft haben wollten, oder solcher, denen es schmeichelte, einen Kaiser recht pomphaft zu bewirthen. So verhielt es sich mit Alfons von Neapel, der sich den kaiserlichen Besuch 150,000 Goldgulden kosten ließ. [2]) In Ferrara [3]) hat Friedrich bei seiner zweiten Rückkehr von Rom (1469) einen ganzen Tag lang, ohne das Zimmer zu verlassen, lauter Beförderungen, achtzig an der Zahl, ausgespendet; da ernannte er cavalieri, dottori, conti, Notare, und zwar conti mit verschiedenen Schattirungen, als da waren: conte palatino, conte mit dem Recht dottori, bis auf fünf zu ernennen, conte mit dem Recht Bastarde zu legitimiren, Notare zu creiren, unehrliche Notare ehrlich zu erklären u. s. w. Nur verlangte sein Kanzler für die Ausfertigung der betreffenden Urkunden eine Erkenntlich-

keit, die man in Ferrara etwas stark fand.[1]) Was der bei dieser Gelegenheit gegen 4000 Goldgulden jährlicher Abgabe selbst zum Herzog von Modena und Reggio erhobene Borso dabei dachte, als sein kaiserlicher Gönner dergestalt urkundete und der ganze kleine Hof sich mit Titeln versah, wird nicht gemeldet. Die Humanisten, welche damals das große Wort führten, waren je nach den Interessen getheilt. Während die einen[2]) den Kaiser mit dem conventionellen Jubel der Dichter des kaiserlichen Roms feiern, weiß Poggio[3]) gar nicht mehr, was die Krönung eigentlich sagen soll; bei den Alten sei ja nur ein siegreicher Imperator gekrönt worden und zwar mit dem Lorbeer.[4])

Mit Maximilian I. beginnt dann eine neue kaiserliche Politik gegen Italien, in Verbindung mit der allgemeinen Intervention fremder Völker. Der Anfang — die Belehnung des Lodovico Moro unter Beseitigung seines unglücklichen Neffen — war nicht von der Art, welche Segen bringt. Nach der modernen Interventionstheorie darf, wenn Zweie ein Land zerreißen wollen, auch ein Dritter kommen und mithalten, und so konnte auch das Kaiserthum sein Stück begehren. Aber von Recht u. dgl. mußte man nicht mehr reden. Als Ludwig XII. (1502) in Genua erwartet wurde, als man den großen Reichsadler von der Fronte des Hauptsaales im Dogenpalast wegtilgte und alles mit Lilien bemalte, frug der Geschichtsschreiber Senarega[5]) überall herum, was jener bei so vielen Revolutionen stets geschonte Adler eigentlich bedeute und was für Ansprüche das Reich auf Genua habe? Niemand wußte etwas anderes als die alte Rede: Genua sei eine camera imperii. Niemand wußte überhaupt in Italien irgend welchen sicheren Bescheid über solche Fragen. Erst als Carl V. Spanien und das Reich zusammen besaß, konnte er mit spanischen Kräften auch kaiserliche Ansprüche durchsetzen. Aber

was er so gewann, kam bekanntlich nicht dem Reiche, sondern der spanischen Macht zu Gute.

Mit der politischen Illegitimität der Dynasten des 15. Jahrhunderts hing wiederum zusammen die Gleichgültigkeit gegen die legitime Geburt, welche den Ausländern, z. B. einem Comines, so sehr auffiel. Sie ging gleichsam mit in den Kauf. Während man im Norden, im Haus Burgund etwa, den Bastarden eigene, bestimmt abgegrenzte Apanagen, Bisthümer u. dgl. zuwies, während in Portugal eine Bastardlinie sich nur durch die größte Anstrengung auf dem Throne behauptete, war in Italien kein fürstliches Haus mehr, welches nicht in der Hauptlinie irgend eine unechte Descendenz gehabt und ruhig geduldet hätte. Die Aragonesen von Neapel waren die Bastardlinie des Hauses, denn Aragon selbst erbte der Bruder von Alfons I. Der große Federigo von Urbino war vielleicht überhaupt kein Montefeltro. Als Pius II. zum Congreß von Mantua (1459) reiste, ritten ihm bei der Einholung in Ferrara ihrer acht Bastarde vom Haus Este entgegen,[1]) darunter der regierende Herzog Borso selbst und zwei uneheliche Söhne seines ebenfalls unehelichen Bruders und Vorgängers Leonello. Letzterer hatte außerdem eine rechtmäßige Gemahlin gehabt, und zwar eine uneheliche Tochter Alfons I. von Neapel von einer Africanerin.[2]) Die Bastarde wurden auch schon deshalb öfter zugelassen, weil die ehelichen Söhne minorenn und die Gefahren dringend waren; es trat eine Art von Seniorat ein ohne weitere Rücksicht auf echte oder unechte Geburt. Die Zweckmäßigkeit, die Geltung des Individuums und seines Talentes sind hier überall mächtiger als die Gesetze und Bräuche des sonstigen Abendlandes. War es doch die Zeit, da die Söhne der Päpste sich Fürstenthümer gründeten!

Im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der Fremden und der beginnenden Gegenreformation wurde die ganze Angelegenheit strenger angesehen; Varchi findet, die Succession der ehelichen Söhne sei „von der Vernunft geboten und von ewigen Zeiten her der Wille des Himmels“.[1] Cardinal Ippolito Medici gründete sein Anrecht auf die Herrschaft über Florenz darauf, daß er aus einer vielleicht rechtmäßigen Ehe entsproßt, oder doch wenigstens Sohn einer Adligen und nicht (wie der Herzog Alessandro) einer Dienstmagd sei.[2] Jetzt beginnen auch die morganatischen Gefühlsehen, welche im 15. Jahrhundert aus sittlichen und politischen Gründen kaum einen Sinn gehabt hätten.

Die höchste und meistbewunderte Form der Illegitimität ist aber im 15. Jahrhundert der Condottiere, der sich — welches auch seine Abkunft sei — ein Fürstenthum erwirbt. Im Grunde war schon die Besitznahme von Unteritalien durch die Normannen im 11. Jahrhundert nichts anderes gewesen; jetzt aber begannen Projecte dieser Art die Halbinsel in dauernder Unruhe zu erhalten.

Die Festsetzung eines Soldführers als Landesherrn konnte auch ohne Usurpation geschehen, wenn ihn der Brodherr aus Mangel an Geld und Leuten mit einem Landgeschenk abfand;[3] ohnehin bedurfte der Condottiere, selbst wenn er für den Augenblick seine meisten Leute entließ, eines sichern Ortes, wo er Winterquartier halten und die nothwendigsten Vorräthe bergen konnte. Das erste Beispiel eines so ausgestatteten Bandenführers ist John Hawkwood, welcher von Papst Gregor XI. Bagnacavallo und Cotignola erhielt.[4] Als aber mit Alberigo da Barbiano italienische Heere und Heerführer auf den Schauplatz traten, da kam auch die Gelegenheit viel näher, Fürstenthümer zu erwerben, oder, wenn der Condottiere schon irgendwo Gewaltherrscher war, das ererbte zu vergrößern. Das erste

große Bacchanal dieser soldatischen Herrschbegier wurde gefeiert in dem Herzogthum Mailand nach dem Tode des Giangaleazzo (1402); die Regierung seiner beiden Söhne (S. 14) ging hauptsächlich mit der Vertilgung dieser kriegerischen Tyrannen dahin, und der größte derselben, Facino Cane, wurde sammt seiner Wittwe, sammt einer Reihe von Städten und 400,000 Goldgulden ins Haus geerbt; überdieß zog Beatrice di Tenda (S. 14) die Soldaten ihres ersten Gemahls nach sich.[1]) Von dieser Zeit an bildete sich dann jenes über alle Maßen unmoralische Verhältniß zwischen den Regierungen und ihren Condottieren aus, welches für das 15. Jahrhundert charakteristisch ist. Eine alte Anekdote,[2]) von jenen, die nirgends und doch überall wahr sind, schildert dasselbe ungefähr so: Einst hatten die Bürger einer Stadt — es soll Siena gemeint sein — einen Feldherrn, der sie von feindlichem Druck befreit hatte; täglich beriethen sie, wie er zu belohnen sei, und urtheilten, keine Belohnung, die in ihren Kräften stände, wäre groß genug, selbst nicht wenn sie ihn zum Herrn der Stadt machten. Endlich erhob sich Einer und meinte: Laßt uns ihn umbringen und dann als Stadtheiligen anbeten. Und so sei man mit ihm verfahren ungefähr wie der römische Senat mit Romulus. In der That hatten sich die Condottieren vor Niemand mehr zu hüten als vor ihren Brodherren; kämpften sie mit Erfolg, so waren sie gefährlich und wurden aus der Welt geschafft wie Roberto Malatesta gleich nach dem Siege, den er für Sixtus IV. erfochten (1482); beim ersten Unglück aber rächte man sich bisweilen an ihnen, wie die Venezianer an Carmagnola (1432).[3]) Es zeichnet die Sachlage in moralischer Beziehung, daß die Condottieren oft Weib und Kind als Geißeln geben mußten und dennoch weder Zutrauen genossen noch selber empfanden. Sie hätten Heroen der Entsagung, Charaktere wie Belisar sein müssen,

wenn sich der tiefste Haß nicht in ihnen hätte sammeln sollen; nur die vollkommenste innere Güte hätte sie davon abhalten können, absolute Frevler zu werden. Und als solche, voller Hohn gegen das Heilige, voller Grausamkeit und Verrath gegen die Menschen, lernen wir manche von ihnen kennen, fast lauter Leute, denen es nichts ausmachte, im päpstlichen Banne zu sterben. Zugleich aber entwickelt sich in manchen die Persönlichkeit, das Talent, bis zur höchsten Virtuosität und wird auch in diesem Sinne von den Soldaten anerkannt und bewundert; es sind die ersten Armeen der neueren Geschichte, in denen der persönliche Credit des Anführers ohne weitere Nebengedanken die bewegende Kraft ist. Glänzend zeigt sich dieß z. B. im Leben des Francesco Sforza;[1]) da ist kein Standesvorurtheil, das ihn hätte hindern können, die allerindividuellste Popularität bei jedem Einzelnen zu erwerben und in schwierigen Augenblicken gehörig zu benützen; es kam vor, daß die Feinde bei seinem Anblick die Waffen weglegten und mit entblößtem Haupt ihn ehrerbietig grüßten, weil ihn jeder für den gemeinsamen „Vater der Kriegerschaft" hielt.

Dieses Geschlecht Sforza gewährt überhaupt das Interesse, daß man die Vorbereitung auf das Fürstenthum von Anfang an glaubt durchschimmern zu sehen.[2]) Das Fundament dieses Glückes bildete die große Fruchtbarkeit der Familie; Francesco's bereits hochberühmter Vater Jacopo hatte zwanzig Geschwister, alle rauh erzogen in Cotignola bei Faenza, unter dem Eindruck einer jener endlosen romagnolischen Vendetten zwischen ihnen und dem Hause der Pasolini. Die ganze Wohnung war lauter Arsenal und Wachtstube, auch Mutter und Töchter völlig kriegerisch. Schon im dreizehnten Jahre ritt Jacopo heimlich von dannen, zunächst nach Panicale zum päpstlichen Condottiere Boldrino, demselben, welcher dann noch im Tode seine Schaar anführte, indem die Parole von einem fahnen-

umsteckten Zelte aus gegeben wurde, in welchem der einbalsamirte Leichnam lag — bis sich ein würdiger Nachfolger fand. Jacopo, als er in verschiedenen Diensten allmählich emporkam, zog auch seine Angehörigen nach sich und genoß durch dieselben die nämlichen Vortheile, die einem Fürsten eine zahlreiche Dynastie verleiht. Diese Verwandten sind es, welche die Armee beisammen halten, während er im Castel dell' uovo zu Neapel liegt; seine Schwester nimmt eigenhändig die königlichen Unterhändler gefangen und rettet ihn durch dieses Pfand vom Tode.

Es deutet schon auf Absichten von Dauer und Tragweite, daß Jacopo in Geldsachen äußerst zuverlässig war und deshalb auch nach Niederlagen Credit bei den Banquiers fand; daß er überall die Bauern gegen die Licenz der Soldaten schützte und die Zerstörung eroberter Städte nicht liebte; vollends aber, daß er seine ausgezeichnete Concubine Lucia (die Mutter Francesco's) an einen Andern verheirathete, um für einen fürstlichen Ehebund verfügbar zu bleiben. Auch die Vermählungen seiner Verwandten unterlagen einem gewissen Plane. Von der Gottlosigkeit und dem wüsten Leben seiner Fachgenossen hielt er sich ferne; die drei Lehren, womit er seinen Francesco in die Welt sandte, lauten: rühre keines Andern Weib an; schlage keinen von deinen Leuten, oder, wenn es geschehen, schicke ihn weit fort; endlich: reite kein hartmäuliges Pferd und keines, das gerne die Eisen verliert. Vor Allem aber besaß er die Persönlichkeit, wenn nicht eines großen Feldherrn, doch eines großen Soldaten, einen mächtigen, allseitig geübten Körper, ein populäres Bauerngesicht, ein wunderwürdiges Gedächtniß, das alle Soldaten, alle ihre Pferde und ihre Soldverhältnisse von vielen Jahren her kannte und aufbewahrte. Seine Bildung war nur italienisch; alle Muße aber wandte er auf Kenntniß der Geschichte und

ließ griechische und lateinische Autoren für seinen Gebrauch übersetzen.

Francesco, sein noch ruhmvollerer Sohn, hat von Anfang an deutlich nach einer großen Herrschaft gestrebt und das gewaltige Mailand durch glänzende Heerführung und unbedenklichen Verrath auch erhalten (1447—1450).

Sein Beispiel lockte. Aeneas Sylvius [1]) schrieb um diese Zeit: „in unserm veränderungslustigen Italien, wo nichts fest steht und keine alte Herrschaft existirt, können leicht aus Knechten Könige werden." Einer aber, der sich selber „den Mann der Fortuna" nannte, beschäftigte damals vor allen die Phantasie des ganzen Landes: Giacomo Piccinino, der Sohn des Nicolò. Es war eine offene und brennende Frage: ob auch ihm die Gründung eines Fürstenthums gelingen werde oder nicht? Die größeren Staaten hatten ein einleuchtendes Interesse es zu verhindern, und auch Francesco Sforza fand, es wäre vortheilhaft, wenn die Reihe der souverän gewordenen Soldführer mit ihm selber abschlösse. Aber die Truppen und Hauptleute, die man gegen Piccinino absandte, als er z. B. Siena hatte für sich nehmen wollen, erkannten [2]) ihr eigenes Interesse darin, ihn zu halten: „Wenn es mit ihm zu Ende ginge, dann könnten wir wieder den Acker bauen." Während sie ihn in Orbetello eingeschlossen hielten, verproviantirten sie ihn zugleich, und er kam auf das Ehrenvollste aus der Klemme. Endlich aber entging er seinem Verhängniß doch nicht. Ganz Italien wettete, was geschehen werde, als er (1465) von einem Besuch bei Sforza in Mailand nach Neapel zum König Ferrante reiste. Trotz aller Bürgschaften und hohen Verbindungen ließ ihn dieser im Castell nuovo ermorden. [3]) Auch die Condottieren, welche ererbte Staaten besaßen, fühlten sich doch nie sicher; als Roberto Malatesta und Federigo von Urbino (1482) an Einem Tage,

jener in Rom, dieser in Bologna starben, fand es sich, daß Jeder im Sterben dem Andern seinen Staat empfehlen ließ![1]) Gegen einen Stand, der sich so Vieles erlaubte, schien Alles erlaubt. Francesco Sforza war noch ganz jung mit einer reichen calabresischen Erbin, Polissena Ruffa, Gräfin von Montalto, verheirathet worden, welche ihm ein Töchterchen gebar; eine Tante vergiftete die Frau und das Kind und zog die Erbschaft an sich.[2])

Vom Untergang Piccinino's an galt das Aufkommen von neuen Condottierenstaaten offenbar als ein nicht mehr zu duldender Scandal; die vier „Großstaaten" Neapel, Mailand, der Kirchenstaat und Venedig schienen ein System des Gleichgewichtes zu bilden, welches keine jener Störungen mehr vertrug. Im Kirchenstaat, wo es von kleinen Tyrannen wimmelte, die zum Theil Condottieren gewesen oder es noch waren, bemächtigten sich seit Sixtus IV. die Nepoten des Alleinrechtes auf solche Unternehmungen. Aber die Dinge brauchten nur irgendwo in's Schwanken zu gerathen, so meldeten sich auch die Condottieren wieder. Unter der kläglichen Regierung Innocenz' VIII. war es einmal nahe daran, daß ein früher in burgundischen Diensten gewesener Hauptmann Boccalino sich mitsammt der Stadt Osimo, die er für sich genommen, den Türken übergeben hätte;[3]) man mußte froh sein, daß er sich auf Vermittlung des Lorenzo magnifico hin mit Geld abfinden ließ und abzog. Im Jahre 1495, bei der Erschütterung aller Dinge in Folge des Krieges Carls VIII., versuchte sich ein Condottiere Vidovero von Brescia;[4]) er hatte schon früher die Stadt Cesena durch Mord vieler Edeln und Bürger eingenommen, aber das Castell hielt sich, und er mußte wieder fort; jetzt, begleitet von einer Truppe, die ihm ein anderer böser Bube, Pandolfo Malatesta von Rimini, Sohn des erwähnten Roberto und venezianischer Condottiere,

abgetreten, nahm er dem Erzbischof von Ravenna die Stadt Castelnuovo ab. Die Venezianer, welche Größeres besorgten und ohnehin vom Papst gedrängt wurden, befahlen dem Pandolfo „wohlmeinend", den guten Freund bei Gelegenheit zu verhaften; es geschah, obwohl „mit Schmerzen", worauf die Ordre kam, ihn am Galgen sterben zu lassen. Pandolfo hatte die Rücksicht, ihn erst im Gefängniß zu erdrosseln und dann dem Volk zu zeigen. — Das letzte bedeutendere Beispiel solcher Usurpationen ist der berühmte Castellan von Musso, der bei der Verwirrung im Mailändischen nach der Schlacht bei Pavia (1525) seine Souveränetät am Comersee improvisirte.

Viertes Capitel.

Die kleinen Tyrannien.

Im Allgemeinen läßt sich von den Gewaltherrschern des 15. Jahrhunderts sagen, daß die schlimmsten Dinge in den kleineren und kleinsten Herrschaften am meisten sich häuften. Namentlich lagen hier für zahlreiche Familien, deren einzelne Mitglieder alle ranggemäß leben wollten, die Erbstreitigkeiten nahe; Bernardo Varano von Camerino schaffte (1434) zwei Brüder aus der Welt,[1]) weil seine Söhne mit deren Erbe ausgestattet sein wollten. Wo ein bloßer Stadtherrscher sich auszeichnet durch praktische, gemäßigte, unblutige Regierung und Eifer für die Cultur zugleich, da wird es in der Regel ein solcher sein, der zu einem großen Hause gehört oder von der Politik eines solchen abhängt. Dieser Art war z. B. Alessandro Sforza,[2]) Fürst von Pesaro, Bruder des großen Francesco und Schwiegervater des Federigo von Urbino

(† 1473). Als guter Verwalter, als gerechter und zugänglicher Regent genoß er nach langem Kriegsleben eine ruhige Regierung, sammelte eine herrliche Bibliothek und brachte seine Muße mit gelehrten und frommen Gesprächen zu. Auch Giovanni II. Bentivoglio von Bologna (1462—1506), dessen Politik von der der Este und Sforza bedingt war, läßt sich hieher zählen. Welche blutige Verwilderung dagegen finden wir in den Häusern der Varanni von Camerino, der Malatesta von Rimini, der Manfreddi von Faenza, vor Allem der Baglioni von Perugia. Ueber die Ereignisse im Hause der letzteren gegen Ende des 15. Jahrhunderts sind wir durch ausgezeichnete Geschichtsquellen — die Chroniken des Graziani und des Matarazzo [1]) — besonders anschaulich unterrichtet.

Die Baglionen, von denen man sagte, sie würden mit dem Schwerte zur Seite geboren, waren eines von jenen Häusern, deren Herrschaft sich nicht zu einem förmlichen Fürstenthum durchgebildet hatte, sondern mehr nur in einem städtischen Primat bestand und auf großem Familienreichthum und thatsächlichem Einfluß auf die Aemterbesetzung beruhte. Innerhalb der Familie wurde Einer als Gesammtoberhaupt anerkannt; doch herrschte tiefer, verborgener Haß zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Zweige. Ihnen gegenüber hielt sich eine gegnerische Adelspartei unter Anführung der Familie Oddi; Alles ging (um 1487) in Waffen und alle Häuser der Großen waren voller Bravi; täglich gab es Gewaltthaten; bei Anlaß der Beerdigung eines ermordeten deutschen Studenten stellten sich zwei Collegien in Waffen gegeneinander auf; ja bisweilen lieferten sich die Bravi verschiedener Häuser Schlachten auf offener Piazza. Vergebens jammerten Kaufleute und Handwerker; die päpstlichen Governatoren und Nepoten schwiegen oder machten sich bald wieder davon. Endlich müssen die Oddi Perugia verlassen, und nun wird die

Stadt eine belagerte Feste unter der vollendeten Gewaltherrschaft der Baglionen, welchen auch der Dom als Caserne dienen muß. Complotten und Ueberfällen wird mit furchtbarer Rache begegnet; nachdem man (im J. 1491) 130 Eingedrungene zusammengehauen und am Staatspalast gehängt, wurden auf der Piazza 35 Altäre errichtet und drei Tage lang Messen gelesen und Processionen gehalten, um den Fluch von der Stätte wegzunehmen. Ein Nepot Innocenz' VIII. wurde am hellen Tage auf der Gasse erstochen, einer Alexanders VI., der abgesandt war, um zu schlichten, erntete nichts als offenen Hohn. Dafür hatten die beiden Häupter des regierenden Hauses, Guido und Ridolfo, häufige Unterredungen mit der heiligen wunderthätigen Dominicanernonne Suor Colomba von Rieti, welche unter Androhung großen künftigen Unheils zum Frieden rieth, natürlich vergebens. Immerhin macht der Chronist bei diesem Anlaß aufmerksam auf die Andacht und Frömmigkeit der besseren Peruginer in diesen Schreckensjahren. Während (1494) Carl VIII. heranzog, führten die Baglionen und die in und um Assisi gelagerten Verbannten einen Krieg von solcher Art, daß im Thal alle Gebäude dem Boden gleich gemacht wurden, die Felder unbebaut lagen, die Bauern zu kühnen Räubern und Mördern verwilderten, und Hirsche und Wölfe das emporwuchernde Gestrüpp bevölkerten, wo letztere sich an den Leichen der Gefallenen, an „Christenfleisch", gütlich thaten. Als Alexander VI. vor dem von Neapel zurückkehrenden Carl VIII. (1495) nach Umbrien entwich, fiel es ihm in Perugia ein, er könnte sich der Baglionen auf immer entledigen; er schlug dem Guido irgend ein Fest, ein Turnier oder etwas dergleichen vor, um sie irgendwo alle beisammen zu haben, aber Guido war der Meinung, „das allerschönste Schauspiel wäre, alle bewaffnete Mannschaft von Perugia beisammen zu sehen", worauf der Papst seinen Plan

fallen ließ. Bald darauf machten die Verbannten wieder einen Ueberfall, bei welchem nur der persönlichste Heldenmuth der Baglionen den Sieg gewann. Da wehrte sich auf der Piazza der achtzehnjährige Simonetto Baglione mit Wenigen gegen mehrere Hunderte und stürzte mit mehr als zwanzig Wunden, erhob sich aber wieder, als ihm Astorre Baglione zu Hülfe kam, hoch zu Roß in vergoldeter Eisenrüstung mit einem Falken auf dem Helm: „dem Mars vergleichbar an Anblick und an Thaten sprengte er in das Gewühl".

Damals war Rafael als zwölfjähriger Knabe in der Lehre bei Pietro Perugino. Vielleicht sind Eindrücke dieser Tage verewigt in den frühen kleinen Bildchen des heil. Georg und des heil. Michael; vielleicht lebt noch etwas davon unvergänglich fort in dem großen St. Michaelsbilde, und wenn irgendwo Astorre Baglione seine Verklärung gefunden hat, so ist es geschehen in der Gestalt des himmlischen Reiters im Heliodor.

Die Gegner waren theils umgekommen, theils in panischem Schrecken gewichen und fortan keines solchen Angriffes mehr fähig. Nach einiger Zeit wurde ihnen eine partielle Versöhnung und Rückkehr gewährt. Aber Perugia wurde nicht sicherer noch ruhiger; die innere Zwietracht des herrschenden Hauses brach jetzt in entsetzlichen Thaten aus. Gegenüber Guido, Ridolfo und ihren Söhnen Gianpaolo, Simonetto, Astorre, Gismondo, Gentile, Marcantonio u. A. thaten sich zwei Großneffen, Grifone und Carlo Barciglia zusammen; letzterer zugleich Neffe des Fürsten Varano von Camerino und Schwager eines der früheren Verbannten, Jeronimo dalla Penna. Vergebens bat Simonetto, der schlimme Ahnungen hatte, seinen Oheim kniefällig, diesen Penna tödten zu dürfen, Guido versagte es ihm. Das Complott reifte plötzlich bei der Hochzeit des Astorre mit der Lavinia Colonna, Mitte Som-

mers 1500. Das Fest nahm seinen Anfang und dauerte einige Tage unter düsteren Anzeichen, deren Zunahme bei Matarazzo vorzüglich schön geschildert ist. Der anwesende Varano trieb sie zusammen; in teuflischer Weise wurde dem Grifone die Alleinherrschaft und ein erdichtetes Verhältniß seiner Gemahlin Zenobia mit Gianpaolo vorgespiegelt und endlich jedem Verschworenen sein bestimmtes Opfer zugetheilt. (Die Baglionen hatten lauter geschiedene Wohnungen, meist an der Stelle des jetzigen Castells.) Von den vorhandenen Bravi bekam jeder 15 Mann mit; der Rest wurde auf Wachen ausgestellt. In der Nacht vom 15. Juli wurden die Thüren eingerannt und der Mord an Guido, Astorre, Simonetto und Gismondo vollzogen; die Anderen konnten entweichen.

Als Astorre's Leiche mit der des Simonetto auf der Gasse lag, verglichen ihn die Zuschauer „und besonders die fremden Studenten“ mit einem alten Römer; so würdig und groß war der Anblick; in Simonetto fanden sie noch das Trotzigkühne, als hätte ihn selbst der Tod nicht gebändigt. Die Sieger gingen bei den Freunden der Familie herum und wollten sich empfehlen, fanden jedoch Alles in Thränen und mit der Abreise auf die Landgüter beschäftigt. Aber die entronnenen Baglionen sammelten draußen Mannschaft und drangen, Gianpaolo an der Spitze, des folgenden Tages in die Stadt, wo andere Anhänger, so eben von Barciglia mit dem Tode bedroht, schleunig zu ihm stießen; als bei S. Ercolano Grifone in seine Hände fiel, überließ er es seinen Leuten, ihn niederzumachen; Barciglia und Penna aber flüchteten sich nach Camerino zum Hauptanstifter des Unheils, Varano; in einem Augenblick, fast ohne Verlust, war Gianpaolo Herr der Stadt.

Atalanta, Grifone's noch schöne und junge Mutter, die sich Tags zuvor sammt seiner Gattin Zenobia und zwei Kin-

dern Gianpaolo's auf ein Landgut zurückgezogen und den ihr nacheilenden Sohn mehrmals mit ihrem Mutterfluche von sich gewiesen hatte, kam jetzt mit der Schwiegertochter herbei und suchte den sterbenden Sohn. Alles wich vor den beiden Frauen auf die Seite; Niemand wollte als der erkannt sein, der den Grifone erstochen hätte, um nicht die Verwünschung der Mutter auf sich zu ziehen. Aber man irrte sich; sie selber beschwor den Sohn, denjenigen zu verzeihen, welche die tödtlichen Streiche geführt, und er verschied unter ihren Segnungen. Ehrfurchtsvoll sahen die Leute den beiden Frauen nach, als sie in ihren blutigen Kleidern über den Platz schritten. Diese Atalanta ist es, für welche später Rafael die weltberühmte Grablegung gemalt hat. Damit legte sie ihr eigenes Leid dem höchsten und heiligsten Mutterschmerz zu Füßen.

Der Dom, welcher das meiste von dieser Tragödie in seiner Nähe gesehen, wurde mit Wein abgewaschen und neu geweiht. Noch immer stand von der Hochzeit her der Triumphbogen, bemalt mit den Thaten Astorre's und mit den Lobversen dessen, der uns dieses Alles erzählt, des guten Matarazzo.

Es entstand eine ganz sagenhafte Vorgeschichte der Baglionen, welche nur ein Reflex dieser Gräuel ist. Alle von diesem Hause seien von jeher eines bösen Todes gestorben, einst 27 miteinander; schon einmal seien ihre Häuser geschleift und mit den Ziegeln davon die Gassen gepflastert worden u. dgl. Unter Paul III. trat dann die Schleifung ihrer Paläste wirklich ein.[1])

Einstweilen aber scheinen sie gute Vorsätze gefaßt, in ihrer eigenen Partei Ordnung geschafft und die Beamten gegen die adligen Bösewichter geschützt zu haben. Allein der Fluch brach später doch wieder wie ein nur scheinbar gedämpfter Brand hervor; Gianpaolo wurde unter Leo X. 1520 nach Rom gelockt und enthauptet; der eine seiner Söhne, Orazio, der

Perugia nur zeitweise und unter den gewaltsamsten Umständen besaß, nämlich als Parteigänger des ebenfalls von den Päpsten bedrohten Herzogs von Urbino, wüthete noch einmal im eignen Hause auf das Gräßlichste. Ein Oheim und drei Vettern wurden ermordet, worauf ihm der Herzog sagen ließ, es sei jetzt genug.[1]) Sein Bruder Malatesta Baglione ist der florentinische Feldherr, welcher durch den Verrath von 1530 unsterblich geworden, und dessen Sohn Ridolfo ist jener letzte des Hauses, welcher in Perugia durch Ermordung des Legaten und der Beamten im Jahr 1534 eine nur kurze aber schreckliche Herrschaft übte.

Den Gewaltherrschern von Rimini werden wir noch hie und da begegnen. Frevelmuth, Gottlosigkeit, kriegerisches Talent und höhere Bildung sind selten so in einem Menschen vereinigt gewesen wie in Sigismondo Malatesta († 1467).[2]) Aber wo die Missethaten sich häufen, wie in diesem Hause geschah, da gewinnen sie das Schwergewicht auch über alles Talent und ziehen die Tyrannen in den Abgrund. Der schon erwähnte Pandolfo, Sigismondo's Enkel, hielt sich nur noch, weil Venedig seinen Condottiere trotz aller Verbrechen nicht wollte fallen lassen; als ihn seine Unterthanen (1497) aus hinreichenden Gründen[3]) in seiner Burg zu Rimini bombardirten und dann entwischen ließen, führte ein venezianischer Commissär den mit Brudermord und allen Gräueln Befleckten wieder zurück. Nach drei Jahrzehnten waren die Malatesten arme Verbannte. Die Zeit um 1527 war, wie die des Cesare Borgia, eine Epidemie für diese kleinen Dynastien, nur sehr wenige überlebten sie und nicht einmal zu ihrem Glück. In Mirandola, wo kleine Fürsten aus dem Hause Pico herrschten, saß im Jahr 1533 ein armer Gelehrter, Lilio Gregorio Giraldi, der aus der Verwüstung von Rom sich an den gast-

lichen Heerd des hochbejahrten Giovan Francesco Pico (Neffen des berühmten Giovanni) geflüchtet hatte; bei Anlaß ihrer Besprechungen über das Grabmal, welches der Fürst für sich bereiten wollte, entstand eine Abhandlung, [1]) deren Dedication vom April jenes Jahres datirt ist. Aber wie wehmüthig lautet die Nachschrift: „im Oct. desselben Jahres ist der unglückliche Fürst durch nächtlichen Mord von seinem Brudersohn des Lebens und der Herrschaft beraubt worden, und ich selber bin in tiefem Elend kaum mit dem Leben davongekommen."

Eine charakterlose Halbtyrannie, wie sie Pandolfo Petrucci seit den 1490er Jahren in dem von Factionen zerrissenen Siena ausübte, ist kaum der näheren Betrachtung werth. Unbedeutend und böse, regierte er mit Hülfe eines Professors der Rechte und eines Astrologen und verbreitete hie und da einigen Schrecken durch Mordthaten. Sein Sommervergnügen war, Steinblöcke vom Monte Amiata hinunter zu rollen, ohne Rücksicht darauf, was und wen sie trafen. Nachdem ihm gelingen mußte, was den Schlausten mißlang — er entzog sich den Tücken des Cesare Borgia — starb er doch später verlassen und verachtet. Seine Söhne aber hielten sich noch lange mit einer Art von Halbherrschaft.

Fünftes Capitel.

Die größeren Herrscherhäuser.

Von den wichtigeren Dynastien sind die Aragonesen gesondert zu betrachten. Das Lehnswesen, welches hier seit der Normannenzeit als Grundherrschaft der Barone fortdauert, färbt schon den Staat eigenthümlich, während im übrigen

Italien, den südlichen Kirchenstaat und wenige andere Gegenden ausgenommen, fast nur noch einfacher Grundbesitz gilt und der Staat keine Befugnisse mehr erblich werden läßt. Sodann ist der große Alfons, welcher seit 1435 Neapel in Besitz genommen († 1458), von einer anderen Art als seine wirklichen oder vorgeblichen Nachkommen. Glänzend in seinem ganzen Dasein, furchtlos unter seinem Volke, milde und großmüthig gegen seine Feinde, bescheiden trotz des Bewußtseins einer echt königlichen Familie zu entstammen, von einer großartigen Liebenswürdigkeit im Umgang, und selbst wegen seiner späten Leidenschaft für Lucrezia d'Alagna nicht getadelt, sondern bewundert, hatte er die eine üble, freilich nicht selten bedeutenden öffentlichen Anlagen zu Gute kommende [1]), Eigenschaft der Verschwendung, an welche sich dann die unvermeidlichen Folgen hingen. Frevelhafte Finanzbeamte wurden zuerst allmächtig, bis sie der bankerott gewordene König ihres Vermögens beraubte; ein Kreuzzug wurde gepredigt, um unter diesem Vorwand den Klerus zu besteuern; die Juden mußten neue bedrohliche Maßregeln, z. B. Bekehrungspredigten, durch altes Gold, freiwillige Geschenke und regelmäßige Abgaben abwenden; bei einem großen Erdbeben in den Abruzzen mußten die Ueberlebenden die Steuer für die Umgekommenen weiter bezahlen. Dagegen hob er unwürdige Steuern, z. B. die Würfelsteuer, auf, und suchte namentlich den Aermeren die schwer auf ihnen lastenden Abgaben zu erleichtern. Unter solchen Umständen war Alfons für hohe Gäste und die Gesandten fremder Fürsten der prunkhafteste Wirth seiner Zeit (S. 18) und froh des unaufhörlichen Spendens an Jedermann, auch an Feinde; für literarische Bemühungen hatte er vollends keinen Maßstab mehr.

Ferrante (Fernando), [2]) der auf ihn kam, galt als sein Bastard von einer spanischen Dame, war aber vielleicht von

einem valencianischen Marranen erzeugt. War es nun mehr das Geblüt oder die seine Existenz bedrohenden Complotte der Barone, was ihn düster und grausam machte, jedenfalls ist er unter den damaligen Fürsten der schrecklichste. Rastlos thätig, als einer der stärksten politischen Köpfe anerkannt, dabei kein Wüstling, richtet er alle seine Kräfte, auch die eines unversöhnlichen Gedächtnisses und einer tiefen Verstellung, auf die Vernichtung seiner Gegner. Beleidigt in allen Dingen, worin man einen Fürsten beleidigen kann, indem die Anführer der Barone mit ihm verschwägert und mit allen auswärtigen Feinden verbündet waren, gewöhnte er sich an das Aeußerste als an ein Alltägliches. Für die Beschaffung der Mittel in diesem Kampfe und in seinen auswärtigen Kriegen wurde wieder etwa in jener mohammedanischen Weise gesorgt, die Friedrich II. angewandt hatte. Mit Korn und Oel handelte nur die Regierung; den Handel überhaupt hatte Ferrante in den Händen eines Ober- und Großkaufmanns, Francesco Coppola, centralisirt, welcher mit ihm den Nutzen theilte und alle Rheder in seinen Dienst nahm; Zwangsanleihen, Hinrichtungen und Confiscationen, grelle Simonie und Brandschatzung der geistlichen Corporationen schafft das Uebrige herbei. Nun überließ sich Ferrante außer der Jagd, die er rücksichtslos übte, zweierlei Vergnügungen: seine Gegner entweder lebend in wohlverwahrten Kerkern oder todt und einbalsamirt, in der Tracht, die sie bei Lebzeiten trugen [1]), in seiner Nähe zu haben. Er kicherte, wenn er mit seinen Vertrauten von den Gefangenen sprach; aus der Mumiencollection wurde nicht einmal ein Geheimniß gemacht. Seine Opfer waren fast lauter Männer, deren er sich durch Verrath, ja an seiner königlichen Tafel bemächtigt. Völlig infernal war das Verfahren gegen den im Dienst grau und krank gewordenen Premierminister Antonello Petrucci, von dessen wach-

sender Todesangst Ferrante immerfort Geschenke annahm, bis endlich ein Anschein von Theilnahme an der letzten Baronenverschwörung den Vorwand gab zu seiner Verhaftung und Hinrichtung, zugleich mit Coppola. Die Art, wie dieß Alles bei Caracciolo und Porzio dargestellt ist, macht die Haare sträuben. —

Von den Söhnen des Königs genoß der ältere, Alfonso Herzog von Calabrien, in den späteren Zeiten eine Art Mitregierung; nach Comines' Schilderung „der grausamste, schlechteste, lasterhafteste und gemeinste Mensch, der je gesehen worden", ein wilder, grausamer Wüstling, der vor dem Vater die größere Offenheit voraus hatte und sich auch nicht scheute, seine Verachtung gegen die Religion und ihre Bräuche an den Tag zu legen. [1]) Die besseren, lebendigen Züge des damaligen Tyrannenthums muß man bei diesen Fürsten nicht suchen; was sie von der damaligen Kunst und Bildung annehmen, ist Luxus oder Schein. Schon die echten Spanier treten in Italien fast immer nur entartet auf; vollends aber zeigt der Ausgang dieses Marranenhauses (1494 und 1503) einen augenscheinlichen Mangel an Race. Ferrante stirbt vor innerer Sorge und Qual; Alfonso traut seinem eigenen Bruder Federigo, dem einzigen Guten der Familie, Verrath zu und beleidigt ihn auf die unwürdigste Weise; endlich flieht Er, der bisher als einer der tüchtigsten Heerführer Italiens gegolten, besinnungslos nach Sicilien und läßt seinen Sohn, den jüngern Ferrante, den Franzosen und dem allgemeinen Verrath zur Beute. Eine Dynastie, welche so regiert hatte wie diese, hätte allermindestens ihr Leben theuer verkaufen müssen, wenn ihre Kinder und Nachkommen eine Restauration hoffen sollten. Aber: jamais homme cruel ne fut hardi, wie Comines bei diesem Anlaß etwas einseitig und im Ganzen doch richtig sagt.

Echt italienisch im Sinne des 15. Jahrhunderts erscheint das Fürstenthum in den Herzogen von Mailand ausgebildet, deren Herrschaft seit Giangaleazzo (S. 13) schon eine völlig ausgebildete absolute Monarchie darstellt. Vor Allem ist der letzte Visconti, Filippo Maria (1412—1447) eine höchst merkwürdige, glücklicher Weise vortrefflich geschilderte [1]) Persönlichkeit. Was die Furcht aus einem Menschen von bedeutenden Anlagen in hoher Stellung machen kann, zeigt sich hier, man könnte sagen, mathematisch vollständig; alle Mittel und Zwecke des Staates concentriren sich in dem einen der Sicherung seiner Person, nur daß sein grausamer Egoismus doch nicht in Blutdurst überging. Im Castell von Mailand, das die herrlichsten Gärten, Laubgänge und Tummelplätze mit umfaßte, sitzt er, ohne die Stadt in vielen Jahren auch nur zu betreten; seine Ausflüge gehen nach den Landstädten, wo seine prächtigen Schlösser liegen; die Barkenflotille, die ihn, von raschen Pferden gezogen, auf eigens gebauten Canälen dahin führt, ist für die Handhabung der ganzen Etikette eingerichtet. Wer das Castell betrat, war hundertfach beobachtet; Niemand sollte auch nur am Fenster stehen, damit nicht nach außen gewinkt würde. Ein künstliches System von Prüfungen erging über die, welche zur persönlichen Umgebung des Fürsten gezogen werden sollten; diesen vertraute er dann die höchsten diplomatischen wie die Lakaiendienste an, denn Beides war ja hier gleich ehrenvoll. Und dieser Mann führte lange, schwierige Kriege und hatte beständig große politische Dinge unter den Händen, d. h. er mußte unaufhörlich Leute mit umfassenden Vollmachten aussenden. Seine Sicherheit lag nun darin, daß keiner von diesen keinem traute, daß die Condottieren durch Spione und die Unterhändler und die höheren Beamten durch künstlich genährte Zwietracht, namentlich durch Zusammenkoppelung je eines Guten und eines Bösen, irre gemacht und auseinander

gehalten wurden. Auch in seinem Innersten ist Filippo Maria bei den entgegengesetzten Polen der Weltanschauung versichert; er glaubt an Gestirne und an blinde Nothwendigkeit und betet zugleich zu allen Nothhelfern [1]); er liest alte Autoren, findet Freude an Dante's und Petrarca's Dichtungen und läßt sich aus französischen Ritterromanen vorlesen. Und zuletzt hat derselbe Mensch, der den Tod nie wollte erwähnen hören [2]) und selbst seine sterbenden Günstlinge aus dem Castell schaffen ließ, damit Niemand in dieser Burg des Glückes erbleiche, durch Schließung einer Wunde und Verweigerung des Aderlasses seinen Tod absichtlich beschleunigt und ist mit Anstand und Würde gestorben.

Sein Schwiegersohn und endlicher Erbe, der glückliche Condottiere Francesco Sforza (1450—1466, S. 25) war vielleicht von allen Italienern am meisten der Mann nach dem Herzen des 15. Jahrhunderts. Glänzender als in ihm war nirgends der Sieg des Genies und der individuellen Kraft ausgesprochen, und wer das nicht anzuerkennen geneigt war, durfte doch immerhin den Liebling der Fortuna in ihm verehren. Mailand empfand es offenbar als eine Ehre, wenigstens einen so berühmten Herrscher zu erhalten; hatte ihn doch bei seinem Einritt das dichte Volksgedränge zu Pferde in den Dom hineingetragen, ohne daß er absteigen konnte. [3]) Hören wir die Bilanz seines Lebens, wie sie Papst Pius II., ein Kenner in solchen Dingen, uns vorrechnet. [4]) „Im Jahre 1459, als der Herzog zum Fürstencongreß nach Mantua kam, war er 60 (eher 58) Jahre alt; als Reiter einem Jüngling gleich, hoch und äußerst imposant an Gestalt, von ernsten Zügen, ruhig und leutselig im Reden, fürstlich im ganzen Benehmen, ein Ganzes von leiblicher und geistiger Begabung ohne Gleichen in unserer Zeit, im Felde unbesiegt — das war der Mann, der von niedrigem Stande zur Herrschaft

über ein Reich emporstieg. Seine Gemahlin war schön und tugendhaft, seine Kinder anmuthig wie Engel vom Himmel; er war selten krank; alle seine wesentlichen Wünsche erfüllten sich. Doch hatte auch er einiges Mißgeschick: seine Gemahlin tödtete ihm aus Eifersucht die Geliebte; seine alten Waffengenossen und Freunde Troilo und Brunoro verließen ihn und gingen zu König Alfons über; einen andern, Ciarpollone, mußte er wegen Verraths henken lassen; von seinem Bruder Alessandro mußte er erleben, daß derselbe einmal die Franzosen gegen ihn aufstiftete; einer seiner Söhne zettelte Ränke gegen ihn an und kam in Haft; die Mark Ancona, die er im Krieg erobert, verlor er auch wieder im Krieg. Niemand genießt ein so ungetrübtes Glück, daß er nicht irgendwo mit Schwankungen zu kämpfen hätte. Der ist glücklich, der wenige Widerwärtigkeiten hat." Mit dieser negativen Definition des Glückes entläßt der gelehrte Papst seinen Leser. Wenn er hätte in die Zukunft blicken können oder auch nur die Consequenzen der völlig unbeschränkten Fürstenmacht überhaupt erörtern wollen, so wäre ihm eine durchgehende Wahrnehmung nicht entgangen: die Garantielosigkeit der Familie. Jene engelschönen, überdieß sorgfältig und vielseitig gebildeten Kinder unterlagen, als sie Männer wurden, der ganzen Ausartung des schrankenlosen Egoismus.

Galeazzo Maria (1466—1476), ein Virtuose der äußeren Erscheinung, war stolz auf seine schöne Hand, auf die hohen Besoldungen, die er bezahlte, auf den Geldcredit, den er genoß, auf seinen Schatz von zwei Millionen Goldstücken, auf die namhaften Leute, die ihn umgaben und auf die Armee und die Vogeljagd, die er unterhielt. Dabei hörte er sich gerne reden, weil er gut redete, und vielleicht am allerfließendsten, wenn er etwa einen venezianischen Gesandten kränken konnte. [1]) Dazwischen aber gab es Launen wie z. B. die, ein Zimmer

in einer Nacht mit Figuren ausmalen zu lassen; es gab entsetzliche Grausamkeiten gegen Nahestehende und besinnungslose Ausschweifung. Einigen Phantasten, an deren Spitze Giov. Andrea di Lampugnano stand, schien er alle Eigenschaften eines Tyrannen zu besitzen; sie brachten ihn um [1]) und lieferten damit den Staat in die Hände seiner Brüder, deren einer, Lodovico il Moro, nachher mit Uebergehung des eingekerkerten Neffen die ganze Herrschaft an sich riß. An diese Usurpation hängt sich dann die Intervention der Franzosen und das böse Schicksal von ganz Italien.

Der Moro ist aber die vollendetste fürstliche Charakterfigur dieser Zeit und erscheint damit wieder wie ein Naturproduct, dem man nicht ganz böse sein kann. Bei der tiefsten Immoralität seiner Mittel erscheint er in deren Anwendung völlig naiv; er würde wahrscheinlich sich sehr verwundert haben, wenn ihm Jemand hätte begreiflich machen wollen, daß nicht nur für die Zwecke, sondern auch für die Mittel eine sittliche Verantwortung existirt; ja er würde vielleicht seine möglichste Vermeidung aller Bluturtheile als eine ganz besondere Tugend geltend gemacht haben. Den halbmythischen Respect der Italiener vor seiner politischen Force nahm er wie einen schuldigen Tribut [2]) an; er behauptete, in der einen Hand den Krieg zu halten, in der andern den Frieden; er ließ in Münzen und Gemälden seine Oberherrschaft darstellen, und verspottete auf denselben seine Gegner; noch 1496 rühmte er sich: Papst Alexander sei sein Caplan, Kaiser Max sein Condottiere, Venedig sein Kämmerer, der König von Frankreich sein Courier, der da kommen und gehen müsse, wie ihm beliebe. [3]) Mit einer erstaunlichen Besonnenheit wägt er noch in der letzten Noth (1499) die möglichen Ausgänge ab, und verläßt sich dabei, was ihm Ehre macht, auf die Güte der menschlichen Natur; seinen Bruder Cardinal Ascanio, der

sich erbietet, im Castell von Mailand auszuharren, weist er ab, da sie früher bittern Streit gehabt hatten: „Monsignore, nichts für ungut, Euch traue ich nicht, wenn Ihr schon mein Bruder seid" — bereits hatte er sich einen Commandanten für das Castell, diese „Bürgschaft seiner Rückkehr" ausgesucht, einen Mann, dem er nie Uebles, stets nur Gutes erwiesen.[1]) Derselbe verrieth dann gleichwohl die Burg.

Im Innern war der Moro bemüht, gut und nützlich zu walten, wie er denn in Mailand und auch in Como noch zuletzt auf seine Beliebtheit rechnete; doch hatte er in den späteren Jahren (seit 1496) die Steuerkraft seines Staates übermäßig angestrengt und z. B. in Cremona einen angesehenen Büger, der gegen die neuen Auflagen redete, aus lauter Zweckmäßigkeit insgeheim erdrosseln lassen; auch hielt er sich seitdem bei Audienzen die Leute durch eine Barre weit vom Leibe,[2]) so daß man sehr laut reden mußte, um mit ihm zu verhandeln. — An seinem Hofe, dem glanzvollsten von Europa, da der burgundische nicht mehr vorhanden war, ging es äußerst unsittlich her; der Vater gab die Tochter, der Gatte die Gattin, der Bruder die Schwester preis.[3]) Allein der Fürst wenigstens blieb immer thätig und fand sich als Sohn seiner Thaten denjenigen verwandt, welche ebenfalls aus eigenen geistigen Mitteln existirten, den Gelehrten, Dichtern, Musikern und Künstlern. Die von ihm gestiftete Academie[4]) ist in erster Linie in Bezug auf ihn, nicht auf eine zu unterrichtende Schülerschaft vorhanden; auch bedarf er nicht des Ruhmes der betreffenden Männer, sondern ihres Umganges und ihrer Leistungen. Es ist gewiß, daß Bramante am Anfang schmal gehalten wurde;[5]) aber Lionardo ist doch bis 1496 richtig besoldet worden — und was hielt ihn überhaupt an diesem Hofe, wenn er nicht freiwillig blieb? Die Welt stand ihm offen wie vielleicht überhaupt keinem von allen da-

maligen Sterblichen, und wenn irgend Etwas dafür spricht, daß in Lodovico Moro ein höheres Element lebendig gewesen, so ist es dieser lange Aufenthalt des räthselhaften Meisters in seiner Umgebung. Wenn Lionardo später dem Cesare Borgia und Franz I. gedient hat, so mag er auch an diesen das außergewöhnliche Naturell geschätzt haben.

Von den Söhnen des Moro, die nach seinem Sturz — er war nach seiner Rückkehr aus Deutschland, wohin er geflohen, von den Franzosen gefangen worden (Apr. 1500) — von fremden Leuten schlecht erzogen waren und sich nach dem vom Vater aufgesetzten politischen Testament nicht zu richten vermochten, sieht ihm der ältere, Massimiliano, gar nicht mehr ähnlich; der jüngere, Francesco, war wenigstens des Aufschwunges nicht unfähig. Mailand, das in diesen Zeiten so viele Male die Gebieter wechselte und dabei unendlich litt, sucht sich wenigstens gegen die Reactionen zu sichern; die im Jahre 1512 vor der Armee der heiligen Liga und Maximilian's I. abziehenden Franzosen werden bewogen, der Stadt einen Revers darüber auszustellen, daß die Mailänder keinen Theil an ihrer Vertreibung hätten und, ohne Rebellion zu begehen, sich einem neuen Eroberer übergeben dürften.[1]) Es ist auch in politischer Beziehung zu beachten, daß die unglückliche Stadt in solchen Augenblicken des Ueberganges, gerade wie z. B. Neapel bei der Flucht der Aragonesen, der Plünderung durch Rotten von Bösewichtern (auch sehr vornehmen) anheimzufallen pflegte.

Zwei besonders wohl geordnete und durch tüchtige Fürsten vertretene Herrschaften sind in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die der Gonzagen von Mantua und der Montefeltro. Die Gonzagen waren schon als Familie ziemlich einträchtig; es gab bei ihnen seit langer Zeit keine geheimen

Mordthaten und sie durften ihre Todten zeigen. Marchese Francesco Gonzaga [1]) und seine Gemahlin Isabella von Este, sind, so locker es bisweilen hergehen mochte, ein würdevolles und einiges Ehepaar geblieben und haben bedeutende und glückliche Söhne erzogen in einer Zeit, da ihr kleiner, aber hochwichtiger Staat oft in der größten Gefahr schwebte. Daß Francesco als Fürst und als Condottiere eine besonders gerade und redliche Politik hätte befolgen sollen, das würde damals weder der Kaiser, noch die Könige von Frankreich, noch Venedig verlangt oder gar erwartet haben, allein er fühlte sich wenigstens seit der Schlacht am Taro (1495), soweit es die Waffenehre betraf, als italienischen Patrioten und theilte diese Gesinnung auch seiner Gemahlin mit. Sie empfindet fortan jede Aeußerung heldenmüthiger Treue, wie z. B. die Vertheidigung von Faenza gegen Cesare Borgia, als eine Ehrenrettung Italiens. Unser Urtheil über sie braucht sich nicht auf die Künstler und Schriftsteller zu stützen, welche der schönen Fürstin ihr Mäcenat reichlich vergalten; ihre eigenen Briefe schildern uns die unerschütterlich ruhige, im Beobachten schalkhafte und liebenswürdige Frau hinlänglich. Bembo, Bandello, Ariosto und Bernardo Tasso sandten ihre Arbeiten an diesen Hof, obschon derselbe klein und machtlos und die Kasse oft sehr leer war; einen feineren geselligen Kreis als diesen gab es eben seit der Auflösung des alten urbinatischen Hofes (1508) doch nirgends mehr, und auch der ferraresische war wohl hier im Wesentlichen übertroffen, nämlich in der Freiheit der Bewegung. Spezielle Kennerin war Isabella in der Kunst, und das Verzeichniß ihrer kleinen, höchst ausgesuchten Sammlung wird kein Kunstfreund ohne Bewegung lesen.

Urbino besaß in dem großen Federigo (1444—1482), mochte er nun ein echter Montefeltro sein oder nicht, einen

der vortrefflichsten Repräsentanten des Fürstenthums. Als Condottiere — und ein solcher blieb er bei Königen und Päpsten noch dreißig Jahre, nachdem er sein Fürstenthum erlangt hatte — hatte er die politische Moralität der Condottieren, an welcher sie nur zur Hälfte Schuld sind; als Fürst seines kleinen Landes befolgte er die Politik, seinen auswärts gewonnenen Sold im Lande zu verzehren und dasselbe möglichst wenig zu besteuern. Von ihm und seinen beiden Nachfolgern, Guidobaldo und Francesco Maria, heißt es: „sie errichteten Gebäude, beförderten den Anbau des Landes, lebten an Ort und Stelle und besoldeten eine Menge Leute; das Volk liebte sie".[1]) Aber nicht nur der Staat war ein wohl berechnetes und organisirtes Kunstwerk, sondern auch der Hof, und zwar in jedem Sinne. Federigo unterhielt 500 Köpfe; die Hofchargen waren so vollständig wie kaum an den Höfen der größten Monarchen, aber es wurde nichts vergeudet, Alles hatte seinen Zweck und seine genaue Controle. Hier wurde nicht gespielt, gelästert und geprahlt; denn der Hof mußte zugleich eine militärische Erziehungsanstalt für die Söhne anderer großer Herren darstellen, deren Bildung eine Ehrensache für den Herzog war. Der Palast, den er sich baute, war nicht der prächtigste, aber classisch durch die Vollkommenheit seiner Anlage; dort sammelte er seinen größten Schatz, die berühmte Bibliothek.[2]) Da er sich in einem Lande, wo Jeder von ihm Vortheil oder Verdienst zog und Niemand bettelte, vollkommen sicher fühlte, so ging er beständig unbewaffnet und fast unbegleitet; keiner konnte ihm das nachmachen, daß er in offenen Gärten wandelte, in offenem Saale sein frugales Mahl hielt, während aus Livius (zur Fastenzeit aus Andachtsschriften) vorgelesen wurde. An demselben Nachmittag hörte er eine Vorlesung aus dem Gebiet des Alterthums und ging dann in das Kloster der Clarissen, um mit

der Oberin am Sprachgitter von heiligen Dingen zu reden. Abends leitete er gerne die Leibesübungen der jungen Leute seines Hofes auf der Wiese bei S. Francesco mit der herrlichen Aussicht und sah genau zu, daß sie sich bei den Fang- und Laufspielen vollkommen bewegen lernten. Sein Streben ging stets auf die höchste Leutseligkeit und Zugänglichkeit; er besuchte die, welche für ihn arbeiteten, in der Werkstatt, gab beständig Audienzen und erledigte die Anliegen der Einzelnen womöglich an demselben Tage. Kein Wunder, daß die Leute, wenn er durch die Straßen ging, niederknieten und sagten: Dio ti mantenga, Signore! Die Denkenden aber nannten ihn das Licht Italiens. [1])

Sein Sohn Guidobaldo, [2]) bei hohen Eigenschaften von Krankheit und Unglück aller Art verfolgt, hat doch zuletzt (1508) seinen Staat in sichere Hände, an seinen Neffen Francesco Maria, zugleich Nepoten des Papstes Julius II., übergeben können, und dieser wiederum das Land wenigstens vor dauernder Fremdherrschaft geborgen. Merkwürdig ist die Sicherheit, mit welcher diese Fürsten, Guidobaldo vor Cesare Borgia, Francesco Maria vor den Truppen Leo's X. unterducken und fliehen; sie haben das Bewußtsein, daß ihre Rückkehr um so leichter und erwünschter sein werde, je weniger das Land durch fruchtlose Vertheidigung gelitten hat. Wenn Lodovico Moro ebenfalls so rechnete, so vergaß er die vielen anderen Gründe des Hasses, die ihm entgegenwirkten. — Guidobaldo's Hof ist als hohe Schule der feinsten Geselligkeit durch Baldassar Castiglione unsterblich gemacht worden, der seine Ecloge Tirsi (1506) vor jenen Leuten zu ihrem Lobe aufführte, und später (1518) die Gespräche seines Cortigiano in den Kreis der hochgebildeten Herzogin (Elisabetta Gonzaga) verlegte.

Die Regierung der Este in Ferrara, Modena und Reggio hält zwischen Gewaltsamkeit und Popularität eine merkwürdige Mitte.[1] Im Innern des Palastes gehen entsetzliche Dinge vor; eine Fürstin wird wegen vorgeblichen Ehebruches mit einem Stiefsohn enthauptet (1425)[2]; eheliche und uneheliche Prinzen fliehen vom Hof und werden auch in der Fremde durch nachgesandte Mörder bedroht (letzteres 1471); dazu beständige Complotte von außen; der Bastard eines Bastardes will dem einzigen rechtmäßigen Erben (Ercole I.) die Herrschaft entreißen; später (1493) soll der letztere seine Gemahlin vergiftet haben, nachdem er erkundet, daß sie ihn vergiften wollte, und zwar im Auftrag ihres Bruders Ferrante von Neapel. Den Schluß dieser Tragödien macht das Complott zweier Bastarde gegen ihre Brüder, den regierenden Herzog Alfons I. und den Cardinal Ippolito (1506), welches bei Zeiten entdeckt und mit lebenslänglichem Kerker gebüßt wurde. — Ferner ist die Fiscalität in diesem Staate höchst ausgebildet und muß es sein, schon weil er der bedrohteste unter allen großen und mittleren Staaten von Italien ist und der Rüstungen und Befestigungen in hohem Grade bedarf. Allerdings sollte in gleichem Maße mit der Steuerkraft auch der natürliche Wohlstand des Landes gesteigert werden, und Marchese Nicolò († 1441) wünschte ausdrücklich, daß seine Unterthanen reicher würden als andere Völker. Wenn die rasch wachsende Bevölkerung einen Beleg für den wirklich erreichten Wohlstand abgibt, so ist es in der That ein wichtiges Factum, daß (1497) in der außerordentlich erweiterten Hauptstadt keine Häuser mehr zu vermiethen waren.[3] Ferrara ist die erste moderne Stadt Europa's; hier zuerst entstanden auf den Wink der Fürsten so große, regelmäßig angelegte Quartiere; hier sammelte sich durch Concentration der Beamtenschaft und künstlich herbeigezogene Industrie ein Resi-

denzvolk; reiche Flüchtlinge aus ganz Italien, zumal Florentiner, wurden veranlaßt, sich hier anzusiedeln und Paläste zu bauen. Allein die indirekte Besteuerung wenigstens muß einen eben nur noch erträglichen Grad von Ausbildung erreicht haben. Der Fürst übte wohl eine Fürsorge, wie sie damals auch bei andern italienischen Gewaltherrschern, z. B. bei Galeazzo Maria Sforza vorkam: bei Hungersnöthen ließ er Getreide aus der Ferne kommen [1]) und theilte es, wie es scheint, umsonst aus; allein in gewöhnlichen Zeiten hielt er sich schadlos durch das Monopol, wenn nicht des Getreides, doch vieler anderen Lebensmittel: Salzfleisch, Fische, Früchte, Gemüse, welche letztere auf und an den Wällen von Ferrara sorgfältig gepflanzt wurden. Die bedenklichste Einnahme aber war die von dem Verkauf der jährlich neubesetzten Aemter, ein Gebrauch, der durch ganz Italien verbreitet war, nur daß wir über Ferrara am besten unterrichtet sind. Zum Neujahr 1502 heißt es z. B.: die Meisten kauften ihre Aemter um gesalzene Preise (salati); es werden Factoren verschiedener Art, Zolleinnehmer, Domänenverwalter, (massarî), Notare, Podestàs, Richter und selbst Capitani, d. h. herzogliche Oberbeamte von Landstädten, einzeln angeführt. Als einer von den „Leutefressern“, welche ihr Amt theuer bezahlt haben und welche das Volk haßt „mehr als den Teufel“, ist Tito Strozza genannt, hoffentlich nicht der berühmte lateinische Dichter. Um dieselbe Jahreszeit pflegte der jeweilige Herzog in Person eine Runde durch Ferrara zu machen, das sog. Andar per ventura, wobei er sich wenigstens von den Wohlhabenderen beschenken ließ. Doch wurde dabei kein Geld, sondern nur Naturalien gespendet.

Der Stolz des Herzogs [2]) war es nun, wenn man in ganz Italien wußte, daß in Ferrara den Soldaten ihr Sold, den Professoren der Universität ihr Gehalt immer auf den

Tag ausbezahlt wurde, daß die Soldaten sich niemals eigenmächtig am Bürger und Landmann erholen durften, daß Ferrara uneinnehmbar sei und daß im Castell eine gewaltige Summe gemünzten Geldes liege. Von einer Scheidung der Kassen war keine Rede; der Finanzminister war zugleich Hausminister. Die Bauten des Borso (1430 bis 1471), Ercole I. (bis 1505) und Alfons I. (bis 1534) waren sehr zahlreich, aber meist von geringem Umfang; man erkennt darin ein Fürstenhaus, das bei aller Prachtliebe — Borso erschien nie anders als in Goldstoff und Juwelen — sich auf keine unberechenbare Ausgabe einlassen will. Alfonso mag von seinen zierlichen kleinen Villen ohnehin gewußt haben, daß sie den Ereignissen unterliegen würden, Belvedere mit seinen schattigen Gärten, wie Montana mit den schönen Fresken und Springbrunnen.

Die dauernd bedrohte Lage entwickelte in diesen Fürsten unläugbar eine große persönliche Tüchtigkeit; in einer so künstlichen Existenz konnte sich nur ein Virtuose mit Erfolg bewegen, und Jeder mußte sich rechtfertigen und erweisen als den, der die Herrschaft verdiene. Ihre Charaktere haben sämmtlich große Schattenseiten, aber in Jedem war etwas von dem, was das Ideal der Italiener ausmachte. Welcher Fürst des damaligen Europa's hat sich so sehr um die eigene Ausbildung bemüht, wie z. B. Alfonso I.? Seine Reise nach Frankreich, England und den Niederlanden war eine eigentliche Studienreise, die ihm eine genauere Kenntniß von Handel und Gewerben jener Länder eintrug. [1]) Es ist thöricht, ihm die Drechslerarbeit seiner Erholungsstunden vorzuwerfen, da sie mit seiner Meisterschaft im Kanonengießen und mit seiner vorurtheilslosen Art, die Meister jedes Faches um sich zu haben, zusammenhing. Die italienischen Fürsten sind nicht wie die gleichzeitigen nordischen auf den Umgang

mit einem Adel angewiesen, der sich für die einzige beachtenswerthe Classe der Welt hält und auch den Fürsten in diesen Dünkel hineinzieht; hier darf und muß der Fürst Jeden kennen und brauchen, und ebenso ist auch der Adel zwar der Geburt nach abgeschlossen, aber in geselliger Beziehung durchaus auf persönliche, nicht auf Kastengeltung gerichtet, wovon unten weiter zu handeln sein wird.

Die Stimmung der Ferraresen gegen dieses Herrscherhaus ist die merkwürdigste Mischung aus einem stillen Grauen, aus jenem echtitalienischen Geist der wohlausgesonnenen Demonstration und aus völlig moderner Unterthanenloyalität; die persönliche Bewunderung schlägt in ein neues Pflichtgefühl um. Die Stadt Ferrara setzte 1451 dem 1441 verstorbenen Fürsten Nicolò eine eherne Reiterstatue auf der Piazza; Borso scheute sich (1454) nicht, seine eigene sitzende Bronzestatue in die Nähe zu setzen; — überdieß decretirte ihm die Stadt gleich am Anfang seiner Regierung eine „marmorne Triumphsäule", und als er beerdigt wurde, war es dem ganzen Volke zu Muthe, „als sei Gott selber wiederum gestorben" [1]. Ein Ferrarese, der im Auslande, in Venedig, über Borso öffentlich schlecht geredet, wird bei der Heimkehr denuncirt und vom Gericht zu Verbannung und Gütereinziehung verurtheilt, ja beinahe wäre er von einem loyalen Bürger vor dem Tribunal niedergestoßen worden; mit dem Strick um den Hals geht er zum Herzog und erfleht völlige Verzeihung.

Ueberhaupt ist dieß Fürstenthum mit Spähern gut versehen, und der Herzog in Person prüft täglich den Fremdenrapport, auf welchen die Wirthe streng verpflichtet sind. Bei Borso [2]) wird dieß noch in Verbindung gebracht mit seiner Gastfreundschaft, die keinen bedeutenden Reisenden ungeehrt

wollte ziehen lassen; für Ercole I.[1]) dagegen war es reine Sicherheitsmaßregel. Auch in Bologna mußte damals, unter Giovanni II. Bentivoglio, jeder durchpassirende Fremde an dem einen Thor einen Zettel lösen, um wieder zum andern hinauszudürfen.[2]) — Höchst populär wird der Fürst, wenn er drückende Beamte plötzlich zu Boden schmettert, wenn Borso seine ersten und geheimsten Räthe in Person verhaftet, wenn Ercole I. einen Einnehmer, der sich lange Jahre hindurch vollgesogen, mit Schanden absetzt; da zündet das Volk Freudenfeuer an und läutet die Glocken. Mit Einem ließ es aber Ercole zu weit kommen, mit seinem Polizeidirector oder wie man ihn nennen will (capitaneo di giustizia), Gregorio Zampante aus Lucca (denn für Stellen dieser Art eignete sich kein Einheimischer). Selbst die Söhne und Brüder des Herzogs zitterten vor demselben; seine Bußen gingen immer in die Hunderte und Tausende von Ducaten und die Tortur begann schon vor dem Verhör. Von den größten Verbrechern ließ er sich bestechen und verschaffte ihnen durch Lügen die herzogliche Begnadigung. Wie gerne hätten die Unterthanen dem Herzog 10,000 Ducaten und drüber bezahlt, wenn er diesen Feind Gottes und der Welt cassirt hätte; aber Ercole hatte ihn zu seinem Gevatter und zum Cavaliere gemacht, und der Zampante legte Jahr um Jahr 2000 Ducaten bei Seite; freilich aß er nur noch Tauben, die im Hause gezogen wurden und ging nicht mehr über die Gasse ohne eine Schaar von Armbrustschützen und Sbirren. Es wäre Zeit gewesen, ihn zu beseitigen; da machten ihn (1490) zwei Studenten und ein getaufter Jude, die er tödtlich beleidigt, in seinem Hause während der Siesta nieder und ritten auf bereit gehaltenen Pferden durch die Stadt, singend: „Heraus, Leute, laufet! wir haben den Zampante umgebracht." Die nachgesandte Mannschaft kam zu spät, als die Mörder bereits über die nahe Grenze in

Sicherheit gelangt waren. Natürlich regnete es nun Pasquille, die einen als Sonette, die anderen als Canzonen.

Andererseits ist es ganz im Geiste dieses Fürstenthums, daß der Souverän seine Hochachtung vor nützlichen Dienern auch dem Hof und der Bevölkerung dictirt. Als 1469 Borso's Geheimrath und Rathgeber in literarischen Dingen, Lodovico Casella, starb, durfte am Begräbnißtage kein Tribunal und keine Bude in der Stadt und kein Hörsaal in der Universität offen stehen; Jedermann sollte die Leiche nach S. Domenico begleiten, weil auch der Herzog mitziehen würde. In der That schritt er — „der erste vom Hause Este, der einem Unterthan an die Leiche gegangen" — in schwarzem Gewande weinend hinter dem Sarge her, hinter ihm je ein Verwandter Casella's von einem Herrn vom Hofe geführt; Adelige trugen dann die Leiche des Bürgerlichen aus der Kirche in den Kreuzgang, wo sie beigesetzt wurde. Ueberhaupt ist das officielle Mitempfinden fürstlicher Gemüthsbewegungen zuerst in diesen italienischen Staaten aufgekommen. [1]) Der Kern hievon mag seinen schönen menschlichen Werth haben, die Aeußerung, zumal bei den Dichtern, ist in der Regel zweideutig. Eines der Jugendgedichte Ariosto's, [2]) auf den Tod der Lianora von Aragon, Gemahlin des Ercole I., enthält, außer den unvermeidlichen Trauerblumen, wie sie in allen Jahrhunderten gespendet werden, schon einige völlig moderne Züge: „dieser Todesfall habe Ferrara einen Schlag versetzt, den es in vielen Jahren nicht verwinden werde; seine Wohlthäterin sei jetzt Fürbitterin im Himmel geworden, da die Erde ihrer nicht würdig gewesen; freilich, die Todesgöttin sei ihr nicht wie uns gemeinen Sterblichen mit blutiger Sense genaht, sondern geziemend (onesta) und mit so freundlichem Antlitz, daß jede Furcht verschwand." Aber wir treffen noch auf ganz andere Mitgefühle; Novellisten, welchen an der Gunst der betreffenden

Häuser alles liegen mußte und welche auf diese Gunst rechnen, erzählen uns die Liebesgeschichten der Fürsten, zum Theil bei deren Lebzeiten,[1]) in einer Weise, die späteren Jahrhunderten als der Gipfel aller Indiscretion, damals als harmlose Verbindlichkeit erschien. Ja lyrische Dichter bedichteten die beiläufigen Passionen ihrer hohen, dabei legitim vermählten Herren, Angelo Poliziano die des Lorenzo Magnifico, und mit besonderem Accent Gioviano Pontano die des Alfonso von Calabrien. Das betreffende Gedicht[2]) verräth wider Willen die scheußliche Seele des Aragonesen; er muß auch in diesem Gebiete der Glücklichste sein, sonst wehe denen, die glücklicher wären! — Daß die größten Maler, z. B. Lionardo, die Maitressen ihrer Herren malten, versteht sich von selbst.

Das estensische Fürstenthum wartete aber nicht die Verherrlichung durch Andere ab, sondern es verherrlichte sich selbst. Borso (ob. S. 50) ließ sich im Palazzo Schifanoja in einer Reihe von Regentenhandlungen abmalen und Ercole feierte (zuerst 1472) den Jahrestag seines Regierungsantrittes mit einer Procession, welche ausdrücklich mit der des Frohnleichnamsfestes verglichen wird; alle Buden waren geschlossen wie an einem Sonntag; mitten im Zuge marschirten alle vom Haus Este, auch die Bastarde, in Goldstoff. Daß alle Macht und Würde vom Fürsten ausgehe, eine persönliche Auszeichnung von seiner Seite sei, war an diesem Hofe schon längst[3]) versinnbildlicht durch einen Orden vom goldenen Sporn, der mit dem mittelalterlichen Ritterthum nichts mehr zu thun hatte. Ercole I. gab zum Sporn noch einen Degen, einen goldgestickten Mantel und eine Dotation, wofür ohne Zweifel eine regelmäßige Aufwartung verlangt wurde.

Das Mäcenat, wofür dieser Hof weltberühmt geworden ist, knüpfte sich theils an die Universität, welche zu den vollständigsten Italiens gehörte, theils an den Hof- und Staats-

dienst; besondere Opfer wurden dafür kaum gebracht. Bojardo gehörte als reicher Landedelmann und hoher Beamter durchaus nur in diese Sphäre; als Ariost anfing etwas zu werden, gab es, wenigstens in der wahren Bedeutung, keinen mailändischen und keinen florentinischen, bald auch keinen urbinatischen Hof mehr, von Neapel nicht zu reden, und er begnügte sich mit einer Stellung neben den Musikern und Gauklern des Cardinals Ippolito, bis ihn Alfonso in seine Dienste nahm. Anders war es später mit Torquato Tasso, auf dessen Besitz der Hof eine wahre Eifersucht zeigte.

Sechstes Capitel.

Die Gegner der Tyrannis.

Gegenüber dieser concentrirten Fürstenmacht war jeder Widerstand innerhalb des Staates erfolglos. Die Elemente zur Herstellung einer städtischen Republik waren für immer aufgezehrt, Alles auf Macht und Gewaltübung orientirt. Der Adel, politisch rechtlos, auch wo er noch feudalen Besitz hatte, mochte sich und seine Bravi als Guelfen und Ghibellinen eintheilen und costumiren, sie die Feder am Barett oder die Bauschen an den Hosen [1]) so oder anders tragen lassen — die Denkenden, wie z. B. Macchiavell [2]) wußten ein für allemal, daß Mailand oder Neapel für eine Republik zu „corrumpirt" waren. Es kommen wunderbare Gerichte über jene vorgeblichen zwei Parteien, die längst nichts mehr als alte, im Schatten der Gewalt am Spalier gezogene Familiengehässigkeiten waren. Ein italienischer Fürst, welchem Agrippa von Nettesheim [3]) die Aufhebung derselben anrieth, antwortete:

ihre Händel tragen mir ja bis 12000 Ducaten Bußgelder jährlich ein! — Und als z. B. im Jahre 1500 während der kurzen Rückkehr des Moro in seine Staaten die Guelfen von Tortona einen Theil des nahen französischen Heeres in ihre Stadt riefen, damit sie den Ghibellinen den Garaus machten, plünderten und ruinirten die Franzosen zunächst allerdings diese, dann aber auch die Guelfen selbst, bis Tortona völlig verwüstet war.[1]) — Auch in der Romagna, wo jede Leidenschaft und jede Rache unsterblich waren, hatten jene beiden Namen den politischen Inhalt vollkommen eingebüßt. Es gehörte mit zum politischen Irrsinn des armen Volkes, daß die Guelfen hie und da sich zur Sympathie für Frankreich, die Ghibellinen für Spanien verpflichtet glaubten. Ich sehe nicht, daß die, welche diesen Irrsinn ausbeuteten, besonders weit damit gekommen wären. Frankreich hat Italien nach allen Interventionen immer wieder räumen müssen, und was aus Spanien geworden ist, nachdem es Italien umgebracht hat, das greifen wir mit den Händen.

Doch wir kehren zum Fürstenthum der Renaissance zurück. Eine vollkommen reine Seele hätte vielleicht auch damals raisonnirt, daß alle Gewalt von Gott sei, und daß diese Fürsten, wenn Jeder sie gutwillig und aus redlichem Herzen unterstütze, mit der Zeit gut werden und ihren gewaltsamen Ursprung vergessen müßten. Aber von leidenschaftlichen, mit schaffender Gluth begabten Phantasien und Gemüthern ist dieß nicht zu verlangen. Sie sahen, wie schlechte Aerzte, die Hebung der Krankheit in der Beseitigung des Symptoms und glaubten, wenn man die Fürsten ermorde, so gebe sich die Freiheit von selber. Oder sie dachten auch nicht so weit und wollten nur dem allgemein verbreiteten Haß Luft machen, oder nur eine Rache für Familienunglück oder persönliche Beleidigungen üben. So wie die Herrschaft eine unbedingte,

aller gesetzlichen Schranken entledigte, so ist auch das Mittel der Gegner ein unbedingtes. Schon Boccaccio sagt es offen: [1]) „Soll ich den Gewaltherrn König, Fürst heißen und ihm Treue bewahren als meinem Obern? Nein! denn er ist Feind des gemeinen Wesens. Gegen ihn kann ich Waffen, Verschwörung, Späher, Hinterhalt, List gebrauchen; das ist ein heiliges, nothwendiges Werk. Es giebt kein lieblicheres Opfer als Tyrannenblut". Die einzelnen Hergänge dürfen uns hier nicht beschäftigen; Macchiavelli hat in einem allbekannten Capitel [2]) seiner Discorsi die antiken und modernen Verschwörungen von der alten griechischen Tyrannenzeit an behandelt und sie nach ihrer verschiedenen Anlage und ihren Chancen ganz kaltblütig beurtheilt. Nur zwei Bemerkungen: über die Mordthaten beim Gottesdienst und über die Einwirkung des Alterthums mögen hier gestattet sein.

Es war fast unmöglich, der wohlbewachten Gewaltherrscher anderswo habhaft zu werden als bei feierlichen Kirchgängen, vollends aber war eine ganze fürstliche Familie bei keinem andern Anlaß beisammenzutreffen. So ermordeten die Fabrianesen [3]) (1435) ihr Tyrannenhaus, die Chiavelli, während eines Hochamtes, und zwar laut Abrede bei den Worten des Credo: Et incarnatus est. In Mailand wurde (1412) Herzog Giovan Maria Visconti am Eingang der Kirche S. Gottardo, (1476) Herzog Galeazzo Maria Sforza in der Kirche S. Stefano ermordet (oben S. 41), und Lodovico Moro entging einst (1484) den Dolchen der Anhänger der verwittweten Herzogin Bona nur dadurch, daß er die Kirche S. Ambrogio durch eine andere Thür betrat, als dieselben erwartet hatten. Eine besondere Impietät war dabei nicht beabsichtigt; die Mörder Galeazzo's beteten noch vor der That zu dem Heiligen der betreffenden Kirche und hörten noch die erste Messe daselbst. Doch war es bei der Verschwörung der Pazzi gegen Lorenzo

und Giuliano Medici (1478) eine Ursache des theilweisen Mißlingens, daß der von den Verschwörern zur Ausführung des Mordplanes ausgewählte Hauptmann Giovan Battista da Montesecco sich zwar für die Ermordung bei einem Gastmahl verdungen hatte, den Vollzug im Dom von Florenz dagegen verweigerte; an seiner Stelle verstanden sich dann zwei Geistliche dazu, „welche der heiligen Orte gewohnt waren und sich deshalb nicht scheuten.“ [1])

Was das Alterthum betrifft, dessen Einwirkung auf die sittlichen und speciell auf die politischen Fragen noch öfter berührt werden wird, so gaben die Herrscher selbst das Beispiel, indem sie in ihrer Staatsidee sowohl als in ihrem Benehmen das alte römische Imperium oft ausdrücklich zum Vorbild nahmen. Ebenso schlossen sich nun ihre Gegner, sobald sie mit theoretischer Besinnung zu Werke gingen, den antiken Tyrannenmördern an. Es wird schwer zu beweisen sein, daß sie in der Hauptsache, im Entschluß zur That selbst, durch dieß Vorbild seien bestimmt worden, aber reine Phrase und Stilsache blieb die Berufung auf das Alterthum doch nicht. Die merkwürdigsten Aufschlüsse sind über die Mörder Galeazzo Sforza's, Lampugnani, Olgiati und Visconti vorhanden. [2]) Sie hatten alle drei ganz persönliche Motive und doch kam der Entschluß vielleicht aus einem allgemeinern Grunde. Ein Humanist und Lehrer der Eloquenz, Cola de' Montani, hatte unter einer Schaar von sehr jungen mailändischen Adligen eine unklare Begier nach Ruhm und nach großen Thaten für das Vaterland entzündet und war endlich gegen die zwei erstgenannten mit dem Gedanken einer Befreiung Mailands herausgerückt. Bald kam er in Verdacht, wurde ausgewiesen und mußte die Jünglinge ihrem lodernden Fanatismus überlassen. Etwa zehn Tage vor der That verschworen sie sich feierlich im Kloster S. Ambrogio; „dann“,

sagt Olgiati, „in einem abgelegenen Raum vor einem Bilde des heiligen Ambrosius erhob ich meine Augen und flehte ihn um Hilfe für uns und sein ganzes Volk." Der himmlische Stadtpatron soll die That schützen, gerade wie nachher S. Stephan, in dessen Kirche sie geschieht. Nun zogen sie noch viele Andere halb in die Sache hinein, hatten im Hause Lampugnani ihr allnächtliches Hauptquartier und übten sich mit Dolchscheiden im Stechen. Die That gelang, aber Lampugnani wurde gleich von den Begleitern des Herzogs niedergemacht und die anderen ergriffen. Visconti zeigte Reue, Olgiati blieb trotz aller Tortur dabei, daß die That ein Gott wohlgefälliges Opfer gewesen und sagte noch während ihm der Henker die Brust einschlug: Nimm dich zusammen, Girolamo! man wird lange an dich denken; der Tod ist bitter, der Ruhm ewig! [1])

So ideal aber die Vorsätze und Absichten hier sein mochten, so schimmert doch aus der Art und Weise, wie die Verschwörung betrieben wird, das Bild gerade des heillosesten aller Conspiratoren hervor, der mit der Freiheit gar nichts gemein hat: des Catilina. Die Jahrbücher von Siena sagen ausdrücklich, die Verschwörer hätten den Sallust studirt, und aus Olgiati's eigenem Bekenntniß erhellt es mittelbar. [2]) Auch sonst werden wir diesem furchtbaren Namen wieder begegnen. Für das geheime Complottiren gab es eben doch, wenn man vom Zweck absah, kein so einladendes Muster mehr wie dieses.

Bei den Florentinern, so oft sie sich der Medici entledigten oder entledigen wollen, galt der Tyrannenmord als ein offen zugestandenes Ideal. Nach der Flucht der Medici im J. 1494 nahm man aus ihrem Palast Donatello's Bronzegruppe [3]) der Judith mit dem todten Holofernes und setzte sie vor den Signorenpalast an die Stelle, wo später Michelangelo's David stand, mit der Inschrift: exemplum salutis publicæ cives

posuere 1495.[1]) Ganz besonders aber berief man sich jetzt auf den jüngeren Brutus, der noch bei Dante[2]) mit Cassius und Judas Ischarioth im untersten Schlund der Hölle steckt, weil er das Imperium verrathen. Pietro Paolo Boscoli, dessen Verschwörung gegen Giuliano, Giovanni und Giulio Medici (1513) mißlang, hatte im höchsten Grade für Brutus geschwärmt und sich vermessen, ihn nachzuahmen, wenn er einen Cassius fände; als solcher hatte sich ihm dann Agostino Capponi angeschlossen. Seine letzten Reden im Kerker,[3]) eines der wichtigsten Actenstücke über den damaligen Religionszustand, zeigen, mit welcher Anstrengung er sich jener römischen Phantasien wieder entledigte, um christlich zu sterben. Ein Freund und der Beichtvater müssen ihn versichern, S. Thomas von Aquino verdamme die Verschwörungen überhaupt, aber der Beichtvater hat in späterer Zeit demselben Freunde insgeheim eingestanden, S. Thomas mache eine Distinction und erlaube die Verschwörung gegen einen Tyrannen, der sich dem Volk gegen dessen Willen mit Gewalt aufgedrungen. (Vgl. oben S. 6.)

Als Lorenzino Medici den Herzog Alessandro (1537) umgebracht und sich geflüchtet hatte, erschien eine wahrscheinlich echte, mindestens in seinem Auftrage verfaßte Apologie[4]) der That, worin er den Tyrannenmord an sich als das verdienstlichste Werk preist; sich selbst vergleicht er, auf den Fall, daß Alessandro wirklich ein echter Medici und also (wenn auch weitläufig) mit ihm verwandt gewesen, ungescheut mit Timoleon, dem Brudermörder aus Patriotismus. Andere haben auch hier den Vergleich mit Brutus gebraucht, und daß selbst Michelangelo noch ganz spät Gedanken dieser Art nachgehangen hat, darf man wohl aus seiner Brutusbüste (in den Uffizien) schließen. Er ließ sie unvollendet, wie fast alle seine Werke, aber gewiß nicht, weil ihm der Mord Cäsar's

zu schwer auf das Herz gefallen, wie das darunter angebrachte Distichon meint.

Einen Massenradicalismus, wie er sich gegenüber den neueren Monarchien ausgebildet hat, würde man in den Fürstenstaaten der Renaissance vergebens suchen. Jeder Einzelne protestirte wohl in seinem Innern gegen das Fürstenthum, aber er suchte viel eher sich leiblich oder vortheilhaft unter demselben einzurichten als es mit vereinten Kräften anzugreifen. Es mußte schon so weit kommen, wie damals in Camerino, in Fabriano, in Rimini (S. 33), bis eine Bevölkerung ihr regierendes Haus zu vertilgen oder zu verjagen unternahm. Auch wußte man in der Regel zu gut, daß man nur den Herrn wechseln würde. Das Gestirn der Republiken war entschieden im Sinken.

Siebentes Capitel.

Die Republiken: Venedig und Florenz.

Einst hatten die italienischen Städte in höchstem Grade jene Kraft entwickelt, welche die Stadt zum Staate macht. Es bedurfte nichts weiter, als daß sich diese Städte zu einer großen Föderation verbündeten; ein Gedanke, der in Italien immer wiederkehrt, mag er im Einzelnen bald mit diesen bald mit jenen Formen bekleidet sein. In den Kämpfen des 12. und 13. Jahrhunderts kam es wirklich zu großen, kriegerisch gewaltigen Städtebünden, und Sismondi (II. 174) glaubt, die Zeit der letzten Rüstungen des Lombardenbundes gegen Barbarossa (seit 1168) wäre wohl der Moment gewesen, da

eine allgemeine italienische Föderation sich hätte bilden können. Aber die mächtigeren Städte hatten bereits Charakterzüge entwickelt, welche dieß unmöglich machten: sie erlaubten sich als Handelsconcurrenten die äußersten Mittel gegen einander und drückten schwächere Nachbarstädte in rechtlose Abhängigkeit nieder; d. h. sie glaubten am Ende doch einzeln durchzukommen und des Ganzen nicht zu bedürfen, und bereiteten den Boden vor für jede andere Gewaltherrschaft. Diese kam, als innere Kämpfe zwischen den Adelsparteien unter sich und mit den Bürgern die Sehnsucht nach einer festen Regierung weckten und die schon vorhandenen Soldtruppen jede Sache um Geld unterstützten, nachdem die einseitige Parteiregierung schon längst das allgemeine Bürgeraufgebot unbrauchbar zu finden gewohnt war.[1]) Die Tyrannis verschlang die Freiheit der meisten Städte; hie und da vertrieb man sie, aber nur halb, oder nur auf kurze Zeit; sie kam immer wieder, weil die inneren Bedingungen für sie vorhanden und die entgegenstrebenden Kräfte aufgebraucht waren.

Unter den Städten, welche ihre Unabhängigkeit bewahrten, sind zwei für die ganze Geschichte der Menschheit von höchster Bedeutung: Florenz, die Stadt der beständigen Bewegung, welche uns auch Kunde hinterlassen hat von allen Gedanken und Absichten der Einzelnen und der Gesammtheit, die drei Jahrhunderte hindurch an dieser Bewegung theilnahmen; dann Venedig, die Stadt des scheinbaren Stillstandes und des politischen Schweigens. Es sind die stärksten Gegensätze, die sich denken lassen, und beide sind wiederum mit nichts auf der Welt zu vergleichen.

Venedig erkannte sich selbst als eine wunderbare, geheimnißvolle Schöpfung, in welcher noch etwas Anderes als

Menschenwitz von jeher wirksam gewesen. Es gab einen Mythus von der feierlichen Gründung der Stadt: am 25. März 413 um Mittag hätten die Uebersiedler aus Padua den Grundstein gelegt am Rialto, damit eine unangreifbare, heilige Freistätte sei in dem von den Barbaren zerrissenen Italien. Spätere haben in die Seele dieser Gründer alle Ahnungen der künftigen Größe hineingelegt; M. Antonio Sabellico, der das Ereigniß in prächtig strömenden Hexametern gefeiert hat, läßt den Priester, der die Stadtweihe vollzieht, zum Himmel rufen: „Wenn wir einst Großes wagen, dann gieb Gedeihen! jetzt knien wir nur vor einem armen Altar, aber wenn unsere Gelübde nicht umsonst sind, so steigen Dir, o Gott, hier einst hundert Tempel von Marmor und Gold empor!“ [1]) — Die Inselstadt selbst erschien zu Ende des 15. Jahrhunderts wie das Schmuckkästchen der damaligen Welt. Derselbe Sabellico schildert sie als solches [2]) mit ihren uralten Kuppelkirchen, schiefen Thürmen, incrustirten Marmorfaçaden, mit ihrer ganz engen Pracht, wo die Vergoldung der Decken und die Vermiethung jedes Winkels sich mit einander vertrugen. Er führt uns auf den dichtwogenden Platz vor S. Giacometto am Rialto, wo die Geschäfte einer Welt sich nicht durch lautes Reden oder Schreien, sondern nur durch ein vielstimmiges Summen verrathen, wo in den Portiken [3]) ringsum und in denen der anstoßenden Gassen die Wechsler und die Hunderte von Goldschmieden sitzen, über ihren Häuptern Läden und Magazine ohne Ende; jenseits von der Brücke beschreibt er den großen Fondaco der Deutschen, in dessen Hallen ihre Waaren ruhen und ihre Leute wohnen, und vor welchem stets Schiff an Schiff im Canal liegt; von da weiter aufwärts die Wein- und Oelflotte und parallel damit am Strande, wo es von Facchinen wimmelt, die Gewölbe der Händler; dann vom Rialto bis auf den Marcusplatz die Parfümeriebuden und

Wirthshäuser. So geleitet er den Leser von Quartier zu Quartier bis hinaus zu den beiden Lazarethen, welche mit zu den Instituten hoher Zweckmäßigkeit gehörten, die man nur hier so ausgebildet vorfand. Fürsorge für die Leute war überhaupt ein Kennzeichen der Venezianer, im Frieden wie im Kriege, wo ihre Verpflegung der Verwundeten, selbst der feindlichen, für Andere ein Gegenstand des Erstaunens war. [1])

Was irgend öffentliche Anstalt hieß, konnte in Venedig sein Muster finden; auch das Pensionswesen wurde systematisch gehandhabt, sogar in Betreff der Hinterlassenen. Reichthum, politische Sicherheit und Weltkenntniß hatten hier das Nachdenken über solche Dinge gereift. Diese schlanken, blonden [2]) Leute mit dem leisen, bedächtigen Schritt und der besonnenen Rede unterschieden sich in Tracht und Auftreten nur wenig von einander; den Putz, besonders Perlen, hingen sie ihren Frauen und Mädchen an. Damals war das allgemeine Gedeihen, trotz großer Verluste durch die Türken, noch wahrhaft glänzend; aber die aufgesammelte Energie und das allgemeine Vorurtheil Europa's genügten auch später noch, um Venedig selbst die schwersten Schläge lange überdauern zu lassen: die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, den Sturz der Mamelukenherrschaft von Aegypten und den Krieg der Liga von Cambray.

Sabellico, der aus der Gegend von Tivoli gebürtig und an das ungenirte Redewerk der damaligen Philologen gewöhnt war, bemerkt an einem andern Orte [3]) mit einigem Erstaunen, daß die jungen Nobili, welche seine Morgenvorlesungen hörten, sich gar nicht auf das Politisiren mit ihm einlassen wollten: „wenn ich sie frage, was die Leute von dieser oder jener Bewegung in Italien dächten, sprächen und erwarteten, antworten sie mir alle mit Einer Stimme, sie wüßten nichts". Man konnte aber von dem demoralisirten

Theil des Adels trotz aller Staatsinquisition mancherlei erfahren, nur nicht so wohlfeilen Kaufes. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gab es Verräther in den höchsten Behörden;[1]) die Päpste, die italienischen Fürsten, ja ganz mittelmäßige Condottieren im Dienste der Republik hatten ihre Zuträger, zum Theil mit regelmäßiger Besoldung; es war so weit gekommen, daß der Rath der Zehn für gut fand, dem Rath der Pregadi wichtigere politische Nachrichten zu verbergen, ja man nahm an, daß Lodovico Moro in den Pregadi über eine ganz bestimmte Stimmenzahl verfüge. Ob das nächtliche Aufhenken einzelner Schuldigen und die hohe Belohnung der Angeber (z. B. sechszig Ducaten lebenslängliche Pension) viel fruchteten, ist schwer zu sagen; eine Hauptursache, die Armuth vieler Nobili, ließ sich nicht plötzlich beseitigen. Im J. 1492 betrieben zwei Nobili einen Vorschlag, der Staat solle jährlich 70,000 Ducaten zur Vertröstung derjenigen armen Adligen auswerfen, welche kein Amt hätten; die Sache war nahe daran, vor den großen Rath zu kommen, wo sie eine Majorität hätte erhalten können, — als der Rath der Zehn noch zu rechter Zeit eingriff und die Beiden auf Lebenszeit nach Nicosia auf Cypern verbannte.[2]) Um diese Zeit wurde ein Soranzo auswärts als Kirchenräuber gehenkt und ein Contarini wegen Einbruchs in Ketten gelegt; ein anderer von derselben Familie trat 1499 vor die Signorie und jammerte, er sei seit vielen Jahren ohne Amt, habe nur 16 Ducaten Einkünfte und 9 Kinder, dazu 60 Ducaten Schulden, verstehe kein Geschäft und sei neulich auf die Gasse gesetzt worden. Man begreift, daß einzelne reiche Nobili Häuser bauen, um die armen darin gratis wohnen zu lassen. Der Häuserbau um Gotteswillen, selbst in ganzen Reihen, kommt in Testamenten als gutes Werk vor.[3])

Wenn die Feinde Venedigs auf Uebelstände dieser Art

jemals ernstliche Hoffnungen gründeten, so irrten sie sich gleichwohl. Man könnte glauben, daß schon der Schwung des Handels, der auch dem Geringsten einen reichlichen Gewinn der Arbeit sicherte, daß die Colonien im östlichen Mittelmeer die gefährlichen Kräfte von der Politik abgelenkt haben möchten. Hat aber nicht Genua, trotz ähnlicher Vortheile, die sturmvollste politische Geschichte gehabt? Der Grund von Venedigs Unerschütterlichkeit liegt eher in einem Zusammenwirken von Umständen, die sich sonst nirgends vereinigten. Unangreifbar als Stadt, hatte es sich von jeher der auswärtigen Verhältnisse nur mit der kühlsten Ueberlegung angenommen, das Parteiwesen des übrigen Italiens fast ignorirt, seine Allianzen nur für vorübergehende Zwecke und um möglichst hohen Preis geschlossen. Der Grundton des venezianischen Gemüthes war daher der einer stolzen, ja verachtungsvollen Isolirung und folgerichtig einer stärkeren Solidarität im Innern, wozu der Haß des ganzen übrigen Italiens noch das Seine that. In der Stadt selbst hatten dann alle Einwohner die stärksten gemeinschaftlichen Interessen gegenüber den Colonien sowohl als den Besitzungen der Terraferma, indem die Bevölkerung der letzteren (d. h. der Städte bis Bergamo) nur in Venedig kaufen und verkaufen durfte. Ein so künstlicher Vortheil konnte nur durch Ruhe und Eintracht im Innern aufrecht erhalten werden — das fühlte gewiß die übergroße Mehrzahl. Für Verschwörer war schon deßhalb hier ein schlechter Boden, und wenn es Unzufriedene gab, so wurden sie durch die Trennung in Adlige und Bürger auf eine Weise auseinandergehalten, die jede Annährung sehr erschwerte. Innerhalb des Adels aber war den möglicherweise Gefährlichen, nämlich den Reichen, eine Hauptquelle aller Verschwörungen, der Müssiggang, abgeschnitten durch ihre großen Handelsgeschäfte und Reisen und durch die Theilnahme an den stets wiederkehrenden Türken-

kriegen. Die Commandanten schonten sie dabei, ja bisweilen in strafbarer Weise, und ein venezianischer Cato weissagte den Untergang der Macht, wenn diese Scheu der Nobili, einander irgend wehe zu thun, auf Unkosten der Gerechtigkeit fortdauern würde.[1]) Immerhin aber gab dieser große Verkehr in der freien Luft dem Adel von Venedig eine gesunde Richtung im Ganzen.

Und wenn Neid und Ehrgeiz durchaus einmal Genugthuung begehrten, so gab es ein officielles Opfer, eine Behörde und legale Mittel. Die vieljährige moralische Marter, welcher der Doge Francesco Foscari (st. 1457) vor den Augen von ganz Venedig unterlag, ist vielleicht das schrecklichste Beispiel dieser nur in Aristokratien möglichen Rache. Der Rath der Zehn, welcher in Alles eingriff, ein unbedingtes Recht über Leben und Tod, über Kassen und Armeebefehl besaß, die Inquisitoren in sich enthielt und den Foscari wie so manchen Mächtigen stürzte, dieser Rath der Zehn wurde alljährlich von der ganzen regierenden Kaste, dem Gran-Consiglio, neu gewählt und war somit der unmittelbarste Ausdruck derselben. Große Intriguen mögen bei diesen Wahlen kaum vorgekommen sein, da die kurze Dauer und die spätere Verantwortlichkeit das Amt nicht sehr begehrenswerth machten. Allein vor diesen und anderen venezianischen Behörden, mochte ihr Thun noch so unterirdisch und gewaltsam sein, flüchtete sich doch der echte Venezianer nicht, sondern er stellte sich; nicht nur weil die Republik lange Arme hatte und statt seiner die Familie plagen konnte, sondern weil in den meisten Fällen wenigstens nach Gründen und nicht aus Blutdurst verfahren wurde.[2]) Ueberhaupt hat wohl kein Staat jemals eine größere moralische Macht über seine Angehörigen in der Ferne ausgeübt. Wenn es z. B. Verräther in den Pregadi gab, so wurde dieß reichlich dadurch aufgewogen, daß jeder Venezianer in der Fremde

ein geborener Kundschafter für seine Regierung war. Von venezianischen Cardinälen in Rom verstand es sich von selbst, daß sie die Verhandlungen der geheimen päpstlichen Consistorien nach Hause meldeten. Cardinal Domenico Grimani ließ in der Nähe von Rom (1500) die Depeschen wegfangen, welche Ascanio Sforza an seinen Bruder Lodovico Moro absandte, und schickte sie nach Venedig; sein eben damals schwer angeklagter Vater machte dies Verdienst des Sohnes öffentlich vor dem Gran-Consiglio d. h. vor der ganzen Welt geltend.[1])

Wie Venedig seine Condottieren hielt, ist oben (S. 22 A. 3.) angedeutet worden. Wenn es noch irgend eine besondere Garantie ihrer Treue suchen wollte, so fand es sie etwa in ihrer großen Anzahl, welche den Verrath ebensosehr erschweren, als dessen Entdeckung erleichtern mußte. Beim Anblick venezianischer Armeerollen fragt man sich nur, wie bei so bunt zusammengesetzten Schaaren eine gemeinsame Action möglich gewesen? In derjenigen des Krieges von 1495 figuriren[2]) 15,526 Pferde in lauter kleinen Posten; nur der Gonzaga von Mantua hatte davon 1200, Gioffredo Borgia 740; dann folgen sechs Anführer mit 700—600, zehn mit 400, zwölf mit 400—200, etwa vierzehn mit 200—100, neun mit 80, sechs mit 60—50 ꝛc. Es sind theils alte venezianische Truppenkörper, theils solche unter venezianischen Stadtadligen und Landadligen; die meisten Anführer aber sind italienische Fürsten und Stadthäupter oder Verwandte von solchen. Dazu kommen 24,000 M. Infanterie, über deren Beischaffung und Führung nichts bemerkt wird, nebst weiteren 3,300 Mann wahrscheinlich besonderer Waffengattungen. Im Frieden waren die Städte der Terraferma gar nicht oder mit unglaublich geringen Garnisonen besetzt. Venedig verließ sich nicht gerade auf die Pietät, wohl aber auf die Einsicht seiner Unterthanen; beim Kriege der Liga von Cambray (1509) sprach es sie bekanntlich

vom Treueid los und ließ es darauf ankommen, daß sie die Annehmlichkeit einer feindlichen Occupation mit seiner milden Herrschaft vergleichen würden; da sie nicht mit Verrath von S. Marcus abzufallen nöthig gehabt hatten und also keine Strafe zu fürchten brauchten, kehrten sie mit dem größten Eifer wieder unter die gewohnte Herrschaft zurück. Dieser Krieg war, beiläufig gesagt, das Resultat eines hundertjährigen Geschreies über die Vergrößerungssucht Venedigs. Letzteres beging zuweilen den Fehler allzukluger Leute, welche auch ihren Gegnern keine nach ihrer Ansicht thörichten, rechnungswidrigen Streiche zutrauen wollen.[1]) In diesem Optimismus, der vielleicht den Aristokratien am ehesten eigen ist, hatte man einst die Rüstungen Mohammed's II. zur Einnahme von Constantinopel, ja die Vorbereitungen zum Zuge Carl's VIII. völlig ignorirt, bis das Unerwartete doch geschah.[2]) Ein solches Ereigniß war nun auch die Liga von Cambray, insofern sie dem klaren Interesse der Hauptanstifter, Ludwig's XII. und Julius' II., entgegenlief. Im Papst war aber der alte Haß von ganz Italien gegen die erobernden Venezianer aufgesammelt, so daß er über den Einmarsch der Fremden die Augen schloß, und was die auf Italien bezügliche Politik des Cardinals Amboise und seines Königs betraf, so hätte Venedig deren bösartigen Blödsinn schon lange als solchen erkennen und fürchten sollen. Die meisten Uebrigen nahmen an der Liga Theil aus jenem Neid, der dem Reichthum und der Macht als nützliche Zuchtruthe gesetzt, an sich aber ein ganz jämmerliches Ding ist. Venedig zog sich mit Ehren, aber doch nicht ohne bleibenden Schaden, aus dem Kampfe.

Eine Macht, deren Grundlagen so complicirt, deren Thätigkeit und Interessen auf einen so weiten Schauplatz ausgedehnt waren, ließe sich gar nicht denken ohne eine großartige Uebersicht des Ganzen, ohne eine beständige Bilanz der Kräfte

und Lasten, der Zunahme und Abnahme. Venedig möchte sich wohl als den Geburtsort der modernen Statistik geltend machen dürfen, mit ihm vielleicht Florenz und in zweiter Linie die entwickelteren italienischen Fürstenthümer. Der Lehnsstaat des Mittelalters bringt höchstens Gesammt-Verzeichnisse der fürstlichen Rechte und Nutzbarkeiten (Urbarien) hervor; er faßt die Production als eine stehende auf, was sie annäherungsweise auch ist, so lange es sich wesentlich um Grund und Boden handelt. Diesem gegenüber haben die Städte im ganzen Abendlande wahrscheinlich von frühe an ihre Production, die sich auf Industrie und Handel bezog, als eine höchst bewegliche erkannt und danach behandelt, allein es blieb — selbst in den Blüthezeiten der Hansa — bei einer einseitig commerciellen Bilanz. Flotten, Heere, politischer Druck und Einfluß kamen einfach unter das Soll und Haben eines kaufmännischen Hauptbuches zu stehen. Erst in den italienischen Staaten vereinigen sich die Consequenzen einer völligen politischen Bewußtheit, das Vorbild mohammedanischer Administration und ein uralter starker Betrieb der Production und des Handels selbst, um eine wahre Statistik zu begründen.[1]) Der unteritalienische Zwangsstaat Kaiser Friedrich's II. (S. 4 fg.) war einseitig auf Concentration der Macht zum Zwecke eines Kampfes um Sein oder Nichtsein organisirt gewesen. In Venedig dagegen sind die letzten Zwecke Genuß der Macht und des Lebens, Weiterbildung des von den Vorfahren Ererbten, Ansammlung der gewinnreichsten Industrien und Eröffnung stets neuer Absatzwege.

Die Autoren sprechen sich über diese Dinge mit größter Unbefangenheit aus.[2]) Wir erfahren, daß die Bevölkerung der Stadt im Jahr 1422 190,000 Seelen betrug; vielleicht hat man in Italien am frühsten angefangen, nicht mehr nach Feuerherden, nach Waffenfähigen, nach Solchen, die auf eigenen

Beinen gehen konnten u. dgl., sondern nach anime zu zählen und darin die neutralste Basis aller weiteren Berechnungen anzuerkennen. Als die Florentiner [1]) um dieselbe Zeit ein Bündniß mit Venedig gegen Filippo Maria Visconti wünschten, wies man sie einstweilen ab, in der klaren, hier durch genaue Handelsbilanz belegten Ueberzeugung, daß jeder Krieg zwischen Mailand und Venedig, d. h. zwischen Abnehmer und Verkäufer, eine Thorheit sei. Schon wenn der Herzog nur sein Heer vermehre, so werde das Herzogthum wegen sofortiger Erhöhung der Steuern ein schlechterer Consument. „Besser man lasse die Florentiner unterliegen, dann siedeln sie, des freistädtischen Lebens gewohnt, zu uns über und bringen ihre Seiden- und Wollenweberei mit, wie die bedrängten Lucchesen gethan haben." Das Merkwürdigste aber ist die Rede des sterbenden Dogen Mocenigo (1423) an einige Senatoren, die er vor sein Bett kommen ließ. [2]) Sie enthält die wichtigsten Elemente einer Statistik der gesammten Kraft und Habe Venedigs. Ich weiß nicht, ob und wo eine gründliche Erläuterung dieses schwierigen Actenstückes existirt; nur als Curiosität mag Folgendes angeführt werden. Nach geschehener Abbezahlung von 4 Millionen Ducaten eines Kriegs-Anlehens betrug die Staatsschuld (il monte) damals noch 6 Mill. Ducaten. Der Gesammtumlauf des Handels (wie es scheint) betrug 10 Mill., welche 4 Mill. abwarfen. (So heißt es im Text.) Auf 3000 Navigli, 300 Navi und 45 Galere fuhren 17,000, resp. 8000 und 11,000 Seeleute. (Ueber 200 M. pr. Galera). Dazu kamen 16,000 Schiffszimmerleute. Die Häuser von Venedig hatten 7 Mill. Schatzungswerth und trugen an Miethe eine halbe Million ein. [3]) Es gab 1000 Adlige von 70 bis 4000 Ducaten Einkommen. — An einer anderen Stelle wird die ordentliche Staatseinnahme in jenem selben Jahre auf 1,100,000 Ducaten geschätzt; durch die Handelsstörungen in Folge der Kriege

war sie um die Mitte des Jahrhunderts auf 800,000 Ducaten gesunken.[1])

Wenn Venedig durch derartige Berechnungen und deren praktische Anwendung eine große Seite des modernen Staatswesens am frühsten vollkommen darstellte, so stand es dafür in derjenigen Cultur, welche man damals in Italien als das Höchste schätzte, einigermaßen zurück. Es fehlt hier der literarische Trieb im Allgemeinen und insbesondere jener Taumel zu Gunsten des classischen Alterthums.[2]) Die Begabung zu Philosophie und Beredtsamkeit, meint Sabellico, sei hier an sich so groß als die zum Handel und Staatswesen; aber diese Begabung wurde von den Einheimischen nicht ausgebildet und bei den Fremden nicht wie anderwärts geehrt. Filelfo, der nicht einmal vom Staate, sondern von einzelnen Privaten gerufen war, fand sich bald getäuscht, und Georg der Trapezuntier, der 1459 die lateinische Uebersetzung von Plato's Buch über die Gesetze dem Dogen zu Füßen legte und mit 150 Ducaten jährlich als Lehrer der Philologie angestellt wurde, auch der Signorie seine Rhetorik dedicirte,[3]) mußte bald, in seinen Erwartungen nicht befriedigt, abziehen. Denn auch die Literatur war meist auf das Praktische gerichtet. Daher findet man auch, wenn man die venezianische Literaturgeschichte durchgeht, welche Francesco Sansovino seinem bekannten Buche[4]) angehängt hat, für das 14. Jahrhundert fast noch lauter theologische, juridische und medicinische Fachwerke nebst Historien, und auch im 15. Jahrhundert ist der Humanismus im Verhältniß zur Bedeutung der Stadt bis auf Ermolao Barbaro und Aldo Manucci nur äußerst spärlich vertreten. Demgemäß ist hier das Streben, Sammlungen von Handschriften und Büchern anzulegen, nur in geringem Maße vorhanden. Als man aus Petrarca's Hinterlassenschaft werthvolle Manuscripte erhielt, wußte man sie so wenig zu

wahren, daß bald Nichts mehr davon zu sehen war; die Bibliothek, welche der Cardinal Bessarion dem Staat vermachte (1468), wurde kaum eben vor Zerstreuung und Zerstörung geschützt. Für gelehrte Sachen hatte man ja Padua, wo freilich die Mediciner und die Juristen als Verfasser staatsrechtlicher Gutachten weit die höchsten Besoldungen hatten.

Auch die Theilnahme an der italienischen Kunstdichtung ist lange Zeit eine geringe, bis dann das beginnende 16. Jahrhundert alles Versäumte nachholt.[1] Selbst den Kunstgeist der Renaissance hat sich Venedig von außen her zubringen lassen und erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts sich mit voller eigener Machtfülle darin bewegt. Ja es giebt hier noch bezeichnendere geistige Zögerungen.

Derselbe Staat, welcher seinen Clerus so vollkommen in der Gewalt hatte, die Besetzung aller wichtigen Stellen sich vorbehielt und der Curie einmal über das andere Trotz bot, zeigte eine officielle Andacht von ganz besonderer Färbung.[2] Heilige Leichen und andere Reliquien aus dem von den Türken eroberten Griechenland werden mit den größten Opfern erworben und vom Dogen in großer Procession empfangen.[3] Für den ungenähten Rock beschloß man (1455) bis 10,000 Ducaten aufzuwenden, konnte ihn aber nicht erhalten. Es handelte sich hier nicht um eine populäre Begeisterung, sondern um einen stillen Beschluß der höheren Staatsbehörde, welcher ohne alles Aufsehen hätte unterbleiben können und in Florenz unter gleichen Umständen gewiß unterblieben wäre. Die Andacht der Massen und ihren festen Glauben an den Ablaß eines Alexander VI. lassen wir ganz außer Betrachtung. Der Staat selber aber, nachdem er die Kirche mehr als anderswo absorbirt, hatte wirklich hier eine Art von geistlichem Element in sich, und das Staatssymbol, der Doge, trat bei zwölf großen Processionen[4] (andate) in halbgeistlicher Function auf.

Es waren fast lauter Feste zu Ehren politischer Erinnerungen, welche mit den großen Kirchenfesten concurrirten, das glänzendste derselben, die berühmte Vermählung mit dem Meere, jedesmal am Himmelfahrtstage.

Die höchste politische Bewußtheit, den größten Reichthum an Entwicklungsformen findet man vereinigt in der Geschichte von Florenz, welches in diesem Sinne wohl den Namen des ersten modernen Staates der Welt verdient. Hier treibt ein ganzes Volk das, was in den Fürstenstaaten die Sache einer Familie ist. Der wunderbare florentinische Geist, scharf raisonnirend und künstlerisch schaffend zugleich, gestaltet den politischen und socialen Zustand unaufhörlich um und beschreibt und richtet ihn eben so unaufhörlich. So wurde Florenz die Heimath der politischen Doctrinen und Theorien, der Experimente und Sprünge, aber auch mit Venedig die Heimath der Statistik und allein und vor allen Staaten der Welt die Heimath der geschichtlichen Darstellung im neuern Sinne. Der Anblick des alten Roms und die Kenntniß seiner Geschichtsschreiber kam hinzu, und Giovanni Villani gesteht,[1]) daß er beim Jubiläum des Jahres 1300 die Anregung zu seiner großen Arbeit empfangen und gleich nach der Heimkehr dieselbe begonnen habe; allein wie manche unter den 200,000 Rompilgern jenes Jahres mögen ihm an Begabung und Richtung ähnlich gewesen sein und haben doch die Geschichte ihrer Städte nicht geschrieben! Denn nicht Jeder konnte so trostvoll beifügen: „Rom ist im Sinken, meine Vaterstadt aber im Aufsteigen und zur Ausführung großer Dinge bereit, und darum habe ich ihre ganze Vergangenheit aufzeichnen wollen und gedenke damit fortzufahren bis auf die Gegenwart und so weit ich noch die Ereignisse erleben werde.“ Und außer

dem Zeugniß von seinem Lebensgange erreichte Florenz durch seine Geschichtschreiber noch etwas Weiteres: einen größeren Ruhm als irgend ein anderer Staat Italiens.[1])

Nicht die Geschichte dieses denkwürdigen Staates, nur einige Andeutungen über die geistige Freiheit und Objectivität, welche durch diese Geschichte in den Florentinern wach geworden, sind hier unsere Aufgabe.[2])

In keiner andern Stadt Italiens giebt es so früh und so andauernd starke, strenggeschiedene und erbittert kämpfende politische Parteien, die uns freilich erst aus den Schilderungen einer etwas späteren Zeit, aber doch so entgegentreten, daß wir die Superiorität florentinischen Urtheilens deutlich erkennen. Welch ein Politiker ist das größte Opfer dieser politischen Krisen, Dante Alighieri, gereift durch Heimath und Exil! Er hat den Hohn über das beständige Aendern und Experimentiren an der Verfassung in eherne Terzinen gegossen,[3]) welche sprichwörtlich bleiben werden, wo irgend Aehnliches vorkommen will; er hat seine Heimath mit Trotz und mit Sehnsucht angeredet, daß den Florentinern das Herz beben mußte. Aber seine Gedanken dehnen sich aus über Italien und die Welt, und wenn seine Agitation für das Imperium, wie er es auffaßte, nichts als ein Irrthum war, so muß man bekennen, daß das jugendliche Traumwandeln der kaum geborenen politischen Speculation bei ihm eine poetische Größe hat. Er ist stolz, der erste zu sein, der diesen Pfad betritt,[4]) allerdings an der Hand des Aristoteles, aber in seiner Weise sehr selbständig. Sein Idealkaiser ist ein gerechter, menschenliebender, nur von Gott abhängender Oberrichter, der Erbe der römischen Weltherrschaft, welche eine vom Recht, von der Natur, und von Gottes Rathschluß gebilligte war. Die Eroberung des Erdkreises sei nämlich eine rechtmäßige, ein Gottesurtheil zwischen Rom und den übrigen Völkern gewesen, und Gott

habe dieses Reich anerkannt, indem er unter demselben Mensch wurde und sich bei seiner Geburt der Schatzung des Kaisers Augustus, bei seinem Tode dem Gericht des Pontius Pilatus unterzog u. s. w. Wenn wir diesen und anderen Argumenten nur schwer folgen können, so ergreift Dante's Leidenschaft immer. In seinen Briefen [1]) ist er einer der frühesten aller Publicisten, vielleicht der früheste Laie, der Tendenzschriften in Briefform auf eigene Hand ausgehen ließ. Er fing damit bei Zeiten an; schon nach dem Tode Beatrice's erließ er ein Pamphlet über den Zustand von Florenz „an die Großen des Erdkreises", und auch die späteren offenen Schreiben aus der Zeit seiner Verbannung sind an lauter Kaiser, Fürsten und Cardinäle gerichtet. In diesen Briefen und in dem Buche „von der Vulgärsprache" kehrt unter verschiedenen Formen das mit so vielen Schmerzen bezahlte Gefühl wieder, daß der Verbannte auch außerhalb der Vaterstadt eine neue geistige Heimath finden dürfe in der Sprache und Bildung, die ihm nicht mehr genommen werden könne, und auf diesen Punkt werden wir noch einmal zurückkommen.

Den Villani, Giovanni sowohl als Matteo, verdanken wir nicht sowohl tiefe politische Betrachtungen als vielmehr frische, praktische Urtheile und die Grundlage zur Statistik von Florenz, nebst wichtigen Angaben über andere Staaten. Handel und Industrie hatten auch hier neben dem politischen Denken das staatsöconomische geweckt. Ueber die Geldverhältnisse im Großen wußte man nirgends in der Welt so genauen Bescheid, anzufangen von der päpstlichen Curie zu Avignon, deren enormer Kassenbestand (25 Mill. Goldgulden beim Tode Johann's XXII.) nur aus so guten Quellen [2]) glaublich wird. Nur hier erhalten wir Bescheid über colossale Anleihen, z. B.: des Königs von England bei den florentinischen Häusern Bardi und Peruzzi, welche ein Guthaben von

1,355,000 Goldgulden — eigenes und Compagnie-Geld — einbüßten (1338) und sich dennoch wieder erholten.[1]) Das Wichtigste aber sind die auf den Staat bezüglichen Angaben[2]) aus jener nämlichen Zeit: die Staatseinnahmen (über 300,000 Goldgulden) und Ausgaben (die regelmäßigen nur 4000 Goldgulden); die Bevölkerung der Stadt (hier noch sehr unvollkommen nach dem Brodconsum in bocche, d. h. Mäulern, berechnet auf 90,000) und die des Staates; der Ueberschuß von 300 bis 500 männlichen Geburten unter den 5800 bis 6000 alljährlichen Täuflingen des Battisterio[3]); die Schulkinder, von welchen 8 bis 10,000 lesen, 1000 bis 1200 in 6 Schulen rechnen lernten; dazu gegen 600 Schüler, welche in vier Schulen in (lateinischer) Grammatik und Logik unterrichtet wurden. Es folgt die Statistik der Kirchen und Klöster, der Spitäler (mit mehr als 1000 Betten im Ganzen); die Wollen-Industrie, mit äußerst werthvollen Einzelangaben; die Münze, die Verproviantirung der Stadt, die Beamtenschaft u. A. m.[4]) Anderes erfährt man beiläufig, z. B. wie bei der Einrichtung der neuen Staatsrenten (monte) im Jahr 1353 u. f. auf den Kanzeln gepredigt wurde, von den Franciscanern dafür, von den Dominicanern und Augustinern dagegen[5]); vollends haben in ganz Europa die öconomischen Folgen des schwarzen Todes nirgends eine solche Beachtung und Darstellung gefunden, noch finden können wie hier.[6]) Nur ein Florentiner konnte uns überliefern: wie man erwartete, daß bei der Wenigkeit der Menschen Alles wohlfeil werden sollte, und wie statt dessen Lebensbedürfnisse und Arbeitslohn auf das Doppelte stiegen; wie das gemeine Volk Anfangs gar nicht mehr arbeiten, sondern nur gut leben wollte; wie zumal die Knechte und Mägde in der Stadt nur noch um sehr hohen Lohn zu haben waren; wie die Bauern nur noch das allerbeste Land bebauen mochten und das geringere liegen

ließen u. s. w.; wie dann die enormen Vermächtnisse für die Armen, die während der Pest gemacht wurden, nachher zwecklos erschienen, weil die Armen theils gestorben theils nicht mehr arm waren. Endlich wird einmal bei Gelegenheit eines großen Vermächtnisses, da ein kinderloser Wohlthäter allen Stadtbettlern je sechs Denare hinterließ, eine umfassende Bettelstatistik [1]) von Florenz versucht.

Diese statistische Betrachtung der Dinge hat sich in der Folge bei den Florentinern auf das Reichste ausgebildet; das Schöne dabei ist, daß sie den Zusammenhang mit dem Geschichtlichen im höheren Sinne, mit der allgemeinen Cultur und mit der Kunst in der Regel durchblicken lassen. Eine Aufzeichnung vom Jahr 1422 [2]) berührt mit einem und demselben Federzug die 72 Wechselbuden rings um den Mercato nuovo, die Summe des Baarverkehres (2 Mill. Goldgulden), die damals neue Industrie des gesponnenen Goldes, die Seidenstoffe, den Filippo Brunellesco, der die alte Architektur wieder aus der Erde hervorgräbt, und den Lionardo Aretino, Secretär der Republik, welcher die antike Literatur und Beredtsamkeit wieder erweckt; endlich das allgemeine Wohlergehen der damals politisch ruhigen Stadt und das Glück Italiens, das sich der fremden Soldtruppen entledigt hatte. Jene oben (S. 70) angeführte Statistik von Venedig, die fast aus demselben Jahre stammt, offenbart freilich einen viel größeren Besitz, Erwerb und Schauplatz; Venedig beherrscht schon lange die Meere mit seinen Schiffen, während Florenz (1422) seine erste eigene Galeere (nach Alessandria) aussendet. Allein wer erkennt nicht in der florentinischen Aufzeichnung den höheren Geist? Solche und ähnliche Notizen finden sich hier von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und zwar schon in Uebersichten geordnet, während anderwärts im besten Falle einzelne Aussagen vorhanden sind. Wir lernen das Vermögen und die Geschäfte

der ersten Medici approximativ kennen; sie gaben an Almosen, öffentlichen Bauten und Steuern von 1434 bis 1471 nicht weniger als 663,755 Goldgulden aus, wovon auf Cosimo allein über 400,000 kamen [1]), und Lorenzo magnifico freut sich, daß das Geld so gut ausgegeben sei. 1472 folgt dann wieder eine höchst wichtige und in ihrer Art vollständige Uebersicht [2]) des Handels und der Gewerbe der Stadt, darunter mehrere, welche halb oder ganz zur Kunst gehören: die Gold- und Silberstoffe und Damaste; die Holzschnitzerei und Marketterie (Intarsia); die Arabeskensculptur in Marmor und Sandstein; die Porträtfiguren in Wachs; die Goldschmiede- und Juwelierkunst. Ja das angeborene Talent der Florentiner für die Berechnung des ganzen äußeren Daseins zeigt sich auch in ihren Haus-, Geschäfts- und Landwirthschaftsbüchern, die sich wohl vor denen der übrigen Europäer des 15. Jahrhunderts um ein namhaftes auszeichnen mögen. Mit Recht hat man angefangen, ausgewählte Proben davon zu publiciren [3]); nur wird es noch vieler Studien bedürfen, um klare allgemeine Resultate daraus zu ziehen. Jedenfalls giebt sich auch hier derjenige Staat zu erkennen, welchen sterbende Väter testamentarisch [4]) ersuchten, ihre Söhne um 1000 Goldgulden zu büßen, wenn sie kein regelmäßiges Gewerbe treiben würden.

Für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts besitzt dann vielleicht keine Stadt der Welt eine solche Urkunde wie die herrliche Schilderung von Florenz bei Varchi ist [5]). Auch in der beschreibenden Statistik wie in so manchen anderen Beziehungen wird hier noch einmal ein Muster hingestellt, ehe die Freiheit und Größe dieser Stadt zu Grabe geht [6]).

Neben dieser Berechnung des äußeren Daseins geht aber jene fortlaufende Schilderung des politischen Lebens einher, von welcher oben die Rede war. Florenz durchlebt nicht nur

mehr politische Formen und Schattirungen, sondern es giebt auch unverhältnißmäßig mehr Rechenschaft davon als andere freie Staaten Italiens und des Abendlandes überhaupt. Es ist der vollständigste Spiegel des Verhältnisses von Menschenklassen und einzelnen Menschen zu einem wandelbaren Allgemeinen. Die Bilder der großen bürgerlichen Demagogien in Frankreich und Flandern, wie sie Froissart entwirft, die Erzählungen unserer deutschen Chroniken des 14. Jahrhunderts sind wahrlich bedeutungsvoll genug, allein an geistiger Vollständigkeit, an vielseitiger Begründung des Herganges sind die Florentiner allen unendlich überlegen. Adelsherrschaft, Tyrannis, Kämpfe des Mittelstandes mit dem Proletariat, volle, halbe und Scheindemocratie, Primat eines Hauses, Theokratie (mit Savonarola), bis auf jene Mischformen, welche das mediceische Gewaltfürstenthum vorbereiteten, Alles wird so beschrieben, daß die innersten Beweggründe der Betheiligten dem Lichte blos liegen. [1])

Endlich faßt Machiavelli in seinen florentinischen Geschichten (bis 1492) seine Vaterstadt vollkommen als ein lebendiges Wesen und ihren Entwicklungsgang als einen individuell naturgemäßen auf; der erste unter den Modernen, der dieses so vermocht hat. Es liegt außer unserm Bereich, zu untersuchen, ob und in welchen Punkten Machiavelli willkürlich verfahren sein mag, wie er im Leben des Castruccio Castracane — einem von ihm eigenmächtig colorirten Tyrannentypus — notorischer Weise gethan hat. Es könnte in den Storie fiorentine gegen jede Zeile irgend etwas einzuwenden sein und ihr hoher, ja einziger Werth im Ganzen bliebe dennoch bestehen. Und seine Zeitgenossen und Fortsetzer: Jacopo Pitti, Guicciardini, Segni, Varchi, Vettori, welch ein Kranz von erlauchten Namen! Und welche Geschichte ist es, die diese Meister schildern! Die letzten Jahrzehnte der florentinischen Republik,

ein unvergeßlich großes Schauspiel, sind uns hier vollständig überliefert. In dieser massenhaften Tradition über den Untergang des höchsten, eigenthümlichsten Lebens der damaligen Welt mag der Eine nichts erkennen als eine Sammlung von Curiositäten ersten Ranges, der Andere mit teuflischer Freude den Bankerott des Edeln und Erhabenen constatiren, ein Dritter die Sache als einen großen gerichtlichen Proceß auseinanderlegen — jedenfalls wird sie ein Gegenstand nachdenklicher Betrachtung bleiben bis ans Ende der Tage.

Das Grundunglück, welches die Sachlage stets von Neuem trübte, war die Herrschaft von Florenz über unterworfene, ehemals mächtige Feinde wie die Pisaner, was einen beständigen Gewaltzustand zur nothwendigen Folge hatte. Das einzige, freilich sehr heroische Mittel, das nur Savonarola hätte durchführen können und auch nur mit Hülfe besonders glücklicher Umstände, wäre die rechtzeitige Auflösung Toscana's in eine Föderation freier Städte gewesen; ein Gedanke, der erst als weit verspäteter Fiebertraum einen patriotischen Lucchesen [1]) (1548) auf das Schaffot bringt. Von diesem Unheil und von der unglücklichen Guelfensympathie der Florentiner für einen fremden Fürsten und der daherstammenden Gewöhnung an fremde Interventionen hängt alles Weitere ab. Aber wer muß nicht dieses Volk bewundern, das unter der Leitung seines heiligen Mönches in einer dauernd erhöhten Stimmung das erste italienische Beispiel von Schonung der besiegten Gegner giebt, während die ganze Vorzeit ihm nichts als Rache und Vertilgung predigt! Die Gluth, welche hier Patriotismus und sittlich-religiöse Umkehr in ein Ganzes schmilzt, sieht von Weitem wohl bald wieder wie erloschen aus, aber ihre besten Resultate leuchten dann in jener denkwürdigen Belagerung von 1529—30 wieder neu auf. Wohl waren es „Narren", welche diesen Sturm über Florenz her-

auf beschworen, wie Guicciardini damals schrieb, aber schon er gesteht zu, daß sie das unmöglich geglaubte ausrichteten; und wenn er meint, die Weisen wären dem Unheil ausgewichen, so hat dies keinen andern Sinn, als daß sich Florenz völlig ruhmlos und lautlos in die Hände seiner Feinde hätte liefern sollen. Es hätte dann seine prächtigen Vorstädte und Gärten und das Leben und die Wohlfahrt unzähliger Bürger bewahrt und wäre dafür um eine der größten sittlichen Erinnerungen ärmer.

Die Florentiner sind in manchen großen Dingen Vorbild und frühester Ausdruck der Italiener und der modernen Europäer überhaupt, und so sind sie es auch mannigfach für die Schattenseiten. Wenn schon Dante das stets an seiner Verfassung bessernde Florenz mit einem Kranken verglich, der beständig seine Lage wechselt, um seinen Schmerzen zu entrinnen, so zeichnete er damit einen bleibenden Grundzug dieses Staatslebens. Der große moderne Irrthum, daß man eine Verfassung machen, durch Berechnung der vorhandenen Kräfte und Richtungen neu produziren könne[1], taucht zu Florenz in bewegten Zeiten immer wieder auf, und auch Macchiavell ist davon nicht frei gewesen. Es bilden sich Staatskünstler, welche durch künstliche Verlegung und Vertheilung der Macht, durch höchst filtrirte Wahlarten, durch Scheinbehörden u. dgl. einen dauerhaften Zustand begründen, Groß und Klein gleichmäßig zufriedenstellen oder auch täuschen wollen. Sie exempliren dabei auf das Naivste mit dem Alterthum und entlehnen zuletzt auch ganz offiziell von dort die Parteinamen, z. B. ottimati, aristocrazia[2]) u. s. w. Seitdem erst hat sich die Welt an diese Ausdrücke gewöhnt und ihnen einen conventionellen, europäischen Sinn verliehen, während alle früheren Parteinamen nur dem betreffenden Lande gehörten und entweder unmittelbar die Sache bezeichneten oder

dem Spiel des Zufalls entstammten. Wie sehr färbt und entfärbt aber der Name die Sache!

Von allen jedoch, die einen Staat meinten construiren zu können [1]), ist Machiavelli ohne Vergleich der Größte. Er faßt die vorhandenen Kräfte immer als lebendige, active, stellt die Alternativen richtig und großartig und sucht weder sich noch Andere zu täuschen. Es ist in ihm keine Spur von Eitelkeit noch Plusmacherei, auch schreibt er ja nicht für das Publikum, sondern entweder für Behörden und Fürsten oder für Freunde. Seine Gefahr liegt nie in falscher Genialität, auch nicht im falschen Ausspinnen von Begriffen, sondern in einer starken Phantasie, die er offenbar mit Mühe bändigt. Seine politische Objectivität ist allerdings bisweilen entsetzlich in ihrer Aufrichtigkeit, aber sie ist entstanden in einer Zeit der äußersten Noth und Gefahr, da die Menschen ohnehin nicht mehr leicht an das Recht glauben, noch die Billigkeit voraussetzen konnten. Tugendhafte Empörung gegen dieselbe macht auf uns, die wir die Mächte von rechts und links in unserem Jahrhundert an der Arbeit gesehen haben, keinen besonderen Eindruck. Machiavell war wenigstens im Stande, seine eigene Person über den Sachen zu vergessen. Ueberhaupt ist er ein Patriot im strengsten Sinne des Wortes, obwohl seine Schriften (wenige Worte ausgenommen) alles directen Enthusiasmus bar und ledig sind und obwohl ihn die Florentiner selber zuletzt als einen Verbrecher ansahen [2]). Wie sehr er sich auch, nach der Art der Meisten, in Sitte und Rede gehen ließ, — das Heil des Staates war doch sein erster und letzter Gedanke.

Sein vollständigstes Programm über die Einrichtung eines neuen florentinischen Staatswesens ist niedergelegt in der Denkschrift an Leo X. [3]), verfaßt nach dem Tode des jüngeren Lorenzo Medici, Herzogs von Urbino (st. 1519), dem er sein

Buch vom Fürsten gewidmet hatte. Die Lage der Dinge ist eine späte und schon total verdorbene, und die vorgeschlagenen Mittel und Wege sind nicht alle moralisch; aber es ist höchst interessant zu sehen, wie er als Erbin der Medici die Republik und zwar eine mittlere Demokratie einzuschieben hofft. Ein kunstreicheres Gebäude von Concessionen an den Papst, die speciellen Anhänger desselben und die verschiedenen florentinischen Interessen ist gar nicht denkbar; man glaubt in ein Uhrwerk hineinzusehen. Zahlreiche andere Principien, Einzelbemerkungen, Parallelen, politische Perspectiven u. s. w. für Florenz finden sich in den Discorsi, darunter Lichtblicke von erster Schönheit; er erkennt z. B. das Gesetz einer fortschreitenden und zwar stoßweise sich äußernden Entwickelung der Republiken an und verlangt, daß das Staatswesen beweglich und der Veränderung fähig sei, indem nur so die plötzlichen Bluturtheile und Verbannungen vermieden würden. Aus einem ähnlichen Grunde, nämlich um Privat-Gewaltthaten und fremde Intervention („den Tod aller Freiheit") abzuschneiden, wünscht er gegen verhaßte Bürger eine gerichtliche Anklage (accusa) eingeführt zu sehen, an deren Stelle Florenz von jeher nur die Uebelreden gehabt habe. Meisterhaft charakterisirt er die unfreiwilligen, verspäteten Entschlüsse, welche in Republiken bei kritischen Zeiten eine so große Rolle spielen. Dazwischen einmal verführt ihn die Phantasie und der Druck der Zeiten zu einem unbedingten Lob des Volkes, welches seine Leute besser wähle als irgend ein Fürst und sich „mit Zureden" von Irrthümern abbringen lasse [1]). In Betreff der Herrschaft über Toscana zweifelt er nicht, daß dieselbe seiner Stadt gehöre, und hält (in einem besonderen Discorso) die Wiederbezwingung Pisa's für eine Lebensfrage; er bedauert, daß man Arrezzo nach der Rebellion von 1502 überhaupt habe stehen lassen; er giebt sogar im Allgemeinen zu, italienische

Republiken müßten sich lebhaft nach außen bewegen und vergrößern dürfen, um nicht selber angegriffen zu werden und um Ruhe im Innern zu haben; allein Florenz habe die Sache immer verkehrt angefangen und sich Pisa, Siena und Lucca von jeher tödtlich verfeindet, während das „brüderlich behandelte“ Pistoja sich freiwillig untergeordnet habe. [1])

Es wäre unbillig, die wenigen übrigen Republiken, die im 15. Jahrhundert noch existirten, mit diesem einzigen Florenz auch nur in Parallele setzen zu wollen, welches bei Weitem die wichtigste Werkstätte des italienischen, ja des modernen europäischen Geistes überhaupt war. Siena litt an den schwersten organischen Uebeln, und sein relatives Gedeihen in Gewerben und Künsten darf hierüber nicht täuschen. Aeneas Sylvius [2]) schaut von seiner Vaterstadt aus wahrhaft sehnsüchtig nach den „fröhlichen“ deutschen Reichsstädten hinüber, wo keine Confiscationen von Habe und Erbe, keine gewaltthätigen Behörden, keine Factionen das Dasein verderben [3]). Genua gehört kaum in den Kreis unserer Betrachtung, da es sich an der ganzen Renaissance vor den Zeiten des Andrea Doria kaum betheiligte, weßhalb der Rivierese in Italien als Verächter aller höheren Bildung [4]) galt. Die Parteikämpfe zeigen hier einen so wilden Character und waren von so heftigen Schwankungen der ganzen Existenz begleitet, daß man kaum begreift, wie die Genuesen es anfingen, um nach allen Revolutionen und Occupationen immer wieder in einen erträglichen Zustand einzulenken. Vielleicht gelang es, weil alle, die sich beim Staatswesen betheiligten, fast ohne Ausnahme zugleich als Kaufleute thätig waren [5]). Welchen Grad von Unsicherheit der Erwerb im Großen und der Reichthum

aushalten können, mit welchem Zustand im Innern der Besitz ferner Colonien verträglich ist, lehrt Genua in überraschender Weise.

Lucca bedeutet im 15. Jahrhundert nicht viel.

Achtes Capitel.

Auswärtige Politik der italienischen Staaten.

Wie nun die meisten italienischen Staaten in ihrem Innern Kunstwerke, d. h. bewußte, von der Reflexion abhängige, auf genau berechneten sichtbaren Grundlagen ruhende Schöpfungen waren, so mußte auch ihr Verhältniß zu einander und zum Auslande ein Werk der Kunst sein. Daß sie fast sämmtlich auf ziemlich neuen Usurpationen beruhen, ist für ihre auswärtigen Beziehungen so verhängnißvoll wie für das Innere. Keiner erkennt den andern ohne Rückhalt an; dasselbe Glücksspiel, welches bei Gründung und Befestigung der eigenen Herrschaft gewaltet hat, mag auch gegen den Nachbar walten. Hängt es doch gar nicht immer von dem Gewaltherrscher ab, ob er ruhig sitzen wird oder nicht. Das Bedürfniß sich zu vergrößern, sich überhaupt zu rühren ist allen Illegitimen eigen. So wird Italien die Heimath einer „auswärtigen Politik", welche dann allmählich auch in anderen Ländern die Stelle eines anerkannten Rechtszustandes vertreten hat. Die völlig objective, von Vorurtheilen wie von sittlichen Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge erreicht bisweilen eine Vollendung, in welcher sie elegant und großartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrundes hervorbringt.

Diese Ränke, Liguen, Rüstungen, Bestechungen und Verräthereien machen zusammen die äußere Geschichte des damaligen Italiens aus. Lange Zeit war besonders Venedig der Gegenstand allgemeiner Anklagen, als wollte es ganz Italien erobern oder allgemach so herunterbringen, daß ein Staat nach dem andern ihm ohnmächtig in die Arme fallen müsse [1]. Bei näherm Zusehen wird man jedoch inne, daß dieser Weheruf sich nicht aus dem Volk, sondern aus der Umgebung der Fürsten und Regierungen erhebt, welche fast sämmtlich bei ihren Unterthanen schwer verhaßt sind, während Venedig durch sein leidlich mildes Regiment ein allgemeines Zutrauen genießt (Siehe S. 67) [2]. Auch Florenz, mit seinen knirschenden Unterthanenstädten, fand sich Venedig gegenüber in mehr als schiefer Stellung, selbst wenn man den Handelsneid und das Fortschreiten Venedigs in der Romagna nicht in Betracht zog. Endlich brachte es die Liga von Cambray (S. 68) wirklich dahin, denjenigen Staat zu schwächen, den ganz Italien mit vereinten Kräften hätte stützen sollen.

Allein auch alle übrigen versehen sich des Allerschlimmsten zu einander, wie das eigene böse Gewissen es jedem eingiebt, und sind fortwährend zum Aeußersten bereit. Lodovico Moro, die Aragonesen von Neapel, Sixtus IV. hielten in ganz Italien die allergefährlichste Unruhe wach, der Kleineren zu geschweigen. Hätte sich dieses entsetzliche Spiel nur auf Italien beschränkt! Allein die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß man sich nach fremder Intervention und Hülfe umsah, hauptsächlich nach Franzosen und Türken.

Zunächst sind die Bevölkerungen selber durchweg für Frankreich eingenommen. Mit einer grauenerregenden Naivetät gesteht Florenz von jeher seine alte guelfische Sympathie für die Franzosen ein [3]. Und als Carl VIII. wirklich im Süden der Alpen erschien, fiel ihm ganz Italien mit einem

Jubel zu, welcher ihm und seinen Leuten selber ganz wunderlich vorkam[1]). In der Phantasie der Italiener (man denke an Savonarola) lebte das Idealbild eines großen, weisen und gerechten Retters und Herrschers, nur war es nicht mehr wie bei Dante der Kaiser, sondern der capetingische König von Frankreich. Mit seinem Rückzug war die Täuschung im Ganzen dahin, doch hat es noch lange gedauert, bis man einsah, wie vollständig Carl VIII., Ludwig XII. und Franz I. ihr wahres Verhältniß zu Italien verkannten, und von welch untergeordneten Beweggründen sie sich leiten ließen. Anders als das Volk suchten die Fürsten sich Frankreichs zu bedienen. Als die französisch-englischen Kriege zu Ende waren, als Ludwig XI. seine diplomatischen Netze nach allen Seiten hin auswarf, als vollends Carl von Burgund sich in abenteuerlichen Plänen wiegte, da kamen ihnen die italienischen Cabinette von allen Seiten entgegen, und die französische Intervention mußte früher oder später eintreten, auch ohne die Ansprüche auf Neapel und Mailand, so gewiß als sie z. B. in Genua und Piemont schon längst stattgefunden hatte. Die Venezianer erwarteten sie schon 1462[2]). Welche Todesangst Herzog Galeazzo Maria von Mailand während des Burgunderkrieges ausstand, als er, scheinbar sowohl mit Ludwig XI. als mit Carl verbündet, den Ueberfall Beider fürchten mußte, zeigt seine Correspondenz[3]) in schlagender Weise. Das System eines Gleichgewichtes der vier italienischen Hauptstaaten, wie Lorenzo magnifico es verstand, war doch nur das Postulat eines lichten, optimistischen Geistes, welcher über frevelnde Experimental-Politik wie über florentinischen Guelfen-Aberglauben hinaus war und sich bemühte, das Beste zu hoffen. Als Ludwig XI. ihm im Kriege gegen Ferrante von Neapel und Sixtus IV. Hülfstruppen anbot, sagte er: „ich vermag noch nicht, meinen Nutzen der Gefahr ganz Italiens

„vorzuziehen; wollte Gott, es fiele den französischen Königen „niemals ein, ihre Kräfte in diesem Lande zu versuchen! „wenn es dazu kommt, so ist Italien verloren.“ [1]) Für andere Fürsten dagegen ist der König von Frankreich abwechselnd Mittel oder Gegenstand des Schreckens, und sie drohen mit ihm, sobald sie aus irgend einer Verlegenheit keinen bequemern Ausweg wissen. Vollends glaubten die Päpste, ohne alle eigene Gefahr mit Frankreich operiren zu dürfen, und Innocenz VIII. meinte noch, er könne schmollend sich nach dem Norden zurückziehen, um von da mit einem französischen Heere als Eroberer nach Italien wiederzukehren [2]).

Denkende Menschen sahen also die fremde Eroberung schon lange vor dem Zuge Carls VIII. voraus [3]). Und als Carl wieder über die Alpen zurück war, lag es erst recht klar vor aller Augen, daß nunmehr eine Aera der Interventionen begonnen habe. Fortan verflicht sich Unglück mit Unglück, man wird zu spät inne, daß Frankreich und Spanien, die beiden Hauptintervenienten, inzwischen moderne Großmächte geworden sind, daß sie sich nicht mehr mit oberflächlichen Huldigungen begnügen können, sondern um Einfluß und Besitz in Italien auf den Tod kämpfen müssen. Sie haben angefangen, den centralisirten italienischen Staaten zu gleichen, ja dieselben nachzuahmen, nur in colossalem Maßstab. Die Absichten auf Länderraub und Ländertausch nehmen eine Zeitlang einen Flug ins Unbedingte hinaus. Das Ende aber war bekanntlich ein totales Uebergewicht Spaniens, welches als Schwert und Schild der Gegenreformation auch das Papstthum in eine lange Abhängigkeit brachte. Die traurige Reflexion der Philosophen bestand dann einzig darin, nachzuweisen, wie alle die, welche die Barbaren gerufen, ein schlechtes Ende genommen hätten.

Offen und ohne alle Scheu setzte man sich im 15. Jahr-

hundert auch mit den Türken in Verbindung; es schien dieß ein Mittel politischer Wirkung wie ein anderes. Der Begriff einer solidarischen „abendländischen Christenheit" hatte schon im Verlauf der Kreuzzüge bisweilen bedenklich gewankt, und Friedrich II. mochte demselben bereits entwachsen sein; allein das erneute Vordringen des Orients, die Noth und der Untergang des griechischen Reiches hatte im Ganzen wieder die frühere Stimmung der Abendländer (wenn auch nicht ihren Eifer) erneuert. Hievon macht Italien eine durchgängige Ausnahme; so groß der Schrecken vor den Türken und die wirkliche Gefahr sein mochte, so ist doch kaum eine bedeutendere Regierung, welche nicht irgend einmal frevelhaft mit Mohammed II. und seinen Nachfolgern einverstanden gewesen wäre gegen andere italienische Staaten. Und wo es nicht geschah, da traute es doch jeder dem andern zu — es war noch immer nicht so schlimm, als was z. B. die Venezianer dem Thronerben Alfons von Neapel Schuld gaben, daß er Leute geschickt habe, um die Cisternen von Venedig zu vergiften [1]. Von einem Verbrecher wie Sigismondo Malatesta erwartete man nichts Besseres, als daß er die Türken nach Italien rufen möchte [2]. Aber auch die Aragonesen von Neapel, welchen Mohammed — angeblich von anderen italienischen Regierungen, besonders der venetianischen [3], aufgereizt — eines Tages Otranto wegnahm (1480), hetzten hernach den Sultan Bajazeth II. gegen Venedig [4]. Ebendasselbe ließ sich Lodovico Moro zu Schulden kommen; „das Blut der Gefallenen und der Jammer der bei den Türken Gefangenen „schreit gegen ihn zu Gott um Rache", sagt der Annalist des Staates. In Venedig, wo man Alles wußte, war es auch bekannt, daß Giovanni Sforza, Fürst von Pesaro, der Vetter des Moro, die nach Mailand reisenden türkischen Gesandten beherbergt hatte [5]. Von den Päpsten des 15. Jahrhunderts

sind die beiden ehrenwerthesten, Nicolaus V. und Pius II., in tiefstem Kummer wegen der Türken gestorben, letzterer sogar unter den Anstalten einer Kreuzfahrt, die er selber leiten wollte; ihre Nachfolger dagegen veruntreuen die aus der ganzen Christenheit gesammelten Türkengelder und entweihen den darauf gegründeten Ablaß zu einer Geldspeculation für sich [1]). Innocenz VIII. giebt sich zum Kerkermeister des geflüchteten Prinzen Dschem her, gegen ein von dessen Bruder Bajazeth II. zu zahlendes Jahrgeld, und Alexander VI. unterstützt in Constantinopel die Schritte des Lodovico Moro zur Förderung eines türkischen Angriffs auf Venedig (1498), worauf ihm dieses in Gemeinschaft mit dem Könige von Frankreich mit einem Concil droht [2]). Man sieht, daß das berüchtigte Bündniß Franz I. mit Soliman II. nichts in seiner Art Neues und Unerhörtes war.

Uebrigens gab es auch einzelne Bevölkerungen, welchen sogar der Uebergang an die Türken nicht mehr als etwas besonders Schreckliches erschien. Selbst wenn sie nur gegen drückende Regierungen damit gedroht haben sollten, so wäre dieß doch ein Zeichen, daß man mit dem Gedanken halbenweges vertraut geworden war. Schon um 1480 giebt Battista Mantovano deutlich zu verstehen, daß die meisten Anwohner der adriatischen Küste etwas der Art voraussähen und daß namentlich Ancona es wünsche [3]). Als die Romagna unter Leo X. sich sehr bedrückt fühlte, sagte einst ein Abgeordneter von Ravenna dem Legaten Cardinal Giulio Medici ins Gesicht: „Monsignore, die erlauchte Republik Venedig will „uns nicht, um keinen Streit mit der Kirche zu bekommen, „wenn aber der Türke nach Ragusa kommt, so werden wir uns ihm übergeben [4]).“

Angesichts der damals schon begonnenen Unterjochung Italiens durch die Spanier ist es ein leidiger, aber doch gar

nicht grundloser Trost, daß nunmehr das Land wenigstens vor der Barbarisirung durch die Türken-Herrschaft geschützt war [1]). Sich selber hätte es bei der Entzweiung seiner Herrscher schwerlich vor diesem Schicksal bewahrt.

Wenn man nach all Diesem von der damaligen italienischen Staatskunst etwas Gutes sagen soll, so kann sich dies nur auf die objective, vorurtheilslose Behandlung solcher Fragen beziehen, welche nicht durch Furcht, Leidenschaft oder Bosheit bereits getrübt waren. Hier giebt es kein Lehnswesen im nordischen Sinne mit künstlich abgeleiteten Rechten, sondern die Macht, welche jeder besitzt, besitzt er (in der Regel) wenigstens factisch ganz. Hier giebt es keinen Geleitsadel, welcher im Gemüth der Fürsten den abstracten Ehrenpunkt mit all seinen wunderlichen Folgerungen aufrecht hielte, sondern Fürsten und Rathgeber sind darin eins, daß nur nach der Lage der Dinge, nach den zu erreichenden Zwecken zu handeln sei. Gegen die Menschen, die man benützt, gegen die Verbündeten, woher sie auch kommen mögen, existirt kein Kastenhochmuth, der irgend Jemanden abschrecken könnte, und zu allem Ueberfluß redet der Stand der Condottieren, in welchem die Herkunft völlig gleichgültig ist, vernehmlich genug von der wirklichen Macht. Endlich kennen die Regierungen, als gebildete Despoten, ihr eigenes Land und die Länder ihrer Nachbarn ungleich genauer, als ihre nordischen Zeitgenossen die ihrigen, und berechnen die Leistungsfähigkeit von Freund und Feind in öconomischer wie in moralischer Hinsicht bis ins Einzelnste; sie erscheinen, trotz den schwersten Irrthümern, als geborene Statistiker.

Mit solchen Menschen konnte man unterhandeln, man konnte sie zu überzeugen, d. h. durch thatsächliche Gründe zu bestimmen hoffen. Als der große Alfonso von Neapel (1434) Gefangener des Filippo Maria Visconti geworden war, wußte

er diesen zu überzeugen, daß die Herrschaft des Hauses Anjou über Neapel statt der seinigen die Franzosen zu Herren von Italien machen würde, und Jener ließ ihn ohne Lösegeld frei und schloß ein Bündniß mit ihm [1]). Schwerlich hätte ein nordischer Fürst so gehandelt und gewiß keiner von der sonstigen Moralität des Visconti. Ein festes Vertrauen auf die Macht thatsächlicher Gründe beweist auch der berühmte Besuch, welchen Lorenzo magnifico — unter allgemeiner Bestürzung der Florentiner — dem treulosen Ferrante in Neapel abstattete, (1478) der gewiß in der Versuchung und nicht zu gut dazu war, ihn als Gefangenen da zu behalten [2]). Denn daß man einen mächtigen Fürsten verhaften und dann nach Ausstellung einiger Unterschriften und anderen tiefen Kränkungen wieder lebendig entlassen könne, wie Karl der Kühne mit Ludwig XI. zu Péronne that (1468), erschien den Italienern als Thorheit [3]), so daß Lorenzo entweder gar nicht mehr oder ruhmbedeckt zurück erwartet wurde. Es ist in dieser Zeit, zumal von venezianischen Gesandten, eine Kunst der politischen Ueberredung aufgewandt worden, von welcher man diesseits der Alpen erst durch die Italiener einen Begriff bekam, und welche ja nicht nach den officiellen Empfangsreden beurtheilt werden darf, denn diese gehören der humanistischen Schulrhetorik an. An Derbheiten und Naivetäten fehlte es im diplomatischen Verkehr auch nicht [4]), trotz aller sonst sehr entwickelten Etikette. Fast rührend aber erscheint uns ein Geist wie Machiavell in seinen „Legazioni“. Mangelhaft instruirt, kümmerlich ausgestattet, als untergeordneter Agent behandelt, verliert er niemals seinen freien, hohen Beobachtungsgeist und seine Lust des anschaulichen Berichtens. — Italien ist und bleibt dann vorzugsweise das Land der politischen „Instructionen“ und „Relationen“; trefflich unterhandelt wurde gewiß auch in anderen Reichen, allein

nur hier sind aus schon so früher Zeit zahlreiche Denkmäler vorhanden. Schon die große Depesche aus den letzten Lebensepochen des geängsteten Ferrante von Neapel (17. Jan. 1494) von der Hand des Pontano, an das Cabinet Alexander's VI. gerichtet, giebt den höchsten Begriff von dieser Gattung von Staatsschriften, und diese ist uns nur beiläufig und als eine aus einer großen Anzahl von Depeschen Pontano's mitgetheilt worden [1]). Wie Vieles von ähnlicher Bedeutung und Lebendigkeit aus anderen Cabinetten des sinkenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts mag noch verborgen liegen, des Späteren zu geschweigen. — Von dem Studium des Menschen, als Volk wie als Individuum, welches mit dem Studium der Verhältnisse bei diesen Italienern Hand in Hand ging, wird in einem besonderen Abschnitte die Rede sein.

Neuntes Capitel.

Der Krieg als Kunstwerk.

Auf welche Weise auch der Krieg den Charakter eines Kunstwerkes annahm, soll hier nur mit einigen Worten angedeutet werden. [2]) Im abendländischen Mittelalter war die Ausbildung des einzelnen Kriegers eine höchst vollendete innerhalb des herrschenden Systems von Wehr und Waffen, auch gab es gewiß jederzeit geniale Erfinder in der Befestigungs- und Belagerungskunst, allein Strategie sowohl als Taktik wurden in ihrer Entwickelung gestört durch die vielen sachlichen und zeitlichen Beschränkungen der Kriegspflicht und durch den Ehrgeiz des Adels, welcher z. B. Angesichts der Feinde um den Vorrang im Streit haderte und mit seinem

bloßen Ungestüm gerade die wichtigsten Schlachten, wie die von Crécy und Maupertuis, verdarb. Bei den Italienern dagegen herrschte am frühsten das in solchen Dingen anders geartete Söldnerwesen vor, das zuerst nur Deutsche benutzt hatte, in der Renaissancezeit aber auch Italiener zu tüchtigen Kriegsmännern heranbildete,[1] und auch die frühe Ausbildung der Feuerwaffen trug ihrerseits dazu bei, den Krieg gleichsam zu demokratisiren, nicht nur weil die festesten Burgen vor den Bombarden erzitterten, sondern weil die auf bürgerlichem Wege erworbene Geschicklichkeit des Ingenieurs, Stückgießers und Artilleristen in den Vordergrund trat. Man empfand dabei nicht ohne Schmerz, daß die Geltung des Individuums, — die Seele der kleinen, trefflich ausgebildeten italienischen Söldnerheere — durch jene von ferne her wirkenden Zerstörungsmittel beeinträchtigt wurde, und es gab einzelne Condottieren, welche sich wenigstens gegen das unlängst in Deutschland erfundene[2] Handrohr aus Kräften verwahrten; so ließ Paolo Vitelli den gefangenen feindlichen Schioppettieri die Augen ausstechen und die Hände abhauen, „weil es ihm unwürdig schien, daß ein wackerer und oft adliger Ritter von einem verachteten und gemeinen Fußsoldaten verwundet und niedergestreckt würde",[3] während er die Kanonen als berechtigt anerkannte und gebrauchte. Ueberhaupt ließ man im Großen und Ganzen die Erfindungen walten und nützte sie nach Kräften aus, so daß die Italiener für die Angriffsmittel wie für den Festungsbau die Lehrer von ganz Europa wurden.[4] Fürsten wie Federigo von Urbino, Alfonso von Ferrara, eigneten sich eine Kennerschaft des Faches an, gegen welche selbst die eines Maximilian I. nur oberflächlich erschienen sein wird. In Italien gab es zuerst eine Wissenschaft und Kunst des gesammten, im Zusammenhang behandelten Kriegswesens; hier zuerst begegnen wir einer neutralen Freude an der cor-

recten Kriegführung als solcher, wie dieß zu dem häufigen Partreiwechsel und zu der rein sachlichen Handlungsweise der Condottieren paßte. Während des mailändisch-venezianischen Krieges von 1451 und 1452, zwischen Francesco Sforza und Jacopo Picinino, folgte dem Hauptquartier des letzteren der Literat Giantonio Porcello de' Pandoni, mit dem Auftrage des Königs Alfonso von Neapel, eine Relation [1]) zu verfassen. Sie ist in einem nicht sehr reinen aber fließenden Latein im Geiste des damaligen humanistischen Bombastes geschrieben, im Ganzen nach Caesar's, des von Alfons am meisten geehrten Schriftstellers, Vorbild mit eingestreuten Reden, Prodigien u. s. w.; und da man seit hundert Jahren ernstlich darüber stritt, ob Scipio Africanus major oder Hannibal größer gewesen [2]), muß sich Picinino bequemen, durch das ganze Werk Scipio zu heißen und Sforza Hannibal. Auch über das mailändische Heer mußte objectiv berichtet werden; der Sophist ließ sich daher bei Sforza melden, wurde die Reihen entlang geführt, lobte Alles höchlich und versprach, was er hier gesehen, ebenfalls der Nachwelt zu überliefern [3]). Auch sonst ist die damalige Literatur Italiens reich an Kiegsschilderungen und Aufzeichnungen von Stratagemen zum Gebrauch des beschaulichen Kenners sowohl als der gebildeten Welt überhaupt, während gleichzeitige nordische Relationen, z. B.: Diebold Schilling's Burgunderkrieg, noch ganz die Formlosigkeit und protocollarische Treue von Chroniken an sich haben. Der größte Dilettant, der je als solcher [4]) im Kriegswesen aufgetreten ist, Machiavelli, schrieb damals seine „arte della guerra". Die subjective Ausbildung des einzelnen Kriegers aber fand ihre vollendetste Aeußerung in jenen feierlichen Kämpfen von einem oder mehren Paaren, dergleichen schon lange vor dem berühmten Kampfe bei Barletta (1503) Sitte gewesen ist [5]). Der Sieger war dabei einer Verherrlichung gewiß, die ihm im Norden

fehlte: durch Dichter und Humanisten. Es liegt im Ausgang dieser Kämpfe kein Gottesurtheil mehr, sondern ein Sieg der Persönlichkeit und — für die Zuschauer — der Entscheid einer spannenden Wette nebst einer Genugthuung für die Ehre des Heeres oder der Nation.[1])

Es versteht sich, daß diese ganze rationelle Behandlung der Kriegssachen unter gewissen Umständen den ärgsten Gräueln Platz machte, selbst ohne Mitwirkung des politischen Hasses, blos etwa einer versprochenen Plünderung zu Liebe. Nach der vierzigtägigen Verheerung Piacenza's (1447), welche Sforza seinen Soldaten hatte gestatten müssen, stand die Stadt geraume Zeit leer und mußte mit Gewalt wieder bevölkert werden[2]). Doch will dergleichen wenig sagen im Vergleich mit dem Jammer, den nachher die Truppen der Fremden über Italien brachten; besonders jene Spanier, in welchen vielleicht ein nicht abendländischer Zusatz des Geblütes, vielleicht die Gewöhnung an die Schauspiele der Inquisition die teuflische Seite der Natur entfesselt hatte. Wer sie kennen lernt bei ihren Gräuelthaten von Prato, Rom u. s. w., hat es später schwer, sich für Ferdinand den Katholischen und Carl V. im höhern Sinne zu interessiren. Diese haben ihre Horden gekannt und dennoch losgelassen. Die Last von Acten aus ihrem Cabinet, welche allmählich zum Vorschein kommt, mag eine Quelle der wichtigsten Notizen bleiben — einen belebenden politischen Gedanken wird Niemand mehr in den Scripturen solcher Fürsten suchen.

Zehntes Capitel.

Das Papstthum und seine Gefahren.

Papstthum und Kirchenstaat [1]), als eine ganz ausnahmsweise Schöpfung, haben uns bisher, bei der Feststellung des Charakters italienischer Staaten überhaupt, nur beiläufig beschäftigt. Gerade das, was sonst diese Staaten interessant macht, die bewußte Steigerung und Concentration der Machtmittel, findet sich im Kirchenstaat am wenigsten, indem hier die geistliche Macht die mangelhafte Ausbildung der weltlichen unaufhörlich decken und ersetzen hilft. Welche Feuerproben hat der so constituirte Staat im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert ausgehalten! Als das Papstthum nach Südfrankreich gefangen geführt wurde, ging Anfangs Alles aus den Fugen, aber Avignon hatte Geld, Truppen und einen großen Staats- und Kriegsmann, der den Kirchenstaat wieder völlig unterwarf, den Spanier Albornoz. Noch viel größer war die Gefahr einer definitiven Auflösung, als allmählich das Schisma hinzutrat, als weder der römische noch der avignonesische Papst reich genug war, um den von Neuem verlorenen Staat zu unterwerfen; aber nach der Herstellung der Kircheneinheit gelang dieß unter Martin V. doch wieder, und gelang abermals, nachdem sich die Gefahr unter Eugen IV. erneuert hatte. Allein der Kirchenstaat war und blieb einstweilen eine völlige Anomalie unter den Ländern Italiens; in und um Rom trotzten dem Papstthum die großen Adelsfamilien der Colonna, Savelli, Orsini, Anguillara u. s. w.; in Umbrien, in der Mark, in der Romagna gab es zwar jetzt fast keine jener

Stadt-Republiken mehr, welchen einst das Papstthum für ihre Anhänglichkeit so wenig Dank gewußt hatte, aber dafür eine Menge großer und kleiner Fürstenhäuser, deren Gehorsam und Vasallentreue nicht viel besagen wollte. Als besondere, aus eigener Kraft bestehende Dynastien haben sie auch ihr besonderes Interesse, und in dieser Beziehung ist oben (S. 27 fg., 43 fg.) bereits von den wichtigsten derselben die Rede gewesen.

Gleichwohl sind wir auch dem Kirchenstaat als Ganzem hier eine kurze Betrachtung schuldig. Neue merkwürdige Krisen und Gefahren kommen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts über ihn, indem der Geist der italienischen Politik von verschiedenen Seiten her sich auch seiner zu bemächtigen, ihn in die Pfade seiner Raison zu leiten sucht. Die geringeren dieser Gefahren kommen von außen oder aus dem Volke, die größeren haben ihre Quelle in dem Gemüth der Päpste selbst.

Das transalpinische Ausland darf zunächst außer Betracht bleiben. Wenn dem Papstthum in Italien eine tödtliche Bedrohung zustieß, so hätte ihm weder Frankreich unter Ludwig XI., noch England beim Beginn der Rosenkriege, noch das einstweilen gänzlich zerrüttete Spanien, noch auch das um sein Basler Concil betrogene Deutschland die geringste Hülfe gewährt oder auch nur gewähren können. In Italien selber gab es eine gewisse Anzahl Gebildeter und auch wohl Ungebildeter, welche eine Art von Nationalstolz darein setzten, daß das Papstthum dem Lande gehöre; sehr Viele hatten ein bestimmtes Interesse dabei, daß es so sei und bleibe; eine gewaltige Menge glaubte auch noch an die Kraft der päpstlichen Weihen und Segnungen [1]), darunter auch große Frevler, wie jener Vitellozzo Vitelli, der noch um den Ablaß Alexander's VI. flehte, als ihn der Sohn des Papstes erwürgen ließ [2]). Allein alle diese Sympathien zusammen hätten wiederum das Papstthum nicht gerettet gegenüber von wahrhaft entschlossenen

Gegnern, die den vorhandenen Haß und Neid zu benützen gewußt hätten.

Und bei so geringer Aussicht auf äußere Hülfe entwickeln sich gerade die allergrößten Gefahren im Innern des Papstthums selber. Schon indem dasselbe jetzt wesentlich im Geist eines weltlichen italienischen Fürstenthums lebte und handelte, mußte es auch die düsteren Momente eines solchen kennen lernen; seine eigenthümliche Natur aber brachte noch ganz besondere Schatten hinein.

Was zunächst die Stadt Rom betrifft, so hat man von jeher dergleichen gethan, als ob man ihre Aufwallungen wenig fürchte, da so mancher durch Volkstumult vertriebene Papst wieder zurückgekehrt sei und die Römer um ihres eigenen Interesses willen die Gegenwart der Curie wünschen müßten. Allein Rom entwickelte nicht nur zu Zeiten einen specifisch antipäpstlichen Radicalismus[1], sondern es zeigte sich auch mitten in den bedenklichsten Complotten die Wirkung unsichtbarer Hände von außen. So bei der Verschwörung des Stefano Porcaro gegen denjenigen Papst, welcher gerade der Stadt Rom die größten Vortheile gewährt, aber durch Bereicherung der Cardinäle, durch Verwandlung Rom's in eine päpstliche Festung die Unzufriedenheit der Bürger erregt[2] hatte, Nicolaus V. (1453). Porcaro bezweckte einen Umsturz der päpstlichen Herrschaft überhaupt und hatte dabei große Mitwisser, die zwar nicht genannt werden[3]), sicher aber unter den italienischen Regierungen zu suchen sind. Um dieselbe Zeit schloß Lorenzo Valla seine berühmte Declamation gegen die Schenkung Constantin's mit einem Wunsche um baldige Säcularisation des Kirchenstaates[4]).

Auch die catilinarische Rotte, mit welcher Pius II. (1460) kämpfen mußte[5]), verhehlte es nicht, daß ihr Ziel der Sturz der Priesterherrschaft im Allgemeinen sei, und der Haupt-

anführer Tiburzio gab Wahrsagern die Schuld, welche ihm die Erfüllung dieses Wunsches eben auf dieses Jahr verheißen hätten. Mehrere Römische Große, der Fürst von Tarent und der Condottiere Jacopo Piccinino waren die Mitwisser und Beförderer. Und wenn man bedenkt, welche Beute in den Palästen reicher Prälaten bereit lag (Jene hatten besonders den Cardinal von Aquileja im Auge), so fällt es eher auf, daß in der fast ganz unbewachten Stadt solche Versuche nicht häufiger und erfolgreicher waren. Nicht umsonst residirte Pius überall lieber als in Rom, und noch Paul II. hat (1468) einen heftigen Schrecken wegen eines Complottes der von ihm abgesetzten Abbreviatoren ausgestanden, welche, unter Führung des Platina, zwanzig Nächte lang den Vatikan belagerten [1]. Das Papstthum mußte entweder einmal einem solchen Anfall unterliegen oder gewaltsam die Factionen der Großen bändigen, unter deren Schutz jene Räuberschaaren heranwuchsen.

Diese Aufgabe setzte sich der schreckliche Sixtus IV. Er zuerst hatte Rom und die Umgegend fast völlig in der Gewalt, zumal seit der Verfolgung der Colonnesen, und deßhalb konnte er auch in Sachen des Pontificates sowohl als der italienischen Politik mit so kühnem Trotz verfahren und die Klagen und Concils-Drohungen des ganzen Abendlandes überhören. Die nöthigen Geldmittel lieferte eine plötzlich ins Schrankenlose wachsende Simonie, welche von den Cardinals-Ernennungen bis auf die kleinsten Gnaden und Bewilligungen herunter sich Alles unterwarf [2]. Sixtus selbst hatte die päpstliche Würde nicht ohne Bestechung erhalten.

Eine so allgemeine Käuflichkeit konnte einst dem römischen Stuhl üble Schicksale zuziehen, doch lagen dieselben in unberechenbarer Ferne. Anders war es mit dem Nepotismus, welcher das Pontificat selber einen Augenblick aus den Angeln

zu heben drohte. Von allen Nepoten genoß Anfangs Cardinal Pietro Riario bei Sixtus die größte und fast ausschließliche Gunst; ein Mensch, welcher binnen Kurzem die Phantasie von ganz Italien beschäftigte [1]), theils durch ungeheuern Luxus, theils durch die Gerüchte, welche über seine Gottlosigkeit und seine politischen Pläne laut wurden. Er hat sich (1473) mit Herzog Galeazzo Maria von Mailand dahin verständigt, daß dieser König der Lombardei werden und ihn, den Nepoten, dann mit Geld und Truppen unterstützen solle, damit er bei seiner Heimkehr nach Rom den päpstlichen Stuhl besteigen könne; Sixtus würde ihm denselben, scheint es, freiwillig abgetreten haben [2]). Dieser Plan, welcher wohl auf eine Säcularisation des Kirchenstaates als Folge der Erblichmachung des Stuhles hinausgelaufen wäre, scheiterte dann durch Pietro's plötzliches Absterben. (Anf. 1474). Der zweite Nepot, Girolamo Riario, blieb weltlichen Standes und tastete das Pontificat nicht an; seit ihm aber vermehren die päpstlichen Nepoten die Unruhe Italiens durch das Streben nach einem großen Fürstenthum. Früher war es etwa vorgekommen, daß die Päpste ihre Oberlehnsherrlichkeit über Neapel zu Gunsten ihrer Verwandten geltend machen wollten [3]); seitdem dieß aber auch noch Calixt III. nicht geglückt, war hieran nicht mehr so leicht zu denken, und Girolamo Riario mußte, nachdem die Ueberwältigung von Florenz (und wer weiß wie mancher andere Plan) mißlungen war, sich mit Errichtung einer Herrschaft auf Grund und Boden des Kirchenstaates selber begnügen. Man mochte dieß damit rechtfertigen, daß die Romagna mit ihren Fürsten und Stadt-Tyrannen der päpstlichen Oberherrschaft völlig zu entwachsen drohte, oder daß sie in Kurzem die Beute der Sforza und der Venezianer werden konnte, wenn Rom nicht auf diese Weise eingriff. Allein wer garantirte in jenen Zeiten und Verhältnissen den dauernden

Gehorsam solcher souverän gewordenen Nepoten und ihrer Nachkommen gegen Päpste, die sie weiter nichts mehr angingen? Selbst der noch lebende Papst war nicht immer seines eigenen Sohnes oder Neffen sicher, und vollends lag die Versuchung nahe, den Nepoten eines Vorgängers durch den eigenen zu verdrängen. Die Rückwirkungen dieses ganzen Verhältnisses auf das Papstthum selbst waren von der bedenklichsten Art; alle, auch die geistlichen Zwangsmittel wurden ohne irgend welche Scheu an den zweideutigsten Zweck gewandt, welchem sich die anderen Zwecke des Stuhles Petri unterordnen mußten, und wenn das Ziel unter heftigen Erschütterungen und allgemeinem Haß erreicht war, so hatte man eine Dynastie geschaffen, welche das größte Interesse am Untergang des Papstthums hatte.

Als Sixtus starb, konnte sich Girolamo nur mit äußerster Mühe und nur durch den Schutz des Hauses Sforza (dem seine Gemahlin Catarina angehörte) in seinem erschwindelten Fürstenthum (Forli und Imola) halten; 1488 wurde er ermordet. Bei dem nun (1484) folgenden Conclave — in welchem Innocenz VIII. gewählt wurde — trat eine Erscheinung zu Tage, welche beinahe einer neuen äußern Garantie des Papstthums ähnlich sieht: zwei Cardinäle, welche Prinzen regierender Häuser sind, lassen sich ihre Hülfe auf das Schamloseste durch Geld und Würden abkaufen, nämlich Giovanni d'Aragona, Sohn des Königs Ferrante, und Ascanio Sforza, Bruder des Moro [1]). So waren wenigstens die Herrscherhäuser von Neapel und Mailand durch Theilnahme an der Beute beim Fortbestand des päpstlichen Wesens interessirt. Noch einmal beim folgenden Conclave (1492), als alle Cardinäle bis auf fünf sich verkauften, nahm Ascanio ungeheure Bestechungen an und behielt sich außerdem die Hoffnung [2]) vor, das nächstemal selber Papst zu werden.

Auch Lorenzo magnifico wünschte, daß das Haus Medici nicht leer ausgehe. Er vermählte seine Tochter Maddalena mit Franceschetto Cybò, dem Sohn des neuen Papstes, des ersten, der seine Kinder öffentlich anerkannte, und erwartete nun nicht blos allerlei geistliche Gunst für seinen eigenen Sohn Cardinal Giovanni (den künftigen Leo X.), sondern auch eine rasche Erhebung des Schwiegersohnes [1]. Allein in letzterem Betracht verlangte er Unmögliches. Bei Innocenz VIII. konnte von dem kecken, staatengründenden Nepotismus deßhalb nicht die Rede sein, weil Franceschetto ein ganz kümmerlicher Mensch war, dem es, wie seinem Vater, dem Papste, nur um den Genuß der Macht im niedrigsten Sinne, namentlich um den Erwerb großer Geldmassen [2], zu thun sein konnte. Die Art jedoch, wie Vater und Sohn dieß Geschäft trieben, hätte auf die Länge zu einer höchst gefährlichen Katastrophe, zur Auflösung des Staates, führen müssen.

Hatte Sixtus das Geld beschafft durch den Verkauf aller geistlichen Gnaden und Würden, so errichten Innocenz und sein Sohn eine Bank der weltlichen Gnaden, wo gegen Erlegung von hohen Taxen Pardon für Mord und Todtschlag zu haben ist; von jeder Buße kommen 150 Ducaten an die päpstliche Kammer und, was darüber geht, an Franceschetto. Rom wimmelt namentlich in den letzten Zeiten dieses Pontificates von protegirten und nicht protegirten Mördern: die Factionen, mit deren Unterwerfung Sixtus den Anfang gemacht, stehen wieder in voller Blüthe da; dem Papst in seinem wohlverwahrten Vatican genügt es, da und dort Fallen aufzustellen, in welchen sich zahlungsfähige Verbrecher fangen sollen. Für Franceschetto aber gab es nur noch eine Hauptfrage: auf welche Art er sich, wenn der Papst stürbe, mit möglichst großen Kassen aus dem Staube machen könne? Er verrieth sich einmal bei Anlaß einer falschen Todesnachricht

(1490); alles überhaupt vorhandene Geld — den Schatz der Kirche — wollte er fortschaffen, und als die Umgebung ihn daran hinderte, sollte wenigstens der Türkenprinz Dschem mitgehen, ein lebendiges Capital, das man um hohen Preis etwa an Ferrante von Neapel verhandeln konnte [1]). Es ist schwer, politische Möglichkeiten in längst vergangenen Zeiten zu berechnen; unabweisbar aber drängt sich die Frage auf, ob Rom noch zwei oder drei Pontificate dieser Art ausgehalten hätte. Auch gegenüber dem andächtigen Europa war es unklug, die Dinge so weit kommen zu lassen, daß nicht blos der Reisende und der Pilger, sondern eine ganze Ambassade des römischen Königs Maximilian in der Nähe von Rom bis aufs Hemde ausgezogen wurde, und daß manche Gesandte unterwegs umkehrten, ohne die Stadt betreten zu haben.

Mit dem Begriff vom Genuß der Macht, welcher in dem hochbegabten Alexander VI. (1492—1503) lebendig war, vertrug sich ein solcher Zustand freilich nicht, und das Erste, was geschah, war die einstweilige Herstellung der öffentlichen Sicherheit und das präcise Auszahlen aller Besoldungen.

Strenge genommen, dürfte dieses Pontificat hier, wo es sich um italienische Culturformen handelt, übergangen werden, denn die Borgia sind so wenig Italiener wie das Haus von Neapel. Alexander spricht mit Cesare öffentlich spanisch, Lucrezia wird bei ihrem Empfang in Ferrara, wo sie spanische Toilette trägt, von spanischen Buffonen angesungen; die vertrauteste Hausdienerschaft besteht aus Spaniern, ebenso die verrufenste Kriegerschaar des Cesare im Kriege des Jahres 1500, und selbst sein Henker, Don Micheletto, so wie der Giftmischer Sebastian Pinzon [2]) scheinen Spanier gewesen zu sein. Zwischen all seinem sonstigen Treiben erlegt Cesare auch einmal spanisch kunstgerecht sechs wilde Stiere in ge-

schlossenem Hofraum. Allein die Corruption, als deren Spitze diese Familie erscheint, hatten sie in Rom schon sehr entwickelt angetroffen.

Was sie gewesen sind und was sie gethan haben, ist oft und viel geschildert worden.[1]) Ihr nächstes Ziel, welches sie auch erreichten, war die völlige Unterwerfung des Kirchenstaates, indem die sämmtlichen[2]) kleinen Herrscher — meist mehr oder weniger unbotmäßige Vasallen der Kirche — vertrieben oder zernichtet und in Rom selbst beide große Factionen zu Boden geschmettert wurden, die angeblich guelfischen Orsinen so gut wie die angeblich ghibellinischen Colonnesen. Aber die Mittel, welche angewandt wurden, waren so schrecklich, daß das Papstthum an den Consequenzen derselben nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht ein Zwischen-Ereigniß (die gleichzeitige Vergiftung von Vater und Sohn s. u. S. 110 A. 1) die ganze Lage der Dinge plötzlich geändert hätte. — Auf die moralische Entrüstung des Abendlandes allerdings brauchte Alexander nicht viel zu achten; in der Nähe erzwang er Schrecken und Huldigung; die ausländischen Fürsten ließen sich gewinnen, und Ludwig XII. half ihm sogar aus allen Kräften; die Bevölkerungen aber ahnten kaum, was in Mittelitalien vorging. Der einzige in diesem Sinne wahrhaft gefährliche Moment, als Carl VIII. bei seinem italienischen Zuge in Rom war, ging unerwartet glücklich vorüber, und auch damals handelte es sich mehr um Verdrängung Alexanders durch einen bessern Papst, als um das Papstthum selbst.[3]) Die große, bleibende und wachsende Gefahr für das Pontificat lag in Alexander selbst und vor allem in seinem Sohne Cesare Borgia.

In dem Vater waren Herrschbegier, Habsucht und Wollust mit einem starken und glänzenden Naturell verbunden. Was irgend zum Genuß von Macht und Wohlleben gehört, das

gönnte er sich vom ersten Tage an im weitesten Umfang. In den Mitteln zu diesem Zwecke erscheint er sogleich völlig unbedenklich; man wußte auf der Stelle, daß er die für seine Papstwahl aufgewandten Opfer mehr als nur wieder einbringen würde [1]) und daß die Simonie des Kaufes durch die des Verkaufes weit würde überboten werden. Es kam hinzu, daß Alexander von seinem Vice-Cancellariat und anderen früheren Aemtern her die möglichen Geldquellen besser kannte und mit größerm Geschäftstalent zu handhaben wußte als irgend ein Curiale. Schon im Lauf des Jahres 1494 geschah es, daß ein Carmeliter Adamo von Genua, der zu Rom von der Simonie gepredigt hatte, mit zwanzig Wunden ermordet in seinem Bette gefunden wurde. Alexander hat kaum einen Cardinal außer gegen Erlegung hoher Summen ernannt.

Als aber der Papst mit der Zeit unter die Herrschaft seines Sohnes gerieth, nahmen die Mittel der Gewalt jenen völlig satanischen Charakter an, der nothwendig auf die Zwecke zurückwirkt. Was im Kampf gegen die römischen Großen und gegen die romagnolischen Dynasten geschah, überstieg im Gebiet der Treulosigkeit und Grausamkeit sogar dasjenige Maaß, an welches z. B. die Aragonesen von Neapel die Welt bereits gewöhnt hatten, und auch das Talent der Täuschung war größer. Vollends grauenhaft ist die Art und Weise, wie Cesare den Vater isolirt, indem er den Bruder, den Schwager und andere Verwandte und Höflinge ermordet, sobald ihm deren Gunst beim Papst oder ihre sonstige Stellung unbequem wird. Alexander mußte zu der Ermordung seines geliebtesten Sohnes, des Duca di Gandia, seine Einwilligung geben [2]), weil er selber stündlich vor Cesare zitterte.

Welches waren nun die tiefsten Pläne des Letztern? Noch in den letzten Monaten seiner Herrschaft, als er eben die

Condottieren zu Sinigaglia umgebracht hatte und factisch Herr des Kirchenstaates war (1503), äußerte man sich in seiner Nähe leidlich bescheiden: der Herzog wolle blos Factionen und Tyrannen unterdrücken, Alles nur zum Nutzen der Kirche; für sich bedinge er sich höchstens die Romagna aus, und dabei könne er des Dankgefühles aller folgenden Päpste sicher sein, da er ihnen Orsinen und Colonnesen vom Halse geschafft [1]. Aber Niemand wird dieß als seinen letzten Gedanken gelten lassen. Schon etwas weiter ging einmal Papst Alexander selbst mit der Sprache heraus, in der Unterhaltung mit dem venezianischen Gesandten, indem er seinen Sohn der Protection von Venedig empfahl: „ich will dafür sorgen, sagte er, daß einst das Papstthum entweder an ihn oder an Eure Republik fällt.“ [2]) Cesare freilich fügte bei: es solle nur Papst werden, wen Venedig wolle, und zu diesem Endzweck brauchten nur die venezianischen Cardinäle recht zusammenzuhalten. Ob er damit sich selbst gemeint, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls genügt die Aussage des Vaters, um seine Absicht auf die Besteigung des päpstlichen Thrones zu beweisen. Wiederum etwas mehr erfahren wir mittelbar von Lucrezia Borgia, insofern gewisse Stellen in den Gedichten des Ercole Strozza der Nachklang von Aeußerungen sein dürften, die sie als Herzogin von Ferrara sich wohl erlauben konnte. Zunächst ist auch hier von Cesare's Aussicht auf das Papstthum die Rede [3]), allein dazwischen tönt etwas von einer gehofften Herrschaft über Italien im Allgemeinen [4]), und am Ende wird angedeutet, daß Cesare gerade als weltlicher Herrscher das Größte vorgehabt und deßhalb einst den Cardinalshut niedergelegt habe [5]). In der That kann kein Zweifel darüber walten, daß Cesare, nach Alexanders Tode zum Papst gewählt oder nicht, den Kirchenstaat um jeden Preis zu behaupten gedachte und daß er dieß

nach Allem, was er verübt hatte, als Papst unmöglich auf die Länge vermocht hätte. Wenn irgend Einer, so hätte er den Kirchenstaat säcularisirt [1]) und hätte es thun müssen, um dort weiter zu herrschen. Trügt uns nicht Alles, so ist dieß der wesentliche Grund der geheimen Sympathie, mit welcher Machiavell den großen Verbrecher behandelt; von Cesare oder von Niemand durfte er hoffen, daß er „das Eisen aus der Wunde ziehe", d. h. das Papstthum, die Quelle aller Intervention und aller Zersplitterung Italiens, zernichte. — Die Intriganten, welche Cesare zu errathen glaubten, wenn sie ihm das Königthum von Toscana vorspiegelten, wies er, wie es schien, mit Verachtung von sich [2]).

Doch alle logischen Schlüsse aus seinen Prämissen sind vielleicht eitel — nicht wegen einer sonderlichen dämonischen Genialität, die ihm so wenig innewohnte wie z. B. dem Herzog von Friedland — sondern weil die Mittel, die er anwandte, überhaupt mit keiner völlig consequenten Handlungsweise im Großen verträglich sind. Vielleicht hätte in dem Uebermaß von Bosheit sich wieder eine Aussicht der Rettung für das Papstthum aufgethan, auch ohne jenen Zufall, der seiner Herrschaft ein Ende machte.

Wenn man auch annimmt, daß die Zernichtung aller Zwischenherrscher im Kirchenstaate dem Cesare nichts als Sympathie eingetragen hätte, wenn man auch die Schaar, die 1503 seinem Glücke folgte — die besten Soldaten und Offiziere Italiens mit Lionardo da Vinci als Oberingenieur — als Beweis seiner großen Aussichten gelten läßt, so gehört doch Anderes wieder ins Gebiet des Irrationellen, so daß unser Urtheil darob irre wird wie das der Zeitgenossen. Von dieser Art ist besonders die Verheerung und Mißhandlung des eben gewonnenen Staates [3]), den Cesare doch zu behalten und zu beherrschen gedenkt. Sodann der Zustand Roms und der

Curie in den letzten Jahren des Pontificates. Sei es, daß Vater und Sohn eine förmliche Proscriptions-Liste entworfen hatten [1]), sei es, daß die Mordbeschlüsse einzeln gefaßt wurden — die Borgia legten sich auf heimliche Zernichtung aller derer, welche ihnen irgendwie im Wege waren oder deren Erbschaft ihnen begehrenswerth schien. Capitalien und fahrende Habe waren noch das wenigste dabei; viel einträglicher für den Papst war es, daß die Leibrenten der betreffenden geistlichen Herren erloschen und daß er die Einkünfte ihrer Aemter während der Vacanz und den Kaufpreis derselben bei neuer Besetzung einzog. Der venezianische Gesandte Paolo Capello [2]) meldet im Jahre 1500 wie folgt: „Jede Nacht findet man zu „Rom 4 oder 5 Ermordete, nämlich Bischöfe, Prälaten und „Andere, so daß ganz Rom davor zittert, von dem Herzog „(Cesare) ermordet zu werden." Er selber zog des Nachts mit seinen Garden in der erschrockenen Stadt herum [3]), und es ist aller Grund vorhanden, zu glauben, daß dieß nicht blos geschah, weil er, wie Tiberius, sein scheußlich gewordenes Antlitz bei Tage nicht mehr zeigen mochte, sondern um seiner tollen Mordlust ein Genüge zu thun, vielleicht auch an ganz Unbekannten. Schon im Jahr 1499 war die Desperation hierüber so groß und allgemein, daß das Volk viele päpstliche Gardisten überfiel und umbrachte [4]). Wem aber die Borgia mit offener Gewalt nicht beikamen, der unterlag ihrem Gift. Für diejenigen Fälle, in denen einige Discretion nöthig schien, wurde jenes schneeweiße, angenehm schmeckende Pulver [5]) gebraucht, welches nicht blitzschnell, sondern allmählich wirkte und sich unbemerkt jedem Gericht oder Getränk beimischen ließ. Schon Prinz Dschem hatte davon in einem süßen Trank mit bekommen, bevor ihn Alexander an Carl VIII. auslieferte (1495), und am Ende ihrer Laufbahn vergifteten sich Vater und Sohn damit, indem sie von dem für einen reichen Cardinal,

wahrscheinlich Adrian von Corneto, bestimmten Confect genossen [1]). Der officielle Epitomator der Papstgeschichte, Onufrio Panvinio [2]), nennt drei Cardinäle, welche Alexander hat vergiften lassen (Orsini, Ferrari und Michiel) und deutet einen vierten an, welchen Cesare auf seine Rechnung nahm (Giovanni Borgia); es möchten aber damals selten reichere Prälaten in Rom gestorben sein ohne einen Verdacht dieser Art. Auch stille Gelehrte, die sich in eine Landstadt zurückgezogen, erreichte ja das erbarmungslose Gift. Es fing an, um den Papst herum nicht mehr recht geheuer zu werden; Blitzschläge und Sturmwinde, von welchen Mauern und Gemächer einstürzten, hatten ihn schon früher in auffallender Weise heimgesucht und in Schrecken gesetzt; als 1500 [3]) sich diese Erscheinungen wiederholten, fand man darin „cosa diabolica." Das Gerücht von diesem Zustande der Dinge scheint durch das starkbesuchte [4]) Jubiläum von 1500 doch endlich weit unter den Völkern herumgekommen zu sein, und die schmachvolle Ausbeutung des damaligen Ablasses that ohne Zweifel das Uebrige, um alle Augen auf Rom zu lenken [5]). Außer den heimkehrenden Pilgern kamen auch sonderbare weiße Büßer aus Italien nach dem Norden, darunter verkappte Flüchtlinge aus dem Kirchenstaat, welche nicht werden geschwiegen haben. Doch wer kann berechnen, wie lange und hoch das Aergerniß des Abendlandes noch hätte steigen müssen, ehe es für Alexander eine unmittelbare Gefahr erzeugte. „Er hätte," sagt Panvinio anderswo [6]), „auch die noch übrigen „reichen Cardinäle und Prälaten aus der Welt geschafft, um „sie zu beerben, wenn er nicht, mitten in den größten Absichten „für seinen Sohn, dahingerafft worden wäre." Und was würde Cesare gethan haben, wenn er im Augenblicke, da sein Vater starb, nicht ebenfalls auf den Tod krank gelegen hätte? Welch ein Conclave wäre das geworden, wenn er sich einst-

weilen, mit all seinen Mitteln ausgerüstet, durch ein mit Gift zweckmäßig reducirtes Cardinals-Collegium zum Papst wählen ließ, zumal in einem Augenblick, da keine französische Armee in der Nähe gewesen wäre! Die Phantasie verliert sich, sobald sie diese Hypothesen verfolgt, in einen Abgrund.

Statt dessen folgte das Conclave Pius III. (1503) und nach dessen baldigem Tode auch dasjenige Julius II. unter dem Eindruck einer allgemeinen Reaction.

Welches auch die Privatsitten Julius II. sein mochten, in den wesentlichen Beziehungen ist er der Retter des Papstthums. Die Betrachtung des Ganges der Dinge in den Pontificaten seit seinem Oheim Sixtus hatte ihm einen tieferen Einblick in die wahren Grundlagen und Bedingungen des päpstlichen Ansehens gewährt, und danach richtete er nun seine Herrschaft ein und widmete ihr die ganze Kraft und Leidenschaft seiner unerschütterlichen Seele. Zwar nicht ohne bedenkliche Verhandlungen, doch ohne Simonie, unter allgemeinem Beifall stieg er die Stufen des Stuhles Petri hinan, und nun hörte wenigstens der eigentliche Handel mit den höchsten Würden gänzlich auf. Julius hatte Günstlinge und darunter unwürdige, allein des Nepotismus war er durch ein besonderes Glück überhoben: sein Bruder Giovanni della Rovere war der Gemahl der Erbin von Urbino, Schwester des letzten Montefeltro Guidobaldo, und aus dieser Ehe war seit 1491 ein Sohn, Francesco Maria della Rovere vorhanden, welcher zugleich rechtmäßiger Nachfolger im Herzogthum Urbino und päpstlicher Nepot war. Was nun Julius sonst irgend erwarb, im Cabinet oder durch seine Feldzüge, das unterwarf er mit hohem Stolz der Kirche und nicht seinem Hause: den Kirchenstaat, welchen er in voller Auflösung angetroffen, hinterließ er völlig gebändigt und durch Parma und Piacenza vergrößert. Es lag nicht an ihm, daß nicht auch Ferrara für

die Kirche eingezogen wurde. Die 700,000 Ducaten, welche er beständig in der Engelsburg liegen hatte, sollte der Castellan einst Niemandem als dem künftigen Papst ausliefern. Er beerbte die Cardinäle, ja alle Geistlichen, die in Rom starben und zwar auf rücksichtslose Weise [1]), aber er vergiftete und mordete Keinen. Daß er selber zu Felde zog, war für ihn unvermeidlich und hat ihm in Italien sicher nur genützt zu einer Zeit, da man entweder Ambos oder Hammer sein mußte, und da die Persönlichkeit mehr wirkte als das besterworbene Recht. Wenn er aber trotz all seines hochbetonten: „Fort mit den Barbaren!" gleichwohl am meisten dazu beitrug, daß die Spanier in Italien sich recht festsetzten, so konnte dieß für das Papstthum gleichgültig, ja vielleicht relativ vortheilhaft erscheinen. Oder war nicht bis jetzt von der Krone Spanien am ehesten ein dauernder Respect vor der Kirche zu erwarten [2]), während die italienischen Fürsten vielleicht nur noch frevelhafte Gedanken gegen letztere hegten? — Wie dem aber sei, der mächtige originelle Mensch, der keinen Zorn herunterschlucken konnte und kein wirkliches Wohlwollen verbarg, machte im Ganzen den für seine Lage höchst wünschbaren Eindruck eines „Pontefice terribile." Er konnte sogar wieder mit relativ gutem Gewissen die Berufung eines Concils nach Rom wagen, womit dem Concils-Geschrei der ganzen europäischen Opposition Trotz geboten war. Ein solcher Herrscher bedurfte auch eines großartigen äußern Symboles seiner Richtung; Julius fand dasselbe im Neubau von St. Peter; die Anlage desselben, wie sie Bramante wollte, ist vielleicht der größte Ausdruck aller einheitlichen Macht überhaupt. Aber auch in den übrigen Künsten lebt Andenken und Gestalt dieses Papstes im höchsten Sinne fort, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß selbst die lateinische Poesie jener Tage für Julius in andere Flammen geräth als für seine Vorgänger. Der Einzug in Bologna, am Ende des

„Iter Julii secundi" von Cardinal Adriano da Corneto hat einen eigenen prachtvollen Ton, und Giovan Antonio Flaminio hat in einer der schönsten Elegien [1]) den Patrioten im Papst um Schutz für Italien angerufen.

Julius hatte durch eine donnernde Constitution [2]) seines lateranensischen Concils die Simonie bei der Papstwahl verboten. Nach seinem Tode (1513) wollten die geldlustigen Cardinäle dieß Verbot dadurch umgehen, daß eine allgemeine Abrede proponirt wurde, wonach die bisherigen Pfründen und Aemter des zu Wählenden gleichmäßig unter sie vertheilt werden sollten; sie würden dann den pfründenreichsten Cardinal (den ganz untüchtigen Rafael Riario) gewählt haben [3]). Allein ein Aufschwung hauptsächlich der jüngeren Mitglieder des heil. Collegiums, welche vor Allem einen liberalen Papst wollten, durchkreuzte jene jämmerliche Combination; man wählte Giovanni Medici, den berühmten Leo X.

Wir werden ihm noch öfter begegnen, wo irgend von der Sonnenhöhe der Renaissance die Rede sein wird; hier ist nur darauf hinzuweisen, daß unter ihm das Papstthum wieder große innere und äußere Gefahren erlitt. Darunter ist nicht zu rechnen die Verschwörung der Cardinäle Petrucci, Bandinelli de Saulis, Riario, Soderini und Corneto, (1517), weil diese höchstens einen Personenwechsel zur Folge haben konnte; auch fand Leo das wahre Gegenmittel in Gestalt jener unerhörten Creation von 39 neuen Cardinälen, welche noch dazu einen guten Effect machte, weil sie zum Theil das wahre Verdienst belohnte. [4])

Höchst gefährlich aber waren gewisse Wege, auf welchen Leo in den zwei ersten Jahren seines Amtes sich betreten ließ. Durch ganz ernstliche Unterhandlungen suchte er seinem Bruder Giuliano das Königreich Neapel und seinem Neffen Lorenzo ein großes oberitalienisches Reich zu verschaffen, welches

Mailand, Toscana, Urbino und Ferrara umfaßt haben würde [1]). Es leuchtet ein, daß der Kirchenstaat, auf solche Weise eingerahmt, eine mediceische Apanage geworden wäre, ja man hätte ihn kaum mehr zu säcularisiren nöthig gehabt.

Der Plan scheiterte an den allgemeinen politischen Verhältnissen; Giuliano starb bei Zeiten (1516); um Lorenzo dennoch auszustatten, unternahm Leo die Vertreibung des Herzogs Francesco Maria della Rovere von Urbino, zog sich durch diesen Krieg unermeßlichen Haß und Armuth zu und mußte, als Lorenzo 1519 ebenfalls starb [2]), das mühselig Eroberte an die Kirche geben; er that ruhmlos und gezwungen, was, freiwillig gethan, ihm ewigen Ruhm gebracht haben würde. Was er dann theils allein, theils abwechselnd mit Karl V. und Franz I. unterhandelnd, noch gegen Alfonso von Ferrara versuchte und gegen ein paar kleine Tyrannen und Condottieren wirklich ausführte, war vollends nicht von der Art, welche die Reputation erhöht. Und dies Alles, während die Könige des Abendlandes sich von Jahr zu Jahr mehr an ein colossales politisches Kartenspiel gewöhnten, dessen Einsatz und Gewinn immer auch dieses oder jenes Gebiet von Italien war [3]). Wer wollte dafür bürgen, daß sie nicht, nachdem ihre heimische Macht in den letzten Jahrzehnten unendlich gewachsen, ihre Absichten auch einmal auf den Kirchenstaat ausdehnen würden? Noch Leo mußte ein Vorspiel dessen erleben, was 1527 sich erfüllte; ein paar Haufen spanischer Infanterie erschienen gegen Ende des Jahres 1520 — aus eigenem Antrieb, scheint es — an den Grenzen des Kirchenstaates, um den Papst einfach zu brandschatzen [4]), ließen sich aber durch päpstliche Truppen zurückschlagen. Auch die öffentliche Meinung gegenüber der Corruption der Hierarchie war in den letzten Zeiten rascher gereift als früher, und ahnungsfähige Menschen, wie z. B. der jüngere Pico von Mirandola [5]),

riefen dringend nach Reformen. Inzwischen war bereits Luther aufgetreten.

Unter Hadrian VI. (1522—1523) kamen auch die schüchternen und wenigen Reformen gegenüber der großen deutschen Bewegung schon zu spät. Er konnte nicht viel mehr als seinen Abscheu gegen den bisherigen Gang der Dinge, gegen Simonie, Nepotismus, gewissenlose Stellenbesetzung, Cumulation, Verschwendung, Banditenwesen und Unsittlichkeit an den Tag legen; an der Erlassung strenger Edikte wurde er durch seinen frühzeitigen Tod gehindert. Die Gefahr vom Lutherthum her erschien nicht einmal als die größte; ein geistvoller venezianischer Beobachter, Girolamo Negro, spricht Ahnungen eines nahen, schrecklichen Unheils für Rom selber aus [1]).

Unter Clemens VII. erfüllt sich der ganze Horizont von Rom mit Dünsten gleich jenem graugelben Sciroccoschleier, welcher dort bisweilen den Spätsommer so verderblich macht. Der Papst ist in der nächsten Nähe wie in der Ferne verhaßt; während das Uebelbefinden der Denkenden fortdauert [2]), treten auf Gassen und Plätzen predigende Eremiten auf, welche den Untergang Italiens, ja der Welt weissagen und Papst Clemens den Antichrist nennen [3]); die colonnesische Faction erhebt ihr Haupt in trotzigster Gestalt; der unbändige Cardinal Pompeo Colonna, dessen Dasein [4]) allein schon eine dauernde Plage für das Papstthum war, darf Rom (1526) überfallen in der Hoffnung, mit Hülfe Carl's V. ohne Weiteres Papst zu werden, sobald Clemens todt oder gefangen wäre. Es war kein Glück für Rom, daß dieser sich in die Engelsburg flüchten konnte; das Schicksal aber, für welches er selber aufgespart sein sollte, darf schlimmer als der Tod genannt werden.

Durch eine Reihe von Falschheiten jener Art, welche nur dem Mächtigen erlaubt ist, dem Schwächeren aber Verderben

bringt, verursachte Clemens den Anmarsch des spanisch-deutschen Heeres unter Bourbon und Frundsberg (1527). Es ist gewiß [1]), daß das Cabinet Carls V. ihm eine große Züchtigung zugedacht hatte und daß es nicht voraus berechnen konnte, wie weit seine unbezahlten Horden in ihrem Eifer gehen würden. Die Werbung fast ohne Geld wäre in Deutschland erfolglos geblieben, wenn man nicht gewußt hätte, es gehe gegen Rom. Vielleicht finden sich noch irgendwo die schriftlichen eventuellen Aufträge an Bourbon und zwar solche, die ziemlich gelinde lauten, aber die Geschichtsforschung wird sich davon nicht bethören lassen. Der katholische König und Kaiser verdankte es rein dem Glücke, daß Papst und Cardinäle nicht von seinen Leuten ermordet wurden. Wäre dieß geschehen, keine Sophistik der Welt könnte ihn von der Mitschuld lossprechen. Der Mord zahlloser geringerer Leute und die Brandschatzung der Uebrigen mit Hülfe von Tortur und Menschenhandel zeigen deutlich genug, was beim „Sacco di Roma" überhaupt möglich war.

Den Papst, der wieder in die Engelsburg geflüchtet war, wollte Carl V., auch nachdem er ihm ungeheure Summen abgepreßt, wie es heißt, nach Neapel bringen lassen, und daß Clemens statt dessen nach Orvieto floh, soll ohne alle Connivenz von spanischer Seite geschehen sein [2]). Ob Carl einen Augenblick an die Säcularisation des Kirchenstaates dachte (worauf alle Welt [3]) gefaßt war), ob er sich wirklich durch Vorstellungen Heinrichs VIII. von England davon abbringen ließ, dieß wird wohl in ewigem Dunkel bleiben.

Wenn aber solche Absichten vorhanden waren, so haben sie in keinem Falle lange angehalten; mitten aus der Verwüstung von Rom steigt der Geist der kirchlich-weltlichen Restauration empor. Augenblicklich ahnte dieß z. B.: Sadoleto [4]). „Wenn durch unsern Jammer, schreibt er, dem Zorn und

„der Strenge Gottes genuggethan ist, wenn diese furchtbaren „Strafen uns wieder den Weg öffnen zu besseren Sitten und „Gesetzen, dann ist vielleicht unser Unglück nicht das größte „gewesen . . . Was Gottes ist, dafür mag Gott sorgen, wir „aber haben ein Leben der Besserung vor uns, das uns keine „Waffengewalt entreißen mag; richten wir nur Thaten und „Gedanken dahin, daß wir den wahren Glanz des Priester„thums und unsere wahre Größe und Macht in Gott suchen."

Von diesem kritischen Jahre 1527 an war in der That so viel gewonnen, daß ernsthafte Stimmen wieder einmal sich hörbar machen konnten. Rom hatte zu viel gelitten, um selbst unter einem Paul III. je wieder das heitere grundverdorbene Rom Leo's X. werden zu können.

Sodann zeigte sich für das Papstthum, sobald es einmal tief im Leiden war, eine Sympathie theils politischer, theils kirchlicher Art. Die Könige konnten nicht dulden, daß einer von ihnen sich ein besonderes Kerkermeister-Amt über den Papst anmaßte, und schlossen u. a. zu dessen Befreiung den Vertrag von Amiens (18. Aug. 1527). Sie beuteten damit wenigstens die Gehässigkeit aus, welche auf der That der kaiserlichen Truppen ruhte. Zugleich aber kam der Kaiser in Spanien selbst empfindlich ins Gedränge, indem seine Prälaten und Granden ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen machten, so oft sie ihn zu sehen bekamen. Als eine große allgemeine Aufwartung von Geistlichen und Weltlichen in Trauerkleidern bevorstand, gerieth Carl in Sorgen, es möchte daraus etwas Gefährliches entstehen in der Art des vor wenigen Jahren gebändigten Comunidaden-Aufruhrs; die Sache wurde untersagt [1]). Er hätte nicht nur die Mißhandlung des Papstes auf keine Weise verlängern dürfen, sondern es war, abgesehen von aller auswärtigen Politik, die stärkste Nothwendigkeit für ihn vorhanden, sich mit dem furchtbar

gekränkten Papstthum zu versöhnen. Denn auf die Stimmung Deutschlands, welche ihn wohl einen andern Weg gewiesen hätte, wollte er sich so wenig stützen als auf die deutschen Verhältnisse überhaupt. Es ist auch möglich, daß er sich, wie ein Venezianer meint, durch die Erinnerung an die Verheerung Roms in seinem Gewissen beschwert fand [1]) und deßhalb jene Sühne beschleunigte, welche besiegelt werden mußte durch die bleibende Unterwerfung der Florentiner unter das Haus des Papstes, die Medici. Der Nepot und neue Herzog, Alessandro Medici, wird vermählt mit der natürlichen Tochter des Kaisers.

In der Folge behielt Carl durch die Concils-Idee das Papstthum wesentlich in der Gewalt und konnte es zugleich drücken und beschützen. Jene größte Gefahr aber, die Säcularisation, vollends diejenige von innen heraus, durch die Päpste und ihre Nepoten selber, war für Jahrhunderte beseitigt durch die deutsche Reformation. So wie diese allein dem Zug gegen Rom (1527) Möglichkeit und Erfolg verliehen hatte, so nöthigte sie auch das Papstthum, wieder der Ausdruck einer geistigen Weltmacht zu werden, indem es sich an die Spitze aller ihrer Gegner stellen, sich aus der „Versunkenheit in lauter factischen Verhältnissen“ emporraffen mußte. Was nun in der spätern Zeit des Clemens VII., unter Paul III., Paul IV. und ihren Nachfolgern mitten im Abfall halb Europa's allmählich heranwächst, ist eine ganz neue, regenerirte Hierarchie, welche alle großen, gefährlichen Aergernisse im eigenen Hause, besonders den staatengründenden Nepotismus [2]) vermeidet und im Bunde mit den katholischen Fürsten, getragen von einem neuen geistlichen Antrieb, ihr Hauptgeschäft aus der Wiedergewinnung des Verlorenen macht. Sie ist nur vorhanden und nur zu verstehen in ihrem Gegensatz zu den Abgefallenen. In diesem Sinne kann man mit voller Wahr-

heit sagen, daß das Papstthum in moralischer Beziehung durch seine Todfeinde gerettet worden ist. Und nun befestigte sich auch seine politische Stellung, freilich unter dauernder Aufsicht Spaniens, bis zur Unantastbarkeit; fast ohne alle Anstrengung erbte es beim Aussterben seiner Vasallen (der legitimen Linie von Este und des Hauses della Rovere) die Herzogthümer Ferrara und Urbino. Ohne die Reformation dagegen — wenn man sie sich überhaupt wegdenken kann — wäre der ganze Kirchenstaat wahrscheinlich weit früher, als wir es erlebt haben, in weltliche Hände übergegangen.

Schluß.

Das Italien der Patrioten.

Zum Schluß betrachten wir noch in Kürze die Rückwirkung dieser politischen Zustände auf den Geist der Nation im Allgemeinen.

Es leuchtet ein, daß die allgemeine politische Unsicherheit in dem Italien des 14. und 15. Jahrhunderts bei den edleren Gemüthern einen patriotischen Unwillen und Widerstand hervorrufen mußte. Schon Dante und Petrarca [1]) proclamiren laut ein Gesammt-Italien, auf welches sich alle höchsten Bestrebungen zu beziehen hätten. Man wendet wohl ein, es sei dieß nur ein Enthusiasmus einzelner Hochgebildeter gewesen, von welchem die Masse der Nation keine Kenntniß nahm, allein es möchte sich damals mit Deutschland kaum viel anders verhalten haben, obwohl es wenigstens dem Namen nach die Einheit und einen anerkannten Oberherrn, den Kaiser, hatte. Die erste laute literarische Verherrlichung Deutschlands

(mit Ausnahme einiger Verse bei den Minnesängern) gehört den Humanisten der Zeit Maximilians I. an [1]) und erscheint manchmal wie ein Echo italienischer Declamationen oder wie eine Abwehr der gegen Deutschlands geistige Unmündigkeit gemachten italienischen Angriffe. Und doch war Deutschland früher factisch in einem ganz andern Grade Ein Volk gewesen als Italien jemals seit der Römerzeit. Frankreich verdankt das Bewußtsein seiner Volkseinheit wesentlich erst den Kämpfen gegen die Engländer, und Spanien hat auf die Länge nicht einmal vermocht, das engverwandte Portugal zu absorbiren. Für Italien waren Existenz und Lebensbedingungen des Kirchenstaates ein Hinderniß der Einheit im Großen, dessen Beseitigung sich kaum jemals hoffen ließ. Wenn dann im politischen Verkehr des 15. Jahrhunderts gleichwohl hie und da des Gesammtvaterlandes mit Emphase gedacht wird, so geschieht dieß meist nur, um einen andern, gleichfalls italienischen Staat zu kränken [2]). Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, die Hauptblüthezeit der Renaissance, waren einer Belebung des Patriotismus nicht günstig: Behagen an geistigen und künstlerischen Genüssen, Lust am Wohlleben und Ausbildung der eignen Persönlichkeit vernichteten oder verdrängten die Sorge für das Vaterland. Nur vereinzelt erklingen in dieser Zeit, häufiger erst später die ganz ernsten, tiefschmerzlichen Anrufungen an das Nationalgefühl zu einer Zeit, als es zu spät war, als Franzosen und Spanier das Land überzogen, als die deutschen Truppen Rom erobert hatten. Von dem Local-Patriotismus kann man etwa sagen, daß er die Stelle dieses Gefühles vertritt, ohne dasselbe zu ersetzen.

Anmerkungen.

S. 3, Anm. 1) Macchiavelli, Discorsi L. I. c. 12. E la cagione, che la Italia non sia in quel medesimo termine, ne habbia anch' ella ò una Republica ò un prencipe che la governi, è solamente la Chiesa; perche havendovi habitato e tenuto Imperio temporale non è stata si potente ne di tal virtu, che l'habbia potuto occupare il restante d'Italia e farsene prencipe.

2) Die Herrschenden und ihr Anhang heißen zusammen lo stato, und dieser Name durfte dann die Bedeutung des gesammten Daseins eines Territoriums usurpiren.

S. 4, Anm. 1) E. Winckelmann: De regni Siculi amministratione qualis fuerit regnante Friderico II, Berlin 1859. A. del Vecchio: La legislazione di Federico II. imperatore. Turin 1874. Ueber Friedrich II. im Allgemeinen haben Winckelmann und Schirrmacher ausführlich gehandelt.

S. 6, Anm. 1) Baumann, Staatslehre des Thomas von Aquino, Leipzig 1873, bes. S. 136 ff.

2) Cento novelle antiche ed. 1525. Für Friedrich nov. 2. 21. 22. 23. 24. 30. 53. 59. 90. 100; für Ezzelino nov. 31, bes. 84.

S. 7, Anm. 1) Scardeonius, de urbis Patav. antiqu., im Thesaurus des Grävius VI., III., p. 259.

2) Sismondi, Hist. des rép. italiennes, IV, p. 420; VIII, p. 1 f.

S. 8, Anm. 1) Franco Sacchetti, Novelle. (61, 62).

2) Dante soll freilich die Gunst dieses Fürsten verloren haben, während Gaukler dieselbe dauernd bewahrten. Vgl. die wichtige Geschichte bei Petrarca, De Rerum memorandarum, lib. II, 3, 46.

S. 9, Anm. 1) Petrarca, Epistolae seniles, lib. XIV, 1. an Francesco di Carrara (28. Nov. 1373). Der Brief ist auch manchmal als besondere Schrift gedruckt u. d. T.: de republica optime administranda, z. B. Bern 1602.

S. 9, Anm. 2) Erst hundert Jahre später wird dann auch die Fürstin zur Landesmutter. Vgl. Hieron. Crivelli's Leichenrede auf Bianca Maria Visconti, bei Muratori, Scriptores rerum Italicarum XXV, Col. 429. Eine spöttische Uebertragung hiervon ist es, wenn eine Schwester Papst Sixtus' IV. bei Jac. Volaterranus (Murat. XXIII. Col. 109) mater ecclesiae genannt wird.

3) Mit dem beiläufigen Wunsch, der an eine früher geführte Unterhaltung anknüpft, es möchte das Lagern der Schweine in den Gassen von Padua durch den Fürsten aufs Neue verboten werden, da der Anblick an sich unerfreulich, besonders für die Fremden widerwärtig sei und die Pferde davon scheu würden.

S. 10, Anm. 1) Petrarca, Rerum memorandar. liber III, 2,66. — Es ist Matteo I. Visconti und der damals in Mailand herrschende Guido della Torre gemeint.

2) Matteo Villani, V, 81: die geheime Ermordung des Matteo II. (Maffiolo) Visconti durch seine Brüder.

S. 11. Anm. 1) Filippo Villani, Jstorie XI, 101. — Auch Petrarca findet die Tyrannen geputzt „wie Altäre an Festtagen". — Den antiken Triumphzug des Castracane in Lucca findet man umständlich beschrieben in dessen Leben von Tegrimo, bei Murat. XI, Col. 1340.

2) De vulgari eloquio, I, c. 12: . . . qui non heroico more, sed plebeo sequuntur superbiam etc.

3) Dies zwar erst in Schriften des 15. Jahrh., aber gewiß nach früheren Phantasien: L. B. Alberti, de re aedif. V, 3. — Franc. di Giorgio, Trattato, bei Della Valle, Lettere sanesi, III., 121.

4) Franco Sachetti, Nov. 61.

5) Matteo Villani, VI, 1.

S. 12, Anm. 1) Das Paßbureau von Padua um die Mitte des 14. Jahrh. als quelli delle bullette bezeichnet bei Franco Sacchetti, Nov. 117. In den letzten zehn Jahren Friedrichs II., als die persönlichste Controle herrschte, muß das Paßwesen schon sehr ausgebildet gewesen sein.

2) Corio, Storia di Milano, Fol. 247, fg. Neuere italienische Historiker haben freilich bemerkt, daß die Visconti noch ihren Geschichtschreiber erwarten, der, zwischen den übertriebenen Lobpreisungen der Zeitgenossen (z. B. Petrarca's) und den heftigen Schmähungen späterer poli-

[S. 12, Anm. 2] tischer (guelfischer) Gegner die richtige Mitte haltend, das endgültige Urtheil abgeben müßte.

S. 13, Anm. 1) Auch z. B. dem Paolo Giovio: Elogia Virorum bellica virtute illustrium Basel 1575, p. 85 in der vita des Bernabò. Giangal. (vita p. 86 fg.) ist für Giovio post Theodoricum omnium praestantissimus. Vgl. auch Jovius, Vitae XII, vicecomitum Mediolani principum Paris 1549, p. 165 fg.

2) Corio, Fol. 272, 285.

3) Cagnola, im Archiv. stor. III, p. 23.

4) So Corio, Fol. 286 und Poggio, Hist. Florent. IV, bei Murat. XX., Col. 290. — Von Plänen auf das Kaiserthum redet Cagnola a. a. O. und das Sonett bei Trucchi, Poesie ital. inedite II, p. 118:

Stan le città lombarde con le chiave
In man per darle a voi .... etc.
Roma vi chiama: Cesar mio novello
Io sono ignuda, et l'anima pur vive:
Or mi coprite col vostro mantello etc.

S. 14, Anm. 1) Corio, Fol. 301 u. ff. Vgl. Ammian. Marcellin. XXIX, 3.

2) So Paul. Jovius: Elogia p. 88—92, Jo. Maria, Philippus und das S. 12 Anm. 2 angeführte Werk p. 175—189.

S. 16, Anm. 1) De Gingins: Dépêches des ambassadeurs milanais, Paris und Genf 1858 II. p. 200 fg. (N. 213). Vgl. II, 3 (N. 144) und II, 212 fg. (N. 218).

2) Paul. Jovius, Elogia. p. 156 fg. Carolus Burgundiae dux.

S. 17, Anm. 1) Dieser Verein von Kraft und Talent ist es, was bei Macchiavelli virtù heißt und auch mit scelleratezza verträglich gedacht wird, z. B. Discorsi I. 10, bei Anlaß des Sept. Sevrus.

2) Hierüber Franc. Vettori, Arch. stor. VI, p. 293. „Die Belehnung durch einen Mann, der in Deutschland wohnt und von einem römischen Kaiser nichts als den eiteln Namen hat, ist nicht im Stande einen Bösewicht zum wahren Signore einer Stadt zu machen."

3) M. Villani, IV, 38. 39. 44. 56. 74. 76. 92; V, 1. 2. 14—16. 21. 22. 36. 51. 54. Freilich bleibt zu erwägen, ob nicht auch hier durch die Abneigung gegen die Visconti Manches schlimmer aufgefaßt und dargestellt worden ist, als es wirklich war. Karl IV wird einmal (IV, 74) von Villani sehr gelobt.

S. 18, Anm. 1) Ein Italiener war es, Fazio degli Uberti (Dittamondo, L. VI., cap. 5, um d. J. 1360), welcher Carl IV. noch einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zumuthen wollte. Die Stelle ist eine der besten in dem betreffenden Gedichte und auch sonst bezeichnend. Der Dichter wird durch einen trotzigen Turcomannen vom heil. Grab weggewiesen:

Coi passi lunghi e con la testa bassa
Oltre passai e dissi: ecco vergogna
Del cristian che'l saracin qui lassa!
Poscia al pastor (den Papst) mi volsi per rampogna:
E tu ti stai, che sei vicar di Christo
Co' frati tuoi a ingrassar la carogna?
Similimente dissi a quel sofisto (Carl IV.)
Che sta in Buemme (Böhmen) a piantar vigne e fichi,
E che non cura di si caro acquisto:
Che fai? perchè non segui i primi antichi
Cesari de' Romani, e che non segui,
Dico, gli Otti, i Corradi, i Federichi?
E che pur tieni questo imperio in tregui?
E se non hai lo cuor d'esser Augusto.
Che nol rifiuti? o che non ti dilegui? etc. —

Etwa 8 Jahre früher, ums Jahr 1352, hatte Petrarca (an Karl IV; Epistolae familiares lib. XII, ep. 1 ed. Fracassetti, vol. II, p. 160) geschrieben: Simpliciter igitur et aperte ... pro maturando negotio terrae sanctae ... oro ... tuo egentem auxilio quam primum invisere velis Ausoniam.

2) Das Nähere bei Vespasiano Fiorentino ed. Mai, Spicilegium romanum vol. I, p. 54. Vgl. 150 und Panormita: De dictis et factis Alphonsi lib. IV, Nro 4.

3) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 217 ff.

S. 19, Anm. 1) Haveria voluto scortigare la brigata. Giov. Maria Filelfo, der sich damals in Bergamo aufhielt, schrieb eine heftige Satire in vulgus equitum auro notatorum. Vgl. F's. Biographie bei Favre, Mélanges d'histoire litéraire 1856, I. p. 10.

2) Annales Estenses, bei Murat. XX, Col. 41.

3) Poggii Hist. Florent. pop., L. VII, bei Murat. XX, Col. 381. Diese Auffassung hängt mit der antimonar-

[S. 19, Anm. 3] chischen Gesinnung mancher Humanisten jener Zeit überhaupt zusammen. Vgl. die guten Nachweisungen von Bezold, die Lehre von der Volkssouveränetät während des Mittelalters, Hist. Ztschr. Bd. 36, S. 365.

4) Ein paar Jahrzehnte später rügte der Venetianer Leonhard Giustiniani den Ausdruck imperator als unclassisch und daher für die deutschen Kaiser unpassend und nannte die Deutschen wegen ihrer Unkenntniß der Sitte und Sprache des Alterthums Barbaren. Gegen diese Vorwürfe führte der Humanist H. Bebel die Vertheidigung der Deutschen. Vgl. L. Geiger in der Allg. Deutsch. Biogr. II, 196.

5) Senarega, de reb. Genuens., bei Murat. XXIV, Col. 575.

S. 20, Anm. 1) Aufgezählt im Diario Ferrarese, bei Murat. XXVI, Col. 203. Vgl. Pii II. Commentarii, ed. Rom. 1584, II, p. 102.

2) Marin Sanudo, Vita de' duchi di Venezia, bei Murat. XXII Col. 1113.

S. 21, Anm. 1) Varchi, Stor. Fiorent. I, p. 8.

2) Soriano, Relaz. di Roma 1533, bei Tommaso Gar, Relazioni della corte di Roma (in Alberi, Relazioni degli ambasciatori veneti II Ser. III Bd. p. 281.)

3) Für das Folgende vgl. Canestrini, in der Einleitung zu Tom. XV. des Archiv. stor.

4) Ueber ihn Shepherd-Tonelli: Vita di Poggio, app. p. VIII—XVI.

S. 22, Anm. 1) Cagnola, archiv. stor. III, p. 28: et (Filippo Maria) da lei (Beatr.) ebbe molto texoro e dinari, e tutte le giente d'arme del dicto Facino, che obedivano a lei.

2) Infessura, bei Eccard, scriptores II, Col. 1911. Macchiavelli stellt, (Discorsi, I, 30) dem siegreichen Condottiere die Alternative, entweder gleich nach dem Siege dem Brodherrn das Heer zu übergeben und ruhig eine Belohnung zu erwarten, oder die Soldaten für sich zu gewinnen, die Festungen einzunehmen und den Fürsten zu bestrafen di quella ingratitudine, che esso gli userebbe.

3) Vgl. Barth. Facius, de vir. ill. p. 64, der mittheilt, C. habe ein Heer von 60,000 Soldaten befehligt. Ob die Venetianer auch den Alviano 1516 vergiftet, weil er, wie Prato im Archiv. Stor. III. p. 348 sagt, in der Schlacht von S. Donato den Franzosen zu eifrig ge-

[S. 22, Anm. 3] holfen habe? — Von Colleoni ließ sich die Republik zur Erbin einsetzen und nahm nach seinem Tode 1475 erst noch eine förmliche Confiscation vor. Vgl. Malipiero, Annali Veneti, im Archiv. stor. VII, I, p. 244. Sie liebte es, wenn die Condottieren ihr Geld in Venedig anlegten, ibid. p. 351.

S. 23, Anm. 1) Cagnola, im Archiv. stor. III, p. 121, fg.

2) Wenigstens bei Paulus Jovius, in seiner Vita magni Sfortiæ (Rom 1539 dem Cardinal Ascanio Sforza gewidmet) einer der anziehendsten von seinen Biographien.

S 25, Anm 1) Aen. Sylvius: Commentar zu De dictis et factis Alphonsi, Opera ed. 1538 p. 251: Novitate gaudens Italia nihil habet stabile, nullum in ea vetus regnum, facile hic ex servis reges videmus.

2) Pii II. Comment. I, 46, vgl. 69.

3) Sismondi X, p. 258. — Corio, Fol. 412, wo Sforza als mitschuldig galt, weil er von P.'s kriegerischer Popularität Gefahren für seine eigenen Söhne gefürchtet. — Storia Bresciana, bei Murat. XXI, Col. 902. — Florentiner Verbannte führten, wie Malipiero, Ann. veneti archiv. stor. VII. I p. 210 erzählt, den venezianischen Großcondottiere Colleoni dadurch in Versuchung, daß sie ihm anboten, ihn zum Herzog von Mailand zu machen, wenn er ihren Feind, den Piero von Medici, aus Florenz verjagte.

S. 26, Anm 1) Allegretti, Diarii Sanesi, bei Murat. XXIII. p. 811.

2) Orationes Philelphi, ed. Venet. 1492 Fol. 9, in der Leichenrede auf Francesco.

3) Marin Sanudo, Vite de' Duchi di Ven., bei Murat. XXII, Col. 1241. Vgl. Reumont, Lorenzo v. Medici (Lpz. 1874) II, S. 324—327 und die dort angeführten Stellen.

4) Malipiero, Ann. Veneti, Archiv. stor. VII, I, p. 407.

S. 27, Anm. 1) Chron. Eugubinum, bei Murat. XXI, Col. 972.

2) Vespasiano Fiorent. p. 148.

S. 28, Anm. 1) Archiv. stor. XVI, Parte I. et II. ed. Bonaini, Fabretti, Polidori.

S. 32. Anm. 1. Schon Julius II hatte 1506 Perugia mit leichter Mühe erobert und Gianpaolo Baglione (oben S. 31) zur Huldigung genöthigt, der die Gelegenheit nicht benutzte,

[S. 32, Anm. 1] sich (wie Macchiav. Discorsi I, c. 27) meint, durch die Ermordung des Papstes Unsterblichkeit zu erwerben.

S. 33, Anm. 1) Varchi, Stor. fiorent. I. p. 242, fg.

2) Vgl. u. A. Jovianus Pontanus, de immanitate cap. 17.

3) Malipiero, Ann. Veneti, Archiv. stor. VII, I, p. 498 fg. Er hatte seine Geliebte, die von ihrem Vater in ein Kloster gesteckt wurde, überall suchen lassen und, als er sie nicht fand, den Vater bedroht, das Kloster und andere Gebäude verbrannt und gegen die Menschen gewüthet.

S. 34, Anm. 1) Lil. Greg. Giraldus, de sepulcris ac vario sepeliendi ritu. In Opera ed. Bas. 1580, I, p. 640 ff., Neuere Ausgabe von J. Faes, Helmstädt 1676. — Widmung und Nachschrift des Gir. ad Carolum Miltz Germanum, in diesen Ausgaben ohne Datum, beide ohne die im Text angegebene Stelle. — Schon 1470 war in diesem Hause eine Miniaturkatastrophe vorgefallen (Galeotto hatte seinen Bruder Antonio Maria ins Gefängniß werfen lassen), vgl. Diario Ferrarese, bei Murat XXIV, Col. 225.

S. 35, Anm. 1) Jovian. Pontan. Opp. ed. Basileae 1538 T. I.: de liberalitate, cap. 19. 29. und: de obedientia, l. 4. Vgl. Sismondi X, p. 78, fg. Panormita, de dictis et factis Alphonsi lib. I. nro 61. IV, nro 42.

2) Tristano Caracciolo: De Fernando qui postea rex Aragonum fuit ejusque posteris bei Murat. XXII. coll. 113—120. Jovian. Pontanus: de prudentia l. IV; de magnanimitate. l. I.; de liberalitate cap. 29. 36, de immanitate cap. 8. — Cam. Porzio, Congiura de' Baroni del regno di Napoli contra il re Ferdinando I. Pisa 1818 (neue Ausgabe von Stanislao d'Aloe, Neapel 1859), passim. — Comines, Charles VIII, chap. 17, mit der allgem. Charakteristik der Aragonesen. Zur Erkenntniß der Thätigkeit Ferrante's für das Volk ist von großer Wichtigkeit das von Scipione Vopicella herausgegebene Regis Ferdinandi primi instructionum liber 1486—87. Neapel 1861, auf Grund dessen das harte Urtheil etwas gemildert werden dürfte.

S. 36, Anm. 1) Paul. Jovius, Histor. I, p. 14, in der Rede eines mailändischen Gesandten; Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 294.

S. 37, Anm. 1) In seiner nächsten Umgebung lebten Juden, z. B. Isaak Abravanel, der mit ihm nach Messina floh. Vgl. Zunz, zur Gesch. u. Lit. (Berl. 1845) S. 529.

S. 38, Anm. 1) Petri Candidi Decembrii Vita Phil. Mariae Vicecomitis, bei Murat. XX., über die freilich Jovius (vitae XII vicecomitum p. 186) nicht mit Unrecht sagt: quum omissis laudibus quae in Philippo celebrandae fuerant, vitia notaret. Guarino weiß den Fürsten sehr zu rühmen. Rosmini, Guarino II, S. 75. Jovius in der genannten Schrift p. 186 und Jov. Pontanus, de liberalitate II, cap. 28 u. 31 heben besonders das edelmüthige Benehmen des Fürsten gegen den gefangenen Alfons hervor.

S. 39, Anm. 1) Rührten von ihm etwa die 14 Marmorstatuen der Nothhelfer am Castell zu Mailand her? S. Historia der Frundsberge, fol. 27.

2) Ihn ängstigte, quod aliquando „non esse“ necesse esset.

3) Corio, Fol. 400; — Cagnola im Archiv. stor. III, p. 125.

4) Pii II. Comment. III, p. 130. Vgl. II. 87. 106. Eine andere, noch mehr ins Düstere fallende Taxation vom Glücke des Sforza giebt Caracciolo, de varietate fortunae, bei Murat. XXII, Col. 74. — Im Gegensatze dazu steht das Preisen des Glückes des Sforza in der Oratio parentalis de divi Francisci Sphortiae foelicitate durch Filelfo, der, als stets bereiter Lobredner der verschiedensten Herren, die ihn bezahlten, die Thaten des Francesco in der Sforziade besungen hat, die aber nicht gedruckt worden ist. Aber auch Decembrio (oben S. 38 A. 1), der sittliche und literarische Gegner Filelfo's, rühmte in seiner Biographie (Vita Franc. Sfortiae bei Muratori XX) Sforza's Glück. Die Astrologen sagten: „Das Gestirn Franz Sforza's bedeutet einem Manne Glück, aber seiner Nachkommenschaft Verderben“ Arluni, de bello Veneto libri VI bei Graevius, thes. antiqu. et hist. Italicae, V, pars III. Vgl. auch Barth. Facii de vir. ill. p. 67.

S. 40, Anm. 1) Malipiero, Ann. veneti, Archiv. stor. VII, I, p. 216 fg. 221—224

S. 41, Anm. 1) Ueber die Ermordung des Galeazzo Maria Sforza sind von G. d'Adda im Archivio storico lombardo giornale della

[S. 41, Anm. 1] società storica lombarda vol. II (1875) S. 284—294 merkwürdige Stücke abgedruckt. 1. eine lateinische Grabschrift des Mörders Lampugnano, der bei seiner That das Leben verlor und den nun der Schriftsteller sagen läßt: Hic lubens quiesco, aeternum inquam facinus monumentumve ducibus, principibus, regibus qui modo sunt quique mox futura trahantur ne quid adversus justitiam faciant dicantve; 2. ein lateinischer Brief des Domenico de' Belli, der als elfjähriger Knabe bei der Ermordung zugegen war; 3. der Lamento des Galeazzo Maria, in welchem er, nach einer Anrufung der Jungfrau Maria und einer Erzählung des an ihm verübten Frevels, seine Frau und Kinder, seine Beamten und die italienischen Städte, welche er einzeln nennt, zur Klage auffordert, und seine Seufzer zu allen Völkern der Welt, ja selbst zu den neun Musen und den Göttern der Alten sendet, um ein allgemeines Wehgeschrei hervorzurufen.

2) Chron. venetum, bei Murat. XXIV, Col. 65.

3) Malipiero, Ann. Veneti, Archiv. stor. VII, I, p. 492. Vgl. 482, 562.

S. 42, Anm. 1) Seine letzte Rede an denselben, Bernardino da Corte, jedenfalls oratorisch ausgeschmückt, wenn auch vielleicht den damaligen Gedanken Moro's entsprechend, bei Senarega, Murat. XXIV, Col. 567.

2) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 336. 367. 369. Das Volk glaubte, er thesaurire.

3) Corio, Fol. 448. Die Nachwirkungen dieses Zustandes sind besonders kenntlich in den auf Mailand bezüglichen Novellen und Introductionen des Bandello.

4) Amoretti, Memorie storiche sulla vita ecc. di Lionardo da Vinci, p. 35, fg. 83 fg. Hier ist auch auf Moro's Bemühungen für die Hebung der Universität Pavia zu verweisen

5) S. dessen Sonette bei Trucchi, Poesie inedite.

S. 43, Anm. 1) Prato, im Archiv. stor. III, 298, vgl. 302.

S. 44, Anm. 1) Geb. 1466, verlobt mit der sechsjährigen Isabella 1480, succedirt 1484, vermählt 1490, † 1519; Isabellens Tod 1539. Ihre Söhne Federigo, 1519—1540, zum Herzog erhoben 1530, und der berühmte Ferrante Gonzaga. Das Folgende aus der Correspondenz Isabellens, nebst

[S. 44, Anm. 1] Beilagen, Archiv. stor. Append. Tom. II, p. 206—326 mitgetheilt von d'Arco. Vgl. desselben Delle arti et degli artifici di Mantova. Mant. 1857—58 2 Bde. Das Verzeichniß der Sammlung ist mehrfach gedruckt. Isabellens Bild und Biographie auch bei Didot, Alde Manuce, Paris 1875. S. LXI—LXVIII. Vgl. auch unten 2. Abschn. 2. Cap.

S. 45, Anm. 1) Franc. Vettori, im Archiv. stor. Append. Tom. VI, p. 321. — Ueber Federigo insbesondere: Vespasiano Fiorent. p. 132 fg. und Prendilacqua, Vita di Vittorino da Feltre p. 48—52. V. hatte den ehrgeizigen Jüngling, Federigo, seinen Schüler, mit den Worten zu beruhigen versucht: tu quoque Caesar eris. Reiche Literaturangaben über ihn z. B. bei Favre, Mélanges d'hist. lit. I, 125 A. 1.

2) Vgl. unten 3. Abschn. 3. Cap.

S. 46, Anm. 1) Castiglione, Cortigiano, L. I.

2) Petr. Bembus: De Guido Ubaldo Feretrio deque Elisabetha Gonzaga Urbini ducibus Venetis 1530. Auch in Bembo's Werken, z. B. Basel 1556 I, p. 529—624. In Dialogform, enthält u. A. den Brief des Frid. Fregosus und die Rede des Odarius über Guido's Leben und Tod.

S. 47, Anm. 1) Das Folgende bes. nach den Annales Estenses bei Muratori, XX. und dem Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV.

2) Vgl. Bandello I, nov. 32.

3) Diario Ferr. l. c. Col. 347.

S. 48, Anm. 1) Paul Jovius: Vita Alfonsi ducis z. B. ed. Flor. 1550, auch italienisch von Giovanbattista Gelli. Flor. 1553.

2) Paul Jovius l. c.

S. 49, Anm. 1) Bei diesem Anlaß mag auch die Reise Leo's X. als Cardinal erwähnt werden. Vgl. Paul. Jovii vita Leonis X, Lib. I. Die Absicht war minder ernst, mehr auf Zerstreuung und allgemeine Weltkenntniß gerichtet, übrigens völlig modern. Kein Nordländer reiste damals wesentlich zu solchen Zwecken.

S. 50, Anm. 1) Diar. Ferr. bei Murat. XXIV col. 232 und 240.

2) Jovian. Pontan., de liberalitate. cap. 28.

S. 51, Anm. 1) Giraldi, Hecatommithi, VI, Nov. 1 (ed. 1565 fol. 223a).

2) Vasari XII, 166, Vita di Michelangelo.

S. 52, Anm. 1) Schon 1446 begleiteten die Glieder des Hauses Gonzaga die Leiche des Vittorino da Feltre.

[S. 52, Anm. 2] Ein frühes Beispiel, Bernabò Visconti, S. 12.

3) Als Capitolo 19, und in den opere minori, ed. Lemonnier, Vol. I, p. 425 als Elegia 17 betitelt. Ohne Zweifel war dem 19jährigen Dichter die Ursache dieses Todesfalles (S. 47) nicht bekannt.

S. 53, Anm. 1) Die auf fürstliche Personen des Hauses Este bezüglichen Novellen aus den Hecatommithi des Giraldi befinden sich, mit Ausnahme einer einzigen (I, nov. 8) im 6. Buche, das dem Francesco von Este, Marchese della Massa zugeeignet ist, am Anfang des 2. Theils des ganzen Werkes, der die Widmung an Alfons II, „den fünften Herzog von Ferrara" trägt. Auf diesen, dem das 10. Buch noch besonders gewidmet ist, bezieht sich keine Novelle, auf seinen Vorgänger Ercole II (s. u.) nur eine, die übrigen auf Ercole I „den zweiten Herzog" und Alfonso I „den dritten Herzog von Ferrara". Aber auch die von den Genannten erzählten Geschichten sind nur zum geringsten Theile Liebesgeschichten. Vielmehr berichtet die eine (I, Nov. 8) von dem Scheitern eines Versuches, welchen der König von Neapel machte, um Ercole v. Este zu bewegen, dem Borso die Herrschaft von Ferrara zu entreißen, und auch eine andere (VI, Nov. 10) weiß von Ercole's hochherzigem Verfahren gegen Verschwörer zu erzählen. Die beiden auf Alfonso I bezüglichen Novellen (VI, Nov. 2. 4), in deren letzterer Alfons nur eine Nebenrolle spielt, sind gleichfalls, wie schon die Aufschrift des Buches mittheilt und wie ganz besonders die an den obengenannten Francesco gerichtete Widmung ausführt, atti di cortesia gegen Ritter und Gefangene, nicht aber gegen Frauen, und nur die zwei übrigen sind Liebesgeschichten Sie sind von der Art, daß sie doch wol bei Lebzeiten des Helden erzählt werden durften: sie sollen Hochherzigkeit und Edelmuth, Enthaltsamkeit und Tugend der Fürsten beweisen. Aber auch von ihnen bezieht sich eine (VI, Nov. 1) auf den bei der Sammlung der Novellen längst verstorbenen Ercole I und nur eine (VI, Nov. 3) auf den damals noch lebenden Ercole II (geb. 1508, gest. 1568, Sohn der Lucrezia Borgia, Gemahl der Renata), von dem der Dichter sagt: Il giovane, che non meno hà benigno l'animo, che cortese l'aspetto, come già il vedemmo

[S. 53, Anm. 1] in Roma, nel tempo, ch' egli, in vece del padre, venne à Papa Hadriano. Die ihn betreffende Geschichte ist kurz folgende: Lucilla, die schöne Tochter einer adligen aber armen Wittwe, liebt den Ricandro, kann ihn aber nicht heirathen, da dessen Vater dem Sohne verbietet, ein mittelloses Mädchen heimzuführen. Ercole, der das Mädchen sieht und von ihrer Schönheit ergriffen wird, weiß sich, durch Ueberredung der Mutter, Eingang in ihr Schlafgemach zu verschaffen, wird aber durch ihre flehentlichen Bitten so gerührt, daß er ihre Unschuld ehrt und, durch Gewährung einer Mitgift, ihre Heirath mit Ricandro ermöglicht.

Bei Bandello beziehen sich II, nov. 8. 9. auf Alessandro Medici, 26 auf Maria von Aragonien, III, 26, IV, 13 auf Galeazzo Sforza, III, 36, 37 auf Heinrich VIII von England, II, 27 handelt von dem deutschen Kaiser Maximilian I. Der Kaiser „dessen natürliche Güte und mehr als kaiserliche Freigebigkeit von allen Schriftstellern gelobt wird", habe sich auf der Jagd nach einem Hirsch von seinem Gefolge getrennt, verirrt und, beim Heraustreten aus dem Walde, den Weg bei einem Bauern erkundet. Dieser, mit Holzaufladen beschäftigt, bittet den Kaiser, den er nicht kennt, ihm zu helfen und erhält von demselben auch bereitwillige Unterstützung. Maximilian aber wird, noch während dieser Hilfeleistung, von seinem herbeikommenden Gefolge ehrfurchtsvoll gegrüßt und dadurch, so sehr er auch seinen Leuten abwehrend winkt, von dem Bauern erkannt und um Verzeihung wegen des respectwidrigen Betragens angefleht. Doch der Kaiser hebt den Bittenden auf, beschenkt ihn, bestellt ihn auf den nächsten Tag zu sich und verleiht ihm reichliche Privilegien. Der Erzähler schließt: Dimostrò Cesare nello smontar da cavallo e con allegra ciera aiutar il bisognoso contadino, una indicibile e degna d' ogni lode humanità, et in sollevarlo con danari e privilegii dalla sua faticosa vita, aperse il suo veramente animo Cesareo. (II, 415) Auf Maximilian bezieht sich auch eine Geschichte in den Hekatommithi VIII, Nov. 5. Es ist jene durch Shakespeare's Maaß für Maaß weltbekannt gewordene Geschichte (über ihre Verbreitung s. Kirchhof's Wendunmuth hgg. von Oesterley, Bd. V,

[S. 53, Anm. 1.] S. 152 fg.), die von Giraldi nach Innsbruck verlegt und dem Maximilian zugeschrieben wird Dieser wird auch hier sehr gerühmt. Nachdem er zuerst kurz Massimiano il Grande genannt worden, wird er bezeichnet als einer, che fù raro essempio di cortesia, di magnanimità, e di singolare giustizia.

2) U. a. in den Deliciæ poetar. italor. (1608) II, p. 455 fg.: ad Alfonsum ducem Calabriae. (Doch glaube ich nicht, daß auf dies Gedicht, das in sehr deutlicher Weise die Liebesfreuden schildert, welche Alfons bei der Drusula genießt, die obige Bemerkung paßt; es werden vielmehr in demselben die Empfindungen des glücklichen Liebhabers ausgedrückt, der in seinem Entzücken meint, daß selbst Götter ihn beneiden.)

3) Bereits 1367 im Polistore, bei Murat. XXIV, Col. 848 bei Nicolò dem Aelteren erwähnt, der 12 Personen zu Rittern schlägt „zu Ehren der 12 Apostel".

S. 54, Anm. 1) Burigozzo, im Archiv. stor. III, p. 432.

2) Discorsi I, 17 über Mailand nach dem Tode des Filippo Visconti.

3) De incert. et vanitate scientiar. cap. 55.

S. 55, Anm. 1) Prato, im Archiv. stor. III, p. 241.

S. 56, Anm. 1) De casibus virorum illustrium, L. II, cap. 15.

2) Discorsi, III, 6. Auf diese Darstellung spielt er in den storie fior. L. VIII, cap. 1. an. Schilderung von Verschwörungen ist schon sehr frühe eine Liebhaberei der Italiener. Bereits Liudprand (von Cremona, Mon. Germ., SS. III, 264—363) gibt dergleichen wenigstens umständlicher als irgend ein Zeitgenosse des 10. Jahrh.; aus dem 11. Jahrh. ist (bei Baluz. Miscell. I. p. 184) die Befreiung Messina's von den Saracenen durch den herbeigerufenen Normanen Roger ein bezeichnendes Stück dieser Art (1060), der dramatischen Ausschmückung der sicilianischen Vesper zu geschweigen (1282).

3) Corio, fol. 333. Das folgende ibid. fol. 305. 422, fg. 440.

S. 57, Anm. 1) So das Citat aus Gallus, bei Sismondi XI, 93. Ueber das Ganze vgl. Reumont, Lorenzo v. Medici I, S. 387—397, bes. 396.

2) Corio, fol. 422. — Allegretto, Diari Sanesi, bei Murat. XXIII. col. 777. — Siehe oben S. 41.

S. 58, Anm. 1) Sehr merkwürdig ist die Begeisterung, mit welcher der Florentiner Alamanno Rinuccini (geb. 1419) in seinen Ricordi (herausgegeben von G. Aiazzi, Florenz 1840) von den Mördern und ihrer That spricht. — Ueber eine fast gleichzeitige, freilich nicht italienische, Apologie des Tyrannenmordes vgl. Kervyn de Lettenhove, Jean sans Peur et l'apologie du tyrannicide im Bulletin de l'académie de Bruxelles XI (1861) S. 558—571. Ein Jahrhundert später dachte man in Italien darüber freilich ganz anders. Vgl. die Verurtheilung der That des Lampugnani bei Egnatius, De exemplis ill. vir. Ven. fol. 99b. vgl. das. 318b.

2) Con studiare el Catelinario sagt Alegretto. Man vergleiche in dem eigenen Bericht Olgiati's, bei Corio, einen Satz wie folgenden: Quisque nostrum magis socios potissime et infinitos alios sollicitare, infestare, alter alteri benevolos se facere cœpit. Aliquid aliquibus parum donare; simul magis noctu edere, bibere, vigilare, nostra omnia bona polliceri, etc.

3) Vasari, III, 251, Note zur v. di Donatello.

S. 59, Anm. 1) Er steht jetzt in einem neuerbauten Hause, das zur Aufnahme einer Michelangelo-Akademie bestimmt ist.

2) Inferno XXXIV, 64.

3) Aufgezeichnet von dem Ohrenzeugen Luca della Robbia, Archiv. stor. I, p. 273. Vgl. Paul Jovius, vita Leonis X, L. III, in den Viri illustres.

4) Zuerst 1723 als Anhang zu Varchi's Geschichte, dann bei Roscoe, Vita di Lorenzo de' Medici, vol. IV, Beilage 12, und sonst vielfach gedruckt. Vgl. v. Reumont, Geschichte Toskana's seit dem Ende des florentinischen Freistaats. Gotha 1876 I, S. 67 Anm. Vgl. ferner die Relation Lettere di Principi (ed. Venez. 1577) III, fol. 162 ff.

S. 61, Anm. 1) Ueber den letzteren Punkt s. Jac. Nardi, Vita di Ant. Giacomini, (Lucca 1818) p. 18.

S. 62, Anm. 1) Genethliacum Venetae urbis in den carmina des Ant. Sabellicus. Der 25. März wurde gewählt essendo il cielo in singolar dispositione, si come da gli astronomi è stato calculato piu volte. Vgl. Sansovino Venezia citta nobilissima e singolare, descritta in 14 libri. Venetia 1581. fol. 203. Für den ganzen folgenden Abschnitt ist

[S. 62, Anm. 1] noch besonders auf Johannis Baptistae Egnatii viri doctissimi de exemplis illustrium virorum Venetae civitatis atque aliarum gentium, Paris 1554, zu verweisen. — Die älteste venezian. Chronik, Joh. Diaconi. Chron. Venetum et Gradenie bei Pertz, Monum. SS. VII p. 5. 6. verlegt die Gründung der Inselorte erst in die longobardische Zeit und die von Rialto ausdrücklich noch später.

2) De Venetæ urbis apparatu panagiricum carmen quod oraculum inscribitur.

3) Die ganze Gegend wurde dann durch die Neubauten des beginnenden 16. Jahrh. verändert.

S. 63, Anm. 1) Alexander Benedictus: de rebus Caroli VIII, bei Eccard, Scriptores, II, Col. 1597. 1601. 1621. — Im Chron. Venetum, Murat. XXIV, Col. 26. sind die politischen Tugenden der Venezianer aufgezählt: bontà, innocenza, zelo di carità, pietà, misericordia.

2) Viele Nobili schoren sich kurz; s. Erasmi colloquia, ed. Tiguri a. 1553, p. 215: miles et carthusianus.

3) Epistolæ, lib. V, fol. 28.

S. 64, Anm. 1) Malipiero, Ann. Veneti, Archiv. stor. VII, I, p. 377. 431. 481. 493. 530. II, p. 661, 668, 679. — Chron. venetum, bei Murat. XXIV. Col. 57. — Diario Ferrarese, ib. Col. 240. — Vgl. auch die Notiz: Dispacci di Antonio Giustiniani (Flor. 1876) I, p. 392.

2) Malipiero, im Arch. stor. VII. II. p. 691. Vgl. 694. 713 und I, 535.

3) Marin Sanudo, Vite de' Duchi, Murat. XXII, Col. 1194.

S. 66, Anm. 1) Chron. Venetum, Mur. XXIV. Col. 105.

2) Chron. Venetum, Murat. XXIV. Col. 123. fg. und Malipiero, a. a. O. VII, I, p. 175, 187 fg. erzählen den sprechenden Fall des Admirals Antonio Grimani, der wegen seiner Weigerung, einem Andern den Oberbefehl zu übergeben, angeklagt, sich, ehe er nach Venedig kommt, Fußeisen anlegen und so vor den Senat bringen läßt. Ueber A. Gr. und sein späteres Schicksal vgl. Egnatius fol. 183a fg. 189b fg.

S. 67, Anm. 1) Chron. Ven. l. c. Col. 166.

2) Malipiero, l. c. VII, I, p. 349. Andere Verzeichnisse dieser Art bei Marin Sanudo, Vite de' Duchi, Mur. XXII, Col. 990 (vom J. 1426), Col. 1088 (vom J. 1440),

[S. 67, Anm. 2] bei Corio, fol. 435—438 (von 1483), bei Guazzo, Historie, fol. 151, fg.

S. 68, Anm. 1) Guicciardini (Ricordi, N. 150) bemerkt vielleicht zuerst, daß das politische Rachebedürfniß auch die deutliche Stimme des eigenen Interesses übertäuben könne.

2) Malipiero, l. c. VII, I, p. 328.

S. 69, Anm. 1) Noch in ziemlich beschränktem Sinne entworfen und doch schon sehr wichtig ist die statist. Uebersicht von Mailand, im Manipulus Florum (bei Mur. XI, 711, fg.) vom Jahre 1288. Sie zählt auf: Hausthüren, Bevölkerung, Waffenfähige, Loggien der Adligen, Brunnen, Oefen, Schenken, Fleischerbuden, Fischer, Kornbedarf, Hunde, Jagdvögel, Preise von Holz, Heu, Wein und Salz, — ferner Richter, Notare, Aerzte, Schullehrer, Abschreiber, Waffenschmiede, Hufschmiede, Hospitäler, Klöster, Stifter und geistliche Corporationen. — Eine vielleicht noch ältere aus dem Liber de magnalibus Mediolani, bei Heinr. de Hervordia, ed. Potthast, p. 165. Vgl. auch die Statistik von Asti um 1250 bei Ogerius Alpherius (Alfieri) de gestis Astensium, Histor. patr. momumenta, Scriptorum, tom. III, col. 684 fg.

2) Vorzüglich Marin Sanudo, in den Vite de' Duchi di Venezia, Murat. XXII, passim.

S. 70, Anm. 1) Zur Erkenntniß des großen zwischen Florenz und Venedig bestehenden Gegensatzes ist ganz besonders wichtig ein (1472) an Lorenzo de Medici gerichtetes Pamphlet einiger Venezianer und die auf dasselbe von Benedetto Dei ertheilte Antwort, mitgetheilt bei Pagnini, Della decima, Florenz 1763, III, S. 135 ff.

2) Bei Sanudo l. c. Col. 958—960. Das auf den Handel Bezügliche ist daraus mitgetheilt bei Scherer, Allg. Gesch. des Welthandels, I, 326. Anm.

3) Hiemit sind doch wohl die sämmtlichen Häuser und nicht blos die dem Staat gehörenden gemeint. Letztere rentirten bisweilen allerdings enorm; vgl. Vasari XIII, 83. Vita di Jac. Sansovino.

S. 71, Anm. 1) Dies bei Sanudo, Col. 963; bei dieser Gelegenheit wird auch ein Verzeichniß der Staatseinkünfte der übrigen italienischen und europäischen Mächte gegeben. Eine Staatsrechnung von 1490 Col. 1245 fg.

2) Ja diese Abneigung soll in dem Venezianer Paul II.

[S. 71, Anm. 2] bis zum Haß ausgebildet gewesen sein, so daß er die Humanisten sämmtlich Ketzer nannte. Platina, Vita Pauli, p. 323. — Vgl. im Allgemeinen: Voigt, die Wiederbelebung des classischen Alterthums (Berlin 1859) S. 207—213. Die Vernachlässigung der Wissenschaften wird als ein Grund für Venedigs Blüthe bezeichnet von Lil. Greg. Giraldus Opera II, p. 439.

3) Sanudo, l. c. Col. 1167.

4) Sansovino, Venezia, Lib. XIII. Es enthält die Biographien der Dogen in chronologischer Reihenfolge und, diesen einzelnen Biographien folgend, regelmäßig erst seit 1312, u. d. T.: Scrittori veneti, kurze Mittheilungen über die gleichzeitigen Schriftsteller.

S. 72, Anm. 1) U. a. wurde damals Venedig einer der Hauptsitze für die Nachahmung Petrarca's. Vgl. G. Crespan: Del Petrarchismo in: Petrarca e Venezia (1874) S. 187—253.

2) Vgl. Heinric. de Hervordia ad a. 1293 (pag. 213, ed. Potthast), welcher erzählt: Die Venetianer wünschten von den Bewohnern von Forli den Leichnam des Jakob v. Forli zu erwerben, von dem viele Wunder ausgingen, versprachen für die Ueberlassung viele Gegenleistungen, unter anderen die Tragung aller Kosten für die Heiligsprechung des Genannten, erhielten aber ihre Bitte nicht gewährt.

3) Sanudo, l. c. Col. 1158. 1171. 1177. Als die Leiche des S. Lucas aus Bosnien kam, gab es Streit mit den Benedictinern von S. Giustina zu Padua, welche dieselbe schon zu besitzen glaubten, und der päpstliche Stuhl mußte entscheiden. Vgl. Guicciardini, Ricordi, Nr. 401.

4) Sansovino, Venezia, Lib. XII., dell' andate publiche del principe. Egnatius fol. 40a. Die bange Scheu vor dem päpstlichen Interdict Egnatius fol. 12a fg.

S. 73, Anm. 1) G. Villani, VIII, 36. — Das Jahr 1300 ist zugleich das festgehaltene Datum in der Divina Commedia.

S. 74, Anm. 1) Dieß schon um 1470 constatirt bei Vespasiano Fiorent. p. 554.

2) Die in den früheren Auflagen nun folgende über die Chronik des Dino Compagni handelnde Stelle ist hier ausgelassen worden, auf Grund des Beweises von der Unechtheit der Chronik, welchen Paul Scheffer-Boichhorst

[S. 74, Anm. 2] (Florentiner Studien, Leipzig 1874, S. 45–210) geführt und gegen den Angriff eines hervorragenden Forschers (C. Hegel, Die Chronik des Dino Compagni Versuch einer Rettung, Leipzig 1875) nochmals begründet hat (Die Chronik des D. C., Leipzig 1875.) In Deutschland ist Scheffer's Ansicht fast völlig durchgedrungen, (Vgl. W. Bernhardi: Der Stand der Dino-Frage. Hist. Zeitschr. N. F. 1877 Bd. I) und auch Hegel nimmt an, daß der vorliegende Text eine spätere Ueberarbeitung der von Dino unvollendet gelassenen Chronik ist; selbst in Italien haben sich, trotzdem die Meisten versucht haben, diesen kritischen Angriff, wie ähnliche frühere, zu ignoriren, wichtige, die Unechtheit anerkennende Stimmen erhoben. (Vgl. besonders P. Fanfani in seiner Zeitschrift Il Borghini und in dem Buche: Dino Compagni vendicato, Milano 1875). Ueber die älteste Geschichtschreibung von Florenz überhaupt vgl. Hartwig, Forschungen u. s. w. Marburg 1876 dazu C. Hegel in H. v. Sybels Historischer Zeitschrift, B. XXXV.

3) Purgatorio VI, Ende.

4) De Monarchia, (neue kritische Ausgabe von Witte, Halle 1863—71; deutsche Uebersetzung von O. Hubatsch, Berlin 1872) I, 1.

S. 75, Anm. 1) Dantis Alligherii epistolae, cum notis C. Witte. Padua 1827. Wie er den Kaiser durchaus in Italien haben wollte, so auch den Papst, s. d. Brief S. 35 während des Conclave's von Carpentras 1314. — Ueber den ersten Brief: vita nuova cap. 31; epist. p. 9.

2) Giov. Villani XI, 20. Vgl. Matt. Villani IX, 93, der erzählt, Johann XXII astuto in tutte sue cose e massime in fare il danaio habe 18 Millionen Gulden baares Geld und 6 Millionen in Edelsteinen hinterlassen.

S. 76, Anm. 1) Diese und ähnliche Notizen bei Giov. Villani XI, 87. XII, 54, der bei dem Bankerotte auch sein Geld verlor und ins Schuldgefängniß kam. Vgl. im Allgemeinen Kervyn de Lettenhove: L' Europe au siècle de Philippe le Bel: Les argentiers florentins in: Bulletin de l' académie de Bruxelles (1861) vol. XII p. 123 fg.

2) Giov. Villani XI, 92. 93. — Bei Machiavelli, Stor. fiorent. lib. II, cap. 42 findet sich die Angabe, daß an

[S. 76, Anm. 2] der Pest (1348) 96,000 Menschen starben. — Vgl. übrigens oben S. 69. u. 136.

3) Der Pfarrer legte für jeden Knaben eine schwarze, für jedes Mädchen eine weiße Bohne bei Seite; dieß war die ganze Controle.

4) Es gab in dem solid gebauten Florenz bereits eine stehende Löschmannschaft, Giov. Villani XII, 35.

5) Matteo Villani, III, 106.

6) Matteo Villani, I, 2—7, vgl. 58. — Für die Pestzeit selber steht in erster Linie die berühmte Schilderung des Boccaccio an Anfang des Decamerone.

S. 77, Anm. 1) Gio. Villani X, 164.

2) Ex annalibus Ceretani, bei Fabroni, 'Magni Cosmi vita, Adnot. 34. vol. II, p. 63.

S. 78, Anm. 1) Ricordi des Lorenzo, bei Fabroni, Laur. Med. magnifici vita, Adnot. 2 und 25. — Paul. Jovius: Elogia, p. 131 fg. Cosmus.

2) Von Benedetto Dei, in der oben S. 70 Anm. 1 (136) angeführten Stelle, bei der man freilich erwägen muß, daß die Aufzählung zur Abwehr gegnerischer Angriffe dienen soll. Für das ganze vgl. Reumont, Lorenzo di Medici II, S. 419. — Das Finanzproject eines gewissen Lodovico Ghetti, mit wichtigen Angaben, bei Roscoe, Vita di Lor. de Medici, Bd. II, Beilage 1.

3) Z. B., im Archivio stor. IV. (?) Vgl. im Gegensatz dazu das unendlich einfache, noch ziemlich unentwickelten Verhältnissen entsprechende Handlungsbuch des Ott Ruland 1445—1462. Stuttg. 1843, und für eine etwas spätere Zeit Tagebuch des Lukas Rem 1494—1541 herausgeg. von B. Greiff, Augsburg 1861.

4) Libri, Histoire des sciences mathém. II, 163, fg.

5) Varchi, Stor. fiorent. III, p. 56, fg. zu Ende des IX. Buches. Einige offenbar irrige Zahlen möchten wohl auf Schreib- oder Druckfehlern beruhen.

6) Ueber Werthverhältnisse und Reichthum in Italien überhaupt kann ich, in Ermangelung weiterer Hülfsmittel, hier nur einige zerstreute Data zusammenstellen, wie ich sie zufällig gefunden habe. Offenbare Uebertreibungen sind bei Seite zu lassen. Die Goldmünzen, auf welche die meisten Angaben lauten, sind: der Ducato, der Zecchino, der Fiorino d'oro und der Scudo d'oro. Ihr

[S. 78, Anm. 6] Werth ist annäherungsweise derselbe, neun bis zehn Mark unseres Geldes.

In Venedig galt z. B. der Doge Andrea Vendramin (1478) mit 170,000 Ducati für sehr reich. (Malipiero l. c. VII, II, p. 666). Das confiscirte Vermögen des Colleoni betrug 216,000 Dukaten, das. p. 244.

In den 1460er Jahren heißt der Patriarch von Aquileja, Lod. Patavino, „fast der reichste aller Italiener" mit 200,000 Dukaten. (Gasp. Veronens., Vita Pauli II, bei Mur. III, II, Col. 1027.) Anderswo fabelhafte Angaben.

Antonio Grimani (S. 66) ließ sich die Erhebung seines Sohnes Domenico zum Cardinal 30,000 Duc. kosten. Er selbst wurde blos an Baarschaft auf mehr als 100,000 Duc. geschätzt. (Chron. Venetum, Mur. XXIV, Col. 125 u. 126).

Ueber das Getreide im Handel und im Marktpreis zu Venedig s. bes. Malipiero l. c. VII. II, p. 709, fg. (Notiz von 1498.)

Schon um 1522 gilt nicht mehr Venedig, sondern Genua nächst Rom als die reichste Stadt Italiens. (Nur glaublich durch die Autorität eines Franc. Vettori; s. dessen Storia, im Archiv. stor. Append. Tom. VI. p. 343.). Bandello, Parte II, Nov. 34 und 42, erwähnt den reichsten genuesischen Kaufmann seiner Zeit, Ansaldo Grimaldi.

Zwischen 1400 und 1580 nimmt Franc. Sansovino ein Sinken des Geldwerthes auf die Hälfte an. (Venezia, fol. 151, bis.)

In der Lombardei glaubt man ein Verhältniß der Getreidepreise um die Mitte des 15. zu denjenigen der Mitte unseres Jahrhunderts annehmen zu müssen wie 3 zu 8. (Sacco di Piacenza, im Archiv. stor. append. Tom. V. Nota des Herausgebers Scarabelli.)

In Ferrara gab es zur Zeit des Herzogs Borso reiche Leute bis 50 und 60,000 Ducati. (Diario Ferrarese, Mur. XXIV, Col. 207, 214, 218; eine fabelhafte Angabe Col. 187.)

Für Florenz kommen Angaben ganz exceptioneller Art vor, welche nicht zu durchschnittlichen Schlüssen führen. So jene Anleihen fremder Fürsten, die wohl nur auf

[S. 78, Anm. 6] ein oder wenige Häuser lauten, factisch aber große Compagniegeschäfte waren. So auch jene enorme Besteuerung unterliegender Parteien; wie z. B. von 1430 bis 1453 von 77 Familien 4,875,000 Goldgulden bezahlt wurden, (Varchi III, p. 115. fg.) und von dem einzigen Giannozzo Manetti, von dem noch mehrfach die Rede sein wird, eine Summe von 135,000 Goldgulden erhoben wurde, durch deren Bezahlung er an den Bettelstab kam (Reumont I, 157).

Das Vermögen des Giovanni Medici betrug bei dessen Tode (1428) 179,221 Goldgulden, aber von seinen beiden Söhnen, Cosimo und Lorenzo, hinterließ der letztere allein bei seinem Tode (1440) bereits 235,137 Goldguld. (Fabroni, Laur. Med., Adnot. 2.) Cosimo's Sohn, Piero, hinterließ (1469) 237,982 Scudi. (Reumont, Lorenzo de Medici I, 286).

Von dem allgemeinen Schwung des Erwerbes zeugt es z. B., daß schon im 14. Jahrh. die 44 Goldschmiedebuden auf Ponte vecchio dem Staat 800 Goldgulden Jahresmiethe eintrugen. (Vasari II, 114, V. di Taddeo Gaddi.) — Das Tagebuch des Buonaccorso Pitti (bei Delécluze, Florence et ses vicissitudes, vol. II.) ist voll Zahlenangaben, welche indeß nur im Allgemeinen die hohen Preise aller Dinge und den geringen Geldwerth beweisen.

Für Rom geben natürlich die Einnahmen der Curie, da sie europäisch waren, gar keinen Maßstab; auch ist den Angaben über päpstliche Schätze und Cardinalsvermögen wenig zu trauen. Der bekannte Banquier Agostino Chigi hinterließ (1520) eine Gesammthabe im Werthe von 800,000 Ducati. (Lettere pittoriche, I. Append. 48.)

S. 79, Anm. 1) Was Cosimo (1433—1465) und seinen Enkel Lorenzo magnifico († 1492) betrifft, so verzichtet der Verfasser auf jedes Urtheil über die innere Politik derselben. Die Lobpreisung beider, namentlich des Lorenzo, bei William Roscoe (Life of Lorenzo de' Medici, called the Magnificent, zuerst Liverpool 1795, 10. Ausgabe London 1851) scheint es hauptsächlich gewesen zu sein, welche eine Reaction hervorrief. Diese zeigte sich zuerst bei Sismondi (Histoire des républiques italiennes XI), gegen dessen oft übermäßig herbes Urtheil Roscoe wiederum auftrat

[S. 79, Anm. 1] (Illustrations historical and critical of the life ef Lor. d. Med., London 1822); später bei Gino Capponi (Archiv. stor. ital. I (1842), p. 315 fg.), der dann (Storia della republica di Firenze 2 Bände, Flor. 1875) seine Beurtheilung begründete und ausführte. Jetzt ist auf das durch volle Beherrschung des reichen Stoffes und ruhiges Urtheil ausgezeichnete Buch von v. Reumont: Lorenzo de' Medici, il Magnifico, 2 Bände, Leipzig 1874, zu verweisen.

S. 80, Anm. 1) Franc. Burlamacchi, den Vater des Hauptes der lucchesischen Protestanten, Michele B. Vgl. Archiv. stor. ital. Ser. I tom. X p. 435 fg., documenti p. 146 fg.; ferner Carlo Minutoli: Storia di Fr. B. Lucca 1844 und die wichtigen Nachträge von Leone del Prete im Giornale storico degli archivi Toscani IV. (1860) p. 309 fg. Wie Mailand durch seine Härte gegen die Schwesterstädte im 11. bis 13. Jahrhundert die Bildung eines großen Despotenstaates erleichterte, ist bekannt genug. Noch beim Aussterben der Visconti 1447 verscherzte Mailand die Freiheit Oberitaliens hauptsächlich dadurch, daß es von einer Föderation gleichberechtigter Städte nichts wissen wollte. Vgl. Corio, fol. 358, fg.

S. 81, Anm. 1) Am dritten Adventsonntag 1494 predigte Savonarola über den Modus, eine neue Verfassung zu Stande zu bringen wie folgt: Die 16 Compagnien der Stadt sollten jede ein Project ausarbeiten, die Gonfalonieren die vier besten auswählen, und aus diesen die Signorie die allerbeste! Vgl. P. Villari: Savonarola, deutsche Uebersetzung I, S. 193—200. Sav. hat noch außerdem einen merkwürdigen Trattato circa il regimento di Firenze (neu gedruckt Pisa 1817) geschrieben — Es kam dann doch Alles anders, und zwar unter dem Einfluß des Predigers selbst.

2) Letzteres zuerst 1527, nach der Verjagung der Medici, s. Varchi I, 121 etc.

S. 82, Anm. 1) Macchiavelli, Storie fior. l. III, cap. 1. „Un savio dator di leggi" könnte Florenz retten.

2) Varchi, Stor. fiorent. I, p. 210.

3) Discorso sopra il riformar lo stato di Firenze, in den Opere minori p. 207.

S. 83, Anm. 1) Dieselbe Ansicht, ohne Zweifel hier entlehnt, findet sich bei Montesquieu wieder.

S. 84, Anm. 1) Aus der etwas späteren Zeit (1532?) vgl. man das furchtbar aufrichtige Gutachten des Guicciardini über die Lage und unvermeidliche Organisation der mediceischen Partei, Lettere di principi III, fol. 124 (ed. Venez. 1577.)

2) Aen. Sylvii apologia ad Martinum Mayer, p. 701. — Aehnlich noch Macchiavelli, Discorsi I, 55 u. a. a. O.

3) Wie völlig moderne Halbbildung und Abstraction bisweilen in das politische Wesen hineingriffen, zeigt die Parteiung von 1535, Della Valle, Lettere sanesi III, p. 317. Eine Anzahl von Krämern, aufgeregt durch Livius und Macchiavell's Discorsi, verlangen alles Ernstes Volkstribunen u. a. römische Magistrate gegen die Mißregierung der Vornehmen und Beamten.

4) Pierio Valeriano, de infelicitate literatorum, bei Anlaß des Bartolommeo della Rovere. (Die Schrift des P. V., geschrieben 1527, ist im Folgenden stets nach der Ausgabe von Menken, Analecta de calamitate literatorum, Leipz. 1707 citirt.) Gemeint kann hier nur sein die Stelle p. 384, aus der zwar nicht das im Text Angegebene hervorgeht, wo aber erzählt wird, daß B. d. R. seinen Sohn, der große Neigung zu den Studien hat, von dieser Neigung abbringen und zum Betreiben eines Geschäftes nöthigen will.

5) Senarega, de reb. Genuens. bei Murat. XXIV, Col. 548. Ueber die Unsicherheit vgl. bes. Col. 519. 525. 528 etc. Die sehr offenherzige Rede des Battista Guano, des Führers der 24 genuesischen Gesandten bei der Uebergabe des Staates an Francesco Sforza 1464, in welcher der Gesandte erklärt, Genua ergebe sich ihm, weil es dann hoffen dürfe, ruhiger und sicherer zu leben, s. bei Cagnola, Archiv. stor. III, p. 165, fg. — Die Gestalt des Erzbischofs, Dogen, Corsaren ꝛc. (später) Cardinals Paolo Fregoso geht beträchtlich über den Rahmen der sonstigen italienischen Verhältnisse hinaus.

S. 86, Anm. 1) So noch ganz spät Varchi, Stor. fiorent. I, 57.

2) Galeazzo Maria Sforza sagt 1467 dem venezianischen Agenten wohl das Gegentheil, — (daß nämlich Unterthanen Venedigs sich erboten hätten, mit ihm gegen

[S. 86, Anm. 2] Venedig Krieg zu führen — allein dies ist nur ergötzliche Prahlerei. Vgl. Malipiero, Annali veneti, Arch. stor. VII, I, p. 216 u. f. Bei jedem Anlaß ergeben sich Städte und Landschaften freiwillig an Venedig, freilich meist solche, die aus tyrannischen Händen kommen, während Florenz freiheitsgewohnte Nachbarrepubliken darnieder halten muß, wie Guicciardini (Ricordi, N. 29) bemerkt.

3) Vielleicht das Stärkste dieser Art in einer Instruction an die zu Carl VII. gehenden Gesandten im J. 1452, (bei Fabroni, Cosmus, Adnot. 107. vol. II, p. 200 fg.) in welcher die florentinischen Gesandten aufgefordert werden, den König an die Jahrhunderte langen innigen Beziehungen zwischen Florenz und Frankreich zu erinnern, ferner daran, daß Karl d. Gr. Florenz und Italien von den Barbaren (Longobarden) befreit habe und daß Karl I mit der römischen Kirche furon fondatori della parte guelfa. Il qual fundamento fu cagione della ruina della contraria parte e introdusse lo stato della felicità, in che noi siamo. Als der junge Lorenzo dem in Florenz verweilenden Herzog von Anjou einen Besuch machte, legte er französische Tracht an, Fabroni, vol. II, p. 9.

S. 87, Anm. 1) Comines, Charles VIII, chap. 10: man hielt die Franzosen comme saints. — Vgl. Chap. 17. — Chron. Venetum bei Murat. XXIV, Col. 5, 10, 14, 15. — Matarazzo, Chron. di Perugia, arch. stor. XVI, II, p. 23. Zahlloser anderer Aussagen nicht zu gedenken. Vgl. nun besonders die urkundlichen Publikationen von Pilorgerie und Desjardins unten S. 88 Anm. 1 (S. 145) und 106 Anm. 1 (152).

2) Pii II. Commentarii, X, p. 492.

3) Gingins, Dépêches des ambassadeurs Milanais etc. I, p. 26. 153. 279. 283. 285. 327. 331. 345. 359. II, p. 29. 37. 101. 217. 306. Carl sprach bereits einmal davon, Mailand dem jungen Ludwig von Orleans zu geben.

S. 88, Anm. 1) Nicolò Valori. Vita di Lorenzo. Flor. 1568, italienische Uebersetzung des erst 1749 zum ersten Male gedruckten lateinischen Originals, (letzteres jetzt auch bei Galletti, Phil. Villani liber de civit. Florentiae famosis civibus,

[S. 88, Anm. 1] Florenz 1847, p. 161—183, unsere Stelle p. 171). Doch ist zu bemerken, daß diese älteste, bald nach dem Tode Lorenzo's geschriebene Biographie überhaupt mehr ein verschönerndes als naturgetreues Bild ist und daß im Besondern die hier Lorenzo in den Mund gelegten Worte von dem französischen Berichterstatter nicht erwähnt werden und kaum gesprochen worden sind. Comines nämlich, der im Auftrag Ludwig's XI nach Florenz und Rom ging, sagt (Mémoires liv. VI, chap. 5): „Ich konnte ihm kein Heer anbieten, sondern hatte nichts als mein Gefolge.“ (Vgl. Reumont, Lorenzo I, S. 197. 429, II, S. 598.) In einem Briefe von Florenz an Ludwig XI (23. Aug. 1478) heißt es dann geradezu: omnis spes nostra reposita est in favoribus suae Majestatis. A. Desjardins: Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane (Paris 1859) I, p. 173. Aehnlich schreibt Lorenzo selbst bei Kervyn de Lettenhove, Lettres et négociations de Philippe de Comines I, p. 190. Man sieht also, Lorenzo ist der, der die Hülfe demüthig erbittet, nicht aber die angebotene stolz abweist.

2) Fabroni, Laurentius magnificus, Adnot. 205, fg. Selbst in einem seiner Breven hieß es einmal wörtlich: flectere si nequeam superos, Acheronta movebo, hoffentlich doch nicht in Beziehung auf die Türken. (Villari, Storia di Savonarola, II, p. 48 der Documenti.)

3) J. B. Jovian. Pontanus in seinem Charon. In der Unterredung von Aeacus, Minos, Mercurius (Opp. ed. Bas. II, p. 1167) sagt der erstere: Vel quod haud multis post saeculis futurum auguror, ut Italia, cujus intestina te odia male habent Minos, in unius redacta ditionem resumat imperii majestatem. Und auf Merkurs Warnung vor den Türken entgegnet Aeacus: Quamquam timenda haec sunt, tamen si vetera respicimus, non ab Asia aut Graecia, verum a Gallis Germanisque timendum Italiae semper fuit.

S. 89, Anm. 1) Comines, Charles VIII. chap. 7. — Wie Alfons im Kriege seinen Gegner bei einer Unterredung wegzufangen suchte, erzählt Nantiporto, bei Murat. III, II, Col. 1073. Er ist der wahre Vorläufer des Cesare Borgia.

2) Pii II. Commentarii X, p. 492. — Wenn Galeazzo Maria von Mailand 1467 einem venezian. Agenten sagte,

[S. 89, Anm. 2] er und seine Verbündeten würden sich mit den Türken vereinigen, um Venedig zu vernichten, so war dies woh nur Prahlerei (oben S. 86 A. 2,145.). Vgl. Malipiero, Ann. veneti, archiv. stor. VII, I, p. 222. — Ueber Boccalino s. S. 26.

3) Porzio, Congiura de' baroni, l. I, p. 5. Daß wirklich Lorenzo magnifico, wie Porzio andeutet, die Hand im Spiel gehabt habe, ist schwer glaublich. Dagegen scheint es nur zu gewiß, daß Venedig den Sultan zu der That veranlaßt habe, vgl. Romanin, Storia documentata di Venezia, lib. XI, cap. 3.

Als dann Otranto genommen war, ließ Vespasiano Bisticci seinen Lamento d' Italia ertönen. Arch. stor. ital. IV, p. 452 fg.

4) Chron. Venetum, bei Murat. XXIV, Col. 14 und 76.

5) Malipiero, a. a. O., p. 565. 568.

S. 90, Anm. 1) Trithem., Annales Hirsaug ad. a. 1490, Tom. II, p. 535, fg.

2) Malipiero, a. a. O. p. 161. Vgl. p. 152. — Die Auslieferung des Dschem an Carl VIII. s. p. 145, wo es klar wird, daß eine Correspondenz der schimpflichsten Art zwischen Alexander und Bajazeth existirte, selbst wenn die Actenstücke bei Burcardus untergeschoben sein sollten. (Vgl. darüber Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber 2. Aufl. Leipzig 1874 S. 99, und Gregorovius, Bd. VII, S. 353 A. 1. 354 A. 1. — Das. S. 353 A. 2, die aus einem Mscr. mitgetheilte Erklärung des Papstes, daß er es nicht mit den Türken halte.)

3) Bapt. Mantuanus, de calamitatibus temporum, zu Ende des zweiten Buches, im Gesang der Nereide Doris an die türkische Flotte.

4) Tommaso Gar, Relazioni della corte di Roma, I. p. 55.

S. 91, Anm. 1) Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514. (Zweite Auflage, Leipz. 1874.) — Michelet's Ansicht (Réforme, p. 467), die Türken würden sich in Italien occidentalisirt haben, überzeugt mich nicht. — Vielleicht zum erstenmal ist jene Bestimmung Spaniens angedeutet in der Festrede, welche Fedra Inghirami 1510 vor Julius II. hielt, zur Feier der Einnahme von Bugia durch die Flotte Ferdinands d. Kath. Vgl. Anecdota litteraria II, p. 149.

S. 92, Anm. 1) U. a. Corio, fol. 333. Jov. Pontanus, will in seinem Traktat de liberalitate (cap. 28) die Freilassung Alfonso's als ein Zeichen der liberalitas des Filippo Maria gelten lassen (vgl. oben S. 38 A. 1.) Vgl. das Benehmen gegen Sforza, fol. 329.

2) Nic. Valori. Vita di Lorenzo; (vgl. oben S. 88 A. 1,145). — Paul. Jovius. Vita Leonis X. L. I.; letzterer gewiß nach guten Quellen, obwohl nicht ohne Rhetorik. — Vgl. Reumont I, 487 fg. und die dort angeführten Stellen.

3) Wenn Comines bei diesem und hundert anderen Anlässen so objectiv beobachtet und urtheilt als irgend ein Italiener, so ist dabei sein italienischer Umgang, zumal mit Angelo Catto, gewiß sehr in Betracht zu ziehen.

4) Vgl. z. B. Malipiero, a. a. O. p. 216. 221. [oben S. 86 A. 2 und 89 A. 2, 144 und 146] 236. 237. 478. etc. Vgl auch Egnatius fol. 321a. Der Papst verflucht einen Gesandten; ein venetianischer Gesandter schimpft den Papst; ein Anderer erzählt seinen Hörern, um sie für sich zu gewinnen, eine Fabel u. dgl.

S. 93, Anm. 1) Bei Villari, storia di G. Savonarola vol. II, p. XLIII der Documenti, unter welchen sich auch sonst noch merkwürdige politische Briefe finden. Anderes vom Ende des 15. Jahrh. besonders bei Baluzius, Miscellanea ed. Mansi. vol. I. Vgl. nun namentlich die bei Desjardins, Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane, vol. I. II. Paris 1859, 1861 gesammelten Depeschen florentinischer und venetianischer Gesandten aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh.

2) Der Gegenstand ist neuerdings weiter ausgeführt von Max Jähns, Die Kriegskunst als Kunst. Leipzig 1874.

S. 94, Anm. 1) Barth. Facii, de viris ill. p. 62. s. v.: Braccius Montonius.

2) Pii II. Commentarii L. IV. p. 190 ad a. 1459.

3) Als besonders tüchtig in diesen Dingen galten die Cremonesen. Vgl. Cronaca di Cremona in Bibliotheca historica italica, vol. I. Mailand 1876, S. 214 u. Anm. Auch die Venetianer rühmten sich, darin groß zu sein: Egnatius, fol. 300 fg.

4) So sagt Paul. Jovius, Elogia p. 184 und fügt hinzu: Nondum enim invecto externarum gentium cruento

[S. 94, Anm. 4] more, Itali milites sanguinarii et multae caedis avidi esse didicerant. Man wird an Federigo von Urbino erinnert, „welcher sich geschämt hätte", in seiner Bibliothek ein gedrucktes Buch zu dulden. Vgl Vespas. Fiorent.

S. 95, Anm. 1) Porcellii commentaria Jac. Picinini, bei Murat. XX. Eine Fortsetzung für den Krieg von 1453 ibid. XXV. Das Werk wird von Paul Cortesius, de hominibus doctis (Flor. 1734) S. 33 wegen der erbärmlichen Hexameter aufs Aeußerste verdammt.

2) Aus Mißverstand nennt Porcello den Scipio „Aemilianus", während er den Africanus major meint.

3) Simonetta, Hist. Fr. Sfortiæ, bei Murat. XXI, Col. 630.

4) Als solcher wird er dann doch behandelt. Vgl. Bandello, Parte I, Nov. 40.

5) Ueber den Kampf der 13 Franzosen mit 13 Italienern und den Sieg der Letzteren bei Barletta s. Ranke, [oben S. 91 A. 1,146.] S. 157 fg.; über andere feierliche Kämpfe z. B.: De obsidione Tiphernatium, im 2. Band der rer. italicar. scriptores ex codd. florent. Col. 690 fg. Ein sehr bezeichnendes Ereigniß v. J. 1474, nämlich der Zweikampf des Hieronymus von Imola auf der einen und des Cornix von Apulien auf der andern Seite; der Letztere bleibt Sieger. — Der Zweikampf des Marschalls Boucicault mit Galeazzo Gonzaga 1406 bei Cagnola, Arch. stor. III, p. 25. — Wie Sixtus IV. die Duelle seiner Gardisten ehrte, erzählt Infessura. Seine Nachfolger erließen Bullen gegen das Duell überhaupt. Sept. Decretal. V. Tit. 17.

S. 96, Anm. 1) Beiläufig ist (nach Jähns S. 26 fg.) auch auf die Schattenseiten der Kriegführung durch die Condottieren hinzuweisen: die Schlacht war ein virtuoses Kunststück; der Gegner sollte durch Scheinmanöver zum Einstellen des Treffens genöthigt werden; es kam darauf an, Blutvergießen zu vermeiden, höchstens Gefangene zu machen und von ihnen Lösegeld zu erpressen. Demgemäß verloren die Florentiner in einer großen Schlacht des Jahres 1440, nach Machiavelli, nur einen Mann.

2) Das Nähere Arch. stor. Append. Tom. V.

S. 97, Anm. 1) Ein für allemal ist hier auf Ranke's Päpste, Bd. I, und auf Sugenheim, Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates, zu verweisen. Die neueren

[S. 97, Anm. 1] Werke von Gregorovius und Reumont, sind benutzt und, wo sie etwas Neues boten, im Folgenden angeführt worden. Vgl. nun auch: Geschichte des römischen Papstthums. Vorträge von W. Wattenbach, Berlin 1876.

S. 98, Anm. 1) Der Eindruck der Benedictionen Eugen's IV. in Florenz, Vespasiano Fiorent p. 18. Vgl. die bei Reumont, Lorenzo I, S. 171, angeführte Stelle. — Die Majestät der Functionen Nicolaus V, s. Infessura (Eccard, II, Col. 1883, fg.) und J. Manetti, Vita Nicolai V. (Murat III, II, Col. 923). — Die Huldigungen an Pius II, s. Diario Ferrarese (Murat. XXIV. Col. 205) und Pii II. Comment. passim, bes. IV, 201. 204. XI, 562, in Florenz: Delizie degli eruditi, tom. XX p. 368. — Für Venedig ist Egnatius, De ex. ill. vir. Ven. lib. I, cap. I: de religione zu vergleichen. Auch Mörder vom Fach wagen sich nicht an den Papst. — Die großen Functionen wurden als etwas sehr Wesentliches behandelt von dem pomphaften Paul II. (Platina l. c. 321) und von Sixtus IV., welcher die Ostermesse trotz des Podagras sitzend hielt (Jac. Volaterran. diarium, Murat. XXIII. Col. 131). Merkwürdig unterscheidet das Volk zwischen der magischen Kraft des Segens und der Unwürdigkeit des Segnenden; als Sixtus 1481 die Himmelfahrtsbenediction nicht geben konnte, murrten und fluchten sie über ihn (Ibid. Col. 133).

2) Macchiavelli, Scritti minori, p. 142, in dem bekannten Aufsatz über die Katastrophe von Sinigaglia. — Freilich waren Spanier und Franzosen noch eifriger als italienische Soldaten. Vgl. bei Paul. Jov. vita Leonis X. (L. II.) die Scene vor der Schlacht bei Ravenna, wo das spanische Heer den vor Freude weinenden Legaten wegen der Absolution umdrängt Ferner (ibid.) die Franzosen in Mailand.

S. 99, Anm. 1) Bei jenen Ketzern aus der Campagna, von Poli, welche glaubten, ein rechter Papst müßte die Armuth Christi zum Kennzeichen haben, darf man dagegegen ein einfaches Waldenserthum vermuthen. Wie sie unter Paul II. verhaftet wurden, erzählen Infessura (Eccard II, Col. 1893), Platina, p. 317, etc.

2) Zur Erkenntniß dieser Stimmung ist sehr merkwürdig das an den Papst gerichtete von Gregorovius VII, 136

[S. 99, Anm. 2] Anm. 1, citirte Gedicht des Joseph B(ripius?, nach Vahlen, Laur. Vallae opusc. tria, Wien 1869 S. 23).

3) Dialogus de conjuratione Stefani de Porcariis, des Zeitgenossen Petrus Godes di Vicenza, angeführt und benutzt bei Gregorovius VII, 130. L. B. Alberti: de Porcaria conjuratione bei Murat. XXV. Col. 309 fg. — P. wollte: omnem pontificiam turbam funditus exstinguere. Der Autor schließt: Video sane, quo stent loco res Italiae; intelligo, qui sint, quibus hic perturbata esse omnia conducat... Er nennt sie: extrinsecos impulsores und meint, Porcaro werde noch Nachfolger seiner Missethat finden. P.'s eigene Phantasien glichen freilich denjenigen des Cola Rienzi, dem er auch darin nachstrebte, daß er Verse aus der für R. gedichteten Canzone Petrarca's: Spirto gentil auf sich bezog.

4) Ut Papa tantum vicarius Christi sit et non etiam Caesaris... Tunc Papa et dicetur et erit pater sanctus, pater omnium, pater ecclesiae etc. Valla's Schrift ist eigentlich etwas früher geschrieben und gegen Papst Eugen IV. gerichtet. Vgl. Vahlen, Lor. Valla, (Berlin 1870) S. 25 ff., bes. S. 32. Nikolaus V dagegen wurde von Valla gerühmt, Gregorovius VII, 136.

S. 100, Anm. 1) Pii II. Commentarii IV. p. 208, fg. G. Voigt, Enea Silvio III, S. 151 ff.

2) Platina, Vita Paul II.

3) Battista Mantovano, de calamitatibus temporum, L. III. Der Araber verkauft Weihrauch, der Tyrier Purpur, der Inder Elfenbein: venalia nobis templa, sacerdotes, altaria, sacra, coronae, ignes, thura, preces, coelum est venale Deusque. Opera ed. Paris 1507 fol. 302b. Daran schließt sich eine Ermahnung an Papst Sixtus, dessen Anstrengungen gelobt werden, er möge diesen Uebeln steuern.

S. 101, Anm. 1) Man sehe z. B. die Annales Placentini, bei Murat. XX. Col. 943.

2) Corio, Storia di Milano, fol. 415 bis 420. Pietro hatte schon die Papstwahl des Sixtus leiten helfen, s. Infessura, bei Eccard, scriptores. II. Col. 1895. — Laut Infessura und Macchiav. storie fior. L. VII.

[S. 101, Anm. 2] hätten die Venezianer den Cardinal vergiftet. Gründe dazu fehlten ihnen in der That nicht.

3) Schon Honorius II. wollte nach dem Tode Wilhelms I. 1127 Apulien einziehen, als „dem h. Petrus heimgefallen".

S. 102, Anm. 1) Fabroni: Laurentius mag., Adnot. 130, p. 256 fg. Ein Kundschafter, Vespucci, meldet von diesen beiden: hanno in ogni elezione a mettere a sacco questa corte, e sono i maggior ribaldi del mondo.

2) Corio, fol. 450. Einzelheiten, z. Th. aus handschriftlichen Quellen, über diese Bestechungen bei Gregorovius VII, 310 fg.

S. 103, Anm. 1) Ein höchst bezeichnender Mahnbrief Lorenzo's bei Fabroni, Laurentius magn. Adnot. 217 II, S. 390; im Auszug bei Ranke, Päpste, I, S. 45 und bei Reumont, Lorenzo v. Medici II, S. 482 ff.

2) Und etwa noch neapolitanischer Lehen, weshalb denn auch Innocenz die Anjou von Neuem gegen den in solchem Betracht harthörigen König Ferrante aufrief. Das Betragen des Papstes bei dieser Rache, seine ganze Theilnahme am zweiten neapolitanischen Baronenaufstande war ebenso ungeschickt als unredlich. Seine rohe Art, mit dem Auslande zu drohen, vgl. oben S. 88 A. 2, (145.)

S. 104, Anm. 1) Vgl. bes. Infessura, bei Eccard, scriptores, II, passim.

2) Nach Dispacci di Antonio Giustiniani I, p. 60 und III, p. 309 ist Seb. Pinzon Cremonese.

S. 105, Anm. 1) In neuerer Zeit besonders von Gregorovius: Lucrezia Borgia, 2 Bände. 3. Aufl. Stuttg. 1875.

2) Mit Ausnahme der Bentivogli von Bologna und des Hauses Este zu Ferrara. Letzteres wurde zur Verschwägerung genöthigt; Lucrezia Borgia heirathete den Prinzen Alfonso.

S. 106, Anm. 1) Laut Corio (Fol. 479) dachte Carl an ein Concil, an die Absetzung des Papstes, ja an seine Wegführung nach Frankreich, und zwar erst bei der Rückkehr von Neapel. Laut Benedictus: Carolus VIII. (bei Eccard, scriptores, II, Col. 1584) hätte Carl in Neapel, als ihm Papst und Cardinäle die Anerkennung seiner neuen Krone verweigerten, sich allerdings Gedanken gemacht de Italiae imperio deque pontificis statu mutando, allein gleich darauf gedachte er sich wieder mit Alexan-

[S. 106, Anm. 1] ders persönlicher Demüthigung zu begnügen. — Aus den bei Pilorgerie, Campagne et bulletins de la grande armée d'Italie commandée par Charles VIII 1494—1495 (Paris, 1866, in 8.), mitgetheilten Aktenstücken, wird der Grad der Gefahr Alexanders in den einzelnen Momenten (p. 111, 117 etc.) klar. In einem das. (p. 135) abgedruckten Briefe des Erzbischofs von St. Malo an die Königin Anna heißt es ausdrücklich: Si nostre roy eust voulu obtemperer à la plupart des Messeigneurs les Cardinaulx, ilz eussent fait ung autre pappe en intention de refformer l'église ainsi qu' ilz disaient. Le roy désire bien la reformacion, mais ne veult point entreprandre de sa depposicion.

2) Corio, fol. 450. — Malipiero, Ann. Veneti, Arch. Stor. VII, I, p. 318. — Welche Raubsucht die ganze Familie ergriffen haben muß, sieht man u. a. aus Malipiero, a. a. O. p. 565. Ein Nepot wird als päpstlicher Legat in Venedig herrlich empfangen und macht durch Ertheilung von Dispensen ungeheures Geld; seine Dienerschaft stiehlt beim Abziehen Alles, dessen sie habhaft werden kann, auch ein Stück Goldstoff vom Hauptaltar einer Kirche in Murano.

3) Dies unter allen zeitgenössischen Historikern nur bei Panvinio (Contin. Platinae. p. 339): insidiis Caesaris fratris interfectus . . . connivente . . . ad scelus patre und damit fast wörtlich gleichlautend Jovius, elogia vir. ill. p. 202. Sollten gegen diese beiden, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Aussagen alle übrigen z. B. die Darstellungen bei Malipiero und Matarazzo (wo dem Giovanni Sforza die Schuld gegeben wird) zurückstehen müssen? (Vgl. nun die vortreffliche Zusammenstellung der ältesten Nachrichten bei Gregorovius VII, S. 399—407, nach denen die Schuld des Cesar feststeht, es aber sehr zweifelhaft erscheint, ob Alexander von der beabsichtigten Mordthat gewußt oder gar sie gebilligt habe.) — Allerdings scheint die tiefe Erschütterung Alexanders auf Mitschuld zu deuten. Vom Auffischen der Leiche in der Tiber sagte Sannazaro: (Opera omnia latine scripta 1535 fol. 41a).

[S. 106, Anm. 3] Piscatorem hominum ne te non, Sexte, putemus,
Piscaris natum retibus, ecce, tuum.
Außer dem angeführten Epigramm finden sich in Sannazaro's Sammlung noch fol. 36b, 42b, 47b, 51a.b, (an letzterer Stelle 5) Epigramme über, d. h. gegen Alexander VI. Unter diesen ist das eine bekannte (angedeutet bei Gregorovius I, 314) auf Lucrezia Borgia:
Ergo te semper cupiet Lucretia Sextus?
O fatum diri nominis: hic pater est?
die andern verfluchen seine Grausamkeit und preisen seinen Tod als Beginn einer Friedensepoche. Auf das Jubiläum (s. unten S. 110 A. 4, 155) bezieht sich gleichfalls ein Epigramm S.'s fol. 43b. Andere nicht minder starke (fol. 34b, 35ab, 42b, 43a) richten sich gegen Cesar Borgia, unter denen wol das stärkste:
Aut nihil aut Caesar vult dici Borgia; quidni?
Cum simul et Caesar possit, et esse nihil.
(benutzt von Bandello IV, nov. 11).

S. 107, Anm. 1) Macchiavelli, Opere, ed. Milan. Vol. V. p. 387. 393. 395, in der Legazione al Duca Valentino.

2) Tommaso Gar, Relazioni della corte die Roma, I. p. 12, in der Rel. des P. Capello. (Vgl. auch Ranke, Päpste, 3. Bd. Anhang, Nro. 3 und Dispacci di Antonio Giustiniani I, p. 72 fg., 132 fg.) Wörtlich: „Der Papst achtet Venedig wie keinen Potentaten der Welt, e però desidera, che ella (Signoria di Venezia) protegga il figliuolo, e dice voler fare tale ordine, che il papato o sia suo, ovvero della Signoria nostra.“ Das suo kann sich doch wol nur auf Cesare beziehen. Was das Pron. possessivum freilich bisweilen für Unsicherheit stiftet, weiß man aus dem heute noch nicht gestillten Streit über die Worte Vasari's, vita di Rafaelle: a Bindo Altoviti fece il ritratto suo etc.

3) Strozzii poetae p. 19, in der Venatio des Ercole Strozza: . . . cui triplicem fata invidere coronam. Dann in dem Trauergedicht auf Cesare's Tod p. 31, seq.: speraretque olim solii decora alta paterni.

4) Ebenda: Jupiter habe einst versprochen: Affore Alexandri sobolem, quae poneret olim Italiae leges, atque aurea saecla referret etc.

S. 107, Anm. 5) Ebenda: sacrumque decus majora parentem deposuisse.

S. 108, Anm. 1) Er war bekanntlich mit einer französischen Prinzessin aus dem Hause Albret vermählt und hatte eine Tochter von ihr; auf irgend eine Weise hätte er wohl eine Dynastie zu gründen versucht. Es ist nicht bekannt, daß er Anstalten gemacht, den Cardinalshut wieder anzunehmen, obschon er (laut Macchiav. a. a. O. S. 285) auf einen baldigen Tod seines Vaters rechnen mußte.

2) Macchiavelli, a. a. O. S. 334. Pläne auf Siena und eventuell auf ganz Toscana waren vorhanden aber noch nicht ganz gereift; die Zustimmung Frankreichs war dazu nothwendig.

3) Macchiavelli, a. a. O. S. 326. 351. 414. — Matarazzo, Cronaca di Perugia, Arch. Stor. XVI, II. p. 157 und 221: „Er wollte, daß seine Soldaten sich nach Belieben einquartirten, sodaß sie in Friedenszeiten noch mehr gewannen als im Kriege.“ Petrus Alcyonius: De exilio (1522) ed. Mencken p. 19 sagt über die Art der Kriegführung: ea scelera et flagitia a nostris militibus patrata sunt quae ne Scythae quidem aut Turcae, aut Poeni in Italia commisissent. Derselbe p. 65 tadelt Alexander als Spanier: Hispani generis hominem, cujus proprium est, rationibus et commodis Hispanorum consultum velle, non Italorum. Vgl. oben S. 104.

S. 109, Anm. 1) In arcano proscriptorum albo positus, so Pierio Valeriano, de infelicitate literat., bei Anlaß des Giovanni Regio ed. Mencken, p. 282.

2) Tommaso Gar, a. a. O. S. 11. Für die Zeit vom 22. Mai 1502 an bieten die Dispacci di Antonio Giustiniani publ. da Pasquale Villari, Firenze 1876, 3 Bände, werthvolle Nachrichten.

3) Paulus Jovius, Elogia p. 202: Caesar Borgia — In den Commentarii urbani des Raph. Volaterranus enthält Lib. XXII. eine unter Julius II. und doch noch sehr behutsam abgefaßte Charakteristik Alexanders. Hier heißt es: Roma . . nobilis jam carnificina facta erat.

4) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 362.

5) Paul Jovius, Histor. II, fol. 47.

S. 110, Anm. 1) Vgl. die Stellen bei Ranke, Röm. Päpste; Sämmtl. Werke Bd. XXXVII S. 35 und XXXIX Anh. Abschn.

[S. 110, Anm. 1] 1, Nro. 4 und Gregorovius VII, S. 497 fg. Der Venetianer Giustiniani glaubt nicht an die Vergiftung des Papstes. Vgl. seine Dispacci vol. II, p. 107 ff., Villari's Anmerkung dazu p. 120 fg. und Anhang das. p. 458 fg.

2) Panvinius, Epitome pontificum p. 359. Der Giftversuch gegen den späteren Julius II. s. p. 363. — Laut Sismondi XIII, 246, starb auch der langjährige Vertraute aller Geheimnisse, Lopez, Cardinal von Capua, auf dieselbe Weise; laut Sanuto (bei Ranke, Päpste, I, S. 52, Anm. 1) auch der Cardinal von Verona. Bei dem Tode des ebengenannten Cardinals Orsini ließ der Papst durch ein Collegium von Aerzten den natürlichen Tod constatiren. Dispacci di Antonio Giustiniani I, 411 fg.

3) Prato, Arch. Stor. III, p. 254.

4) Und stark vom Papste ausgebeutete. Vgl. Chron. Venetum, bei Murat. XXIV, Col. 133. Nur als Gerücht: E si giudicava, che il Pontefice dovesse cavare assai danari di questo Giubileo, che gli tornerà molto a proposito.

5) Anshelm, Berner Chronik, III, Seite 146 bis 156. — Trithem. Annales Hirsaug.. Tom. II, p. 579. 584. 586.

6) Panvin. Contin. Platinae, p. 341.

S. 112, Anm. 1) Daher jene Pracht der bei Lebzeiten gesetzten Prälatengräber; so entzog man den Päpsten wenigstens einen Theil der Beute.

2) Ob Julius wirklich gehofft hat, Ferdinand der Kath. werde sich von ihm bestimmen lassen, die verdrängte aragonesische Nebenlinie wieder auf den Thron von Neapel zu setzen, bleibt trotz Giovio's Aussage (Vita Alfonsi Ducis) sehr zweifelhaft.

S. 113, Anm. 1) Beide Gedichte z. B. bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi IV, 257 und 297. Bei seinem Tode sagt die Cronaca di Cremona: quale fu grande danno per la Italia, perchè era homo che non voleva tramontani in Italia et haveva cazato Francesi et l'animo era di cazar le altri. Bibl. hist. ital. (1876) I, p. 217. — Freilich als Julius im Aug. 1511 einmal in mehrstündiger Ohnmacht lag und für todt galt, wagten sogleich die unruhigsten Köpfe aus den vornehmsten Familien —

[S. 113, Anm. 1] Pompeo Colonna, Antimo Savelli u. A. — das „Volk" aufs Capitol zu rufen und zur Abwerfung der päpstlichen Herrschaft anzufeuern, a vendicarsi in libertà . . a publica ribellione, wie Guicciardini im zehnten Buch meldet. (Vgl. auch Paul. Jovius in der vita Pompeji Columnae; und im Einzelnen Gregorovius VIII, S. 71—75.)

2) Septimo decretal. L. I. Tit. 3, Cap. 1 bis 3.

3) Franc. Vettori, im Arch. Stor. Append. VI, 297

4) Außerdem soll sie ihm laut Jacob Ziegler, historia Clementis VII bei Schelhorn, Amoenit. hist. eccl. II, 302 500,000 Goldgulden eingetragen haben; der Franziskanerorden allein, dessen General, Cristoforo Numalio, ebenfalls Cardinal wurde, zahlte 30,000; eine Notiz der von Einzelnen gezahlten Summen bei M. Sanuto vol. XXIV, fol. 227; für das Ganze vgl. Gregorovius VIII, S. 214 f.

S. 114, Anm. 1) Franc. Vettori, a. a. O. p. 301. — Arch. Stor. append. I, p. 293 fg. — Roscoe, Leone X, ed. Bossi VI, p. 232 fg. — Tommaso Gar, a. a. O. p. 42.

2) Ariosto, Sat. VI. vs. 106. Tutti morrete, ed è fatal che muoja Leone appresso. Ariost hat in Sat. 3 und 7 das Treiben alter und neuer Clienten an Leo's Hofe überhaupt verspottet.

3) Eine Combination dieser Art statt mehrerer: Lettere de' principi (Venedig 1581) I, 65 in einer Pariser Depesche des Card. Bibiena vom 21. Dez. 1518.

4) Franc. Vettori, a. a. O. p. 333.

5) Beim lateranensischen Concil 1512 schrieb Pico eine Rede: J. F. P. oratio ad Leonem X et Concilium Lateranense de reformandis ecclesiae moribus. (ed. Hagenau 1512; in den Ausgaben der Werke und auch sonst mehrfach gedruckt.) Die Rede ist Pirckheimer gewidmet und wurde 1517 nochmals an ihn geschickt. Vgl. Vir. doct. epist. ad. Pirckh. ed. Freytag, Leipz. 1838, S. 8. Pico fürchtet, daß noch unter Leo das Böse förmlich über das Gute siegen möchte, et in te bellum a nostrae religionis hostibus ante audias geri quam parari.

S. 115, Anm. 1) Lettere de' principi, I. Rom, 17. März 1523: „Dieser Staat steht aus vielen Gründen auf einer Nadelspitze,

[S. 115, Anm. 1] und Gott gebe, daß wir nicht bald nach Avignon fliehen müssen oder bis an die Enden des Oceans. Ich sehe den Sturz dieser geistlichen Monarchie nahe vor mir . . . Wenn Gott nicht hilft, so ist es um uns geschehen." Ob Hadrian vergiftet worden oder nicht, ist aus Blas Ortiz, Itinerar. Hadriani (Baluz. Miscell. ed. Mansi I, p. 386 fg.) nicht unbedingt zu ersehen; das Ueble ist die allgemeine Voraussetzung. Die verschiedenen Berichte über Hadrian's Tod sind zusammengestellt bei H. Bauer: Hadrian VI, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation, Heidelberg 1876, S. 150 fg.

2) Negro a. a. O. zum 24. Oct. (soll Sept. heißen) und 9. Nov. 1526, 11. April 1527. Freilich fand auch er seine Schmeichler und Bewunderer. Der Dialog des Petrus Alcyonus de exilio ist seiner Verherrlichung, kurz vor dem Antritt seines Pontifikats, gewidmet.

3) Varchi, Stor. fiorent. I, 43. 46, fg.

4) Paul. Jovius: Vita Pomp. Columnae.

S. 116, Anm. 1) Ranke, Deutsche Geschichte (4. Aufl. u. ff.) II, 262 ff.

2) Varchi, Stor. fiorent. II, 43, fg.

3) Ebenda, und: Ranke, Deutsche Gesch. II, S. 278, Anm. 1, und III, S 6 fg. Man glaubte, Carl würde seine Residenz nach Rom verlegen.

4) Sein Brief an den Papst, d. d. Carpentras, 1. Sept. 1527 in den Anecdota litt. IV, p. 335.

S. 117, Anm. 1) Lettere de' principi. I, 72. Castiglione an den Papst, Burgos 10. Dec. 1527.

S. 118, Anm. 1) Tommaso Gar, relaz. della corte di Roma I, 299.

2) Den Farnesen gelang noch etwas der Art, die Caraffa gingen unter.

S. 119, Anm. 1) Petrarca: epist. fam. I, 3, ed. Fracassetti (1859) vol. I, p. 40, worin er Gott dafür preist, als Italiener geboren zu sein. Sodann: Apologia contra cuiusdam anonymi Galli calumnias, vom J. 1367, Opp. ed. Bas. 1581, p. 1068 fg. (Für das Ganze: L. Geiger, Petrarca, S. 129—145.)

S. 120, Anm. 1) Ich meine besonders die im 1. Bande von Schardius: Scriptores rerum Germanicarum (Basel 1574) und im 3. Bande der gleichnamigen Freher-Struve'schen Sammlung (Straßburg 1717) gesammelten Schriften von Wimpheling, Bebel u. A. (Vgl. auch oben S. 19,

[S. 120, Anm. 1] Anm. 4,125.) Dazu ist dann aus früherer Zeit Felix Faber: historia Suevorum libri duo, (bei Goldast, Scriptores rer. Suev. 1605), und aus späterer Irenicus: Exegesis Germaniae (Hagenau 1518) zu rechnen. Ueber das letztere Werk und die deutsch-patriotische Geschichtschreibung jener Zeit überhaupt vgl. mehrere Arbeiten von A. Horawitz (Hist. Zeitschrift, Bd. XXXIII, S. 118 Anm. 1.)

2) Ein Beispiel statt vieler: Die Antwort des Dogen von Venedig an einen florentinischen Agenten wegen Pisa's 1496, bei Malipiero, ann. veneti, Arch. stor. VII, I, p. 427.

Zweiter Abschnitt.

Entwicklung des Individuums.

Erstes Capitel.

Der italienische Staat und das Individuum.

In der Beschaffenheit dieser Staaten, Republiken wie Tyrannien, liegt nun zwar nicht der einzige aber der mächtigste Grund der frühzeitigen Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen. Daß er der Erstgeborne unter den Söhnen des jetzigen Europa's werden mußte, hängt an diesem Punkte.

Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objective Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjective, der Mensch wird geistiges Individuum [1]) und erkennt sich als solches. So hatte sich einst erhoben der Grieche gegenüber den Barbaren, der individuelle Araber gegenüber den anderen Asiaten als Racenmenschen. Es wird nicht schwer

sein nachzuweisen, daß die politischen Verhältnisse hieran den stärksten Antheil gehabt haben.

Schon in viel früheren Zeiten giebt sich stellenweise eine Entwicklung der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit zu erkennen, wie sie gleichzeitig im Norden nicht so vorkommt oder sich nicht so enthüllt. Der Kreis kräftiger Frevler des 10. Jahrhunderts, welchen Liudprand schildert, einige Zeitgenossen Gregors VII., (vgl. S. 180, A. 3,210.), einige Gegner der ersten Hohenstaufen zeigen Physiognomien dieser Art. Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts aber beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist hier völlig gebrochen; schrankenlos specialisiren sich tausend einzelne Gesichter. Dante's große Dichtung wäre in jedem andern Lande schon deßhalb unmöglich gewesen, weil das übrige Europa noch unter jenem Banne der Race lag; für Italien ist der hehre Dichter schon durch die Fülle des Individuellen der nationalste Herold seiner Zeit geworden. Doch die Darstellung des Menschenreichthums in Literatur und Kunst, die vielartig schildernde Charakteristik wird in besonderen Abschnitten zu besprechen sein; hier handelt es sich nur um die psychologische Thatsache selbst. Mit voller Ganzheit und Entschiedenheit tritt sie in die Geschichte ein; Italien weiß im 14. Jahrhundert wenig von falscher Bescheidenheit und von Heuchelei überhaupt; kein Mensch scheut sich davor, aufzufallen, anders zu sein und zu scheinen [1]) als die anderen. [2])

Zunächst entwickelt die Gewaltherrschaft, wie wir sahen, im höchsten Grade die Individualität des Tyrannen, des Condottiere [3]) selbst, sodann diejenige des von ihm protegirten aber auch rücksichtslos ausgenützten Talentes, des Geheimschreibers, Beamten, Dichters, Gesellschafters. Der Geist dieser Leute lernt nothgedrungen alle seine inneren Hülfsquellen kennen, die dauernden wie die des Augenblickes; auch ihr

Lebensgenuß wird ein durch geistige Mittel erhöhter und concentrirter, um einer vielleicht nur kurzen Zeit der Macht und des Einflusses einen größtmöglichen Werth zu verleihen.

Aber auch die Beherrschten gingen nicht völlig ohne einen derartigen Antrieb aus. Wir wollen diejenigen ganz außer Berechnung lassen, welche ihr Leben in geheimem Widerstreben, in Verschwörungen verzehrten, und blos derer gedenken, die sich darein fügten, reine Privatleute zu bleiben etwa wie die meisten Städtebewohner des byzantinischen Reiches und der mohammedanischen Staaten. Gewiß wurde es z. B. den Unterthanen der Visconti oft schwer genug gemacht, die Würde des Hauses und der Person zu behaupten, und Unzählige mögen durch die Knechtschaft am sittlichen Charakter Einbuße erlitten haben. Nicht so an dem, was man individuellen Charakter nennt; denn gerade innerhalb der allgemeinen politischen Machtlosigkeit gediehen wohl die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen des Privatlebens um so stärker und vielseitiger. Reichthum und Bildung, so weit sie sich zeigen und wetteifern durften, in Verbindung mit einer noch immer großen municipalen Freiheit und mit dem Dasein einer Kirche, die nicht, wie in Byzanz und in der islamitischen Welt, mit dem Staat identisch war — alle diese Elemente zusammen begünstigten ohne Zweifel das Aufkommen individueller Denkweisen, und gerade die Abwesenheit des Parteikampfes fügte hier die nöthige Muße hinzu. Der politisch indifferente Privatmensch mit seinen theils ernsten theils dilettantischen Beschäftigungen möchte wohl in diesen Gewaltstaaten des 14. Jahrhunderts zuerst vollkommen ausgebildet aufgetreten sein. Urkundliche Aussagen hierüber sind freilich nicht zu verlangen; die Novellisten, von welchen man Winke erwarten könnte, schildern zwar manchen bizarren Menschen, aber immer nur in einseitiger Absicht und nur so weit der-

gleichen die zu erzählende Geschichte berührt; auch spielt ihre Scene vorwiegend in republicanischen Städten.

In diesen letzteren waren die Dinge wieder auf andere Weise der Ausbildung des individuellen Charakters günstig. Je häufiger die Parteien in der Herrschaft abwechselten, um so viel stärker war der Einzelne veranlaßt, sich zusammenzunehmen bei Ausübung und Genuß der Herrschaft. So gewinnen zumal in der florentinischen Geschichte [1]) die Staatsmänner und Volksführer ein so kenntliches persönliches Dasein, wie sonst in der damaligen Welt kaum ausnahmsweise Einer, kaum ein Jacob von Arteveldt.

Die Leute der unterlegenen Parteien aber kamen oft in eine ähnliche Stellung wie die Unterthanen der Tyrannenstaaten, nur daß die bereits gekostete Freiheit oder Herrschaft, vielleicht auch die Hoffnung auf deren Wiedergewinn ihrem Individualismus einen höhern Schwung gab. Gerade unter diesen Männern der unfreiwilligen Muße findet sich z. B. ein Agnolo Pandolfini (st. 1446), dessen Schrift „vom Hauswesen“ [2]) das erste Programm einer vollendet durchgebildeten Privatexistenz ist. Seine Abrechnung zwischen den Pflichten des Individuums und dem unsicheren und undankbaren öffentlichen Wesen [3]) ist in ihrer Art ein wahres Denkmal der Zeit zu nennen.

Vollends aber hat die Verbannung die Eigenschaft, daß sie den Menschen entweder aufreibt oder auf das Höchste ausbildet. „In all unseren volkreicheren Städten“, sagt Gioviano Pontano [4]), „sehen wir eine Menge Leute, die freiwillig „ihre Heimath verlassen haben; die Tugenden nimmt man „ja überall hin mit.“ In der That waren es bei Weitem nicht blos förmlich Exilirte, sondern Tausende hatten die Vaterstadt ungeheißen verlassen, weil der politische oder ökonomische Zustand an sich unerträglich wurde. Die ausge-

wanderten Florentiner in Ferrara, die Lucchesen in Venedig u. s. w. bildeten ganze Colonien.

Der Kosmopolitismus, welcher sich in den geistvollsten Verbannten entwickelt, ist eine höchste Stufe des Individualismus. Dante findet, wie schon erwähnt wurde (S. 74), eine neue Heimath in der Sprache und Bildung Italiens, geht aber doch auch darüber hinaus mit den Worten: „meine Heimath ist die Welt überhaupt!“ [1]) — Und als man ihm die Rückkehr nach Florenz unter unwürdigen Bedingungen anbot, schrieb er zurück: „kann ich nicht das Licht der Sonne „und der Gestirne überall schauen? nicht den edelsten Wahr„heiten überall nachsinnen, ohne deßhalb ruhmlos, ja schmach„voll vor dem Volk und der Stadt zu erscheinen? Nicht einmal mein Brod wird mir fehlen!“ [2]) Mit hohem Trotz legen dann auch die Künstler den Accent auf ihre Freiheit vom Ortszwang. „Nur wer Alles gelernt hat,“ sagt Ghiberti [3]), „ist draußen nirgends ein Fremdling; auch seines Vermögens „beraubt, ohne Freunde, ist er doch der Bürger jeder Stadt „und kann furchtlos die Wandlungen des Geschickes ver„achten.“ Aehnlich sagt ein geflüchteter Humanist: „Wo „irgend ein gelehrter Mann seinen Sitz aufschlägt, da ist gute „Heimath [4]).“



Zweites Capitel.

Die Vollendung der Persönlichkeit.

Ein sehr geschärfter culturgeschichtlicher Blick dürfte wohl im Stande sein, im 15. Jahrhundert die Zunahme völlig ausgebildeter Menschen schrittweise zu verfolgen. Ob dieselben das harmonische Ausrunden ihres geistigen und äußern Da-

seins als bewußtes, ausgesprochenes Ziel vor sich gehabt, ist schwer zu sagen; Mehrere aber besaßen die Sache, so weit dieß bei der Unvollkommenheit alles Irdischen möglich ist. Mag man auch z. B. verzichten auf eine Gesammtbilanz für Lorenzo magnifico, nach Glück, Begabung und Charakter, so beobachte man dafür eine Individualität wie die des Ariosto, hauptsächlich in seinen Satiren. Bis zu welchem Wohllaut sind da ausgeglichen der Stolz des Menschen und des Dichters, die Ironie gegen die eigenen Genüsse, der feinste Hohn und das tiefste Wohlwollen.

Wenn nun dieser Antrieb zur höchsten Ausbildung der Persönlichkeit [1]) zusammentraf mit einer wirklich mächtigen und dabei vielseitigen Natur, welche sich zugleich aller Elemente der damaligen Bildung bemeisterte, dann entstand der „allseitige Mensch", l'uomo universale, welcher ausschließlich Italien angehört. Menschen von encyklopädischem Wissen gab es durch das ganze Mittelalter in verschiedenen Ländern, weil dieses Wissen nahe beisammen war; ebenso kommen noch bis ins 12. Jahrhundert allseitige Künstler vor, weil die Probleme der Architektur relativ einfach und gleichartig waren und in Sculptur und Malerei die darzustellende Sache über die Form vorherrschte. In dem Italien der Renaissance dagegen treffen wir einzelne Künstler, welche in allen Gebieten zugleich lauter Neues und in seiner Art Vollendetes schaffen und dabei noch als Menschen den größten Eindruck machen. Andere sind allseitig, außerhalb der ausübenden Kunst, ebenfalls in einem ungeheuer weiten Kreise des Geistigen.

Dante, welcher schon bei Lebzeiten von den Einen Poet, von den Anderen Philosoph, von Dritten Theologe genannt wurde [2]), strömt in all seinen Schriften eine Fülle von zwingender persönlicher Macht aus, der sich der Leser unterworfen fühlt, auch abgesehen vom Gegenstande. Welche Willenskraft

setzt schon die unerschütterlich gleichmäßige Ausarbeitung der Divina Commedia voraus. Sieht man aber auf den Inhalt, so ist in der ganzen äußern und geistigen Welt kaum ein gewichtiger Gegenstand, den er nicht ergründet hätte und über welchen seine Aussage — oft nur wenige Worte — nicht die wichtigste Stimme aus jener Zeit wäre. Für die bildende Kunst ist er Urkunde — und wahrlich noch um wichtigerer Dinge willen als wegen seiner paar Zeilen über die damaligen Künstler; bald wurde er aber auch Quelle der Inspiration [1]).

Das 15. Jahrhundert ist zunächst vorzüglich dasjenige der vielseitigen Menschen. Keine Biographie, welche nicht wesentliche, über den Dilettantismus hinausgehende Nebenbeschäftigungen des Betreffenden namhaft machte. Der florentinische Kaufmann und Staatsmann ist oft zugleich ein Gelehrter in beiden alten Sprachen; die berühmtesten Humanisten müssen ihm und seinen Söhnen des Aristoteles Politik und Ethik vortragen [2]); auch die Töchter des Hauses erhalten eine hohe Bildung, wie denn überhaupt in diesen Sphären die Anfänge der höhern Privaterziehung vorzüglich zu suchen sind. Der Humanist seinerseits wird zur größten Vielseitigkeit aufgefordert, indem sein philologisches Wissen lange nicht blos wie heute der objectiven Kenntniß des classischen Weltalters, sondern einer täglichen Anwendung auf das wirkliche Leben dienen muß. Neben seinen plinianischen Studien [3]) z. B. sammelt er ein Museum von Naturalien; von der Geographie der Alten aus wird er moderner Kosmograph; nach dem Muster ihrer Geschichtschreibung verfaßt er Zeitgeschichten, sogar in der Vulgärsprache; als Uebersetzer plautinischer Komödien wird er wohl auch der Regisseur bei den Aufführungen; alle irgend eindringlichen Formen der antiken Literatur bis auf den lucianischen Dialog bildet er so gut

als möglich nach, und zu dem Allen functionirt er noch als Richter, Geheimschreiber und Diplomat, nicht immer zu seinem Heil.

Ueber diese Vielseitigen aber ragen einige wahrhaft Allseitige hoch empor. Ehe wir die damaligen Lebens- und Bildungs-Interessen einzeln betrachten, mag hier, an der Schwelle des 15. Jahrhunderts, das Bild eines jener Gewaltmenschen seine Stelle einnehmen: Leon Battista Alberti. (geb. 1404? gest. 1472)[1]. Seine Biographie[2]) — nur ein Fragment — spricht von ihm als Künstler nur wenig und erwähnt seine hohe Bedeutung in der Geschichte der Architektur gar nicht; es wird sich nun zeigen, was er auch ohne diesen speciellen Ruhm gewesen ist.

In allem was Lob bringt, war Leon Battista von Kindheit an der Erste. Von seinen allseitigen Leibesübungen und Turnkünsten wird Unglaubliches berichtet, wie er mit geschlossenen Füßen den Leuten über die Schultern hinwegsprang, wie er im Dom ein Geldstück emporwarf, bis man es oben an den fernen Gewölben anklingen hörte, wie die wildesten Pferde unter ihm schauderten und zitterten — denn in drei Dingen wollte er den Menschen untadelhaft erscheinen: im Gehen, im Reiten und im Reden. Die Musik lernte er ohne Meister, und doch wurden seine Compositionen von Leuten des Faches bewundert. Unter dem Drucke der Dürftigkeit studirte er beide Rechte, viele Jahre hindurch, bis zu schwerer Krankheit durch Erschöpfung; und als er im 24sten Jahre sein Wort-Gedächtniß geschwächt, seinen Sachensinn aber unversehrt fand, legte er sich auf Physik und Mathematik und lernte daneben alle Fertigkeiten der Welt, indem er Künstler, Gelehrte und Handwerker jeder Art bis auf die Schuster um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte. Das Malen und Modelliren — namentlich äußerst kenntlicher

Bildnisse, auch aus dem bloßen Gedächtniß — ging nebenher. Besondere Bewunderung erregte der geheimnißvolle Guckkasten [1]), in welchem er bald die Gestirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsgebirgen erscheinen ließ, bald weite Landschaften mit Bergen und Meeresbuchten bis in duftige Fernen hinein, mit heranfahrenden Flotten, im Sonnenglanz wie im Wolkenschatten. Aber auch was Andere schufen, erkannte er freudig an und hielt überhaupt jede menschliche Hervorbringung, die irgend dem Gesetze der Schönheit folgte, beinah für etwas Göttliches [2]). Dazu kam eine schriftstellerische Thätigkeit zunächst über die Kunst selber, Marksteine und Hauptzeugnisse für die Renaissance der Form zumal der Architektur. Dann lateinische Prosadichtungen, Novellen u. dgl., von welchen man Einzelnes für antik gehalten hat, auch scherzhafte Tischreden, Elegien und Eklogen; ferner ein italienisches Werk „vom Hauswesen" in vier Büchern [3]), moralphilosophische, historische Schriften, Reden, Gedichte, ja eine Leichenrede auf seinen Hund. Trotz seiner Verehrung der lateinischen Sprache schrieb er Schriften in italienischer Sprache und ermunterte Andere, dieselbe zu gebrauchen; ein Jünger der griechischen Wissenschaft hielt er die Lehre aufrecht, daß ohne Christenthum die Welt sich in einem Thale des Irrthums bewege. Seine ernsten und seine witzigen Worte waren bedeutend genug, um gesammelt zu werden; Proben davon, viele Columnen lang, werden in der genannten Lebensschilderung mitgetheilt. Und Alles, was er hatte und wußte, theilte er, wie wahrhaft reiche Naturen immer thun, ohne den geringsten Rückhalt, mit und schenkte seine größten Erfindungen umsonst weg. Endlich aber wird auch die tiefste Quelle seines Wesens namhaft gemacht; ein fast nervös zu nennendes, höchst sympathisches Mitleben an und in allen Dingen. Beim Anblick prächtiger Bäume und Erntefelder mußte er weinen; schöne

würdevolle Greise verehrte er als eine „Wonne der Natur“ und konnte sie nicht genug betrachten; auch Thiere von vollkommener Bildung genossen sein Wohlwollen, weil sie von der Natur besonders begnadigt seien; mehr als einmal, wenn er krank war, hat ihn der Anblick einer schönen Gegend gesund gemacht [1]). Kein Wunder, wenn die, welche ihn in so räthselhaft innigem Verkehr mit der Außenwelt kennen lernten, ihm auch die Gabe der Vorahnung zuschrieben. Eine blutige Krisis des Hauses Este, das Schicksal von Florenz und das der Päpste auf eine Reihe von Jahren hinaus soll er richtig geweissagt haben, wie ihm denn auch der Blick ins Innere des Menschen, die Physiognomik jeden Moment zu Gebote stand. Es versteht sich von selbst, daß eine höchst intensive Willenskraft diese ganze Persönlichkeit durchdrang und zusammenhielt; wie die Größten der Renaissance sagte auch er: „Die Menschen können von sich aus Alles, sobald sie wollen.“

Und zu Alberti verhielt sich Lionardo da Vinci, wie zum Anfänger der Vollender, wie zum Dilettanten der Meister. Wäre nur Vasari's Werk hier ebenfalls durch eine Schilderung ergänzt wie bei Leon Battista! Die ungeheueren Umrisse von Lionardo's Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können.

Drittes Capitel.

Der moderne Ruhm.

Der bisher geschilderten Entwickelung des Individuums entspricht auch eine neue Art von Geltung nach außen: der moderne Ruhm [2]).

Außerhalb Italiens lebten die einzelnen Stände jeder für sich mit seiner einzelnen mittelalterlichen Standesehre. Der Dichterruhm der Troubadours und Minnesänger z. B. existirt nur für den Ritterstand. In Italien dagegen ist Gleichheit der Stände vor der Tyrannis oder vor der Demokratie eingetreten; auch zeigen sich bereits Anfänge einer allgemeinen Gesellschaft, die ihren Anhalt an der italienischen und lateinischen Literatur hat, wie hier in vorgreifender Weise bemerkt werden muß; dieses Bodens aber bedurfte es, um jenes neue Element im Leben zum Keimen zu bringen. Dazu kam, daß die römischen Autoren, welche man emsig zu studiren begann, besonders Cicero, der am meisten gelesene und bewunderte, von dem Begriff des Ruhmes erfüllt und getränkt sind und daß schon ihr Sachinhalt — das Bild der römischen Weltherrschaft — sich dem italienischen Dasein als dauernde Parallele aufdrängte. Fortan ist alles Wollen und Vollbringen der Italiener von einer sittlichen Voraussetzung beherrscht, die das übrige Abendland noch nicht kennt.

Wiederum muß zuerst Dante gehört werden, wie bei allen wesentlichen Fragen. Er hat nach dem Dichterlorbeer [1]) gestrebt mit aller Kraft seiner Seele; auch als Publicist und Literator hebt er hervor, daß seine Leistungen wesentlich neu, daß er der erste auf seinen Bahnen nicht nur sei, sondern auch heißen wolle [2]). Doch berührt er schon in seinen Prosaschriften auch die Unbequemlichkeiten eines hohen Ruhmes, er weiß, wie Manche bei der persönlichen Bekanntschaft mit dem berühmten Manne unbefriedigt bleiben, und setzt auseinander, daß hieran theils die kindische Phantasie der Leute, theils der Neid, theils die eigene Unlauterkeit der Betreffenden Schuld sei [3]). Vollends aber hält sein großes Gedicht die Anschauung von der Nichtigkeit des Ruhmes fest, wenngleich in einer Weise, welche verräth, daß sein Herz sich noch nicht völlig von der Sehn-

sucht danach losgemacht. Im Paradies ist die Sphäre des Mercur der Wohnsitz solcher Seligen[1]), die auf Erden nach Ruhm gestrebt und dadurch den „Strahlen der wahren Liebe" Eintrag gethan haben. Hochbezeichnend aber ist, daß die armen Seelen im Inferno von Dante verlangen, er möge ihr Andenken, ihren Ruhm auf Erden erneuern und wach halten[2]), während diejenigen im Purgatorio nur um seine oder Anderer Fürbitte für ihre Heiligung flehen[3]); ja in einer berühmten Stelle[4]) wird die Ruhmbegier — lo gran disio dell' eccellenza — schon deshalb verworfen, weil der geistige Ruhm nicht absolut, sondern von den Zeiten abhängig sei und je nach Umständen durch größere Nachfolger überboten und verdunkelt werde.

Rasch bemächtigt sich nun das neu aufkommende Geschlecht von Poeten-Philologen, welches auf Dante folgt, des Ruhmes in doppeltem Sinn: indem sie selber die anerkanntesten Berühmtheiten Italiens werden und zugleich als Dichter und Geschichtschreiber mit Bewußtsein über den Ruhm Anderer verfügen. Als äußeres Symbol dieser Art von Ruhm gilt besonders die Poetenkrönung, von welcher weiter die Rede sein wird.

Ein Zeitgenosse Dante's, Albertinus Musattus oder Mussatus, zu Padua von Bischof und Rector als Dichter gekrönt, genoß bereits einen Ruhm, der an die Vergötterung streifte; jährlich am Weihnachtstage kamen Doctoren und Scholaren beider Collegien der Universität in feierlichem Aufzug mit Posaunen und, scheint es, mit brennenden Kerzen vor sein Haus, um ihn zu begrüßen[5]) und zu beschenken. Die Herrlichkeit dauerte, bis er (1318) bei dem regierenden Tyrannen aus dem Hause Carrara in Ungnade fiel.

In vollen Zügen genießt auch Petrarca den neuen, früher nur für Helden und Heilige vorhandenen Weihrauch und

überredet sich sogar in seinen späteren Jahren, daß ihm derselbe ein nichtiger und lästiger Begleiter scheine. Sein Brief „an die Nachwelt" [1]) ist die Rechenschaft des alten, hochberühmten Mannes, der die öffentliche Neugier zufrieden stellen muß; bei der Nachwelt möchte er wohl Ruhm genießen, bei den Zeitgenossen aber sich lieber denselben verbitten [2]); in seinen Dialogen von Glück und Unglück [3]) hat bei Anlaß des Ruhmes der Gegenredner, welcher dessen Nichtigkeit beweist, den stärkern Accent für sich. Soll man es aber strenge nehmen, wenn es Petrarca noch immer freut, daß der paläologische Autokrator von Byzanz [4]) ihn durch seine Schriften so genau kennt, wie Kaiser Carl IV. [5]) ihn kennt? Denn in der That ging sein Ruf schon bei Lebzeiten über Italien hinaus. Und empfand er nicht eine gerechte Rührung, als ihn bei einem Besuch in seiner Heimath Arezzo (1350) die Freunde zu seinem Geburtshaus führten und ihm meldeten, die Stadt sorge dafür, daß nichts daran verändert werden dürfe! [6]) Früher feierte und conservirte man die Wohnungen einzelner großer Heiligen, wie z. B. die Zelle des S. Thomas von Aquino bei den Dominicanern in Neapel, die Portiuncula des S. Franciscus bei Assisi; höchstens genossen noch einzelne große Rechtsgelehrte jenes halbmythische Ansehen, welches zu dieser Ehre führte; so benannte das Volk noch gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu Bagnolo unweit Florenz ein altes Gebäude als „Studio" des Accursius (geb. um 1150), ließ aber doch geschehen, daß es zerstört wurde [7]). Wahrscheinlich frappirten die hohen Einnahmen und die politischen Verbindungen einzelner Juristen (als Consulenten und Deductionenschreiber) die Einbildungskraft der Leute auf lange hinaus.

Zum Cultus der Geburtshäuser gehört der der Gräber berühmter Leute [8]); für Petrarca kommt auch noch der Ort,

wo er gestorben, überhaupt hinzu, indem Arquà seinem Andenken zu Ehren ein Lieblings-Aufenthalt der Paduaner und mit zierlichen Wohngebäuden geschmückt wurde [1]) — zu einer Zeit, da es im Norden noch lange keine „klassischen Stellen", sondern nur Wallfahrten zu Bildern und Reliquien gab. Es wurde Ehrensache für die Städte, die Gebeine eigener und fremder Celebritäten zu besitzen, und man erstaunt zu sehen, wie ernstlich die Florentiner schon im 14. Jahrhundert — lange vor S. Croce — ihren Dom zum Pantheon zu erheben strebten. Accorso, Dante, Petrarca, Boccaccio und der Jurist Zanobi della Strada sollten dort Prachtgräber erhalten [2]). Noch spät im 15. Jahrhundert verwandte sich Lorenzo magnifico in Person bei den Spoletinern, daß sie ihm die Leiche des Malers Fra Filippo Lippi für den Dom abtreten möchten, und erhielt die Antwort: sie hätten überhaupt keinen Ueberfluß an Zierden, besonders nicht an berühmten Leuten, weßhalb er sie verschonen möge; in der That mußte man sich mit einem Kenotaphium begnügen. [3]) Und auch Dante blieb trotz allen Verwendungen, zu welchen schon Boccaccio mit emphatischer Bitterkeit die Vaterstadt aufstachelt [4]), ruhig bei S. Francesco in Ravenna schlafen, „zwischen uralten Kaiser-„gräbern und Heiligengrüften, in ehrenvollerer Gesellschaft „als du, o Heimath, ihm bieten könntest". Es kam schon damals vor, daß ein wunderlicher Mensch ungestraft die Lichter vom Altar des Crucifixes wegnahm und sie an das Grab stellte mit den Worten: Nimm sie, du bist ihrer würdiger als Jener — der Gekreuzigte [5]).

Nunmehr gedenken auch die italienischen Städte wieder ihrer Mitbürger und Einwohner aus dem Alterthum. Neapel hatte vielleicht sein Grab Vergil's nie ganz vergessen, schon weil sich ein halbmythischer Begriff an den Namen geknüpft hatte, und die Erinnerung daran wurde durch Petrarca und

Boccaccio, die beide in der Stadt verweilten, aufgefrischt. Padua glaubte vollends noch im 16. Jahrhundert nicht nur die echten Gebeine seines trojanischen Gründers Antenor, sondern auch die des Titus Livius zu besitzen [1]). „Sulmona", sagt Boccaccio [2]), „klagt, daß Ovid fern in der Verbannung „begraben sei, Parma freut sich, daß Cassius in seinen „Mauern schlummere". Die Mantuaner prägten schon 1257 eine Münze mit dem Brustbild Vergil's und stellten eine Statue auf, die ihn vorstellen sollte; aus mittelalterlichem Junkerhochmuth [3]) ließ sie der Vormund des damaligen Gonzaga, Carlo Malatesta, 1392 umstürzen und mußte sie, weil der Ruhm des alten Dichters stärker war, wieder aufrichten lassen. Vielleicht zeigte man schon damals zwei Miglien von der Stadt die Grotte, wo einst Vergil meditirt haben sollte, [4]) gerade wie bei Neapel die Scuola di Virgilio. Como eignete sich die beiden Plinius zu [5]) und verherrlichte sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch sitzende Statuen in zierlichen Baldachinen an der Vorderseite seines Domes.

Auch die Geschichtsschreibung und die neugeborene Topographie richten sich fortan darauf ein, keinen einheimischen Ruhm mehr unverzeichnet zu lassen, während die nordischen Chroniken nur erst hie und da zwischen Päpsten, Kaisern, Erdbeben und Kometen die Bemerkung machen, zu dieser Zeit habe auch dieser oder jener berühmte Mann „geblüht". Wie sich eine ausgezeichnete Biographik, wesentlich unter der Herrschaft des Ruhmes-Begriffes, entwickelte, wird bei einem andern Anlaß zu betrachten sein; hier beschränken wir uns auf den Ortspatriotismus des Topographen, der die Ruhmesansprüche seiner Stadt verzeichnet.

Im Mittelalter waren die Städte stolz gewesen auf ihre Heiligen und deren Leichen und Reliquien in den Kirchen [6]). Damit beginnt auch noch der Panegyrist von Padua 1440,

Michele Savonarola [1]) seine Aufzählung; dann aber geht er über auf „berühmte Männer, welche keine Heiligen gewesen „sind, jedoch durch ausgezeichneten Geist und hohe Kraft „(virtus) verdient haben, den Heiligen angeschlossen zu werden „(adnecti)“ — ganz wie im Alterthum der berühmte Mann an den Heros angrenzt [2]). Die weitere Aufzählung ist für jene Zeit bezeichnend im höchsten Grade. Zuerst Antenor, der Bruder des Priamus, der mit einer Schaar flüchtiger Troer Padua gegründet; König Dardanus, der den Attila in den euganeischen Bergen besiegte, ihn weiter verfolgte und zu Rimini mit einem Schachbrett todtschlug; Kaiser Heinrich IV., der den Dom erbaut hat; ein König Marcus, dessen Haupt in Monselice (Monte Silicis arce) aufbewahrt wird; — dann ein paar Cardinäle und Prälaten als Stifter von Pfründen, Collegien und Kirchen; der berühmte Theologe Fra Alberto, der Augustiner, eine Reihe von Philosophen mit Paolo Veneto und dem weltbekannten Pietro von Albano beginnend; der Jurist Paolo Padovano; sodann Livius und die Dichter Petrarca, Mussato, Lovato. Wenn an Kriegs-Celebritäten einiger Mangel zu verspüren, so tröstet sich der Autor mit dem Ersatz von gelehrter Seite und mit der größern Dauerhaftigkeit des geistigen Ruhmes, während der Kriegsruhm oft mit dem Leibe begraben werde und, wenn er dauere, dieß doch nur den Gelehrten verdanke [3]). Immerhin aber gereiche es der Stadt zur Ehre, daß wenigstens berühmte auswärtige Krieger auf eigenes Begehren in ihr begraben lägen: so Pietro de Rossi von Parma, Filippo Arcelli von Piacenza, besonders Gattamelata von Narni (st. 1442) [4]), dessen ehernes Reiterbild „gleich einem triumphirenden Cäsar“ bereits bei der Kirche des Santo aufgerichtet stand. Dann nennt der Verfasser Schaaren von Juristen und Medicinern, unter den letzteren die mit Petrarca vertrauten Johannes ab Horologio

und Jakob de Dondis, Adelige, welche nicht blos wie so viele „die Ritterwürde empfangen, sondern sie auch verdient hatten", endlich berühmte Mechaniker, Maler und Tonkünstler. Den Beschluß macht ein Fechtmeister Michele Rosso, welcher als der berühmteste seines Faches an vielen Orten gemalt zu sehen war.

Neben solchen localen Ruhmeshallen, bei deren Ausstattung Mythus, Legende, literarisch hervorgebrachtes Renommee und populäres Erstaunen zusammenwirken, bauen die Poeten-Philologen an einem allgemeinen Pantheon des Weltruhms; sie schreiben Sammelwerke: von berühmten Männern, von berühmten Frauen, oft in unmittelbarer Abhängigkeit von Corn. Nepos, Pseudo-Sueton, Valerius Maximus, Plutarch (Mulierum virtutes), Hieronymus (de viris illustribus) u. s. w. Oder sie dichten von visionären Triumphzügen und idealen, olympischen Versammlungen, wie Petrarca namentlich in seinem Trionfo della fama, Boccaccio in seiner Amorosa visione, mit hunderten von Namen, wovon mindestens drei Viertheile dem Alterthum, die übrigen dem Mittelalter angehören [1]). Allmählich wird dieser neuere, relativ moderne Bestandtheil mit größerem Nachdruck behandelt; die Geschichtsschreiber legen Charakteristiken in ihre Werke ein, und es entstehen Sammlungen von Biographien berühmter Zeitgenossen, wie die von Filippo Villani, Vespasiano Fiorentino, Bartolommeo Facio und Paolo Cortese [2]), zuletzt die von Paolo Giovio [3]).

Der Norden aber besaß, bis Italien auf seine Autoren (z. B. auf Trithemius, den ersten Deutschen, der Biographien berühmter Männer schrieb) einwirkte, nur Legenden der Heiligen und vereinzelte Geschichten und Beschreibungen von Fürsten und Geistlichen, die sich noch deutlich an die Legende anlehnen und vom Ruhm, d. h. von der persönlich errungenen

Notorietät wesentlich unabhängig sind. Der Dichterruhm beschränkt sich noch auf bestimmte Stände, und die Namen der Künstler erfahren wir im Norden fast ausschließlich nur, insofern sie als Handwerker und Zunftmenschen auftreten.

Der Poet-Philolog in Italien hat aber, wie bemerkt, auch schon das stärkste Bewußtsein davon, daß er der Austheiler des Ruhmes, ja der Unsterblichkeit sei; und ebenso der Vergessenheit [1]). Schon Petrarca gibt bei aller Idealität seiner Liebe zu Laura dem Bewußtsein Ausdruck, daß er durch seine Liebesgesänge sich und die Geliebte unsterblich mache [2]); Boccaccio klagt über eine von ihm gefeierte Schöne, welche hartherzig blieb, um immer weiter von ihm besungen und dadurch berühmt zu werden, und deutet ihr an, er wolle es fortan mit dem Tadel versuchen [3]). Sannazaro droht dem vor Carl VIII. feig geflohenen Alfonso von Neapel in zwei prächtigen Sonetten mit ewiger Obscurität [4]). Angelo Poliziano mahnt (1491) den König Johann von Portugal [5]) in Betreff der Entdeckungen in Africa ernstlich daran, bei Zeiten für Ruhm und Unsterblichkeit zu sorgen und ihm das Material „zum Stilisiren" (operosius excolenda) nach Florenz zu übersenden; sonst möchte es ihm ergehen wie allen Jenen, deren Thaten, von der Hülfe der Gelehrten entblößt, „im großen Schutthaufen menschlicher Gebrechlichkeit verborgen liegen bleiben". Der König (oder doch sein humanistisch gesinnter Kanzler) ging darauf ein und versprach wenigstens, es sollten die bereits portugiesisch abgefaßten Annalen über die africanischen Dinge in italienischer Uebersetzung nach Florenz zur lateinischen Bearbeitung verabfolgt werden; ob dieß wirklich geschah, ist nicht bekannt. So ganz leer, wie dergleichen Prätensionen auf den ersten Blick scheinen, sind sie keineswegs; die Redaction, in welcher die Sachen (auch die wichtigsten) vor Mit- und Nachwelt treten, ist nichts weniger

als gleichgültig. Die italienischen Humanisten mit ihrer Darstellungsweise und ihrem Latein haben lange genug die abendländische Lesewelt wirklich beherrscht, und auch die italienischen Dichter sind bis ins vorige Jahrhundert weiter in allen Händen herumgekommen als die irgend einer Nation. Der Taufname des Amerigo Vespucci von Florenz wurde seiner Reisebeschreibung wegen, freilich erst durch die lateinische Bearbeitung und auf Vorschlag eines Deutschen, Martin Waldseemüller (Hylacomylus [1]), zum Namen des vierten Welttheils, und wenn Paolo Giovio mit all seiner Flüchtigkeit und eleganten Willkür sich dennoch die Unsterblichkeit versprach [2]), so ist er dabei nicht ganz fehlgegangen.

Neben solchen Anstalten, den Ruhm äußerlich zu garantiren, wird hie und da ein Vorhang hinweg gezogen, und wir schauen den colossalsten Ehrgeiz und Durst nach Größe, unabhängig von Gegenstand und Erfolg, in erschreckend wahrem Ausdruck. So in Machiavell's Vorrede zu seinen florentinischen Geschichten, wo er seine Vorgänger (Lionardo Aretino, Poggio) tadelt wegen des allzu rücksichtsvollen Schweigens in Betreff der städtischen Parteiungen. „Sie haben „sich sehr geirrt und bewiesen, daß sie den Ehrgeiz der Menschen „und die Begier nach Fortdauer des Namens wenig kannten. „Wie Manche, die sich durch Löbliches nicht auszeichnen konnten, „strebten danach durch Schmähliches! Jene Schriftsteller er„wogen nicht, daß Handlungen, welche Größe an sich haben, „wie dieß bei den Handlungen der Regenten und Staaten „der Fall ist, immer mehr Ruhm als Tadel zu bringen scheinen, „welcher Art sie auch seien und welches der Ausgang sein „möge [3])." Bei mehr als einem auffallenden und schrecklichen Unternehmen wird von besonnenen Geschichtsschreibern als Beweggrund das brennende Verlangen nach etwas Großem und Denkwürdigem angegeben. Hier offenbart sich nicht eine

bloße Ausartung der gemeinen Eitelkeit, sondern etwas wirklich Dämonisches, d. h. Unfreiheit des Entschlusses, verbunden mit Anwendung der äußersten Mittel, und Gleichgültigkeit gegen den Erfolg als solchen. Machiavell selber faßt z. B. den Charakter des Stefano Porcaro (S. 99) so auf[1]): von den Mördern des Galeazzo Maria Sforza (S. 57) sagen ungefähr dasselbe die Actenstücke; die Ermordung des Herzogs Alessandro von Florenz (1537) schreibt selbst Varchi (im V. Buch) der Ruhmsucht des Thäters Lorenzino Medici (s. oben S. 59) zu. Noch viel schärfer hebt aber Paolo Giovio[2]) dieses Motiv hervor; Lorenzino, wegen der Verstümmelung antiker Statuen in Rom durch ein Pamphlet des Molza an den Pranger gestellt, brütet über einer That, deren „Neuheit" jene Schmach in Vergessenheit bringen sollte, und ermordet seinen Verwandten und Fürsten. — Es sind echte Züge dieser Zeit hoch aufgeregter, aber bereits verzweifelnder Kräfte und Leidenschaften, ganz wie einst die Brandstiftung im Tempel von Ephesus zur Zeit des Philipp von Macedonien.



Viertes Capitel.

Der moderne Spott und Witz.

Das Correctiv nicht nur des Ruhmes und der modernen Ruhmbegier, sondern des höher entwickelten Individualismus überhaupt ist der moderne Spott und Hohn, womöglich in der siegreichen Form des Witzes[3]). Wir erfahren aus dem Mittelalter, wie feindliche Heere, verfeindete Fürsten und

Große einander mit symbolischem Hohn auf das Aeußerste reizen, oder wie der unterlegene Theil mit höchster symbolischer Schmach beladen wird. Daneben beginnt in theologischen Streitigkeiten schon hie und da, unter dem Einfluß antiker Rhetorik und Epistolographie, der Witz eine Waffe zu werden, und die provençalische Poesie entwickelt eine eigene Gattung von Trotz- und Hohnliedern; auch den Minnesingern fehlt gelegentlich dieser Ton nicht, wie ihre politischen Gedichte zeigen [1]). Aber ein selbständiges Element des Lebens konnte der Witz doch erst werden, als sein regelmäßiges Opfer, das ausgebildete Individuum mit persönlichen Ansprüchen, vorhanden war. Da beschränkt er sich auch bei Weitem nicht mehr auf Wort und Schrift, sondern wird thatsächlich: er spielt Possen und verübt Streiche, die sogenannten burle und beffe, welche einen Hauptinhalt mehrerer Novellensammlungen ausmachen.

Die „hundert alten Novellen", welche noch zu Ende des 13. Jahrhunderts entstanden sein müssen, haben noch nicht den Witz, den Sohn des Contrastes, und noch nicht die Burla zum Inhalt [2]); ihr Zweck ist nur, weise Reden und sinnvolle Geschichten und Fabeln in einfach schönem Ausdruck wiederzugeben. Wenn aber irgend etwas das hohe Alter der Sammlung beweist, so ist es dieser Mangel an Hohn. Denn gleich mit dem 13. Jahrhundert folgt Dante, der im Ausdruck der Verachtung alle Dichter der Welt hinter sich läßt und z. B. schon allein wegen jenes großen höllischen Genrebildes von den Betrügern [3]) der höchste Meister colossaler Komik heißen muß. Mit Petrarca beginnen [4]) schon die Witzsammlungen nach dem Vorbilde des Plutarch (Apophthegmata, rc.).

Was dann während des genannten Jahrhunderts sich in Florenz von Hohn aufsammelte, davon giebt Franco Sacchetti in seinen Novellen die bezeichnendste Auswahl. Es sind meist

keine eigentlichen Geschichten, sondern Antworten, die unter gewissen Umständen gegeben werden, horrible Naivetäten, womit sich Halbnarren, Hofnarren, Schälke, lüderliche Weiber ausreden; das Komische liegt dann in dem schreienden Gegensatz dieser wahren oder scheinbaren Naivetät zu den sonstigen Verhältnissen der Welt und zur gewöhnlichen Moralität; die Dinge stehen auf dem Kopf. Alle Mittel der Darstellung werden zu Hülfe genommen, auch z. B. schon die Nachahmung bestimmter oberitalienischer Dialecte. Oft tritt an die Stelle des Witzes die baare freche Insolenz, der plumpe Betrug, die Blasphemie und die Unfläterei; ein paar Condottierenspäße [1]) gehören zum Rohesten und Bösesten, was aufgezeichnet ist. Manche Burla ist hochkomisch, manche aber auch ein blos vermeintlicher Beweis der persönlichen Ueberlegenheit, des Triumphes über einen Andern. Wie viel man einander zu Gute hielt, wie oft das Schlachtopfer durch einen Gegenstreich die Lacher wieder auf seine Seite zu bringen sich begnügte, wissen wir nicht; es war doch viele herzlose und geistlose Bosheit dabei, und das florentinische Leben mag hiedurch oft recht unbequem geworden sein [2]). Bereits ist der Spaßerfinder und Spaßerzähler eine unvermeidliche Figur geworden [3]), und es muß darunter classische gegeben haben, weit überlegen allen bloßen Hofnarren, welchen die Concurrenz, das wechselnde Publicum und das rasche Verständniß der Zuhörer (lauter Vorzüge des Aufenthaltes in Florenz) abgingen. Deßhalb reisten auch einzelne Florentiner auf Gastrollen nach den Tyrannenhöfen der Lombardei und Romagna herum [4]) und fanden ihre Rechnung dabei, während sie in der Vaterstadt, wo der Witz auf allen Gassen lief, nicht viel gewannen. Der bessere Typus dieser Leute ist der des amüsanten Menschen (l'uomo piacevole), der geringere ist der des Buffone und des gemeinen Schmarotzers, der sich an Hochzeiten und Gastmählern

einfindet mit dem Raisonnement: „wenn ich nicht eingeladen worden bin, so ist das nicht meine Schuld." Da und dort helfen diese einen jungen Verschwender aussaugen [1]), im Ganzen aber werden sie als Parasiten behandelt und verhöhnt, während höher stehende Witzbolde sich fürstengleich dünken und ihren Witz für etwas wahrhaft Souveränes halten. Dolcibene, welchen Kaiser Carl IV. „Imperator di Buem" zum „König der italienischen Spaßmacher" erklärt hatte, sagte in Ferrara zu ihm: „Ihr werdet die Welt besiegen, da Ihr „mein und des Papstes Freund seid; Ihr kämpft mit dem „Schwert, der Papst mit dem Bullensiegel, ich mit der Zunge! [2])" Dieß ist kein bloßer Scherz, sondern eine Vorahnung Pietro Aretino's.

Die beiden berühmtesten Spaßmacher um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren ein Pfarrer in der Nähe von Florenz, Arlotto (1483) für den feinern Witz (facezie), und der Hofnarr von Ferrara, Gonnella, für die Buffonerien. Es ist bedenklich, ihre Geschichten mit denjenigen des Pfaffen von Kalenberg und des Till Eulenspiegel zu vergleichen; letztere sind eben auf ganz andere, halbmythische Weise entstanden, so daß ein ganzes Volk daran mitgedichtet hat, und daß sie mehr auf das Allgemeingültige, Allverständliche hinauslaufen, während Arlotto und Gonnella historisch und local bekannte und bedingte Persönlichkeiten waren. Will man aber einmal die Vergleichung zulassen und sie auf die „Schwänke" der außeritalienischen Völker überhaupt ausdehnen, so wird es sich im Ganzen finden, daß der „Schwank", in den französischen Fabliaux [3]) wie bei den Deutschen, in erster Linie auf einen Vortheil oder Genuß berechnet ist, während der Witz des Arlotto, die Possen des Gonnella sich gleichsam Selbstzweck, nämlich um des Triumphes, um der Satisfaction willen vorhanden sind. (Till Eulenspiegel erscheint dann wieder als

eine eigenthümliche Gattung, nämlich als der personificirte, meist ziemlich geistlose Schabernack gegen besondere Stände und Gewerbe.) Der Hofnarr des Hauses Este hat sich mehr als einmal durch bittern Hohn und ausgesuchte Rache schadlos gehalten [1]).

Die Species des uomo piacevole und des Buffone haben die Freiheit von Florenz lange überdauert. Unter Herzog Cosimo blühte der Barlacchia, Anfang des 17. Jahrhunderts Francesco Ruspoli und Curzio Marignolli. Ganz merkwürdig zeigt sich in Papst Leo X. die echt florentinische Vorliebe für Spaßmacher. Der auf die feinsten geistigen Genüsse gerichtete und darin unersättliche Fürst erträgt und verlangt doch an seiner Tafel ein paar witzige Possenreißer und Freßkünstler, darunter zwei Mönche und einen Krüppel [2]); bei festlichen Zeiten behandelte er sie mit gesucht antikem Hohn als Parasiten, indem ihnen Affen und Raben unter dem Anschein köstlicher Braten aufgestellt wurden. Ueberhaupt behielt sich Leo die Burla für eigenen Gebrauch vor; namentlich gehörte es zu seiner Art von Geist, die eigenen Lieblingsbeschäftigungen — Dichtung und Musik — bisweilen ironisch zu behandeln, indem er und sein Factotum Cardinal Bibiena die Caricaturen derselben beförderten [3]). Beide fanden es nicht unter ihrer Würde, einen guten alten Secretär mit allen Kräften so lange zu bearbeiten, bis er sich für einen großen Musiktheoretiker hielt. Den Improvisator Baraballo von Gaeta hetzte Leo durch beständige Schmeicheleien so weit, daß sich derselbe ernstlich um die capitolinische Dichterkrönung bewarb; am Tage der mediceischen Hauspatrone S. Cosmas und S. Damian mußte er erst, mit Lorbeer und Purpur ausstaffirt, das päpstliche Gastmahl durch Recitation erheitern und, als Alles am Bersten war, im vaticanischen Hof den goldgeschirrten Elephanten besteigen, welchen Emanuel der

Große von Portugal nach Rom geschenkt hatte; während dessen sah der Papst von oben durch sein Lorgnon [1]) herunter. Das Thier aber wurde scheu vom Lärm der Pauken und Trompeten und vom Bravorufen und war nicht über die Engelsbrücke zu bringen.

Die Parodie des Feierlichen und Erhabenen, welche uns hier in Gestalt eines Aufzuges entgegentritt, hatte damals bereits eine mächtige Stellung in der Poesie eingenommen [2]). Freilich mußte sie sich ein anderes Opfer suchen als z. B. Aristophanes durfte, da er die großen Tragiker in seiner Comödie auftreten ließ. Aber dieselbe Bildungsreife, welche bei den Griechen zu einer bestimmten Zeit die Parodie hervortrieb, brachte sie auch hier zur Blüthe. Schon zu Ende des 14. Jahrhunderts werden im Sonett petrarchische Liebesklagen und anderes der Art durch Nachahmung ausgehöhnt; ja das Feierliche der vierzehnzeiligen Form an sich wird durch geheimthuenden Unsinn verspottet. Ferner lud die göttliche Comödie auf das stärkste zur Parodirung ein, und Lorenzo magnifico hat im Styl des Inferno die herrlichste Komik zu entwickeln gewußt. (Simposio, oder: i Beoni.) Luigi Pulci ahmt in seinem Morgante deutlich die Improvisatoren nach, und überdieß ist seine und Bojardo's Poesie, schon insofern sie über dem Gegenstande schwebt, stellenweise eine wenigstens halbbewußte Parodie der mittelalterlichen Ritterdichtung. Der große Parodist Teofilo Folengo (blühte um 1520) greift dann ganz unmittelbar zu. Unter dem Namen Limerno Pitocco dichtet er den Orlandino, wo das Ritterwesen nur noch als lächerliche Rococoeinfassung um eine Fülle moderner Einfälle und Lebensbilder herum figurirt; unter dem Namen Merlinus Coccajus schildert er die Thaten und Fahrten seiner phantastischen Landstreicher, ebenfalls mit starker tendenziöser Zuthat, in halblateinischen Hexametern, unter dem komischen

Scheinapparat des damaligen gelehrten Epos. (Opus Macaronicorum). Seitdem ist die Parodie auf dem italischen Parnaß immerfort, und bisweilen wahrhaft glanzvoll, vertreten gewesen.

In der Zeit der mittleren Höhe der Renaissance wird dann auch der Witz theoretisch zergliedert und seine praktische Anwendung in der feineren Gesellschaft genauer festgestellt. Der Theoretiker ist Gioviano Pontano [1]; in seiner Schrift über das Reden, namentlich im dritten und vierten Buch, versucht er durch Analyse zahlreicher einzelner Witze oder facetiae zu einem allgemeinen Princip durchzudringen. Wie der Witz unter Leuten von Stande zu handhaben sei, lehrt Baldassar Castiglione in seinem Cortigiano [2]. Natürlich handelt es sich wesentlich nur um Erheiterung dritter Personen durch Wiedererzählung von komischen und graziösen Geschichten und Worten; vor directen Witzen wird eher gewarnt, indem man damit Unglückliche kränke, Verbrechern zu viele Ehre anthue und Mächtige und durch Gunst Verwöhnte zur Rache reize [3], und auch für das Wiedererzählen wird dem Mann von Stande ein weises Maßhalten in der nachahmenden Dramatik, d. h. in den Grimassen, empfohlen. Dann folgt aber, nicht blos zum Wiedererzählen, sondern als Paradigma für künftige Witzbildner, eine reiche Sammlung von Sach- und Wortwitzen, methodisch nach Gattungen geordnet, darunter viele ganz vortreffliche. Viel strenger und behutsamer lautet etwa zwei Jahrzehnte später die Doctrin des Giovanni della Casa in seiner Anweisung zur guten Lebensart [4]; im Hinblick auf die Folgen will er aus Witzen und Burle die Absicht des Triumphirens völlig verbannt wissen. Er ist der Herold einer Reaction, welche eintreten mußte.

In der That war Italien eine Lästerschule geworden, wie die Welt seitdem keine zweite mehr aufzuweisen gehabt hat,

selbst in dem Frankreich Voltaire's nicht. Am Geist des Verneinens fehlte es dem letzteren und seinen Genossen nicht, aber wo hätte man im vorigen Jahrhundert die Fülle von passenden Opfern hernehmen sollen, jene zahllosen hoch und eigenartig entwickelten Menschen, Celebritäten jeder Gattung, Staatsmänner, Geistliche, Erfinder und Entdecker, Literaten, Dichter und Künstler, die obendrein ihre Eigenthümlichkeit ohne Rückhalt walten ließen? Im 15. und 16. Jahrhundert existirte diese Heerschaar, und neben ihr hatte die allgemeine Bildungshöhe ein furchtbares Geschlecht von geistreichen Ohnmächtigen, von geborenen Krittlern und Lästerern groß gezogen, deren Neid seine Hekatomben verlangte; dazu kam aber noch der Neid der Berühmten unter einander. Mit letzterem haben notorisch die Philologen angefangen: Filelfo, Poggio, Lorenzo Valla u. a., während z. B. die Künstler des 15. Jahrhunderts noch in fast völlig friedlichem Wettstreit neben einander lebten, wovon die Kunstgeschichte Act nehmen darf.

Der große Ruhmesmarkt Florenz geht hierin, wie gesagt, allen anderen Städten eine Zeitlang voran. „Scharfe Augen und böse Zungen" ist das Signalement der Florentiner[1]. Ein gelinder Hohn über Alles und Jedes mochte der vorherrschende Alltagston sei. Machiavelli, in dem höchst merkwürdigen Prolog seiner Mandragola, leitet mit Recht oder Unrecht von der allgemeinen Medisance das sichtbare Sinken der moralischen Kraft her, droht übrigens seinen Verkleinerern damit, daß auch er sich auf Uebelreden verstehe. Dann kommt der päpstliche Hof, seit lange ein Stelldichein der allerschlimmsten und dabei geistreichsten Zungen. Schon Poggio's Facetiae sind ja aus dem Lügenstübchen (bugiale) der apostolischen Schreiber datirt, und wenn man erwägt, welche große Zahl von enttäuschten Stellenjägern, von hoffnungsvollen Feinden und Concurrenten der Begünstigten, von Zeitver=

treibern sittenloser Prälaten beisammen war, so kann es nicht auffallen, wenn Rom für das wilde Pasquill wie für die beschaulichere Satire eine wahre Heimath wurde. Rechnet man noch gar hinzu, was der allgemeine Widerwille gegen die Priesterherrschaft und was das bekannte Pöbel-Bedürfniß, den Mächtigen das Gräßlichste anzudichten, beifügte, so ergiebt sich eine unerhörte Summe von Schmach [1]). Wer konnte, schützte sich dagegen am Zweckmäßigsten durch Verachtung, sowohl was die wahren als was die erlogenen Beschuldigungen betraf, und durch glänzenden, fröhlichen Aufwand [2]). Zartere Gemüther aber konnten wohl in eine Art von Verzweiflung fallen, wenn sie tief in Schuld und noch tiefer in üble Nachrede verstrickt waren [3]). Allmählich sagte man Jedem das Schlimmste nach, und gerade die strengste Tugend weckte die Bosheit am sichersten. Von dem großen Kanzelredner Fra Egidio von Viterbo, den Leo um seiner Verdienste willen zum Cardinal erhob, und der sich bei dem Unglück von 1527 auch als tüchtiger populärer Mönch zeigte [4]), giebt Giovio zu verstehen, er habe sich die ascetische Blässe durch Qualm von nassem Stroh u. dgl. conservirt. Giovio ist bei solchen Anlässen ein echter Curiale [5]); in der Regel erzählt er sein Histörchen, fügt dann bei, er glaube es nicht, und läßt endlich in einer allgemeinen Bemerkung durchblicken, es möchte doch etwas daran sein. Das wahre Brandopfer des römischen Hohnes aber war der fromme und sittenstrenge Hadrian VI.; es bildete sich ein Uebereinkommen, ihn durchaus nur von der burlesken Seite zu nehmen. Hadrian hatte die Laokoongruppe verächtlich als idola antiquorum bezeichnet, den Zugang zum Belvedere verschlossen, die Arbeiten Rafaels unvollendet gelassen, Schauspieler und Dichter vom Hofe verbannt; man befürchtete, er werde alle für die Peterskirche bestimmten Statuen zu Kalk verbrennen lassen. Mit der furchtbaren

Feder eines Francesco Berni verdarb er es gleich von Anfang an, indem er drohte — nicht die Statue des Pasquino, wie man [1]) sagte — sondern die Pasquillanten selber in die Tiber werfen zu lassen. Die Rache dafür war das berühmte Capitolo „gegen Papst Adriano", dictirt nicht eigentlich vom Haß, sondern von der Verachtung gegen den lächerlichen holländisch-deutschen Barbaren [2]); die wilde Drohung wird aufgespart für die Cardinäle, die ihn gewählt haben. Die Pest, welche damals in Rom herrschte, wird ihm Schuld gegeben [3]); Berni und Andere [4]) malen auch die Umgebung des Papstes, die Deutschen, von denen er beherrscht wird [5]), mit derselben pikanten Lügenhaftigkeit aus, mit welcher das heutige großstädtische Feuilleton das So zum Anders und das Nichts zum Etwas verkünstelt. Die Biographie, welche Paolo Giovio im Auftrag des Cardinals von Tortosa verfaßte, und welche eigentlich eine Lobschrift vorstellen sollte, ist für Jeden, der zwischen den Zeilen lesen kann, ein wahrer Ausbund von Hohn. Es liest sich (zumal für das damalige Italien) sehr komisch, wie Hadrian sich beim Domcapitel von Saragossa um die Kinnlade des S. Lambert bewirbt, wie ihn dann die andächtigen Spanier mit Schmuck und Zeug ausstatten „bis er einem wohlherausgeputzten Papst recht ähnlich sieht", wie er seinen stürmischen und geschmacklosen Zug von Ostia gen Rom hält, sich über die Versenkung oder Verbrennung des Pasquino beräth, die wichtigsten Verhandlungen wegen Meldung des Essens plötzlich unterbricht und zuletzt nach unglücklicher Regierung an allzuvielem Biertrinken verstirbt; worauf das Haus seines Leibarztes von Nachtschwärmern bekränzt und mit der Inschrift Liberatori Patriæ S. P. Q. R. geschmückt wird. Freilich Giovio hatte bei der allgemeinen Renteneinziehung auch seine Rente verloren und nur deßhalb zur Entschädigung eine Pfründe erhalten, weil er „kein Poet", d. h.

kein Heide sei [1]). Es stand aber geschrieben, daß Hadrian das letzte große Opfer dieser Art sein sollte. Seit dem Unglück Roms (1527) starb mit der äußersten Ruchlosigkeit des Lebens auch die frevelhafte Rede sichtlich ab.

Während sie aber noch in Blüthe stand, hatte sich, hauptsächlich in Rom, der größte Lästerer der neuern Zeit, Pietro Aretino, ausgebildet. Ein Blick auf sein Wesen erspart uns die Beschäftigung mit manchen Geringeren seiner Gattung.

Wir kennen ihn hauptsächlich in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens (1527—1557), die er in dem für ihn einzig möglichen Asyl, Venedig, zubrachte. Von hier aus hielt er das ganze berühmte Italien in einer Art von Belagerungszustand; hieher mündeten auch die Geschenke auswärtiger Fürsten, die seine Feder brauchten oder fürchteten. Carl V. und Franz I. pensionirten ihn beide zugleich, weil Jeder hoffte, Aretino würde dem Andern Verdruß machen; Aretino schmeichelte Beiden, schloß sich aber natürlich enger an Carl an, weil dieser in Italien Meister blieb. Nach Carls Sieg über Tunis (1535) geht dieser Ton in den der lächerlichsten Vergötterung über, wobei zu erwägen ist, daß Aretino fortwährend sich mit der Hoffnung hinhalten ließ, durch Carl's Hülfe Cardinal zu werden. Vermuthlich genoß er eine specielle Protection als spanischer Agent, indem man durch sein Reden oder Schweigen auf die kleineren italienischen Fürsten und auf die öffentliche Meinung drücken konnte. Das Papstwesen gab er sich die Miene gründlich zu verachten, weil er es aus der Nähe kenne; der wahre Grund war, daß man ihn von Rom aus nicht mehr honoriren konnte und wollte [2]). Venedig, das ihn beherbergte, beschwieg er weislich. Der Rest seines

Verhältnisses zu den Großen ist lauter Bettelei und gemeine Erpressung.

Bei Aretino findet sich der erste ganz große Mißbrauch der Publicität zu solchen Zwecken. Die Streitschriften, welche hundert Jahre vorher Poggio und seine Gegner gewechselt hatten, sind in der Absicht und im Ton eben so infam, allein sie sind nicht auf die Presse, sondern auf eine Art von halber und geheimer Publicität berechnet; Aretino macht sein Geschäft aus der ganzen und unbedingten; er ist in gewissem Betracht einer der Urväter der Journalistik. Periodisch läßt er seine Briefe und andere Artikel zusammendrucken, nachdem sie schon vorher in weiteren Kreisen cursirt haben mochten [1]).

Verglichen mit den scharfen Federn des 18. Jahrhunderts hat Aretino den Vortheil, daß er sich nicht mit Principien beladet, weder mit Aufklärung noch mit Philanthropie und sonstiger Tugend, noch auch mit Wissenschaft; sein ganzes Gepäck ist das bekannte Motto: „Veritas" odium parit. Deßhalb gab es auch für ihn keine falschen Stellungen, wie z. B. für Voltaire, der seine Pucelle verläugnen und Anderes lebenslang verstecken mußte; Aretino gab zu allem seinen Namen, und noch spät rühmt er sich offen seiner berüchtigten Ragionamenti. Sein literarisches Talent, seine lichte und pikante Prosa, seine reiche Beobachtung der Menschen und Dinge würden ihn unter allen Umständen beachtenswerth machen, wenn auch die Conception eines eigentlichen Kunstwerkes, z. B. die echte dramatische Anlage einer Comödie, ihm völlig versagt blieb; dazu kommt dann noch außer der gröbsten und feinsten Bosheit eine glänzende Gabe des grottesken Witzes, womit er im einzelnen Fall dem Rabelais nicht nachsteht [2]).

Unter solchen Umständen, mit solchen Absichten und Mitteln geht er auf seine Beute los oder einstweilen um sie

herum. Die Art, wie er Clemens VII. auffordert, nicht zu klagen und nicht auf Rache zu sinnen, sondern zu verzeihen[1], während das Jammergeschrei des verwüsteten Roms zur Engelsburg, dem Kerker des Papstes, emporbringt, ist lauter Hohn eines Teufels oder Affen. Bisweilen, wenn er die Hoffnung auf Geschenke völlig aufgeben muß, bricht seine Wuth in ein wildes Geheul aus, wie z. B. in dem Capitolo an den Fürsten von Salerno. Dieser hatte ihn eine Zeitlang bezahlt und wollte nicht weiter zahlen; dagegen scheint es, daß der schreckliche Pierluigi Farnese, Herzog von Parma, niemals Notiz von ihm nahm. Da dieser Herr auf gute Nachrede wohl überhaupt verzichtet hatte, so war es nicht mehr leicht, ihm wehe zu thun; Aretino versucht es, indem er[2] sein äußeres Ansehen als das eines Sbirren, Müllers und Bäckers bezeichnet. Possirlich ist Aretino am ehesten im Ausdruck der reinen, wehmüthigen Bettelei, wie z. B. im Capitolo an Franz I., dagegen wird man die aus Drohung und Schmeichelei gemischten Briefe und Gedichte trotz aller Komik nie ohne tiefen Widerwillen lesen können. Ein Brief wie der an Michelangelo vom November 1545[3]) existirt vielleicht nicht ein zweites Mal; zwischen alle Bewunderung (wegen des Weltgerichtes) hinein droht er ihm wegen Irreligiosität, Indecenz und Diebstahl (an den Erben Julius' II.) und fügt in einem begütigenden Postscript bei: „ich habe Euch „nur zeigen wollen, daß wenn Ihr divino (di-vino) seid, ich auch nicht d'aqua bin". Aretino hielt nämlich darauf — man weiß kaum, ob aus wahnsinnigem Dünkel oder aus Lust an der Parodie alles Berühmten — daß man ihn, wie einer seiner Schmeichler begonnen hatte, ebenfalls göttlich nenne, und so weit brachte er es in der persönlichen Berühmtheit allerdings, daß in Arezzo sein Geburtshaus als Sehenswürdigkeit der Stadt galt[4]. Andererseits freilich gab es

ganze Monate, da er sich in Venedig nicht über die Schwelle wagte, um nicht irgend einem erzürnten Florentiner, wie z. B. dem jüngern Strozzi, in die Hände zu laufen; es fehlte nicht an Dolchstichen und entsetzlichen Prügeln[1]), wenn sie auch nicht den Erfolg hatten, welchen ihm Berni in einem famosen Sonett weissagte; er ist in seinem Hause am Schlagfluß gestorben.

In der Schmeichelei macht er beachtenswerthe Unterschiede; für Nichtitaliener trägt er sie plump und dick auf[2]), für Leute wie den Herzog Cosimo von Florenz weiß er sich anders zu geben. Er lobt die Schönheit des damals noch jungen Fürsten, der in der That auch diese Eigenschaft mit Augustus in hohem Grade gemein hatte; er lobt seinen sittlichen Wandel mit einem Seitenblick auf die Geldgeschäfte von Cosimo's Mutter Maria Salviati und schließt mit einer wimmernden Bettelei wegen der theuren Zeiten u. s. w. Wenn ihn aber Cosimo pensionirte[3]), und zwar im Verhältniß zu seiner sonstigen Sparsamkeit ziemlich hoch (in der letzten Zeit mit 160 Ducaten jährlich), so war wohl eine bestimmte Rücksicht auf seine Gefährlichkeit als spanischer Agent mit im Spiel. Aretino durfte in einem Athemzug über Cosimo bitter spotten und schmähen und doch dabei dem florentinischen Geschäftsträger drohen, daß er beim Herzog seine baldige Abberufung erwirken werde. Und wenn der Medici sich auch am Ende von Carl V. durchschaut wußte, so mochte er doch nicht wünschen, daß am kaiserlichen Hofe aretinische Witze und Spottverse über ihn in Curs kommen möchten. Eine ganz hübsch bedingte Schmeichelei ist auch diejenige an den berüchtigten Marchese von Marignano, der als „Castellan von Musso" (s. S. 27) einen eigenen Staat zu gründen versucht hatte. Zum Dank für übersandte hundert Scudi schreibt Aretin: „Alle Eigenschaften, die ein Fürst haben muß, sind

„in Euch vorhanden und Jedermann würde dieß einsehen, „wenn nicht die bei allen Anfängen unvermeidliche Gewalt-„samkeit Euch noch als etwas rauh (aspro) erscheinen ließe" [1]).

Man hat häufig als etwas Besonderes hervorgehoben, daß Aretino nur die Welt, nicht auch Gott gelästert habe. Was er geglaubt hat, ist bei seinem sonstigen Treiben völlig gleichgültig, ebenso sind es die Erbauungsschriften, welche er nur aus äußeren Rücksichten [2]) verfaßte. Sonst aber wüßte ich wahrlich nicht, wie er hätte auf die Gotteslästerung verfallen sollen. Er war weder Docent noch theoretischer Denker und Schriftsteller; auch konnte er von Gott keine Geldsummen durch Drohungen und Schmeicheleien erpressen, fand sich also auch nicht durch Versagung zur Lästerung gereizt. Mit unnützer Mühe aber giebt sich ein solcher Mensch nicht ab.

Es ist ein gutes Zeichen des heutigen italienischen Geistes, daß ein solcher Charakter und eine solche Wirkungsweise tausendmal unmöglich geworden sind. Aber von Seite der historischen Betrachtung aus wird dem Aretino immer eine wichtige Stellung bleiben.

Anmerkungen.

S. 161, Anm. 1) Man beachte die Ausdrücke uomo singolare, uomo unico für die höhere und höchste Stufe der individuellen Ausbildung.

S. 162, Anm. 1) In Florenz gab es um 1390 deßhalb keine herrschende Mode der männlichen Kleidung mehr, weil Jeder sich auf besondere Weise zu tragen suchte. Vgl. die Canzone des Franco Sacchetti: contro alle nuove foggie, in den Rime, publ. dal. Poggiali, p. 52.

2) Am Ende des 16. Jahrh. zieht Montaigne (Essai, L. III, chap. 5, vol. III p. 367 der Pariser Ausgabe von 1816) u. a. folgende Parallele: ils (les Italiens) ont plus communement des belles femmes et moins de laides que nous; mais des rares et excellentes beauté j'estime que nous allons à pair. Et (je) en juge autant des esprits: de ceux de la commune façon, ils en ont beaucoup plus et evidemment; la brutalité y est sans comparaison plus rare: d'ames singulières et du plus hault estage, nous ne leur en debvons rien.

3) Auch wohl die ihrer Gemahlinnen, wie man im Hause Sforza und in verschiedenen oberitalienischen Herrscherfamilien bemerkt. Man vgl. in dem Werke des Jacobus Phil. Bergomensis: De plurimis claris selectisque mulieribus, Ferrara 1497, die Biographien der Battista Malatesta, Paola Gonzaga, Bona Lombarda, Riccarda von Este und der wichtigeren Frauen der Familie Sforza, Beatrix u. a. Es ist mehr als eine wahre Virago darunter, und auch die Ergänzung der individuellen Entwicklung durch hohe humanistische Cultur fehlt nicht. (Vgl. unten S. 177 Anm. 2, 204 und den fünften Abschnitt.)

S. 164, Anm. 1) Franco Sacchetti, in seinem Capitolo (Rime, publ. dal Poggiali, p. 56) zählt um 1390 über hundert Namen von bedeutenden Leuten der herrschenden Parteien auf,

[S. 164, Anm. 1] welche bei seinen Gedenkzeiten gestorben seien. So viele Mediocritäten darunter sein mochten, so ist doch das Ganze ein starker Beleg für das Erwachen der Individualität. — Ueber die „Vite" des Filippo Villani s. unten.

2) Trattato del governo della famiglia bildet einen Theil des Werkes: La cura della famiglia (Opere volgari di Leon Batt. Alberti publ. da Anicio Bonucci, Flor. 1844, Bd. II). Vgl. das. vol. I, p. XXX—XL, vol. II, p. XXXV ff. und vol. V, p. 1—227. Die Schrift wurde früher allgemein und so auch in der obigen Textstelle dem Agnolo Pandolfini (gest. 1446, vgl. über ihn Vespas. Fiorent. p. 291 ff. 379) zugeschrieben; doch hat eine neuere Untersuchung von Fr. Palermo (Florenz 1871) Alberti als Verfasser erwiesen. — Die Schrift ist durchgängig nach der Ausgabe Torino, Pomba 1828, citirt.

3) Trattato p. 65, fg.

4) Jov. Pontanus, de fortitudine, L. II, cap. 4, de tolerando exilio. Siebzig Jahre später konnte Cardanus (de vita propria, Cap. 32) bitter fragen: Quid est patria, nisi consensus tyrannorum minutorum ad opprimendos imbelles timidos et qui plerumque sunt innoxii?

S. 165, Anm. 1) De vulgari eloquio Lib. I, cap. 6. — Ueber die italienische Idealsprache Kap. 17. Die geistige Einheit der Gebildeten Kap. 18. — Aber auch das Heimweh in der berühmten Stelle Purg. VIII, 1 u. ff. und Parad. XXV, 1 ff.

2) Dantis Alligherii Epistolae, ed. Carolus Witte, p. 65.

3) Ghiberti, secondo commentario, cap. XV. (Vasari, ed Lemonnier, I, p. XXIX.)

4) Codri Urcei vita, hinter dessen Opera. zuerst Bologna 1502. Freilich grenzt dieß schon an das: Ubi bene, ibi patria. — C. U. nennt sich auch nicht nach dem Orte, in dem er geboren ist, sondern nach Forli, wo er sich lange aufhielt; vgl. Malagola, Codro Urceo, Bologna 1877, cap. V u. app. XI. — Die Masse neutralen geistigen Genusses, der von keiner Oertlichkeit abhängt, und dessen die gebildeten Italiener mehr und mehr fähig wurden, erleichterte ihnen das Exil beträchtlich. Uebrigens ist der Kosmopolitismus ein Zeichen jeder

[S. 165, Anm. 4] Bildungsepoche, da man neue Welten entdeckt und sich in der alten nicht mehr heimisch fühlt. Er tritt bei den Griechen sehr deutlich hervor nach dem peloponnesischen Kriege; Platon war, wie Niebuhr sagt, kein guter Bürger und Xenophon ein schlechter; Diogenes proclamirte vollends die Heimathlosigkeit als ein wahres Vergnügen und nannte sich selber ἄπολις, wie man bei Laertius liest. — Hierher gehört eine merkwürdige Schrift. Petrus Alcyonius hat in seinem Buche: Medices Legatus de exilio libri duo. Ven. 1522 (abgedruckt in Mencken: Analecta de calamitate literatorum. Leipzig 1707 p. 1—250) der Verbannung eine lange, durch ihre Weitschweifigkeit ermüdende Erörterung gewidmet. In derselben macht er den Versuch, die drei Gründe, wegen derer die Verbannung als ein Uebel erklärt wird, nämlich 1. weil der Verbannte außerhalb des Vaterlandes leben, 2. weil er der heimathlichen Ehre verlustig werden, 3. weil er Verwandte und Freunde entbehren müsse, durch logische Auseinandersetzungen und historische Beispiele zu bekämpfen, und gelangt zu dem Schlusse, daß die Verbannung kein Uebel sei. Seine Ausführung gipfelt in dem Satze: Sapientissimus quisque omnem orbem terrarum unam urbem esse ducit. Atque etiam illam veram sibi patriam esse arbitratur quae se peregrinantem exceperit, quae probitatem, pudorem, virtutem colit, quae optima studia, liberales disciplinas amplectitur, quae etiam facit, ut peregrini omnes honesto otio teneant statum et famam dignitatis suae.

S. 166, Anm. 1) Das Erwachen der Persönlichkeit zeigt sich auch in dem übermäßigen Hervorheben der selbständigen Entwicklung, in der Behauptung, geistiges Wesen unabhängig von Eltern und Vorfahren zu gestalten. Boccaccio, de cas. vir. ill. (Paris s. a. fol XXIXb), weist darauf hin, daß Socrates von ungebildeten, Euripides und Demosthenes von unbekannten Eltern stamme, und ruft aus: Quasi animos a gignentibus habeamus!

2) Boccaccio, Vita di Dante, p. 16.

S. 167, Anm. 1) Die Engel, welche er am Jahrestag von Beatrice's Tode auf Täfelchen zeichnete (Vita nuova, p. 61), könnten wohl mehr als Dilettantenarbeit gewesen sein.

[S. 167, Anm. 1] Lion. Aretino sagt, er habe egregiamente gezeichnet und sei ein großer Liebhaber der Musik gewesen.

2) Für dieses und das Folgende vgl. bes. Vespasiano Fiorentino, für die florentinische Bildung des 15. Jahrhundert eine Quelle ersten Ranges. Hieher p. 359, 379, 401 etc. — Sodann die schöne und lehrreiche Vita Jannoctii Manetti (geb. 1396) von Naldus Naldius bei Murat. XX, p. 529—608.

3) Das Folgende beispielsweise aus Perticari's Charakteristik des Pandolfo Collenuccio, bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi III, p. 197 fg., und in den Opere del Conte Perticari, Mil. 1823, vol. II.

S. 168, Anm. 1) Zu dem folgenden Abschnitt vgl. J. Burckhardt: Geschichte der Renaissance in Italien, Stuttg. 1868, besonders S. 41 fg., und A. Springer: Abhandlungen zur neueren Kunstgeschichte, Bonn 1867 S. 69—102. Eine neue Biographie des Alberti wird von Hub. Janitschek vorbereitet.

2) Bei Muratori, XXV, Col. 295 ff., mit italienischer Uebersetzung in den Opere volgari di L. B. Alberti vol. I, p. LXXXIX—CIX, woselbst die Vermuthung ausgesprochen und wahrscheinlich gemacht ist, daß diese vita von Alberti selbst herrührt. Hiezu als Ergänzung Vasari IV, 52 fg. — Ein allseitiger Dilettant wenigstens, und zugleich in mehreren Fächern Meister, war z. B. Mariano Socini, wenn man dessen Charakteristik bei Aeneas Sylvius (Opera, p. 622, Epist. 112) Glauben schenken darf.

S. 169, Anm. 1) Aehnliches, ganz besonders auch eine Flugmaschine, hatte um 880 der Andalusier Abul Abbas Kasim ibn Firnas zu construiren versucht. Vgl. Gayangos, The history of the muhammedan dynasties in Spain I, (Lond. 1840) p. 148 fg. und 425—427, daraus bei Hammer, Literaturgesch. der Araber, I. Einleitung S. LI.

2) Quicquid ingenio esset hominum cum quadam effectum elegantia, id prope divinum ducebat.

3) Dieses Werk ist es (vgl. S. 164 Anm. 2,196), von dem der eine oft allein gedruckte Theil lange Zeit für ein Werk des Pandolfini galt.

S. 170, Anm. 1) In seinem Werke De re aedificatoria, L. VIII, cap. 1 findet sich eine Definition von dem, was ein schöner

[S. 170, Anm. 2] Weg heißen könne: si modo mare, modo montes, modo lacum fluentem fontesve, modo aridam rupem aut planitiem, modo nemus vallemque exhibebit.

2) Ein Autor statt Vieler: Blondus, Roma triumphans, L. V. p. 117, fg., wo die Definitionen der Gloria aus den Alten gesammelt sind und auch dem Christen ausdrücklich die Ruhmbegier gestattet wird. — Cicero's Schrift de gloria, welche Petrarca zu besitzen glaubte, ist ihm durch seinen Lehrer Convenevole entwendet worden und seitdem bekanntlich nicht wieder zum Vorschein gekommen. — Der oben genannte Alberti hat in einer Jugendschrift, die er kaum zwanzig Jahre alt schrieb, die Ruhmliebe gefeiert: Opere, vol. I, p. CXXVII—CLXVI.

S. 171, Anm. 1) Paradiso XXV, Anfang: Se mai continga etc. oben S. 165 Anm. 1, 196. — Vgl. Boccaccio, Vita di Dante, p. 49. Vaghissimo fu e d'onore e di pompa, e per avventura più che alla sua inclita virtù non si sarebbe richiesto.

2) De vulgari eloquio, L. I, Cap. I. Ganz besonders de Monarchia, L. I. Cap. I, wo er den Begriff der Monarchie darstellen will, nicht blos um der Welt nützlich zu sein, sondern auch: ut palmam tanti bravii primus in meam gloriam adipiscar.

3) Convito, ed. Venezia 1529, fol. 5 und 6.

S. 172, Anm. 1) Paradiso VI, 112 fg.

2) Z. B.: Inferno VI, 89. XIII. 53. XVI, 85. XXXI, 127.

3) Purgatorio V, 70. 87. 133. VI. 26. VIII. 71. XI. 31. XIII, 147.

4) Purgatorio XI, 85—117. Außer gloria finden sich hier beisammen: Grido, fama, rumore, nominanza, onore lauter Umschreibungen derselben Sache. — Boccaccio dichtete, wie er in dem Brief an Joh. Pizinga (Opere volgari, Vol. XVI, p. 30 ff.) gesteht, perpetuandi nominis desiderio.

5) Scardeonius, de urb. Patav. antiq. (Graev. Thesaur. VI, III, Col. 260). Ob cereis, muneribus oder etwa certis muneribus zu lesen, lasse ich dahingestellt. Die etwas feierliche Persönlichkeit des Mussatus ist schon aus dem Ton seiner Geschichte Heinrichs VII. zu erkennen.

S. 173, Anm. 1) Franc. Petrarca Posteritati oder ad posteros, in den Ausgaben der Werke am Anfange, oder als einziger Brief des lib. XVIII der epp. seniles; zuletzt bei Fracassetti: Petr. epistolae familiares I, (1859) p. 1—11. Gewisse neuere Tadler von P.'s Eitelkeit würden an seiner Stelle schwerlich so viele Güte und Offenheit behalten haben wie er.

2) Opera ed. 1581 p. 177: de celebritate nominis importuna. Namentlich Ruhm bei dem großen Haufen war ihm widerwärtig: Epp. fam. vol. I, p. 337. 340 u. a. m. Wie bei Petrarca, so findet sich auch bei manchen Humanisten der älteren Generation der Kampf zwischen dem unbedingten Streben nach Ruhm und dem Bemühen, den Forderungen der christlichen Demuth gemäß bescheiden und unbekannt zu bleiben.

3) De remediis utriusque fortunae, in den Ausgaben der Werke; häufig separat gedruckt z. B. Bern 1600. Ganz besonders gehört aber hierher Petrarca's berühmter Dialog Secretum oder de contemptu mundi oder de conflictu curarum suarum, in welchem von dem Unterredner Augustinus hauptsächlich die Ruhmsucht für einen verdammenswerthen Fehler erklärt wird.

4) Epp. fam. lib. XVIII (ed. Fracass.) 2. Einen Maßstab von Petrarca's Ruhm gibt z. B. Blondus (Italia illustrata, p. 416) hundert Jahre nachher durch seine Versicherung, daß auch kaum ein Gelehrter mehr etwas von König Robert dem Guten wüßte, wenn Petrarca seiner nicht so oft und freundlich gedacht hätte.

5) Bemerkenswerth ist, daß auch Karl IV., vielleicht durch Petrarca beeinflußt, in einem Briefe an den Historiker Marignola den Ruhm als das Ziel strebender Menschen hinstellt. H. Friedjung: Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit, Wien 1876, S. 221.

6) Epist. seniles XIII, 3, an Giovanni Aretino 9. Sept. 1370.

7) Filippo Villani, Vite, p. 19.

8) Beides beisammen in der Grabschrift auf Boccaccio: Nacqui in Firenze al Pozzo Toscanelli; Di fuor sepolto a Certaldo giaccio, etc. — Vgl. Opere volgari di Bocc., vol. XVI, p. 44.

S. 174, Anm. 1) Mich. Savonarola, de laudibus Patavii, bei Murat. XXIV, Col. 1157. Arquà blieb seitdem stets Gegen=

[S. 174, Anm. 1] stand besonderer Verehrung (vgl. Ettore Conte Macola: I codici di Arquà, Padua 1874) und war der Ort großer Feierlichkeiten beim fünften Centenarium des Todes Petrarca's. Neuerdings soll sein Wohnhaus von dem letzten Besitzer, dem Cardinal Silvestri, an die Stadt Padua geschenkt worden sein.

2) Der motivirte Staatsbeschluß von 1396 bei Gaye, Carteggio, I, p. 123.

3) Reumont, Lorenzo v. Medici II, 180.

4) Boccaccio, Vita di Dante, p. 39.

5) Franco Sacchetti, Nov. 121.

S. 175, Anm. 1) Erstere in dem bekannten Sarkophag bei S. Lorenzo, letztere am Palazzo della ragione über einer Thür. Das Nähere über deren Auffindung 1413 s. bei Misson, Voyage en Italie, vol. I und Mich. Savonarola (s. u. S. 176 Anm. 1,203) col. 1157.

2) Vita di Dante, l. c. Wie die Leiche des Cassius nach der Schlacht bei Philippi wieder nach Parma gelangt sein mag?

3) Nobilitatis fastu, und zwar sub obtentu religionis, sagt Pius II. (Comment. X, p. 473). Die neue Gattung von Ruhm mußte wohl vielen Leuten unbequem erscheinen, die an Anderes gewöhnt waren.

Daß Carlo Malatesta die Bildsäule Vergil's umstürzen und in den Mincio werfen ließ und zwar, wie er vorgab, aus Zorn über die Verehrung, welche von den Bewohnern Mantua's derselben erzeigt wurde, ist eine allgemein beglaubigte Thatsache, die besonders auch durch eine Invective bezeugt ist, welche P. P. Vergerio gegen C. M. 1397 verfaßt hat: De diruta statua Virgilii P. P. V. eloquentissimi oratoris epistola ex tugurio Blondi sub Apolline hgg. von Marco Mantova Benavides (o. O. u. J., jedenfalls Padua vor 1560). Schon aus dieser Schrift geht hervor, daß bis zu ihrer Abfassung die Wiederaufrichtung nicht stattgefunden hatte; sollte sie durch die Invective veranlaßt worden sein? Bartholomaeus Facius (de vir. ill. (1456) p. 9 fg. im Leben des P. P. V.) sagt es: Carolum Malatestam invectus Virgilii statua, quam ille Mantuae in foro everterat, quoniam gentilis fuisset, ut ibidem restitueretur, effecit, aber er ist ein ganz vereinzelter Zeuge. Aller-

[S. 175, Anm. 1] dings fehlen, soweit mir bekannt ist, zeitgenössische Chroniken für die damalige Geschichte Mantua's (Platinae hist. Mant. bei Murat. XX enthält über das ganze Factum nichts), aber die späteren Historiker sind darüber einig, daß die Bildsäule nicht wieder aufgerichtet worden ist. Zum Beweise dafür mag auf Prendilaqua, Vita di Vitt. di Feltre, geschrieben bald nach 1446 (Ausg. 1871 p. 78), wo von dem Umsturz, nicht aber von der Wiederaufrichtung die Rede ist, und auf das Hauptwerk Ant. Possevini jun., Gonzaga, Mantua 1628 hingewiesen werden, wo p. 486 das Umstürzen der Säule, das Murren, ja der gewaltsame Widerstand des Volkes und das zur Beruhigung desselben gegebene Versprechen des Fürsten, die Säule wieder aufrichten zu lassen, erzählt, aber hinzugesetzt wird: Nec tamen restitutus Virgilius est. Ja noch mehr! Am 17. März 1499 schreibt Jacopo d'Hatry an Isabella von Este (oben S. 44 fg.), er habe über den Plan der Fürstin, eine Bildsäule Vergil's in Mantua zu errichten mit Pontano gesprochen, der, von dem Gedanken entzückt, ausgerufen habe, daß Vergerio, wenn er noch lebte, sich darüber noch mehr freuen würde, che non se attristò, quando el conte Carolo Malatesta persuase abuttare la statua di Virgilio nel fiume. Der Briefschreiber verbreitet sich dann über die Art der Errichtung, über die Inschrift: P. Virg. Mantuanus und Isabella Marchionissa Mantuae restituit, und darüber, daß Andrea Mantegna wol der geeignete Mann für dieses Werk sein würde. Wirklich hat Mantegna die Zeichnung entworfen. (Die Zeichnung und der eben besprochene Brief mitgetheilt von Baschet: Recherches de documents d'art et d'histoire dans les archives de Mantua; documents inédits concernant la personne et les oeuvres d'Andrea Mantegna in der Gazette des beaux-arts XX (1866) p. 478—492, besonders 486 ff.) Aus diesem Briefe geht deutlich hervor, daß C. Malatesta die Bildsäule Vergil's nicht hat wieder aufrichten lassen. Bei Comparetti: Virgil im Mittelalter wird die Geschichte nach Burkhardt, aber ohne Quellenangabe erzählt. Des Curiosums wegen erwähne ich, daß von Leopoldo Camillo Volta (Prose e poesie pel giorn

[S. 175, Anm. 3] natalizio di Virgilio p. 53) die Umsturzgeschichte überhaupt bezweifelt worden ist, und zwar, wie Rosmini, Vita di Vitt. di Feltre, S. 63 Anm. a. sagt: non senza ragione!

4) Vgl. Keyßler's Neueste Reisen, p. 1016.

5) Der ältere war bekanntlich von Verona.

6) So verhält es sich auch wesentlich noch in der merkwürdigen Schrift: De laudibus Papiae (bei Murat X.) aus dem 14. Jahrh.; viel municipaler Stolz aber noch kein specieller Ruhm.

S. 176, Anm. 1) De laudibus Patavii, bei Murat. XXIV, Col. 1138 ff. Nur drei Städte können sich, seiner Meinung nach, mit Padua gleichen: Florenz, Venedig, Rom.

2) Nam et veteres nostri tales aut divos aut aeterna memoria dignos non immerito praedicabant, quum virtus summa sanctitatis sit consocia et pari emantur pretio. Sehr bezeichnend (vgl. u. S. 207 fg.) ist dann auch der Zusatz: Hos itaque meo facili judicio aeternos facio.

3) Aehnliche Gedanken bei vielen zeitgenössischen Schriftstellern. Codrus Urceus Sermo XIII (Opp. 1506 fol. XXXVIIIb) von Galeazzo Bentivoglio, der Krieger und Gelehrter war: cognoscens artem militarem esse quidem excellentem, sed literas multo certe excellentiores.

4) Das gleich Folgende rührt, wie der Herausgeber bemerkt, Murat. XXIV, (col. 1059 Anm.), nicht von Mich. Savonarola her.

S. 177, Anm. 1) Petrarca verweilt in seinem angeführten Triumph nur bei den Personen des Alterthums, in seinem Sammelwerk, de rebus memorandis, berichtet er nur sehr wenig von Zeitgenossen; in den casus virorum illustrium (unter den Männern sind aber nach außer der zuletzt behandelten Philippa Catinensis, eine Anzahl Frauen aufgenommen — selbst die Göttin Juno wird geschildert —) des Boccaccio gehört nur der Schluß des achten und das letzte, neunte Buch der nachantiken Zeit an. Fast ausschließlich auf das Alterthum bezieht sich auch Boccaccio's merkwürdige Schrift: de claris mulieribus. Sie geht aus von Eva, behandelt dann 97 Frauen aus dem Alterthum und sieben aus dem Mittelalter, mit der Päpstin Johanna beginnend und der Königin

[S. 177, Anm. 1] Johanna von Neapel schließend. Ebenso noch viel später in den Commentarii urbani des Raph. Volaterranus nur das 21ste Buch, welches das neunte der Anthropologie ist; Päpste und Kaiser behandelt er im 22. und 23. Buch besonders. — In dem Werke „de claris mulieribus“ des Augustiners Jacobus Bergomensis (gedruckt 1497, aber wol früher geschrieben), vgl. S. 162, Anm. 3, 195, überwiegt das Alterthum und noch mehr die Legende, dann folgen aber einige werthvolle Biographien von Italienerinnen. Ein paar zeitgenössische Frauenbiographien rühren von Vespasiano da Bisticci her (Arch. stor, ital. IV, 1, p. 430 ff.) Bei Scardeonius (de urb. Patav. antiq. Graev. thesaur, VI, III, Col. 405 fg.) werden lauter berühmte Paduanerinnen aufgezählt: Zuerst eine Legende oder eine Sage aus der Völkerwanderung; dann leidenschaftliche Tragödien aus den Parteikämpfen des 13. und 14. Jahrh.; hierauf andere kühne Heldenweiber; die Klosterstifterin, die politische Rathgeberin, die Aerztin, die Mutter vieler und ausgezeichneter Söhne, die gelehrte Frau, das Bauernmädchen, das für seine Unschuld stirbt, endlich die schöne hochgebildete Frau des 16. Jahrh., auf welche Jedermann Gedichte macht; zum Schluß die Dichterin und Novellistin. Ein Jahrhundert später wäre zu all diesen berühmten pataviniſchen Frauen noch die Professorin hinzugekommen. — Die berühmten Frauen des Hauses Este, bei Ariosto. Orl. XIII.

2) Bartolommeo Facio und Paolo Cortese.

Bartholomaei Facii de viris illustribus liber wurde zuerst von L. Mehus (Florenz 1745) herausgegeben. Das Buch wurde von dem durch seine sonstigen historischen Schriften bekannten, am Hofe des Königs Alfons von Neapel lebenden Verfasser, nach Beendigung der Geschichte des Königs Alfons (1455) begonnen und, wie Anspielungen auf die Kämpfe des Hunyady nebst der Unkenntniß über die Erhebung des Enea Silvio zum Cardinal zeigen, 1456 beendet, (vergl. jedoch Vahlen, Laurentii Vallae opuscula tria Wien, 1869, S. 67. Anm. 1) von den Zeitgenossen niemals, von den Späteren nur selten angeführt. Der Verfasser wollte in diesem Buche die berühmten Männer aetatis memoriaeque nostrae schildern und

[S. 177, Anm. 2] erwähnt daher wirklich nur solche, welche im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts geboren sind und um die Mitte des 15. noch lebten oder kurz vorher gestorben waren, beschränkt sich zumeist auf die Aufzählung von Italienern, außer bei Künstlern und Fürsten, unter welch letzteren er des Kaisers Sigismund und Albrecht Achilles von Brandenburg gedenkt, und richtet sich in der Aneinanderreihung der einzelnen Biographien weder nach chronologischer Ordnung, noch nach dem Ruhme, welchen die Einzelnen genossen haben, sondern stellt sie zusammen ut quisque mihi prior occurrerit und gedenkt, die etwa Ausgelassenen in einem zweiten Theile nachzutragen. Er behandelt die berühmten Männer in neun Abtheilungen, fast jede derselben mit einer Einleitung über ihre besonders hervorstehenden Eigenthümlichkeiten beginnend: 1. Dichter, 2. Redner, 3. Juristen, 4. Mediciner (im Anhange dazu einzelne Philosophen und Theologen), 5. Maler, 6. Bildhauer, 7. hervorragende Bürger, 8. Heerführer, 9. Fürsten und Könige. Unter den letzteren behandelt er Papst Nikolaus V. und König Alfons von Neapel mit besonderer Ausführlichkeit und geflissentlicher Aufmerksamkeit. Sonst gibt er nur kurze, meist lobende Biographien, die sich bei Heerführern und Fürsten auf eine Aufzählung ihrer Thaten, bei Künstlern und Schriftstellern auf Nennung ihrer Werke beschränken. Von einer Beschreibung oder Beurtheilung der Werke im Einzelnen ist nicht die Rede, nur bei einzelnen Kunstwerken und zwar bei solchen, die er selbst gesehen hat, wird er ausführlich; ebensowenig findet sich eine Charakteristik und Würdigung der einzelnen Personen, vielmehr erhalten die Genannten nur ganz allgemein gehaltene Lobsprüche oder müssen sich mit einer von keinem Urtheil begleiteten Nennung ihres Namens begnügen. Auch von sich spricht der Autor fast gar nicht; er erwähnt höchstens, daß Guarino sein Lehrer gewesen, daß Manetti ein Buch über einen Gegenstand geschrieben, den auch er (Facius) behandelt habe, daß Bracellius sein Landsmann und der Maler Pisano von Verona mit ihm bekannt sei (p. 17. 18. 19. 48), verschweigt aber z. B. bei Lor. Valla seine heftigen

[S. 177, Anm. 2] Streitigkeiten mit diesem Gelehrten. Dagegen versäumt er es nicht, seiner Türkenfeindschaft und Frömmigkeit Ausdruck zu geben (p. 64), in italienischem Patriotismus die Schweizer Barbaren zu nennen (p. 60) und von P. P. Vergerius zu sagen dignus qui totam in Italia vitam scribens exegisset (p. 9).

Unter allen berühmten Leuten gelten ihm offenbar die Gelehrten, und unter diesen die oratores, denen er fast ein Drittel seines Buches widmet, am meisten; trotzdem hat er vor der Berühmtheit der Juristen alle Achtung und zeigt eine ganz besondere Vorliebe für die Mediciner, bei denen er zwischen Theoretikern und Praktikern sehr hübsch unterscheidet und von den letzteren gutgelungene Diagnosen und Operationen erzählt. Daß er mit den Medicinern Theologen und Philosophen in Verbindung bringt, ist ebenso seltsam, als daß er auf die von den Aerzten handelnde Abtheilung unmittelbar die den Malern gewidmete folgen läßt, welche doch, wie er selbst sagt, die größte Verwandtschaft mit den Dichtern besitzen. Trotz seiner Verehrung der Gelehrsamkeit, die sich auch darin kundgibt, daß die den Gelehrten wohlgesinnten Fürsten besonders gelobt werden, ist er zu sehr Fürstendiener, um nicht bei den einzelnen Gelehrten die ihnen zugekommenen Beweise fürstlicher Huld zu registriren und die Fürsten in der Einleitung zu dem ihnen gewidmeten Abschnitte als diejenigen zu bezeichnen, welche veluti corpus membra, ita omnia genera quae supra memoravimus, regunt ac tuentur.

Die Sprache unseres Buches ist einfach, ohne jeden Prunk, und der Inhalt bietet, trotz der Kürze der Schrift, manche lehrreiche Bemerkung. Wäre nur Facius auf die Lebensverhältnisse der Geschilderten etwas näher eingegangen und hätte der Aufzählung der von ihm genannten Schriften einige den Inhalt derselben angebende oder den Werth bestimmende Worte hinzugefügt!

Weit beschränkter ist der Inhalt der Schrift des Paolo Cortese (geb. 1465, † 1510) De hominibus doctis dialogus (zuerst herausgegeben Florenz 1734). Diese Schrift, um 1490 geschrieben, da sie den Antonius Geraldinus als todt erwähnt, der 1488 starb, und dem

[S. 177, Anm. 2] Lorenzo v. Medici gewidmet ist, der nur bis 1492 lebte, unterscheidet sich von der um ein Menschenalter früher geschriebenen des Facius nicht blos durch die Ausschließung aller Nichtgelehrten, sondern auch durch manche innere und äußere Umstände. Zunächst durch die Form, nämlich die des Gesprächs zwischen dem Verfasser und seinen zwei Unterrednern, Alexander Farnese und Antonius, und die dadurch hervorgerufenen Abschweifungen und ungleichartige Behandlung der einzelnen Personen; dann durch die Art der Behandlung selbst. Während Facius nur von den Männern seiner Zeit berichten wollte, spricht Cortese nur von Verstorbenen, z. Th. längst Verstorbenen, so daß er durch Aufnahme dieser seinen Kreis mehr erweitert, als durch die Ausschließung der Lebenden verengt; während Facius Werke und Thaten, als wären sie unbekannt, nur referirend zusammenstellt, urtheilt Cortese über die schriftstellerische Wirksamkeit, die er als bekannt voraussetzt. Und zwar ist dieses Urtheil bestimmt durch die humanistische Werthschätzung der Eloquenz, vermöge deren nur derjenige als wirklich bedeutend gilt, der in der Beredtsamkeit, d. h. in der classischen, ciceronianischen Behandlung der lateinischen Sprache, Vortreffliches geleistet hat. Daher werden Dante und Petrarca nur mäßig gelobt und darin getadelt, daß sie zuviel der ihnen zu Gebote stehenden Kraft von dem Lateinischen ab und dem Italienischen zugewendet, Guarino als derjenige gepriesen, der die vollendete Beredtsamkeit wenigstens durch eine Wolke geschaut, Leonardo Aretino, der seinen Zeitgenossen bereits aliquid splendidius geboten habe, Enea Silvio aber erst als derjenige bezeichnet in quo primum apparuit saeculi mutati signum. Dieser Standpunkt tritt durchaus in den Vordergrund; vielleicht ist er niemals so einseitig eingenommen worden wie von Cortese; wie der Merkmeister der deutschen Meistersänger steht er auf der Sprachwacht, nur nach der größeren oder geringeren Vollkommenheit in der Ausbildung der Sprache einem Jeden seinen Platz anweisend. Man höre, um von Cortese's Art eine Vorstellung zu erhalten, seine Bemerkung über einen seiner Vorgänger, gleich-

[S. 177, Anm. 2] falls den Verfasser eines großen biographischen Sammelwerks, Sicco Polentone: Ejus sunt viginti ad filium libri scripti de claris scriptoribus, utiles admodum qui jam fere ab omnibus legi sunt desiti. Est enim in judicando parum acer, nec servit aurium voluptati, quum tractat res ab aliis ante tractatas; sed hoc ferendum. Illud certe molestum est, dum alienis verbis sententiisque scripta infarcit et explet sua; ex quo nascitur maxime vitiosum scribendi genus, quum modo lenis et candidus, modo durus et asper appareat, et sic in toto genere tanquam in unum agrum plura inter se inimicissima sparsa semina.

Nicht einmal in dieser ausführlichen Weise bespricht er alle Uebrigen; die Meisten fertigt er mit wenigen kurzen Redensarten ab; Viele nennt er nur, ohne ein Wort hinzuzufügen. Trotzdem lernt man aus seinen Urtheilen sehr viel, wenn man ihnen auch nicht immer beistimmen kann. Auf das Einzelne kann hier nicht eingegangen werden, zumal da manche seiner charakteristischen Bemerkungen schon oben benutzt worden sind; in ihrer Gesammtheit geben sie uns ein ziemlich deutliches Bild von der Art, in welcher eine spätere äußerlich entwickeltere Zeit über eine frühere, die an Innerlichkeit vielleicht reicher, an äußerer Gewandtheit jedenfalls unvollkommener war, urtheilend sich erhob.

Facius, der Verfasser des erstbesprochenen biographischen Werkes wird zwar genannt, aber eben jenes Werk wird nicht erwähnt; wie Facius, so ist auch Cortese der ergebene Fürstendiener, nur daß bei ihm Lorenzo v. Medici die Stelle einnimmt, die Alfons von Neapel bei jenem eingenommen hatte; wie jener, so ist auch er der Patriot, der Ausländisches nur widerwillig lobt, und wenn er es thun muß, die Versicherung hinzufügt, daß er dem Heimischen nicht entgegentreten wolle (p. 48 bei Gelegenheit des Janus Pannonius).

Nachrichten über Cortese hat der Herausgeber seiner Schrift, Bernardus Paperinius, zusammengestellt; nachzutragen ist, daß seine lateinische Uebersetzung der

[S. 177, Anm. 2] Novelle des L. B. Alberti: Hippolytus et Dejanira in den Opere di L. B. A. vol. III p. 439—463 zum ersten Male abgedruckt ist.

3) Wie groß der Ruhm der Humanisten war, ergibt sich aber auch daraus, daß Betrüger auftraten, die aus einer Benutzung dieser berühmten Namen für sich Gewinn zu ziehen suchten. So zeigte sich in Verona ein in Kleidung und Geberden närrischer Mensch, der, vor den Bürgermeister geführt, lateinische Verse und Prosa, den Werken des Panormita entnommen, mit großer Emphase hersagte, auf Befragen sich Panormita nannte, und so viele kleine, den Meisten unbekannte Einzelheiten über dessen Leben zu erzählen wußte, daß er allgemein für Panormita gehalten wurde. In Folge dieses Irrthums wurde er von den städtischen Beamten und den Gelehrten sehr gefeiert und wußte längere Zeit hindurch in geschickter Weise seine betrügerische Rolle zu spielen, bis dann durch Guarino und Andere, die Panormita persönlich kannten, der Betrug entdeckt wurde. Vgl. Rosmini, Vita di Guarino II, S. 44 fg., 171 fg. — Nur wenige Humanisten enthielten sich der allgemeinen Sitte der Ruhmredigkeit. Codrus Urceus (Vita hinter den Opera 1506 fol. LXX) pflegte auf die Frage, wie er über den und jenen hochberühmten Mann dächte, zu antworten: Sibi scire videntur. Von dem Juristen Antonius Butriensis erzählt Barth. Facius, de vir. ill. p. 31: Id unum in eo viro notandum est, quod neminem unquam, adeo excellere homines in eo studio volebat, ut doctoratu dignum in examine comprobavit.

S. 178, Anm. 1) Schon ein lateinischer Sänger des 12. Jahrhunderts — ein fahrender Scholar, der mit seinem Lied um ein Kleid bettelt — droht damit. S. Carmina Burana, p. 76.

2) Sonett CLI: Lasso ch'i ardo.

3) Boccaccio, Opere volgari, Vol. XVI, im 13. Sonett: Pallido, vinto etc.

4) U. a. bei: Roscoe, Leone X, ed. Bossi IV, p. 203.

5) Angeli Politiani epp. Lib. X.

S. 179, Anm. 1) Quatuor navigationes etc. Deodatum (St. Dié) 1507.

[S. 179, Anm. 1] Vgl. O. Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, 1859; 2. Aufl. 1876.

2) Paul. Jov. de romanis piscibus, Praefatio (1525): Die erste Decade seiner Historien werde nächstens herauskommen non sine aliqua spe immortalitatis.

3) Hiezu vgl. Discorsi I. 27. Die tristizia, Verbrechen, kann grandezza haben und in alcuna parte generosa sein; die grandezza kann von einer That jede infamia entfernen; der Mensch kann onorevolmente tristo sein, im Gegensatz zum perfettamente buono.

S. 180, Anm. 1) Storie fiorentine, L. VI.

2) Paul. Jov. Elogia vir. lit. ill. p. 192 bei Anlaß des Marius Molsa.

3) Das Schimpfen allein hat man schon sehr früh, bei dem verlogenen Benzo von Alba im 11. Jahrh. (Mon. Germ. SS. XI. 591—681).

S. 181, Anm. 1) Das Mittelalter ist außerdem reich an sogenannten satirischen Gedichten, allein es ist noch nicht individuelle, sondern fast lauter allgemeine, auf Stände, Kategorien, Bevölkerungen 2c. gemünzte Satire, welche denn auch leicht in den lehrhaften Ton übergeht. Der allgemeine Niederschlag dieser ganzen Richtung ist vorzüglich die Fabel vom Reineke Fuchs in all ihren Redactionen bei den verschiedenen Völkern des Abendlandes. Für die französische Literatur dieses Zweiges ist eine treffliche neuere Arbeit vorhanden: Lenient, La satire en France au moyen-âge. Paris 1860. und die nicht minder treffliche Fortsetzung: La Satire en France ou la littérature militante au XVIe siècle. Paris 1866.

2) Vgl. oben S. 6 Anm. 2,(121). Ausnahmsweise kommt auch schon ein insolenter Witz vor, Nov. 37.

3) Inferno XXI. XXII. Die einzig mögliche Parallele wäre Aristophanes.

4) Ein schüchterner Anfang Opera p. 421 u. f., in Rerum memorandarum libri IV. Anderes z. B.: in Epp. senil. X, 2. Vgl. auch Epp. fam. (ed. Fracass.) vol. I, p. 68 fg. 70. 240. 245. Der Wortwitz schmeckt bisweilen noch sehr nach seinem mittelalterlichen Asyl, dem Kloster. Auch Petrarca's Invectiven: contra Gallum, contra medicum objurgantem, endlich seine Schrift de sui ipsius et multorum ignorantia (vielleicht auch seine

[S. 181, Anm. 4] epistolae sine titulo) dürfen als frühe Beispiele satirischer Schriften hier erwähnt werden.

S. 182, Anm. 1) Nov. 40. 41; es ist Ridolfo da Camerino.

2) Die bekannte Posse von Brunellesco und dem dicken Holzschnitzer, Manetto Ammanatini, der durch die Fopperei nach Ungarn getrieben worden sein soll, so geistreich erfunden, ist doch wohl grausam zu nennen.

3) Der „Araldo" der florentinischen Signoria. Ein Beispiel statt vieler: Commissioni di Rinaldo degli Albizzi Bd. III. S. 651. 669. Der Narr als nothwendig zum Erheitern der Gäste nach der Mahlzeit: Alcyonius, de exilio ed. Mencken p. 129.

4) Sacchetti Nov. 48. Und doch hatte man laut Nov. 67 das Gefühl, daß hie und da ein Romagnole auch dem schlimmsten Florentiner überlegen sei.

S. 183, Anm. 1) L. B. Alberti (vgl. ob. S. 164 Anm. 2,196) del governo della famiglia (Opere ed. Bonucci V, 171).

2) Franco Sacchetti, Nov. 156; vgl. Nov. 24 über Dolcibene und die Juden. [Für Karl IV. und die Narren: Friedjung a. a. O. S. 109.] — Die Facetiae des Poggio sind dem Inhalt nach mit Sacchetti nahe verwandt: Burle, Insolenzen, Mißverständnisse einfacher Menschen gegenüber der raffinirten Zote, dann aber mehr Wortwitze, die den Philologen verrathen. — Ueber L. B. Alberti vgl. S. 168 fg.

3) Folgerichtig auch in denjenigen Novellen der Italiener, deren Inhalt von dort entlehnt ist.

S. 184, Anm. 1) Laut Bandello IV, Nov. 2 konnte Gonnella auch sein Gesicht in die Züge Anderer verstellen und alle Dialecte Italiens nachmachen.

2) Paul. Jovius, Vita Leonis X.

3) Erat enim Bibiena mirus artifex hominibus aetate vel professione gravibus ad insaniam impellendis. Man erinnert sich hierbei an den Scherz, welchen Christine von Schweden mit ihren Philologen trieb. Hierher gehört wol auch die merkwürdige Stelle des Jov. Pontanus de sermone lib. II, cap. 9. Ferdinandus Alphonsi filius, Neapolitanorum rex magnus et ipse fuit artifex et vultus componendi et orationes in quem ipse usus vellet. Nam aetatis nostrae Pontifices maximi

[S. 184, Anm. 3] fingendis vultibus ac verbis vel histriones ipsos anteveniunt.

S. 185, Anm. 1) Das Lorgnon entnehme ich nicht blos aus Rafaels Porträt, wo es eher als Loupe zur Betrachtung der Miniaturen der Gebetbuches gedeutet werden kann, sondern aus einer Notiz des Pellicanus, wonach Leo eine aufziehende Procession von Mönchen durch ein Specillum betrachtete (vgl. Züricher Taschenbuch auf 1858, S. 177), und aus der cristallus concava, die er laut Giovio auf der Jagd gebrauchte. (Vgl. Leonis X vita auctore anon. conscripta, im Anhang bei Roscoe.) Bei Atilius Alessius (Baluz. Miscell. IV, 518) heißt es: oculari ex gemina (gemma?) utebatur, quam manu gestans, signando aliquid videndum esset, oculis admovebat. Die Kurzsichtigkeit der Familie Medici war erblich. Schon Lorenzo war kurzsichtig und antwortete dem Bartolommeo Soccini aus Siena, welcher meinte, die Luft von Florenz schade den Augen: e quella di Siena al cervello. Auch Leo's X. Kurzsichtigkeit war sprüchwörtlich. Nach seiner Wahl wurde von den römischen Satirikern die in der Vatikankirche eingegrabene Zahl MCCCCXL so gedeutet: Multi coeci Cardinales creaverunt coecum decimum Leonem. Vgl. Shepherd Tonelli, Vita del Poggio, vol. II, p. 23 fg. und die dort angeführten Stellen.

2) Auch in der bildenden Kunst fehlte sie nicht; man erinnere sich z. B. jenes bekannten Stiches, welcher die Laokoonsgruppe in drei Affen übersetzt darstellt. Nur ging dergleichen selten über eine flüchtige Handzeichnung hinaus; Manches mag auch zernichtet worden sein. Die Caricatur ist dann wieder wesentlich etwas Anderes; Lionardo in seinen Grimassen (in der Biblioteca Ambrosiana) stellt das Häßliche dar, wenn und weil es komisch ist, und erhöht dabei diesen komischen Charakter nach Belieben.

S. 186, Anm. 1) Jovian. Pontan. de sermone libri V. Er constatirt eine besondere Begabung zum Witz außer bei den Florentinern auch bei den Sienesen [letztere auch in der oben S. 70 Anm. 1,(136) erwähnten Schrift, dagegen S. 185 Anm. 1] und Peruginern; den spanischen Hof fügt er dann noch aus Höflichkeit bei.

S. 186, Anm. 2) Il cortigiano, Lib. II. cap. L fg. ed. Baude di Vesme, Florenz 1854 p. 124 fg. — Die Herleitung des Witzes aus dem Contrast, obwohl noch nicht völlig klar, das. cap. LXXIII. p. 136.

3) Auch Pontanus, de sermone lib. IV, cap. 3 empfiehlt, ridicula weder gegen Elende, noch gegen Mächtige anzuwenden.

4) Galateo del Casa, ed. Venez. 1789, p. 26 fg. 48.

S. 187, Anm. 1) Lettere pittoriche I, 71, in einem Briefe des Vinc. Borghini 1577. — Macchiavelli, Stor. fior. L. VII. cap. 28 sagt von den jungen Herrn in Florenz nach der Mitte des 15. Jahrh. gli studi loro erano apparire col vestire splendidi, e col parlare sagaci ed astuti, e quello che più destramente mordeva gli altri, era più savio e da più stimato.

S. 188, Anm. 1) Vgl. Fedra Inghirami's Leichenrede auf Ludovico Podocataro (gest. 25. Aug. 1504), in den Anecd. litt. I, p. 319. — Der Scandalsammler Massaino erwähnt bei Paul. Jov., Dialogus de viris litt. illustr. (Tiraboschi, Tom. VII. parte IV. p. 1631.)

2) So hielt es im Ganzen Leo X. und er rechnete damit im Ganzen richtig; so schrecklich die Pasquillanten zumal nach seinem Tode mit ihm umgingen, sie haben die Gesammtanschauung seines Wesens nicht dominiren können.

3) In diesem Falle war wohl Cardinal Ardicino della Porta, der 1491 seine Würde niederlegen und in ein fernes Kloster flüchten wollte. Vgl. Infessura, bei Eccard II, Col. 2000.

4) S. dessen Leichenrede in den Anecd. litt. IV, p. 315. Er brachte in der südlichen Mark Ancona ein Bauernheer zusammen, das nur durch den Verrath des Herzogs von Urbino am Handeln verhindert wurde. — Seine schönen hoffnungslosen Liebesmadrigale bei Trucchi, Poesie ined. III, p. 123.

5) Wie er an der Tafel Clemens VII. seine Zunge brauchte, s. bei Giraldi, Hecatommithi, VII, Nov. 5.

S. 189, Anm. 1) Die ganze angebliche Berathung über das Versenken des Pasquino bei Paul. Jov., Vita Hadriani, ist von Sixtus IV. auf Hadrian übertragen. — Vgl. Lettere de' principi I, 114 fg., Brief des Negro vom 7. Apr.

[S. 189, Anm. 1] 1523. Pasquino hatte am St. Marcustag ein besonderes Fest, welches der Papst verbot.

2) In den bei Gregorovius VIII, S. 380 Anm., 381 fg. 393 fg. zusammengestellten Stellen.

3) Vgl. Pier. Valer. de infel. lit. ed. Mencken p. 178: pestilentia quae cum Adriano VI invecta Romam invasit. Vgl. das. p. 285.

4) Z. B.: Firenzuola, Opere (Milano 1802), vol. I, p. 116, in den Discorsi degli animali.

5) Vgl. die Namen bei Höfler, Sitzungsberichte der Wiener Akademie (1876) Bd. 82, S. 435.

S. 190, Anm. 1) Höchst bezeichnend für die Stimmung Rom's sind auch die Worte des Pier. Valerian. de infel. lit. ed. Mencken p. 382: Ecce adest Musarum et eloquentiae totiusque nitoris hostis acerrimus, qui literatis omnibus inimicitias minitaretur, quoniam, ut ipse dictitabat, Terentiani essent, quos cum odisse atque etiam persequi coepisset voluntarium alii exilium, alias atque alias alii latebras quaerentes tam diu latuere quoad Dei beneficio altero imperii anno decessit, qui si aliquanto diutius vixisset, Gothica illa tempora adversus bonas litteras videbatur suscitaturus. — Uebrigens rührte der allgemeine Haß gegen Hadrian theilweise auch daher, weil er in der großen Geldnoth, in der er sich befand, zu dem Mittel griff, eine directe Auflage auszuschreiben. Ranke, Päpste I. S. 411. — Als Gegensatz zu dem bisher Angeführten mag indeß auch erwähnt werden, daß einzelne Dichter sich fanden, welche Hadrian lobten; vgl. manche Stellen in den Coryciana (ed. Rom. 1524) bes. JJ2b fg.

2) An den Herzog von Ferrara, 1. Januar 1536 (Lettere ed. 1539 fol. 39): Ihr werdet nun von Rom nach Neapel reisen, ricreando la vista avvilita nel mirar le miserie pontificali con la contemplatione delle eccellenze imperiali.

S. 191, Anm. 1) Wie er sich damit speciell den Künstlern furchtbar machte, kann hier nicht erörtert werden. — Das publicistische Vehikel der deutschen Reformation ist wesentlich die Broschüre, in Beziehung auf bestimmte einmalige Angelegenheiten; Aretino dagegen ist Journalist in dem

[S. 191, Anm. 1] Sinne, daß er einen fortwährenden Anlaß des Publicirens in sich hat.

2) Z. B. im Capitolo an den Albicante, einen schlechten Dichter; leider entziehen sich die Stellen der Citation.

S. 192, Anm. 1) Lettere, ed. Venez. 1539. Fol. 12, vom 31. Mai 1527.

2) Im ersten Capitolo an Cosimo.

3) Gaye, Carteggio II. p. 332.

4) S. den frechen Brief von 1536 in den Lettere pittor., I, Append., 34. — Vgl. oben S. 173 das Geburtshaus des Petrarca in demselben Arezzo.

S 193, Anm. 1) L'Aretin, per Dio grazia, è vivo e sano,
Ma'l mostaccio ha fregiato nobilmente,
E più colpi ha, che dita in una mano.
(Mauro, capitolo in lode delle bugie.)

2) Man sehe z. B. den Brief an den Cardinal von Lothringen, Lettere, ed. Venez. 1539, fol. 29 vom 21. Nov. 1534, so wie die Briefe an Carl V., wo u. A. die Redensart, daß kein Mensch der Gottheit näher stehe, als Carl.

3) Für das Folgende s. Gaye, Carteggio, II, p. 336. 337. 345.

S. 194, Anm. 1) Lettere, ed. Venez. 1539. Fol. 15., vom 16. Juni 1529. Vgl. damit den merkwürdigen Brief an dens. vom 15. Apr. 1528. fol. 212.

2) Mochte es die Hoffnung auf den rothen Hut oder die Furcht vor den beginnenden Bluturtheilen der Inquisition sein, welche er noch 1535 herb zu tadeln gewagt hatte (s. a. a. O. Fol. 37), welche aber seit der Reorganisation des Institutes 1542 plötzlich zunahmen und Alles zum Schweigen brachten.

Dritter Abschnitt.

Die Wiedererweckung des Alterthums.

Erstes Capitel.

Vorbemerkungen.

Auf diesem Punkte unserer culturgeschichtlichen Uebersicht angelangt, müssen wir des Alterthums gedenken, dessen „Wiedergeburt" in einseitiger Weise zum Gesammtnamen des Zeitraums überhaupt geworden ist. Die bisher geschilderten Zustände würden die Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Alterthum, und auch von den nachher aufzuzählenden neuen geistigen Richtungen wäre wohl das Meiste ohne dasselbe denkbar; allein wie das Bisherige, so ist auch das Folgende doch von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt, und wo das Wesen der Dinge ohne dieselbe verständlich und vorhanden sein würde, da ist es doch die Aeußerungsweise im Leben nur mit ihr und durch sie. Die „Renaissance" wäre nicht die hohe weltgeschichtliche Nothwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahiren könnte. Darauf aber müssen wir beharren, als auf einem Hauptsatz dieses Buches, daß nicht sie allein, sondern ihr enges Bündniß mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat. Die Freiheit, welche sich dieser Volksgeist dabei bewahrte, ist eine ungleiche und scheint, sobald man z. B. nur auf die neulateinische Literatur sieht, oft sehr gering; in der bildenden

Kunst aber und in mehreren anderen Sphären ist sie auffallend groß, und das Bündniß zwischen zwei weit auseinander liegenden Culturepochen desselben Volkes erweist sich als ein, weil höchst selbständiges, deßhalb auch berechtigtes und fruchtbares. Das übrige Abendland mochte zusehen, wie es den großen, aus Italien kommenden Antrieb abwehrte oder sich halb oder ganz aneignete; wo letzteres geschah, sollte man sich die Klagen über den frühzeitigen Untergang unserer mittelalterlichen Culturformen und Vorstellungen ersparen. Hätten sie sich wehren können, so würden sie noch leben. Wenn jene elegischen Gemüther, die sich danach zurücksehnen, nur eine Stunde darin zubringen müßten, sie würden heftig nach moderner Luft begehren. Daß bei großen Processen jener Art manche edle Einzelblüthe mit zu Grunde geht, ohne in Tradition und Poesie unvergänglich gesichert zu sein, ist gewiß; allein das große Gesammt-Ereigniß darf man deßhalb nicht ungeschehen wünschen. Dieses Gesammt-Ereigniß besteht darin, daß neben der Kirche, welche bisher (und nicht mehr für lange) das Abendland zusammenhielt, ein neues geistiges Medium entsteht, welches, von Italien her sich ausbreitend, zur Lebens-Atmosphäre für alle höher gebildeten Europäer wird. Der schärfste Tadel, den man darüber aussprechen kann, ist der der Unvolksthümlichkeit, der erst jetzt nothwendig eintretenden Scheidung von Gebildeten und Ungebildeten in ganz Europa. Dieser Tadel ist aber ganz werthlos, sobald man eingestehen muß, daß die Sache noch heute, obwohl klar erkannt, doch nicht beseitigt werden kann. Und diese Scheidung ist überdieß in Italien lange nicht so herb und unerbittlich als anderswo. Ist doch ihr größter Kunstdichter Tasso auch in den Händen der Aermsten.

Das römisch-griechische Alterthum, welches seit dem 14. Jahrhundert so mächtig in das italienische Leben eingriff,

als Anhalt und Quelle der Cultur, als Ziel und Ideal des Daseins, theilweise auch als bewußter neuer Gegensatz, dieses Alterthum hatte schon längst stellenweise auf das ganze, auch außeritalienische Mittelalter eingewirkt. Diejenige Bildung, welche Carl der Große vertrat, war wesentlich eine Renaissance gegenüber der Barbarei des 7. und 8. Jahrhunderts und konnte nichts Anderes sein. Wie hierauf in die romanische Baukunst des Nordens außer der allgemeinen, vom Alterthum ererbten Formengrundlage auch auffallende direkt antike Formen sich einschleichen, so hatte die ganze Klostergelehrsamkeit allmählich eine große Masse von Stoff aus römischen Autoren in sich aufgenommen und auch der Stil derselben blieb seit Einhart nicht ohne Nachahmung.

Anders aber als im Norden wacht das Alterthum in Italien wieder auf. Sobald hier die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntniß seiner Vorzeit; es feiert sie und wünscht sie zu reproduciren. Außerhalb Italiens handelt es sich um eine gelehrte, reflectirte Benützung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre sachliche Parteinahme für das Alterthum überhaupt, weil dasselbe die Erinnerung an die eigene alte Größe ist. Die leichte Verständlichkeit des Lateinischen, die Menge der noch vorhandenen Erinnerungen und Denkmäler befördert diese Entwicklung gewaltig. Aus ihr und aus der Gegenwirkung des inzwischen doch anders gewordenen Volksgeistes der germanisch-longobardischen Staats-Einrichtungen, des allgemein europäischen Ritterthums, der übrigen Cultureinflüsse aus dem Norden und der Religion und Kirche erwächst dann das neue Ganze: der modern italienische Geist, welchem es bestimmt war, für den ganzen Occident maßgebendes Vorbild zu werden.

Wie sich in der bildenden Kunst das Antike regt, sobald

die Barbarei aufhört, zeigt sich z. B. deutlich bei Anlaß der toscanischen Bauten des 12. und der Sculpturen des 13. Jahrhunderts. Auch in der Dichtkunst fehlen die Parallelen nicht, wenn wir annehmen dürfen, daß der größte lateinische Dichter des 12. Jahrhunderts, ja der, welcher für eine ganze Gattung der damaligen lateinischen Poesie den Ton angab, ein Italiener gewesen sei. Es ist derjenige, welchem die besten Stücke der sogenannten Carmina Burana angehören. Eine ungehemmte Freude an der Welt und ihren Genüssen als deren Schutzgenien die alten Heidengötter wieder erscheinen, während Catonen und Scipionen die Stelle der Heiligen und christlichen Helden vertreten, strömt in prachtvollem Fluß durch die gereimten Strophen. Wer sie in einem Zuge liest, wird die Ahnung, daß hier ein Italiener, wahrscheinlich ein Lombarde spreche, kaum abweisen können; es giebt aber auch bestimmte einzelne Gründe dafür [1]). Bis zu einem gewissen Grade sind diese lateinischen Poesien der Clerici vagantes des 12. Jahrhunderts allerdings ein gemeinsames europäisches Produkt, mitsammt ihrer großen auffallenden Frivolität, allein Der, welcher den Gesang de Phyllide et Flora [2]) und das Aestuans interius etc. gedichtet hat, war vermuthlich kein Nordländer, und auch der feine beobachtende Sybarit nicht, von welchem Dum Dianæ vitrea sero lampas oritur herrührt. Hier ist eine Renaissance der antiken Weltanschauung, die nur um so klarer in die Augen fällt neben der mittelalterlichen Reimform. Es giebt manche Arbeit dieses und der nächsten Jahrhunderte, welche Hexameter und Pentameter in sorgfältiger Nachbildung und allerlei antike, zumal mythologische Zuthat in den Sachen aufweist und doch nicht von ferne jenen antiken Eindruck hervorbringt. In den hexametrischen Chroniken und anderen Productionen von Guilielmus Apuliensis an (c. 1100) begegnet man oft einem emsigen Studium des Vergil, Ovid, Lucan,

Statius und Claudian, allein die antike Form bleibt bloße Sache der Gelehrsamkeit, gerade wie der antike Stoff bei Sammelschriftstellern in der Weise des Vincenz von Beauvais oder bei dem Mythologen und Allegoriker Alanus ab Insulis. Die Renaissance ist aber nicht stückweise Nachahmung und Aufsammlung, sondern Wiedergeburt, und eine solche findet sich in der That in jenen Gedichten des unbekannten Clericus aus dem 12. Jahrhundert.

Die große, allgemeine Parteinahme der Italiener für das Alterthum beginnt jedoch erst mit dem 14. Jahrhundert. Es war dazu eine Entwicklung des städtischen Lebens nothwendig, wie sie nur in Italien und erst jetzt vorkam: Zusammenwohnen und thatsächliche Gleichheit von Adligen und Bürgern; Bildung einer allgemeinen Gesellschaft (S. 171), welche sich bildungsbedürftig fühlte und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung aber, sobald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntniß der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solchen bot sich das classische Alterthum dar mit seiner Fülle objectiver, einleuchtender Wahrheit in allen Gebieten des Geistes. Man nahm von ihm Form und Stoff mit Dank und Bewunderung an; es wurde einstweilen der Hauptinhalt jener Bildung [1]). Auch die allgemeinen Verhältnisse Italiens waren der Sache günstig; das Kaiserthum des Mittelalters hatte seit dem Untergang der Staufer entweder auf Italien verzichtet oder konnte sich daselbst nicht halten; das Papstthum war nach Avignon übergesiedelt; die meisten thatsächlich vorhandenen Mächte waren gewaltsam und illegitim; der zum Bewußtsein geweckte Geist aber war im Suchen nach einem neuen haltbaren Ideal begriffen, und so konnte sich das Scheinbild und Postulat einer römisch-italischen Weltherrschaft

der Gemüther bemächtigen, ja eine praktische Verwirklichung versuchen mit Cola di Rienzi (oben S. 15). Wie er, namentlich bei seinem ersten Tribunat, die Aufgabe anfaßte, mußte es allerdings nur zu einer wunderlichen Comödie kommen, allein für das Nationalgefühl war die Erinnerung an das alte Rom durchaus kein werthloser Anhalt. Mit seiner Cultur aufs Neue ausgerüstet fühlte man sich bald in der That als die vorgeschrittenste Nation der Welt.

Diese Bewegung der Geister nicht in ihrer Fülle, sondern nur in ihren äußeren Umrissen, und wesentlich in ihren Anfängen zu zeichnen ist nun unsere nächste Aufgabe[1]).

Zweites Capitel.

Die Ruinenstadt Rom.

Vor Allem genießt die Ruinenstadt Rom selber jetzt eine andere Art von Pietät als zu der Zeit, da die Mirabilia Romae und das Geschichtswerk des Wilhelm von Malmesbury verfaßt wurden. Die Phantasie des frommen Pilgers wie die des Zaubergläubigen und des Schatzgräbers[2]) tritt in den Aufzeichnungen zurück neben der des Historikers und Patrioten. In diesem Sinne wollen Dante's Worte[3]) verstanden sein: die Steine der Mauern von Rom verdienten Ehrfurcht, und der Boden, worauf die Stadt gebaut ist, sei würdiger als die Menschen sagen. Die gewaltige Frequenz der Jubiläen läßt in der eigentlichen Literatur doch kaum eine andächtige Erinnerung zurück; als besten Gewinn vom Jubiläum des Jahres 1300 bringt Giovanni Villani (S. 73) seinen Entschluß

zur Geschichtsschreibung mit nach Hause, welchen der Anblick der Ruinen von Rom in ihm geweckt. Petrarca giebt uns noch Kunde von einer zwischen classischem und christlichem Alterthum getheilten Stimmung; er erzählt, wie er oftmals mit Giovanni Colonna auf die riesigen Gewölbe der Diocletiansthermen hinaufgestiegen [1]); hier, in der reinen Luft, in tiefer Stille, mitten in der weiten Rundsicht redeten sie zusammen, nicht von Geschäften, Hauswesen und Politik, sondern mit dem Blick auf die Trümmer ringsum von der Geschichte, wobei Petrarca mehr das Alterthum, Giovanni mehr die christliche Zeit vertrat; dann auch von der Philosophie und von den Erfindern der Künste. Wie oft seitdem bis auf Gibbon und Niebuhr hat diese Ruinenwelt die geschichtliche Contemplation geweckt.

Dieselbe getheilte Empfindung offenbart auch noch Fazio degli Uberti in seinem um 1360 verfaßten Dittamondo, einer fingirten visionären Reisebeschreibung, wobei ihn der alte Geograph Solinus begleitet wie Vergil den Dante. So wie sie Bari zu Ehren des S. Nicolaus, Monte Gargano aus Andacht zum Erzengel Michael besuchen, so wird auch in Rom die Legende von Araceli und die von S. Maria in Trastevere erwähnt, doch hat die profane Herrlichkeit des alten Rom schon merklich das Uebergewicht; eine hehre Greisin in zerrissenem Gewand — es ist Roma selber — erzählt ihnen die glorreiche Geschichte und schildert umständlich die alten Triumphe [2]); dann führt sie die Fremdlinge in der Stadt herum und erklärt ihnen die sieben Hügel und eine Menge Ruinen — che comprender potrai, quanto fui bella! —

Leider war dieses Rom der avignonesischen und schismatischen Päpste in Bezug auf die Reste des Alterthums schon bei Weitem nicht mehr, was es einige Menschenalter vorher gewesen war. Eine tödtliche Verwüstung, welche den wichtigsten

noch vorhandenen Gebäuden ihren Charakter genommen haben muß, war die Schleifung von 140 festen Wohnungen römischer Großen durch den Senator Brancaleone im J. 1257; der Adel hatte sich ohne Zweifel in den besterhaltenen und höchsten Ruinen eingenistet gehabt [1]. Gleichwohl blieb noch immer unendlich viel mehr übrig, als was gegenwärtig aufrecht steht, und namentlich mögen viele Reste noch ihre Bekleidung und Incrustation mit Marmor, ihre vorgesetzten Säulen und andern Schmuck gehabt haben, wo jetzt nur der Kernbau aus Backsteinen übrig ist. An diesen Thatbestand schloß sich nun der Anfang einer ernsthaften Topographie der alten Stadt an.

In Poggio's Wanderung durch Rom [2] ist zum erstenmal das Studium der Reste selbst mit dem der alten Autoren und mit dem der Inschriften (welchen er durch alles Gestrüpp hindurch [3]) nachging) inniger verbunden, die Phantasie zurückgedrängt, der Gedanke an das christliche Rom geflissentlich ausgeschieden. Wäre nur Poggio's Arbeit viel ausgedehnter und mit Abbildungen versehen! Er traf noch sehr viel mehr Erhaltenes an als achtzig Jahre später Rafael. Er selber hat noch das Grabmal der Caecilia Metella und die Säulenfronte eines der Tempel am Abhang des Capitols zuerst vollständig und dann später bereits halbzerstört wiedergesehen, indem der Marmor noch immer den unglückseligen Materialwerth hatte, leicht zu Kalk gebrannt werden zu können; auch eine gewaltige Säulenhalle bei der Minerva unterlag stückweise diesem Schicksal. Ein Berichterstatter vom Jahre 1443 meldet die Fortdauer dieses Kalkbrennens, „welches eine „Schmach ist; denn die neueren Bauten sind erbärmlich, und „das Schöne an Rom sind die Ruinen“ [4]. Die damaligen Einwohner in ihren Campagnolenmänteln und Stiefeln kamen den Fremden vor wie lauter Rinderhirten, und in der That

weidete das Vieh bis zu den Banchi hinein; die einzige gesellige Reunion waren die Kirchgänge zu bestimmten Anlässen; bei dieser Gelegenheit bekam man auch die schönen Weiber zu sehen.

In den letzten Jahren Eugens IV. (st. 1447) schrieb Blondus von Forli seine Roma instaurata, bereits mit Benützung des Frontinus und der alten Regionenbücher, so wie auch (scheint es) des Anastasius. Sein Zweck ist schon bei Weitem nicht blos die Schilderung des Vorhandenen, sondern mehr die Ausmittelung des Untergegangenen. Im Einklang mit der Widmung an den Papst tröstet er sich für den allgemeinen Ruin mit den herrlichen Reliquien der Heiligen, welche Rom besitze [1]).

Mit Nicolaus V. (1447—1455) besteigt derjenige neue monumentale Geist, welcher der Renaissance eigen war, den päpstlichen Stuhl. Durch die neue Geltung und Verschönerung der Stadt Rom als solcher wuchs nun wohl einerseits die Gefahr für die Ruinen, andererseits aber auch die Rücksicht für dieselben als Ruhmestitel der Stadt. Pius II. ist ganz erfüllt von antiquarischem Interesse, und wenn er von den Alterthümern Roms wenig redet [2]), so hat er dafür denjenigen des ganzen übrigen Italiens seine Aufmerksamkeit gewidmet und diejenigen der Umgebung der Stadt in weitem Umfange zuerst genau gekannt und beschrieben [3]). Allerdings interessiren ihn als Geistlichen und Kosmographen antike und christliche Denkmäler und Naturwunder gleichmäßig, oder hat er sich Zwang anthun müssen, als er z. B. niederschrieb: Nola habe größere Ehre durch das Andenken des St. Paulinus als durch die römischen Erinnerungen und durch den Heldenkampf des Marcellus? Nicht daß etwa an seinem Reliquienglauben zu zweifeln wäre, allein sein Geist ist schon offenbar mehr der Forschertheilnahme an Natur und Alterthum, der Sorge für

15*

das Monumentale, der geistvollen Beobachtung des Lebens zugeneigt. Noch in seinen letzten Jahren als Papst, podagrisch und doch in der heitersten Stimmung, läßt er sich auf dem Tragsessel über Berg und Thal nach Tusculum, Alba, Tibur, Ostia, Falerii, Ocriculum bringen und verzeichnet Alles, was er gesehen; er verfolgt die alten Römerstraßen und Wasserleitungen und sucht die Grenzen der antiken Völkerschaften um Rom zu bestimmen. Bei einem Ausflug nach Tibur mit dem großen Federigo von Urbino vergeht die Zeit Beiden auf das Angenehmste mit Gesprächen über das Alterthum und dessen Kriegswesen, besonders über den trojanischen Krieg; selbst auf seiner Reise zum Congreß von Mantua (1459) sucht er, wiewohl vergebens, das von Plinius erwähnte Labyrinth von Clusium und besieht am Mincio die sogenannte Villa Vergil's. Daß derselbe Papst auch von den Abbreviatoren ein classisches Latein verlangte, versteht sich beinahe von selbst; hat er doch einst im neapolitanischen Krieg die Arpinaten amnestirt als Landsleute des M. T. Cicero so wie des C. Marius, nach welchen noch viele Leute dort getauft waren. Ihm allein als Kenner und Beschützer konnte und mochte Blondus seine Roma triumphans zueignen, den ersten großen Versuch einer Gesammtdarstellung des römischen Alterthums [1]).

In dieser Zeit war natürlich auch im übrigen Italien der Eifer für die römischen Alterthümer erwacht. Schon Boccaccio [2]) nennt die Ruinenwelt von Bajae „altes Gemäuer, und doch neu für moderne Gemüther"; seitdem galten sie als größte Sehenswürdigkeit der Umgegend Neapels. Schon entstanden auch Sammlungen von Alterthümern jeder Gattung. Ciriaco von Ancona (gest. 1457), der dem Kaiser Sigismund die römischen Monumente erklärte (1433), durchstreifte nicht blos Italien, sondern auch andere

Länder des alten Orbis terrarum, Hellas und die Inseln des Archipel, selbst Theile von Asien und Afrika und brachte Inschriften, Münzen und Zeichnungen in Menge mit; auf die Frage, warum er sich so bemühe, antwortete er: um die Todten zu erwecken [1]). Die Historien der einzelnen Städte hatten von jeher auf einen wahren oder fingirten Zusammenhang mit Rom, auf directe Gründung oder Colonisation von dort aus hingewiesen [2]); längst scheinen gefällige Genealogen auch einzelne Familien von berühmten römischen Geschlechtern derivirt zu haben. Dieß lautete so angenehm, daß man auch im Lichte der beginnenden Kritik des 15. Jahrhunderts daran festhielt. Ganz unbefangen redet Pius II. in Viterbo [3]) zu den römischen Oratoren, die ihn um schleunige Rückkehr bitten: „Rom ist ja meine Heimath so gut wie Siena, denn „mein Haus, die Piccolomini, ist vor Alters von Rom nach „Siena gewandert, wie der häufige Gebrauch der Namen „Aeneas und Sylvius in unserer Familie beweist". Vermuthlich hätte er nicht übel Lust gehabt, ein Julier zu sein. Auch für Paul II. — Barbo von Venedig — wurde gesorgt, indem man sein Haus, trotz einer entgegenstehenden Abstammung aus Deutschland, von den römischen Ahenobarbus ableitete, die mit einer Colonie nach Parma gerathen und deren Nachkommen wegen Parteiung nach Venedig ausgewandert seien [4]). Daß die Massimi von Q. Fabius Maximus, die Cornaro von den Corneliern abstammen wollten, kann nicht befremden. Dagegen ist es für das folgende 16. Jahrhundert eine recht auffallende Ausnahme, daß der Novellist Bandello sein Geschlecht von vornehmen Ostgothen (I. Nov. 23.) abzuleiten sucht.

Kehren wir nach Rom zurück. Die Einwohner, „die sich damals Römer nannten", gingen begierig auf das Hochgefühl ein, welches ihnen das übrige Italien entgegenbrachte. Wir

werden unter Paul II., Sixtus IV. und Alexander VI. prächtige Carnevalsaufzüge stattfinden sehen, welche das beliebteste Phantasiebild jener Zeit, den Triumph altrömischer Imperatoren, darstellten. Wo irgend Pathos zum Vorschein kam, mußte es in jener Form geschehen. Bei dieser Stimmung der Gemüther geschah es am 15. April 1485, daß sich das Gerücht verbreitete, man habe die wunderbar schöne, wohl erhaltene Leiche einer jungen Römerin aus dem Alterthum gefunden [1]). Lombardische Maurer, welche auf einem Grundstück des Klosters S. Maria nuova, an der Via Appia, außerhalb der Caecilia Metella, ein antikes Grabmal aufgruben, fanden einen marmornen Sarkophag angeblich mit der Aufschrift: Julia, Tochter des Claudius. Das Weitere gehört der Phantasie an: die Lombarden seien sofort verschwunden sammt den Schätzen und Edelsteinen, welche im Sarkophag zum Schmuck und Geleit der Leiche dienten; letztere sei mit einer sichernden Essenz überzogen und so frisch, ja so beweglich gewesen wie die eines eben gestorbenen Mädchens von 15 Jahren; dann hieß es sogar, sie habe noch ganz die Farbe des Lebens, Augen und Mund halb offen. Man brachte sie nach dem Conservatorenpalast auf dem Capitol, und dahin, um sie zu sehen, begann nun eine wahre Wallfahrt. Viele kamen auch um sie abzumalen; „denn sie war „schön, wie man es nicht sagen noch schreiben kann, und wenn „man es sagte oder schriebe, so würden es, die sie nicht sahen, „doch nicht glauben". Aber auf Befehl Innocenz VIII. mußte sie eines Nachts vor Porta Pinciana an einem geheimen Ort verscharrt werden; in der Hofhalle der Conservatoren blieb nur der leere Sarkophag. Wahrscheinlich war über den Kopf der Leiche eine farbige Maske des idealen Stiles aus Wachs oder etwas Aehnlichem modellirt, wozu die vergoldeten Haare, von welchen die Rede ist, ganz wohl passen würden. Das

Rührende an der Sache ist nicht der Thatbestand, sondern das feste Vorurtheil, daß der antike Leib, den man endlich hier in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte, nothwendig herrlicher sein müsse als Alles, was jetzt lebe.

Inzwischen wuchs die sachliche Kenntniß des alten Rom durch Ausgrabungen; schon unter Alexander VI. lernte man die sog. Grottesken, d. h. die Wand- und Gewölbedecoration der Alten kennen, und fand in Porto d'Anzo den Apoll vom Belvedere; unter Julius II. folgten die glorreichen Auffindungen des Laokoon, der vaticanischen Venus, des Torso, der Cleopatra u. a. m.[1]); auch die Paläste der Großen und Cardinäle begannen sich mit antiken Statuen und Fragmenten zu füllen. Für Leo X. unternahm Rafael jene ideale Restauration der ganzen alten Stadt, von welcher sein berühmter Brief (1518 oder 19) spricht[2]). Nach der bittern Klage über die noch immer dauernden Zerstörungen, namentlich noch unter Julius II., ruft er den Papst um Schutz an für die wenigen übriggebliebenen Zeugnisse der Größe und Kraft jener göttlichen Seelen des Alterthums, an deren Andenken sich noch jetzt diejenigen entzünden, die des Höheren fähig seien. Mit merkwürdig durchdringendem Urtheil legt er dann den Grund zu einer vergleichenden Kunstgeschichte überhaupt und stellt am Ende denjenigen Begriff von „Aufnahme" fest, welcher seitdem gegolten hat: er verlangt für jeden Ueberrest Plan, Aufriß und Durchschnitt gesondert. Wie seit dieser Zeit die Archäologie, in speciellem Anschluß an die geheiligte Weltstadt und deren Topographie, zur besondern Wissenschaft heranwuchs, wie die vitruvianische Academie wenigstens ein colossales Programm[3]) aufstellte, kann nicht weiter ausgeführt werden. Hier dürfen wir bei Leo X. stehen bleiben, unter welchem der Genuß des Alterthums sich mit allen anderen Genüssen zu jenem wundersamen Eindruck verflocht, welcher

dem Leben in Rom seine Weihe gab. Der Vatican tönte von Gesang und Saitenspiel; wie ein Gebot zur Lebensfreude gingen diese Klänge über Rom hin, wenn auch Leo damit für sich kaum eben erreichte, daß sich Sorgen und Schmerzen verscheuchen ließen, und wenn auch seine bewußte Rechnung, durch Heiterkeit das Dasein zu verlängern [1]), mit seinem frühen Tode fehlschlug. Dem glänzenden Bilde des leonischen Rom, wie es Paolo Giovio entwirft, wird man sich nie entziehen können, so gut bezeugt auch die Schattenseiten sind: die Knechtschaft der Emporstrebenden und das heimliche Elend der Prälaten, welche trotz ihrer Schulden standesgemäß leben müssen [2]), das Lotteriemäßige und Zufällige von Leo's literarischem Mäcenat, endlich seine völlig verderbliche Geldwirthschaft [3]). Derselbe Ariost, der diese Dinge so gut kannte und verspottete, giebt doch wieder in der sechsten Satire ein ganz sehnsüchtiges Bild von dem Umgang mit den hochgebildeten Poeten, welche ihn durch die Ruinenstadt begleiten würden, von dem gelehrten Beirath, den er für seine eigene Dichtung dort vorfände, endlich von den Schätzen der vaticanischen Bibliothek. Dieß, und nicht die längst aufgegebene Hoffnung auf mediceische Protection, meint er, wären die wahren Lockspeisen für ihn, wenn man ihn wieder bewegen wollte, als ferraresischer Gesandter nach Rom zu gehen.

Außer dem archäologischen Eifer und der feierlich patriotischen Stimmung weckten die Ruinen als solche, in und außer Rom, auch schon eine elegisch-sentimentale. Bereits bei Petrarca und Boccaccio finden sich Anklänge dieser Art (S. 225, 228); Poggio (S. 226) besucht oft den Tempel der Venus und Roma, in der Meinung, es sei der des Castor und Pollux, wo einst so oft Senat gehalten worden, und vertieft sich hier in die Erinnerung an die großen Redner Crassus, Hortensius, Cicero. Vollkommen sentimental äußert

sich dann Pius II. zumal bei der Beschreibung von Tibur [1]), und bald darauf (1467) entsteht die erste ideale Ruinenansicht nebst Schilderung bei Polifilo [2]): Trümmer mächtiger Gewölbe und Colonnaden, durchwachsen von alten Platanen, Lorbeeren und Cypressen nebst wildem Buschwerk. In der heiligen Geschichte wird es, man kann kaum sagen wie, gebräuchlich, die Darstellung der Geburt Christi in die möglichst prachtvollen Ruinen eines Palastes zu verlegen [3]). Daß dann endlich die künstliche Ruine zum Requisit prächtiger Gartenanlagen wurde, ist nur die praktische Aeußerung desselben Gefühls.

Drittes Capitel.

Die alten Autoren.

Unendlich wichtiger aber als die baulichen und überhaupt künstlerischen Reste des Alterthums waren natürlich die schriftlichen, griechische sowohl als lateinische. Man hielt sie ja für Quellen aller Erkenntniß im absolutesten Sinne. Das Bücherwesen jener Zeit der großen Fünde ist oft geschildert worden; wir können nur einige weniger beachtete Züge hier beifügen [4]).

So groß die Einwirkung der alten Schriftsteller seit langer Zeit und vorzüglich während des 14. Jahrhundert in Italien erscheint, so war doch mehr das Längstbekannte in zahlreichere Hände verbreitet als Neues entdeckt worden. Die gangbarsten lateinischen Dichter, Historiker, Redner und Epistolographen nebst einer Anzahl lateinischer Uebersetzungen nach einzelnen Schriften des Aristoteles, Plutarch und weniger

anderen Griechen bildeten wesentlich den Vorrath, an welchem sich wenige Auserwählte in der Generation des Boccaccio und Petrarca begeisterten. Letzterer besaß und verehrte bekanntlich einen griechischen Homer, ohne ihn lesen zu können; eine vollständige lateinische Uebersetzung der Ilias und Odyssee hat auf seinen Antrieb und nicht ohne Boccaccio's Unterstützung ein calabresischer Grieche, Leonzio Pilato, elend genug zu Stande gebracht[1]). Erst mit dem 15. Jahrhundert beginnt die große Reihe neuer Entdeckungen, die systematische Anlage von Bibliotheken durch Copiren und der eifrigste Betrieb des Uebersetzens aus dem Griechischen[2]).

Ohne die Begeisterung einiger damaligen Sammler, welche sich bis zur äußersten Entbehrung anstrengten, besäßen wir ganz gewiß nur einen kleinen Theil zumal der griechischen Autoren, welche auf unsere Zeit gekommen sind. Papst Nicolaus V. hat sich schon als Mönch in Schulden gestürzt, um Codices zu kaufen oder copiren zu lassen; schon damals bekannte er sich offen zu den beiden großen Passionen der Renaissance: Bücher und Bauten[3]). Als Papst hielt er Wort; Copisten schrieben und Späher suchten für ihn in der halben Welt, Perotto erhielt für die lateinische Uebersetzung des Polybius 500 Ducaten, Guarino für die des Strabo 1000 Goldgulden und sollte noch weitere 500 erhalten, als der Papst zu früh starb. Filelfo sollte für eine würdige metrische Homerübersetzung 10,000 Goldgulden bekommen, wurde aber durch den Tod des Papstes verhindert, sich von Mailand nach Rom zu begeben. Mit 5000 oder, je nachdem man rechnete, 9000 Bänden[4]) hinterließ er diejenige eigentlich für den Gebrauch aller Curialen bestimmte Bibliothek, welche der Grundstock der Vaticana geworden ist; im Palaste selber sollte sie aufgestellt werden, als dessen edelste Zier, wie es einst König Ptolemaeus Philadelphus zu Alexandrien gehalten. Als er wegen der Pest

(1450) mit dem Hofe nach Fabriano zog, wo damals, wie heute noch, das beste Papier hergestellt wurde, nahm er seine Uebersetzer und Compilatoren dahin mit, auf daß sie ihm nicht wegstürben.

Der Florentiner Niccolò Niccoli [1]), Genosse des gelehrten Freundeskreises, welcher sich um den ältern Cosimo Medici versammelte, wandte sein ganzes Vermögen auf Erwerb von Büchern; endlich, da er nichts mehr hatte, hielten ihm die Medici ihre Kassen offen für jede Summe, die er zu solchen Zwecken begehrte. Ihm verdankt man die Vervollständigung des Ammianus Marcellinus, des Cicero de oratore, die maßgebend gebliebene Handschrift des Lucretius u. A. m.; er bewog den Cosimo zum Ankauf des trefflichsten Plinius aus einem Kloster zu Lübeck. Mit einem großartigen Zutrauen lieh er seine Bücher aus, ließ die Leute auch bei sich lesen, so viel sie wollten, und unterredete sich mit ihnen über das Gelesene. Seine Sammlung, 800 Bände zu 6000 Goldgulden gewerthet, kam nach seinem Tode (1437) durch Cosimo's Vermittelung an das Kloster S. Marco mit Bedingung der Oeffentlichkeit und bildet noch heute einen Schmuck der laurentianischen Bibliothek.

Von den beiden großen Bücherfindern Guarino und Poggio ist der letztere [2]), zum Theil als Agent des Niccoli, bekanntlich auch in den süddeutschen Abteien thätig gewesen, und zwar bei Anlaß des Concils von Constanz Er fand dort sechs Reden des Cicero und den ersten vollständigen Quintilian, die Sangallensische, jetzt Zürcher Handschrift; binnen 32 Tagen soll er sie vollständig und zwar sehr schön abgeschrieben haben. Den Silius Italicus, Manilius, Lucretius, Val. Flaccus, Ascon. Pedianus, Columella, Celsus, A. Gellius, Statius, Frontinus, Vitruvius, Priscianus u. m. A. konnte er wesentlich vervollständigen; mit Lionardo

Aretino zusammen brachte er die zwölf letzten Stücke des Plautus zum Vorschein, so wie die Verrinen des Cicero und des Letzteren Schriften: Brutus und „vom Redner".

Aus antikem Patriotismus sammelte der berühmte Grieche Cardinal Bessarion [1]) 600 Codices, heidnischen wie christlichen Inhalts, mit ungeheuren Opfern (30,000 Goldgulden) und suchte nun einen sichern Ort, wohin er sie stiften könne, damit seine unglückliche Heimath, wenn sie je wieder frei würde, ihre verlorene Literatur wieder finden möchte. Die Signorie von Venedig erklärte sich zum Bau eines Locales bereit, und noch heute bewahrt die Marcusbibliothek einen Theil jener Schätze [2]).

Das Zusammenkommen der berühmten mediceischen Bibliothek hat eine ganz besondere Geschichte, auf welche wir hier nicht eingehen können; der Hauptsammler für Lorenzo magnifico war Johannes Lascaris. Bekanntlich hat die Sammlung nach der Plünderung des Jahres 1494 noch einmal stückweise durch Cardinal Giovanni Medici (Leo X.) erworben werden müssen.

Die urbinatische Bibliothek [3]) (jetzt im Vatican) war durchaus die Gründung des großen Federigo von Montefeltro (S. 44 fg.), der schon als Knabe zu sammeln begonnen hatte, später beständig 30 bis 40 Scrittori an verschiedenen Orten beschäftigte und im Verlauf der Zeit über 30,000 Ducaten daran wandte. Sie wurde, hauptsächlich mit Hülfe Vespasiano's, ganz systematisch fortgesetzt und vervollständigt, und was dieser davon berichtet, ist besonders merkwürdig als Idealbild einer damaligen Bibliothek. Man besaß z. B. in Urbino die Inventarien der Vaticana, der Bibliothek von S. Marco in Florenz, der viscontinischen Bibliothek von Pavia, ja selbst das Inventar von Oxford, und fand mit Stolz, daß Urbino in der Vollständigkeit der Schriften des

einzelnen Autors jenen vielfach überlegen sei. In der Masse wog vielleicht noch das Mittelalter und die Theologie vor (201 unter 772); da fand sich eine große Sammlung der Kirchenväter, der ganze Thomas von Aquino, der ganze Albertus magnus, der ganze Bonaventura rc.; sonst war die Bibliothek sehr vielseitig und enthielt z. B. alle irgend herbeizuschaffenden medicinischen Werke. Unter den „Moderni" standen die großen Autoren des 14. Jahrhunderts, z. B. Dante, Boccaccio mit ihren gesammten Werken oben an; dann folgten 25 auserlesene Humanisten, immer mit ihren lateinischen und italienischen Schriften und allem, was sie übersetzt hatten. Unter den griechischen Codices überwogen sehr die Kirchenväter, doch heißt es bei den Classikern u. a. in einem Zuge: alle Werke des Sophokles, alle Werke des Pindar, alle Werke des Menander — ein Codex, der offenbar frühe [1]) aus Urbino verschwunden sein muß, weil ihn sonst die Philologen bald edirt haben würden.

Neben denen, die Bücher sammeln, finden sich aber schon früh solche, die vor dem übermäßigen Sammeln warnen und zwar nicht etwa blos Verächter der Wissenschaft, sondern Forscher, die es mit der Gelehrsamkeit redlich meinen, von der Sammelwuth jedoch Gefahren befürchten. So eifert schon Petrarca gegen die neue Modethorheit des unnützen Anhäufens von Büchern, und in demselben 14. Jahrhundert scherzt Giovanni Manzini über Andreolo de Ochis, einen siebzigjährigen Brescianer, der gerne Haus und Hof, seine Frau und sich selbst hingegeben hätte, um seine Bibliothek zu vergrößern.

Von der Art, wie damals Handschriften und Bibliotheken entstanden, erhalten wir auch manchmal Rechenschaft. [2]) Der directe Ankauf eines ältern Manuscriptes, welches einen raren oder allein vollständigen oder gar nur einzig vorhandenen Text eines alten Autors enthielt, blieb natürlich eine

seltene Gabe des Glückes und kam nicht in Rechnung. Unter den Copisten nahmen diejenigen, welche griechisch verstanden, die erste Stelle und den Ehrennamen Scrittori im vorzugsweisen Sinne ein; es waren und blieben ihrer wenige, und sie wurden hoch bezahlt [1]). Die übrigen, Copisti schlechtweg, waren theils Arbeiter, die einzig davon lebten, theils Mönche, sogar auch Nonnen, die das Schreiben als gottgefälliges Werk betrachteten und übten, theils Schulmeister und arme Gelehrte, die eines Nebengewinnes bedurften. In der Zeit der beginnenden Renaissance waren die Lohnschreiber sehr selten und unzuverlässig, so daß sich z. B. Petrarca bitter über ihre Saumseligkeit und Unwissenheit beklagt; im 15. Jahrhundert wurden sie häufiger, brachten auch zu ihrem Berufe ein größeres Wissen mit, kamen aber in der Correctheit der Arbeit niemals der peinlichen Gewissenhaftigkeit der alten Mönche gleich. Zudem waren sie, wie es scheint, verdrossen bei ihrer Arbeit; selten fügten sie ihren Codices Unterschriften bei, und thaten sie es, so geschah es ohne jenen lustigen Humor, oder jenes stolze Bewußtsein von ihrer segensreichen Thätigkeit, die uns bei französischen und deutschen Handschriften jener Zeit oft so unerwartet überraschen. Dieß ist um so merkwürdiger, als die Copisten von Rom um die Zeit Nicolaus V. meist Deutsche und Franzosen waren [2]), „Barbaren", wie sie von den italienischen Humanisten bezeichnet werden, wahrscheinlich Leute, die etwas bei der Curie zu suchen hatten und ihren Lebensunterhalt herausschlagen mußten. Als nun z. B. Cosimo Medici für seine Lieblingsgründung, die Badia unterhalb Fiesole, rasch eine Bibliothek herstellen wollte, ließ er den Vespasiano kommen und erhielt den Rath: auf den Kauf vorräthiger Bücher zu verzichten, da sich, was man wünsche, nicht vorräthig finde, sondern schreiben zu lassen; darauf machte Cosimo einen Accord mit ihm auf tagtägliche

Auszahlung, und Vespasiano nahm 45 Schreiber und lieferte in 22 Monaten 200 fertige Bände [1]). Das Verzeichniß, wonach man verfuhr, hatte Cosimo von Nicolaus V. [2]) eigenhändig erhalten. (Natürlich überwog die kirchliche Literatur und die Ausstattung für den Chordienst weit das Uebrige.)

Die Handschrift war jene schöne neu italienische, die schon den Anblick eines Buches dieser Zeit zu einem Genuß macht, und deren Anfang schon ins 14. Jahrhundert hinaufreicht. Papst Nicolaus V., Poggio, Giannozzo Mannetti, Niccolò Niccoli und andere berühmte Gelehrte waren von Hause aus Kalligraphen und verlangten und duldeten nur Schönes. Die übrige Ausstattung, auch wenn keine Miniaturen dazu kamen, war äußerst geschmackvoll, wie besonders die Codices der Laurenziana mit ihren leichten linearen Anfangs- und Schlußornamenten beweisen. Das Material war, wenn für große Herren geschrieben wurde, immer nur Pergament, der Einband in der Vaticana und zu Urbino gleichmäßig ein Karmosinsammet mit silbernem Beschläge. Bei einer solchen Gesinnung, welche die Ehrfurcht vor dem Inhalt der Bücher durch möglichst edle Ausstattung an den Tag legen wollte, ist es begreiflich, daß die plötzlich auftauchenden gedruckten Bücher Anfangs auf Widerstand stießen. Die Abgesandten des Cardinal Bessarion spotteten, als sie bei Constantin Laskaris das erste gedruckte Buch sahen, über „die bei den Barbaren in einer Stadt Deutschlands" gemachte Erfindung; Federigo von Urbino „hätte sich geschämt", ein gedrucktes Buch zu besitzen [3]).

Die müden Abschreiber aber — nicht die, welche vom Copiren lebten, sondern die Vielen, welche ein Buch abschreiben mußten, um es zu haben — jubelten, trotzdem sie in Abhandlungen und Gedichten gefeiert und zur Fortsetzung ihres löblichen Werkes ermuntert wurden, über die deutsche

Erfindung [1]). Für die Vervielfältigung der Römer und dann auch der Griechen war sie in Italien bald und lange nur hier thätig, doch ging es damit nicht so rasch, als man bei der allgemeinen Begeisterung für diese Werke hätte denken sollen. Nach einiger Zeit bilden sich Anfänge der modernen Autors- und Verlagsverhältnisse [2]), und unter Alexander VI. kam die präventive Censur auf, indem es jetzt nicht mehr leicht möglich war, ein Buch zu vernichten, wie noch Cosimo sich es von Filelfo ausbedingen konnte [3]).

Wie sich nun allmählich, im Zusammenhang mit dem fortschreitenden Studium der Sprachen und des Alterthums überhaupt, eine Kritik der Texte bildete, ist so wenig ein Gegenstand dieses Buches als die Geschichte der Gelehrsamkeit überhaupt. Nicht das Wissen der Italiener als solches, sondern die Reproduction des Alterthums in Literatur und Leben muß uns beschäftigen. Doch sei über die Studien an sich noch eine Bemerkung gestattet.

Die griechische Gelehrsamkeit concentrirt sich wesentlich auf Florenz und auf das 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts. Sie ist niemals so allgemein gewesen wie die lateinische, theils, weil sie unendlich viel größere Schwierigkeiten zu besiegen hatte, theils und besonders weil das Bewußtsein von der römischen Superiorität und ein instinktiver Haß gegen die Griechen die Italiener von dem Studium der griechischen Spache eher entfernte als demselben zuführte [4]). Die von Petrarca und Boccaccio, so dilettantisch auch ihre eigene Beschäftigung mit dem Griechischen sein mochte, ausgehende Anregung war groß [5]), äußerte ihre Wirkungen aber nicht unmittelbar auf die zeitgenössische Generation; andrerseits

ſtarb mit der Colonie gelehrter griechiſcher Flüchtlinge auch das Studium des Griechiſchen in den 1520er Jahren weg[1]), und es war ein rechtes Glück, daß Nordländer (Agricola, Reuchlin, Erasmus, die Eſtienne, Budäus) ſich deſſelben inzwiſchen bemächtigt hatten. Jene Colonie hatte begonnen mit Manuel Chryſoloras und ſeinem Verwandten Johannes, ſo wie mit Georg von Trapezunt, dann kamen um die Zeit der Eroberung Conſtantinopels und nachher Johannes Argyropulos, Theodor Gaza, Demetrios Chalcondylas, der ſeine Söhne Theophilos und Baſilios zu tüchtigen Griechen erzog, Andronikos Kalliſtos, Markos Muſuros und die Familie der Lascaris, nebſt anderen mehr. Seit jedoch die Unterwerfung Griechenlands durch die Türken vollſtändig war, gab es keinen neuen gelehrten Nachwuchs mehr, ausgenommen die Söhne der Flüchtlinge und vielleicht ein paar Candioten und Cyprioten. Daß nun ungefähr mit dem Tode Leo's X. auch der Verfall der griechiſchen Studien im Allgemeinen beginnt, hatte wohl zum Theil ſeinen Grund in einer Veränderung der geiſtigen Richtung überhaupt[2]) und in der bereits eingetretenen relativen Sättigung mit dem Inhalt der claſſiſchen Literatur; gewiß iſt aber auch die Coincidenz mit dem Ausſterben der gelehrten Griechen keine ganz zufällige. Das Studium des Griechiſchen unter den Italienern ſelbſt erſcheint, wenn man die Zeit um 1500 zum Maßſtab nimmt, gewaltig ſchwunghaft; damals lernten diejenigen Leute griechiſch reden, welche es ein halbes Jahrhundert ſpäter noch als Greiſe konnten, wie z. B. die Päpſte Paul III. und Paul IV.[3]). Gerade dieſe Art von Theilnahme aber ſetzte den Umgang mit geborenen Griechen voraus.

Außerhalb Florenz hatten Rom und Padua faſt immer, Verona, Ferrara, Venedig, Perugia, Pavia u. a. Städte wenigſtens zeitweiſe, beſoldete Lehrer des Griechiſchen[4]). Un-

endlich viel verdankte das griechische Studium der Officin des Aldo Manucci zu Venedig, wo die wichtigsten und umfangreichsten Autoren zum erstenmal griechisch gedruckt wurden. Aldo wagte seine Habe dabei; er war ein Editor und Verleger, wie die Welt wenige gehabt hat[1]).

Neben den classischen gewannen auch die orientalischen Studien einen ziemlich bedeutenden Umfang[2]). Schon Dante hat das Hebräische sehr geschätzt, wenn er es auch schwerlich verstanden hat; vom 15. Jahrhundert an begnügten sich die Gelehrten nicht mehr damit, das Hebräische zu schätzen, sondern versuchten auch, sich eine gründliche Kenntniß desselben anzueignen. Doch diese wissenschaftliche Beschäftigung wurde gleich von Anfang an durch religiöse Beweggründe gefördert oder gehindert. Als Poggio, von den Mühen des Constanzer Concils ausruhend, in Constanz und in Baden hebräisch lernte, bei einem getauften Juden, den er als „dumm, launisch und unwissend, wie gewöhnlich die Juden sind, welche sich taufen lassen" bezeichnet, mußte er sein Bemühen gegen Lionardo Bruni vertheidigen, der ihm beweisen wollte, daß die Kenntniß der hebräischen Sprache unnütz, ja verderblich sei. An die dogmatische Polemik gegen die Juden knüpft sich dann bei Gianozzo Manetti, dem ofterwähnten großen florentinischen Gelehrten und Staatsmann[3]), die Erlernung des Hebräischen; im Auftrag des Papstes Nikolaus V. übersetzte er die Psalmen, mußte aber seine Uebersetzungsgrundsätze in einer an Alfons gerichteten Schrift vertheidigen; durch denselben Papst veranlaßt, der auch einen Preis von 5000 Dukaten für die Auffindung der hebräischen Urschrift des Evangelium Matthäi aussetzte, sammelte er hebräische Handschriften, die noch jetzt in der Vaticana aufbewahrt werden, und begann ein großes apologetisches Werk gegen die Juden[4]). So trat das Hebräische in den Dienst der Kirche: der Camaldulensermönch Ambrogio

Traversari lernte diese Sprache[1]), und Papst Sixtus IV., der das Gebäude für die Vaticana errichtete und dieselbe durch viele Ankäufe vermehrte, warf auch Besoldungen für lateinische, griechische und hebräische Scriptoren (librarios) aus[2]). Nun wurde das Studium der Sprache immer allgemeiner: hebräische Handschriften wurden gesammelt und bildeten in manchen Bibliotheken, z. B. der urbinatischen, einen besonders werthvollen Theil des angesammelten reichen Schatzes, der Druck hebräischer Bücher begann in Italien schon 1475 und erleichterte den Italienern, wie auch den übrigen Völkern, die noch viele Jahrzehnte lang ihren Bedarf aus Italien entnahmen, das Studium des Hebräischen; bald gab es in allen größeren Städten Einzelne, welche sich mit der Sprache vertraut gemacht hatten und Viele, die sie erlernen wollten, so daß 1488 ein Lehrstuhl für die hebräische Sprache in Bologna, 1514 ein solcher in Rom errichtet wurde; ja es kam so weit, daß man dem Hebräischen den Vorzug vor dem Griechischen gab[3]).

Unter allen aber, die sich im 15. Jahrhundert mit dem Hebräischen beschäftigten, war Keiner bedeutender als Pico della Mirandola, der es nicht bei dem Verständniß der Bibel und der Kenntniß der hebräischen Grammatik bewenden ließ, sondern auch in die jüdische Kabbalah eindrang und sich sogar mit talmudischen Schriften beschäftigte. Daß ihm eine solche Beschäftigung, wenn auch nur in sehr bescheidenem Maße, möglich war, verdankte er seinen jüdischen Lehrern, wie denn überhaupt die Juden Lehrmeister der Christen im Hebräischen waren und manche von ihnen, freilich meist erst dann, nachdem sie zum Christenthum übergetreten waren, angesehene Universitätslehrer und hochgeachtete Schriftsteller wurden[4]).

Unter den orientalischen Sprachen wurde außer der

hebräischen auch die arabische gepflegt. Zu ihr wurde man beständig durch die Medicin geführt, welche sich mit den älteren lateinischen Uebersetzungen der großen arabischen Aerzte nicht mehr begnügen wollte; den äußeren Anlaß boten etwa die venezianischen Consulate im Orient, welche italienische Aerzte unterhielten. Aber die arabischen Studien der Renaissancezeit sind nur ein spärlicher Nachklang der Herrschaft, welche die arabische Cultur im Mittelalter über Italien wie über die ganze gebildete Welt ausgeübt hatte, eine Herrschaft, welche der der Renaissance nicht blos zeitlich vorangeht, sondern welche derselben in gewissem Sinne auch feindlich gegenübersteht und nicht ohne Kampf der Gegnerin den bisher inne gehabten und kraftvoll behaupteten Platz überläßt. Hieronimo Ramusio, ein venetianischer Arzt, übersetzte einen großen Theil des Avicenna aus dem Arabischen und starb in Damascus (1486). Andrea Mongajo von Belluno [1]) hielt sich um Avicenna's willen lange in Damascus auf, lernte das Arabische und emendirte seinen Autor; die venezianische Regierung stellte ihn dann für dieses besondere Fach in Padua an. Dem von Venedig gegebenen Beispiele folgten dann bald andere: Fürsten und Privatleute wetteiferten im Sammeln von arabischen Handschriften; zu Fano wurde die erste arabische Druckerei durch Julius II. angelegt und 1514 unter Leo X. eingeweiht. [2])

Bei Pico müssen wir hier noch verweilen, ehe wir zu der Wirkung des Humanismus im Großen übergehen. Er ist der Einzige, welcher laut und mit Nachdruck die Wissenschaft und Wahrheit aller Zeiten gegen das einseitige Hervorheben des classischen Alterthums verfochten hat [3]). Nicht nur Averrhoes und die jüdischen Forscher, sondern auch die Scholastiker des Mittelalters schätzt er nach ihrem Sachinhalt; er glaubt sie reden zu hören: „wir werden ewig leben, nicht in

„den Schulen der Silbenstecher, sondern im Kreis der Weisen, „wo man nicht über die Mutter der Andromache oder über „die Söhne der Niobe discutirt, sondern über die tieferen „Gründe göttlicher und menschlicher Dinge; wer da näher „tritt, wird merken, daß auch die Barbaren den Geist „(Mercurium) hatten, nicht auf der Zunge, aber im Busen". Im Besitz eines kräftigen, durchaus nicht unschönen Lateins und einer klaren Darstellung verachtet er den pedantischen Purismus und die ganze Ueberschätzung einer entlehnten Form, zumal wenn sie mit Einseitigkeit und Einbuße der vollen großen Wahrheit in der Sache verbunden ist. An ihm kann man inne werden, welche erhabene Wendung die italienische Philosophie würde genommen haben, wenn nicht die Gegenreformation das ganze höhere Geistesleben gestört hätte.

Viertes Capitel.

Der Humanismus im 14. Jahrhundert.

Wer waren nun diejenigen, welche das hochverehrte Alterthum mit der Gegenwart vermittelten und das Erstere zum Hauptinhalt der Bildung der letzteren erhoben?

Es ist eine hundertgestaltige Schaar, die heute dieses, morgen jenes Antlitz zeigt; so viel aber wußte die Zeit und wußten sie selbst, daß sie ein neues Element der bürgerlichen Gesellschaft seien. Als ihre Vorläufer mögen am ehesten jene vagirenden Cleriker des 12. Jahrhunderts gelten, von deren Poesie oben (S. 222, f.) die Rede gewesen ist; dasselbe unstäte Dasein, dieselbe freie und mehr als freie Lebensansicht, und von derselben Antikisirung der Poesie wenigstens der Anfang.

Jetzt aber tritt der ganzen, wesentlich noch immer geistlichen und von Geistlichen gepflegten Bildung des Mittelalters eine neue Bildung entgegen, die sich vorzüglich an dasjenige hält, was jenseits des Mittelalters liegt. Die activen Träger derselben werden wichtige Personen [1]), weil sie wissen was die Alten gewußt haben, weil sie zu schreiben suchen, wie die Alten schrieben, weil sie zu denken und bald auch zu empfinden beginnen, wie die Alten dachten und empfanden. Die Tradition, der sie sich widmen, geht an tausend Stellen in die Reproduction über.

Es ist von Neueren öfter beklagt worden, daß die Anfänge einer ungleich selbständigern, scheinbar wesentlich italienischen Bildung, wie sie um 1300 in Florenz sich zeigten, nachher durch das Humanistenwesen so völlig überfluthet worden seien [2]). Damals habe in Florenz Alles lesen können, selbst die Eseltreiber hätten Dante's Canzonen gesungen, und die besten noch vorhandenen italienischen Manuscripte hätten ursprünglich florentinischen Handarbeitern gehört; damals sei die Entstehung einer populären Encyklopädie wie der „Tesoro" des Brunetto Latini möglich gewesen; und dieß Alles habe zur Grundlage gehabt eine allgemeine Tüchtigkeit des Charakters, wie sie durch die Theilnahme an den Staatsgeschäften, durch Handel und Reisen, vorzüglich durch systematischen Ausschluß alles Müssigganges in Florenz zur Blüthe gebracht worden war. Damals seien denn auch die Florentiner in der ganzen Welt angesehen und brauchbar gewesen, und nicht umsonst habe Papst Bonifaz VIII. sie in eben jenem Jahre das fünfte Element genannt. Mit dem stärkeren Andringen des Humanismus seit 1400 sei dieser einheimische Trieb verkümmert, man habe fortan die Lösung jedes Problems nur vom Alterthum erwartet und darob die Literatur in ein bloßes Citiren aufgehen lassen; ja der Untergang der Freiheit hänge

hiemit zusammen, indem diese Erudition auf einer Knechtschaft unter der Autorität beruhte, das municipale Recht dem römischen aufopferte und schon deßhalb die Gunst der Gewaltherrscher suchte und fand.

Diese Anklagen werden uns noch hie und da beschäftigen, wo dann ihr wahres Maaß und der Ersatz für die Einbuße zur Sprache kommen wird. Hier ist nur vor Allem festzustellen, daß die Cultur des kräftigen 14. Jahrhunderts selbst nothwendig auf den völligen Sieg des Humanismus hindrängte, und daß gerade die Größten im Reiche des speciell italienischen Geistes dem schrankenlosen Alterthumsbetrieb des 15. Jahrhunderts Thür und Thor geöffnet haben.

Vor allen Dante. Wenn eine Reihenfolge von Genien seines Ranges die italienische Cultur hätte weiter führen können, so würde sie selbst bei der stärksten Anfüllung mit antiken Elementen beständig einen hocheigenthümlichen nationalen Eindruck machen. Allein Italien und das ganze Abendland haben keinen zweiten Dante hervorgebracht, und so war und blieb er derjenige, welcher zuerst das Alterthum nachdrücklich in den Vordergrund des Culturlebens hineinschob. In der Divina Commedia behandelt er die antike und die christliche Welt zwar nicht als gleichberechtigt, doch in beständiger Parallele; wie das frühere Mittelalter Typen und Antitypen aus den Geschichten und Gestalten des alten und des neuen Testamentes zusammengestellt hatte, so vereinigt er in der Regel ein christliches und ein heidnisches Beispiel derselben Thatsache[1]). Nun vergesse man nicht, daß die christliche Phantasiewelt und Geschichte eine bekannte, die antike dagegen eine relativ unbekannte, vielversprechende und aufregende war, und daß sie in der allgemeinen Theilnahme nothwendig das Uebergewicht bekommen mußte, als kein Dante mehr das Gleichgewicht erzwang.

Petrarca lebt in den Gedanken der Meisten jetzt als großer italienischer Dichter; bei seinen Zeitgenossen dagegen kam sein Ruhm in weit höherem Grade davon her, daß er das Alterthum gleichsam in seiner Person repräsentirte, alle Gattungen der lateinischen Poesie nachahmte, durch große Geschichtswerke und philosophische Tractate nicht die Werke des Alterthums zu verdrängen, sondern allgemeiner bekannt zu machen suchte und Briefe schrieb, welche als Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Alterthums einen für uns unbegreiflichen, für jene Zeit ohne Handbücher aber sehr erklärlichen Werth hatten. Auch Petrarca selbst hoffte und wünschte nur durch seine lateinischen Schriften Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu erlangen; die italienischen Gedichte dagegen achtete er gering, ja er hätte sie, wie er oft versichert, gern vernichtet, wenn er sie nur dadurch auch aus dem Gedächtniß der Menschen zu reißen vermocht hätte.

Mit Boccaccio verhält es sich ähnlich; er war hundert Jahre lang in ganz Europa berühmt, ehe man diesseits der Alpen viel von seinem Decamerone wußte [1]), blos um seiner mythographischen, geographischen und biographischen Sammelwerke in lateinischer Spache willen [2]). Eines derselben, „De genealogia Deorum" enthält im 14ten und 15ten Buche einen merkwürdigen Anhang, worin er die Stellung des jugendlichen Humanismus zu seinem Jahrhundert erörtert. Es darf nicht täuschen, daß er immer fort nur von der „Poesie" spricht, denn bei näherem Zusehen wird man bemerken, daß er die ganze geistige Thätigkeit des Poeten-Philologen meint [3]). Diese ist es, deren Feinde er auf das Schärfste bekämpft: die frivolen Unwissenden, die nur für Schlemmen und Prassen Sinn haben; die sophistischen Theologen, welchen Helikon, der castalische Quell und der Hain des Phöbus als bloße Thorheiten erscheinen; die goldgierigen Juristen, welche die Poesie für überflüssig halten,

insofern sie kein Geld verdient; endlich die (in Umschreibung, aber kenntlich gezeichneten) Bettelmönche, die gern über Heidenthum und Immoralität Klage führen [1]). Darauf folgt die positive Vertheidigung, der Beweis, daß die Poesie der Alten und der Neueren, welche jenen folgen, nichts Lügnerisches enthalte, das Lob der Poesie, namentlich des tieferen, zumal allegorischen Sinnes, den man ihr überall zutrauen müsse, der wohlberechtigten Dunkelheit, die dem dumpfen Sinn der Unwissenden zur Abschreckung dienen dürfe.

Und endlich rechtfertigt der Verfasser das neue Verhältniß der Zeit zum Heidenthum überhaupt, in klarer Beziehung auf sein gelehrtes Werk [2]). Anders als jetzt möge es allerdings damals sich verhalten haben, da die Urkirche sich noch gegen die Heiden vertheidigen mußte; heutzutage — Jesu Christo sei Dank! — sei die wahre Religion erstarkt, alles Heidenthum vertilgt und die siegreiche Kirche im Besitz des feindlichen Lagers; jetzt könne man das Heidenthum fast (fere) ohne Gefahr betrachten und behandeln. Indeß huldigte Boccaccio nicht immer dieser freisinnigen Anschauung. Der Grund seines Abfalles lag theils in seiner leicht beweglichen Natur, theils in dem damals noch vielfach verbreiteten Vorurtheile, daß den Theologen die Beschäftigung mit dem Alterthum nicht zieme. Dazu kam dann noch die im Namen des verstorbenen Pietro Petroni von dem Mönche Gioachino Ciani ausgesprochene Warnung, Boccaccio werde bald sterben, wenn er nicht von seinen heidnischen Bestrebungen lasse, so daß er fest entschlossen war, seinen Studien zu entsagen und nur durch strenge Mahnungen Petrarca's und durch dessen trefflich geführten Beweis, daß Humanismus mit Religion wohlvereinbar sei, von diesem feigen Entschlusse abgebracht werden konnte [3]).

Es war also eine neue Sache in der Welt und eine neue

Menschenclasse, welche dieselbe vertrat. Es ist unnütz darüber zu streiten, ob diese Sache mitten in ihrem Siegeslauf hätte still halten, sich geflissentlich beschränken und dem rein Nationalen ein gewisses Vorrecht hätte wahren sollen. Man hatte ja keine stärkere Ueberzeugung als die, daß das Alterthum eben der höchste Ruhm der italienischen Nation sei.

Dieser ersten Generation von Poeten-Philologen ist wesentlich eine symbolische Ceremonie eigen, die auch im 15. und 16. Jahrhundert nicht ausstirbt, aber ihr höheres Pathos einbüßt: die Poetenkrönung mit einem Lorbeerkranz. Ihre Anfänge im Mittelalter sind dunkel, und zu einem festen Ritual ist sie nie gelangt; es war eine öffentliche Demonstration, ein sichtbarer Ausbruch des literarischen Ruhmes [1]) und schon deßhalb etwas Wandelbares. Dante z. B. scheint eine halbreligiöse Weihe im Sinn gehabt zu haben; er wollte über dem Taufstein von San Giovanni, wo er wie hunderttausende von florentinischen Kindern getauft worden war, sich selber den Kranz aufsetzen [2]). Er hätte, sagt sein Biograph, Ruhmeshalber den Lorbeer überall empfangen können, wollte es aber nirgends als in der Heimath und starb deßhalb ungekrönt. Weiter erfahren wir hier, daß der Brauch bisher ungewöhnlich war und als von den Griechen auf die alten Römer vererbt galt. Die nächste Reminiscenz stammte wohl in der That von dem nach griechischem Vorbild gestifteten capitolinischen Wettkampf der Kitharspieler, Dichter und anderer Künstler, welcher seit Domitian alle fünf Jahre gefeiert worden war und möglicher Weise den Untergang des römischen Reiches um einige Zeit überlebt hatte. Wenn nun doch nicht leicht wieder einer wagte, sich selber zu krönen, wie es Dante gewollt, so entstand die Frage, welches die krönende Behörde sei? Albertino Mussato (S. 172) wurde um 1310 zu Padua vom Bischof und vom Rector der Universität gekrönt; um

Petrarca's Krönung (1341) stritten sich die Universität Paris, welche gerade einen Florentiner zum Rector hatte, und die Stadtbehörde von Rom; ja sein selbstgewählter Examinator, König Robert von Anjou, hätte gern die Ceremonie nach Neapel verlegt, Petrarca jedoch zog die Krönung durch den Senator von Rom auf dem Capitol jeder andern vor. Einige Zeit blieb diese in der That das Ziel des Ehrgeizes; als solches lockte sie z. B. den Jacobus Pizinga, einen vornehmen sicilischen Beamten [1]). Da erschien aber Carl IV. in Italien, der sich ein wahres Vergnügen daraus machte, eitlen Menschen und der gedankenlosen Masse durch Ceremonien zu imponiren. Ausgehend von der Fiction, daß die Poetenkrönung einst Sache der alten römischen Kaiser gewesen und also jetzt die seinige sei, bekränzte er in Pisa den florentinischen Gelehrten Zanobi della Strada (15. Mai 1355), zum Aerger Petrarca's, der darüber klagt, daß der „barbarische Lorbeer den von den ausonischen Musen geliebten Mann" zu schmücken gewagt habe, und zum großen Verdruß Boccaccio's, der diese laurea pisana nicht als vollgültig erkennen will [2]). Man konnte in der That fragen, wie der Halb-Slave dazu komme, über den Werth italienischer Dichter zu Gerichte zu sitzen. Allein fortan krönten doch reisende Kaiser bald hier bald dort einen Poeten (oben S. 18), worauf im 15. Jahrhundert die Päpste und andere Fürsten auch nicht mehr zurückbleiben wollten, bis zuletzt auf Ort und Umstände gar nichts mehr ankam. In Rom ertheilte zur Zeit Sixtus IV. die Academie [3]) des Pomponius Laetus von sich aus Lorbeerkränze. Die Florentiner hatten den Tact, ihre berühmten Humanisten zu krönen, aber erst im Tode; so wurde Carlo Aretino, so Lionardo Aretino bekränzt; dem erstern hielt Matteo Palmieri, dem letztern Giannozzo Mannetti die Lobrede vor allem Volk, in Gegenwart der Concilsherren; der Redner stand zu Häupten der Bahre, auf welcher in

seidenem Gewande die Leiche lag[1]). Außerdem ist Carlo Aretino durch ein Grabmal (in S. Croce) geehrt worden, welches zu den herrlichsten der ganzen Renaissance gehört.

Fünftes Capitel.

Die Universitäten und Schulen.

Die Einwirkung des Alterthums auf die Bildung, wovon nunmehr zu handeln ist, setzte zunächst voraus, daß der Humanismus sich der Universitäten bemächtigte. Dieß geschah, doch nicht in dem Maaße und nicht mit der Wirkung, wie man glauben möchte.

Die meisten Universitäten in Italien[2]) tauchen im Lauf des 13. und 14. Jahrhunderts erst recht empor, als der wachsende Reichthum des Lebens auch eine strengere Sorge für die Bildung verlangte. Anfangs hatten sie meist nur drei Professuren: des geistlichen, des weltlichen Rechtes und der Medicin; dazu kamen mit der Zeit ein Rhetoriker, ein Philosoph und ein Astronom, letzterer in der Regel, doch nicht immer, identisch mit dem Astrologen. Die Besoldungen waren äußerst verschieden; bisweilen wurde sogar ein Capital geschenkt. Mit der Steigerung der Bildung trat Wetteifer ein, so daß die Anstalten einander berühmte Lehrer abspenstig zu machen suchten; unter solchen Umständen soll Bologna zu Zeiten die Hälfte seiner Staatseinnahmen (20,000 Ducaten) auf die Universität gewandt haben. Die Anstellungen erfolgten in der Regel nur auf Zeit[3]), selbst auf einzelne Semester, so

daß die Docenten ein Wanderleben führten wie Schauspieler; doch gab es auch lebenslängliche Anstellungen. Bisweilen versprach man, das an einem Ort Gelehrte nirgends anderswo mehr vorzutragen. Außerdem gab es auch unbesoldete, freiwillige Lehrer.

Von den genannten Stellen war natürlich die des Professors der Rhetorik vorzugsweise das Ziel des Humanisten; doch hing es ganz davon ab, wie weit er sich den Sachinhalt des Alterthums angeeignet hatte, um auch als Jurist, Mediciner, Philosoph oder Astronom auftreten zu können. Die inneren Verhältnisse der Wissenschaft wie die äußeren des Docenten waren noch sehr beweglich. Sodann ist nicht zu übersehen, daß einzelne Juristen und Mediciner weit die höchsten Besoldungen hatten und behielten, erstere hauptsächlich als große Consulenten des sie für seine Ansprüche und Processe besoldenden Staates. In Padua gab es im 15. Jahrhundert eine juridische Besoldung von 1000 Ducaten jährlich [1]), und einen berühmten Arzt wollte man mit 2000 Ducaten und dem Recht der Praxis anstellen [2]), nachdem derselbe bisher in Pisa 700 Goldgulden gehabt hatte. Als der Jurist Bartolommeo Socini, Professor in Pisa, eine venezianische Anstellung in Padua annahm und dorthin reisen wollte, verhaftete ihn die florentinische Regierung und wollte ihn nur gegen eine Caution von 18,000 Goldgulden freilassen [3]). Schon wegen einer solchen Werthschätzung dieser Fächer wäre es begreiflich, daß bedeutende Philologen sich als Juristen und Mediciner geltend machten; andererseits mußte allmählich, wer in irgend einem Fache Etwas vorstellen wollte, eine starke humanistische Farbe annehmen. Anderweitiger praktischer Thätigkeiten der Humanisten wird bald gedacht werden.

Die Anstellungen der Philologen als solcher jedoch, wenn auch im einzelnen Fall mit ziemlich hohen Besoldungen [4]) und

Nebenemolumenten verbunden, gehören im Ganzen zu den flüchtigen, vorübergehenden, so daß ein und derselbe Mann an einer ganzen Reihe von Anstalten thätig sein konnte. Offenbar liebte man die Abwechselung und hoffte von Jedem Neues, wie dieß bei einer im Werden begriffenen, also sehr von Persönlichkeiten abhängigen Wissenschaft sich leicht erklärt. Es ist auch nicht immer gesagt, daß derjenige, welcher über alte Autoren liest, wirklich der Universität der betreffenden Stadt angehört habe; bei der Leichtigkeit des Kommens und Gehens, bei der großen Anzahl verfügbarer Locale (in Klöstern u. s. w.) genügte auch eine Privatberufung. In denselben ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts [1]), da die Universität von Florenz ihren höchsten Glanz erreichte, da die Hofleute Eugen's IV. und vielleicht schon Martin's V. sich in den Hörsälen drängten, da Carlo Aretino und Filelfo mit einander um die Wette lasen, existirte nicht nur eine fast vollständige zweite Universität bei den Augustinern in S. Spirito, nicht nur ein ganzer Verein gelehrter Männer bei den Camaldulensern in den Angeli, sondern auch angesehene Privatleute thaten sich zusammen oder bemühten sich einzeln, um gewisse philologische und philosophische Curse lesen zu lassen für sich und Andere. Das philologische und antiquarische Treiben in Rom hatte mit der Universität (Sapienza) lange kaum irgend einen Zusammenhang und ruhte wohl fast ausschließlich theils auf besonderer persönlicher Protection der einzelnen Päpste und Prälaten, theils auf den Anstellungen in der päpstlichen Kanzlei. Erst unter Leo X. (1513) erfolgte die große Reorganisation der Sapienza, mit 88 Lehrern, worunter tüchtige Männer auch für die Alterthumswissenschaft, aber keine Größen ersten Ranges; der neue Glanz aber dauerte nur kurze Zeit. — Von den griechischen und hebräischen Lehrstühlen in Italien ist bereits (S. 241 fg.) in Kürze die Rede gewesen.

Im Ganzen wird man, um die damalige wissenschaftliche Mittheilung sich zu vergegenwärtigen, das Auge von unseren jetzigen academischen Einrichtungen möglichst entwöhnen müssen. Persönlicher Umgang, Disputationen, beständiger Gebrauch des Lateinischen und bei nicht Wenigen auch des Griechischen, endlich der häufige Wechsel der Lehrer und die Seltenheit der Bücher gaben den damaligen Studien eine Gestalt, die wir uns nur mit Mühe vergegenwärtigen können.

Lateinische Schulen gab es in allen irgend namhaften Städten, und zwar bei Weitem nicht blos für die Vorbildung zu den höheren Studien, sondern weil die Kenntniß des Lateinischen hier nothwendig gleich nach dem Lesen, Schreiben und Rechnen kam, worauf dann die Logik folgte. Wesentlich erscheint es, daß diese Schulen nicht von der Kirche abhingen sondern von der städtischen Verwaltung; mehrere waren auch wohl bloße Privatunternehmungen.

Nun erhob sich aber dieses Schulwesen, unter der Führung einzelner ausgezeichneter Humanisten, nicht nur zu einer großen rationellen Vervollkommnung, sondern es wurde höhere Erziehung. An die Ausbildung der Kinder zweier oberitalienischer Fürstenhäuser schließen sich Institute an, welche in ihrer Art einzig heißen konnten.

An dem Hofe des Giovan Francesco Gonzaga zu Mantua (reg. 1407 bis 1444) trat der herrliche Vittorino da Feltre [1]) auf, (geb. 1397 gest. 1446) mit seinem eigentlichen Namen Vittore dai Rambaldoni; — er nannte sich lieber Mantuaner als Feltrenser — einer jener Menschen, die ihr ganzes Dasein Einem Zwecke widmen, für welchen sie durch Kraft und Einsicht im höchsten Grade ausgerüstet sind. Er hat fast Nichts geschrieben; Jugendverse, die lange aufbewahrt blieben, hat er zuletzt vernichtet. Er studirte aufs Fleißigste, verlangte aber nie nach einem Titel, der ihm, wie alles Aeußerliche,

verhaßt war, wurde innig befreundet mit Lehrern, Genossen und Schülern, deren Freundschaft er auf die Dauer aufrecht erhielt. Wie geistige, so pflegte er auch körperliche Uebungen, wurde ein ausgezeichneter Reiter, Tänzer und Fechter, kleidete sich im Winter ebenso wie im Sommer, trug selbst während der härtesten Kälte nur Sandalen und lebte so, daß er bis in sein hohes Alter niemals krank wurde. Seine Leidenschaften, Neigung zur Wollust und zum Zorn bekämpfte er so, daß er sein ganzes Leben hindurch keusch blieb und selten durch ein hartes Wort Jemanden verletzte.

Er erzog zunächst die Söhne und Töchter des Herrscherhauses, und zwar auch von den letzteren Eine bis zu wahrer Gelehrsamkeit; als aber sein Ruhm sich weit über Italien verbreitete und sich Schüler aus großen und reichen Familien von nahe und ferne, selbst aus Deutschland, meldeten, ließ es der Gonzaga nicht nur geschehen, daß sein Lehrer auch diese erzog, sondern er scheint es als Ehre für Mantua betrachtet zu haben, daß es die Erziehungsstätte für die vornehme Welt sei. Hier zum erstenmal war mit dem wissenschaftlichen Unterricht auch das Turnen und jede edlere Leibesübung für eine ganze Schule ins Gleichgewicht gesetzt. Dazu aber kam noch eine andere Schaar, in deren Ausbildung Vittorino vielleicht sein höchstes Lebensziel erkannte: die Armen und Talentvollen, manchmal 70 an der Zahl, die in seinem Hause ernährt und erzogen wurden „per l'amore di Dio" und die sich hier gewöhnen mußten mit dem bloßen Talent unter einem Dache zu wohnen [1]). Je mehr Schüler zusammenströmten, desto mehr Lehrer mußten auch vorhanden sein, um den Unterricht zu ertheilen, den Vittorino nur leitete; ein Unterricht, der besonders dahin ging, Jeden das zu lehren, wozu er befähigt schien. Der Gonzaga hatte ihm eigentlich 240 Goldgulden jährlich zu bezahlen, baute ihm aber noch ein prachtvolles

Haus la Giocosa, in welchem der Meister mit seinen Schülern wohnte, und trug manches zu den Kosten bei, welche durch die ärmeren Schüler verursacht wurden; was sonst nöthig war, erbat Vittorino von Fürsten und reichen Leuten, die seinen Bitten freilich nicht immer williges Gehör schenkten und ihn durch Hartherzigkeit nöthigten, Schulden zu machen. Doch befand er sich zuletzt in behaglichem Wohlstande, besaß ein Gütchen und ein Landgut, auf dem er sich während der Ferienzeit mit seinen Schülern vergnügte, eine berühmte Bibliothek, deren Bücher er gern verlieh und verschenkte, über deren eigenmächtige Beraubung er aber sehr zürnen konnte. Des Morgens las er heilige Bücher, dann geißelte er sich und ging in die Kirche; auch seine Schüler mußten die Kirche besuchen, gleich ihm jeden Monat einmal beichten und die Fasten aufs Strengste beobachten. Seine Schüler verehrten ihn, fürchteten sich aber vor seinem Blicke; hatten sie etwas begangen, so wurden sie hart gestraft unmittelbar nach der That. Aber nicht blos von den Schülern, sondern von allen Zeitgenossen wurde er hochgeehrt; man machte die Reise nach Mantua nur, um ihn zu besuchen.

Mehr auf der Gelehrsamkeit liegt der Accent bei Guarino von Verona [1]) (1370—1460), der 1429 von Nicolò d'Este zur Erziehung seines Sohnes Lionello nach Ferrara berufen wurde und seit 1436, als sein Zögling nahezu erwachsen war, auch als Professor der Beredtsamkeit und der beiden alten Sprachen an der Universität lehrte. Schon neben Lionello hatte er zahlreiche andere Schüler aus verschiedenen Gegenden und im eigenen Hause eine auserlesene Zahl von Armen, die er theilweise oder ganz unterhielt; seine Abendstunden bis spät waren der belehrenden Unterhaltung und der Repetition gewidmet. Auch hier war eine Stätte strenger Religion und Sittlichkeit. Guarino studirte die Bibel und stand

mit heiligen Zeitgenossen in Verbindung, scheute sich aber nicht, gegen dieselben eine Vertheidigung der Profanschriftsteller zu schreiben; es hat an Guarino so wenig wie an Vittorino gelegen, wenn die meisten Humanisten ihres Jahrhunderts in religiöser und sittlicher Beziehung kein Lob mehr davontrugen. Unbegreiflich ist, wie Guarino neben einer Thätigkeit, wie die seinige war, noch immerfort Uebersetzungen aus dem Griechischen und große eigene Arbeiten verfassen konnte.[1]) Aber Guarino besaß nicht die weise Zurückhaltung und gütige Milde, welche Vittorino schmückte, gerieth vielmehr leicht in Heftigkeit, die ihm mancherlei Streitigkeiten mit gelehrten Zeitgenossen bereitete.

Außerdem kam an den meisten Höfen von Italien die Erziehung der Fürstenkinder, wenigstens zum Theil und auf gewisse Jahre, in die Hände der Humanisten, welche damit einen Schritt weiter in das Hofleben hinein thaten. Das Tractatschreiben über die Prinzenerziehung, früher eine Aufgabe der Theologen, wird jetzt natürlich ebenfalls ihre Sache. Von Pier-Paolo Vergerio an ist es eifrig für italienische Fürsten gepflegt worden, dann wurde es auch nach Deutschland übertragen durch Enea Silvio, der an zwei junge deutsche Fürsten vom Hause Habsburg[2]) über ihre weitere Ausbildung umständliche Abhandlungen adressirt, worin begreiflicher Weise Beiden eine Pflege des Humanismus in italienischem Sinne an's Herz gelegt, aber hauptsächlich die Ausbildung zum tüchtigen Regenten, zum kräftigen und abgehärteten Krieger empfohlen wird. Enea mochte wissen, daß er in den Wind redete, und sorgte deßhalb dafür, daß diese Schriften auch sonst herum kamen. Doch das Verhältniß der Humanisten zu den Fürsten wird noch insbesondere zu besprechen sein.

Sechstes Capitel.

Die Förderer des Humanismus.

Zunächst verdienen diejenigen Bürger, hauptsächlich in Florenz, Beachtung, welche aus der Beschäftigung mit dem Alterthum ein Hauptziel ihres Lebens machten und theils selbst große Gelehrte wurden, theils große Dilettanten, welche die Gelehrten unterstützten. (Vgl. S. 238, f.). Sie sind namentlich für die Uebergangszeit zu Anfang des 15. Jahrhunderts von höchster Bedeutung gewesen, weil bei ihnen zuerst der Humanismus praktisch als nothwendiges Element des täglichen Lebens wirkte. Erst nach ihnen haben sich Fürsten und Päpste ernstlich darauf eingelassen.

Von Niccolò Niccoli, von Giannozzo Mannetti ist schon mehrmals die Rede gewesen. Den Niccoli schildert uns Vespasiano [1]) als einen Mann, welcher auch in seiner äußeren Umgebung nichts duldete, was die antike Stimmung stören konnte. Die schöne Gestalt in langem Gewande, mit der freundlichen Rede, in dem Hause voll herrlicher Alterthümer, machte den eigenthümlichsten Eindruck; er war über die Maßen reinlich in allen Dingen, zumal beim Essen; da standen vor ihm auf dem weißesten Linnen antike Gefäße und krystallene Becher [2]). Die Art, wie er einen vergnügungssüchtigen jungen Florentiner für seine Interessen gewinnt [3]), ist gar zu anmuthig, um sie hier nicht zu erzählen.

Piero de' Pazzi, Sohn eines vornehmen Kaufmanns und zu dem Stande des Vaters bestimmt, schön von Ansehen und sehr den Freuden der Welt ergeben, dachte an nichts weniger als an die Wissenschaft. Eines Tages, als er am Palazzo

del Podesta[1]) vorbeiging, rief ihn Niccoli zu sich heran, und er kam auf den Wink des hochangesehenen Mannes, obwohl er noch nie mit demselben gesprochen hatte. Niccoli fragte ihn: wer sein Vater sei? — er antwortete: Messer Andrea de' Pazzi; — Jener fragte weiter: was sein Geschäft sei? — Piero erwiderte, wie wohl junge Leute thun: ich lasse mir es wohl sein, attendo a darmi buon tempo. — Niccoli sagte: als Sohn eines solchen Vaters und mit solcher Gestalt begabt, solltest du dich schämen, die lateinische Wissenschaft nicht zu kennen, die für dich eine so große Zierde wäre; wenn du sie nicht erlernst, so wirst du nichts gelten, und sobald die Blüthe der Jugend vorüber ist, ein Mensch ohne alle Bedeutung (virtù) sein. Als Piero dieses hörte, erkannte er sogleich, daß es die Wahrheit sei, und entgegnete: er würde sich gerne dafür bemühen, wenn er einen Lehrer fände; — Niccoli sagte: dafür lasse du mich sorgen. Und in der That schaffte er ihm einen gelehrten Mann für das Lateinische und für das Griechische, Namens Pontano, welchen Piero wie einen Hausgenossen hielt und mit 100 Goldgulden im Jahr besoldete. Statt der bisherigen Ueppigkeit studirte er nun Tag und Nacht und wurde ein Freund aller Gebildeten und ein großgesinnter Staatsmann. Die ganze Aeneide und viele Reden des Livius lernte er auswendig, meist auf dem Wege zwischen Florenz und seinem Landhause zu Trebbio[2]).

In anderm, höheren Sinne vertritt Giannozzo Manetti[3]) (1393—1459) das Alterthum. Frühreif, fast als Kind, hatte er schon eine Kaufmannslehrzeit durchgemacht und war Buchführer eines Bankiers; nach fünfzehnjähriger Leidenszeit aber sehnte er sich, da ihm dieses Thun eitel und vergänglich erschien, nach der Wissenschaft, durch welche allein der Mensch sich der Unsterblichkeit versichern könne; er, einer der ersten Weltlichen in Florenz, vergrub sich nun in den

Büchern und wurde, wie schon erwähnt (S. 251 fg.), einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Als ihn aber der Staat als Geschäftsträger, Steuerbeamter und Statthalter (in Pescia, Pistoja und Mugello) verwandte, versah er seine Aemter so, als wäre in ihm ein hohes Ideal erwacht, das gemeinsame Resultat seiner humanistischen Studien und seiner Religiosität. Er exequirte die gehässigsten Steuern, die der Staat beschlossen hatte, und nahm für seine Mühe keine Besoldung an; als Provinzialvorsteher wies er alle Geschenke zurück, verabscheute jede Bestechung, verlangte von seinen Unterbeamten strengen Gehorsam und vollkommene Uneigennützigkeit, sorgte für Kornzufuhr, setzte der Spielwuth Grenzen, schlichtete rastlos Prozesse und that überhaupt Alles für die Bändigung der Leidenschaften durch Güte. Die Pistojesen liebten ihn und verehrten ihn wie einen Heiligen und konnten nie herausfinden, welcher von ihren beiden Parteien er sich mehr zuneige; als seine Amtszeit um war, schickten beide Gesandte nach Florenz, um die Verlängerung derselben zu erbitten. Wie zum Symbol des gemeinsamen Schicksals und Rechtes Aller verfaßte er in seinen Mußestunden die Geschichte der Stadt, welche dann in Purpureinband als Heiligthum im Stadtpalast aufbewahrt wurde [1]. Bei seinem Weggang schenkte ihm die Stadt ein Banner mit ihrem Wappen und einen prachtvollen silbernen Helm. Wie in Pistoja, so vertrat Mannetti auch bei der Ausführung von Gesandtschaften an Venedig und Rom, an den König Alfons das Interesse seiner Stadt, wachte sorgsam über ihre Ehre, lehnte aber die ihm zugedachten Ehrenbezeugungen ab, erlangte wegen seiner Reden und Unterhandlungen großen Ruhm und erhielt wegen kluger Voraussicht der Folgen den Beinamen eines Propheten.

Für die übrigen gelehrten Bürger von Florenz in dieser Zeit muß schon deßhalb auf Vespasiano (der sie alle kannte)

verwiesen werden, weil der Ton, die Atmosphäre, in welcher er schreibt, die Voraussetzungen, unter welchen er mit jenen Leuten umgeht, noch wichtiger erscheinen, als die einzelnen Leistungen selbst. Schon in einer Uebersetzung, geschweige denn in den kurzen Andeutungen, auf welche wir hier beschränkt sind, müßte dieser beste Werth seines Buches verloren gehen. Er ist kein großer Autor, aber er kennt das ganze Treiben und hat ein tiefes Gefühl von dessen geistiger Bedeutung.

Wenn man dann den Zauber zu analysiren sucht, durch welchen die Medici des 15. Jahrhunderts, vor allen Cosimo der Aeltere († 1464) und Lorenzo magnifico († 1492), auf Florenz und auf ihre Zeitgenossen überhaupt gewirkt haben, so ist neben aller Politik ihre Führerschaft auf dem Gebiete der damaligen Bildung das Stärkste dabei. Wer in Cosimo's Stellung als Kaufmann und locales Parteihaupt noch außerdem Alles für sich hat, was denkt, forscht und schreibt, wer von Hause aus als der erste der Florentiner und dazu von Bildungswegen als der größte der Italiener gilt, der ist thatsächlich ein Fürst. Cosimo besitzt dann den speciellen Ruhm, in der platonischen Philosophie [1]) die schönste Blüthe der antiken Gedankenwelt erkannt, seine Umgebung mit dieser Erkenntniß erfüllt und so innerhalb des Humanismus eine zweite und höhere Neugeburt des Alterthums ans Licht gefördert zu haben. Der Hergang wird uns sehr genau überliefert [2]); alles knüpfte sich an die Berufung des gelehrten Johannes Argyropulos und an den persönlichsten Eifer des Cosimo in seinen letzten Jahren, so daß, was den Platonismus betraf, der große Marsilio Ficino sich als den geistigen Sohn Cosimo's bezeichnen durfte. Unter Pietro Medici sah sich Ficino schon als Haupt einer Schule; zu ihm ging auch Pietro's Sohn, Cosimo's Enkel, der erlauchte Lorenzo von den

Peripatetikern über; als seine namhaftesten Mitschüler werden genannt Bartolommeo Valori, Donato Acciajuoli und Pierfilippo Pandolfini. Der begeisterte Lehrer hat an mehreren Stellen seiner Schriften erklärt, Lorenzo habe alle Tiefen des Platonismus durchforscht und seine Ueberzeugung ausgesprochen, ohne denselben wäre es schwer, ein guter Bürger und Christ zu sein. Die berühmte Reunion von Gelehrten, welche sich um Lorenzo sammelte, war durch diesen höhern Zug einer idealistischen Philosophie verbunden und vor allen anderen Vereinigungen dieser Art ausgezeichnet. Nur in dieser Umgebung konnte ein Pico della Mirandola sich glücklich fühlen. Das Schönste aber, was sich sagen läßt, ist, daß neben all diesem Cultus des Alterthums hier eine geweihte Stätte italienischer Poesie war und daß von allen Lichtstrahlen, in die Lorenzo's Persönlichkeit auseinanderging, gerade dieser der mächtigste heißen darf. Als Staatsmann beurtheile ihn Jeder, wie er mag (S. 87 fg., 141 fg.); aber eine ungerechtere Polemik giebt es nicht, als wenn man Lorenzo beschuldigt, er habe im Gebiet des Geistes vorzüglich Mediocritäten beschützt, und durch seine Schuld seien Lionardo da Vinci und der Mathemathiker Fra Luca Pacciolo außer Landes, Toscanella, Vespucci u. A. wenigstens unbefördert geblieben. Allseitig ist er wohl nicht gewesen, aber von allen Großen, welche je den Geist zu schützen und zu fördern suchten, einer der vielseitigsten und derjenige, bei welchem dieß vielleicht am meisten Folge eines tiefern innern Bedürfnisses war.

Laut genug pflegt auch unser laufendes Jahrhundert den Werth der Bildung überhaupt und den des Alterthums insbesondere zu proclamiren. Aber eine vollkommen enthusiastische Hingebung, ein Anerkennen, daß dieses Bedürfniß das erste von allen sei, findet sich doch nirgends wie bei jenen Florentinern des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts.

Hiefür giebt es indirecte Beweise, die jeden Zweifel beseitigen: man hätte nicht so oft die Töchter des Hauses an den Studien Theil nehmen lassen, wenn letztere nicht absolut als das edelste Gut des Erdenlebens gegolten hätten; man hätte nicht das Exil zu einem Aufenthalt des Glückes gemacht wie Palla Strozzi; es hätten nicht Menschen, die sich sonst Alles erlaubten, noch Kraft und Lust behalten, die Naturgeschichte des Plinius kritisch zu behandeln wie Filippo Strozzi [1]). Es handelt sich hier nicht um Lob oder Tadel, sondern um Erkenntniß eines Zeitgeistes in seiner energischen Eigenthümlichkeit.

Außer Florenz gab es noch manche Städte in Italien, wo Einzelne und ganze gesellschaftliche Kreise bisweilen mit Aufwand aller Mittel für den Humanismus thätig waren und die anwesenden Gelehrten unterstützten. Aus den Briefsammlungen jener Zeit kommt uns eine Fülle von persönlichen Beziehungen dieser Art entgegen [2]). Die officielle Gesinnung der höher Gebildeten trieb fast ausschließlich nach der bezeichneten Seite hin.

Doch es ist Zeit, den Humanismus an den Fürstenhöfen ins Auge zu fassen (oben S. 258). Die innere Zusammengehörigkeit des Gewaltherrschers mit dem ebenfalls auf seine Persönlichkeit, auf sein Talent angewiesenen Philologen wurde schon früher (S. 8, 168) angedeutet; der letztere aber zog die Höfe eingestandener Maßen den freien Städten vor, schon um der reichlicheren Belohnungen willen. Zu der Zeit, da es schien, als könne der große Alfons von Aragon Herr von ganz Italien werden, schrieb Aeneas Sylvius [3]) an einen andern Sienesen: „wenn unter seiner Herrschaft Italien den „Frieden bekäme, so wäre mir das lieber als (wenn es) unter „Stadtregierungen (geschähe); denn ein edles Königsge„müth belohnt jede Trefflichkeit“ [4]). Auch hier hat man in neuester Zeit die unwürdige Seite, das erkaufte Schmeicheln,

zu sehr hervorgehoben, wie man sich früher von dem Humanistenlob allzugünstig für jene Fürsten stimmen ließ. Alles in Allem genommen, bleibt es immer ein überwiegend vortheilhaftes Zeugniß für letztere, daß sie an der Spitze der Bildung ihrer Zeit und ihres Landes — wie einseitig dieselbe sein mochte — glaubten stehen zu müssen. Vollends bei einigen Päpsten [1]) hat die Furchtlosigkeit gegenüber den Consequenzen der damaligen Bildung etwas unwillkürlich Imposantes. Nicolaus V. war beruhigt über das Schicksal der Kirche, weil Tausende gelehrter Männer ihr hülfreich zur Seite ständen. Bei Pius II. sind die Opfer für die Wissenschaft lange nicht so großartig, sein Poetenhof erscheint sehr mäßig, allein er selbst ist noch weit mehr das persönliche Haupt der Gelehrtenrepublik als sein zweiter Vorgänger und genießt dieses Ruhmes in vollster Sicherheit. Erst Paul II. war mit Furcht und Mißtrauen gegen den Humanismus seiner Secretäre erfüllt, und seine drei Nachfolger, Sixtus, Innocenz und Alexander nahmen wohl Dedicationen an und ließen sich andichten, so viel man wollte, — es gab sogar eine Borgiade, wahrscheinlich in Hexametern [2]) —, waren aber zu sehr anderweitig beschäftigt und auf andere Stützpunkte ihrer Gewalt bedacht, um sich viel mit den Poeten-Philologen einzulassen. Julius II. fand Dichter, weil er selber ein bedeutender Gegenstand war (S. 113), scheint sich übrigens nicht viel um sie gekümmert zu haben. Da folgte auf ihn Leo X. „wie auf Romulus Numa“, d. h. nach dem Waffenlärm des vorigen Pontificates hoffte man auf ein ganz den Musen geweihtes. Der Genuß schöner lateinischer Prosa und wohllautender Verse gehörte mit zu Leo's Lebensprogramm, und soviel hat sein Mäcenat allerdings in dieser Beziehung erreicht, daß seine lateinischen Poeten in zahllosen Elegien, Oden, Epigrammen, Sermonen jenen fröhlichen, glänzenden Geist der

leonischen Zeit, welchen die Biographie des Jovius athmet, auf bildliche Weise darstellten [1]). Vielleicht ist in der ganzen abendländischen Geschichte kein Fürst, welchen man im Verhältniß zu den wenigen darstellbaren Ereignissen seines Lebens so vielseitig verherrlicht hätte. Zugang zu ihm hatten die Dichter hauptsächlich um Mittag, wann die Saitenvirtuosen aufgehört hatten [2]); aber einer der Besten der ganzen Schaar [3]) giebt zu verstehen, daß sie ihm auch sonst auf Schritt und Tritt in den Gärten wie in den innersten Gemächern des Palastes beizukommen suchten, und wer ihn da nicht erreichte, versuchte es mit einem Bettelbrief in Form einer Elegie, worin der ganze Olymp vorkam [4]). Denn Leo, der kein Geld beisammen sehen konnte und lauter heitere Mienen zu erblicken wünschte, schenkte auf eine Weise, deren Andenken sich in den folgenden knappen Zeiten rasch zum Mythus verklärte [5]). Von seiner Reorganisation der Sapienza ist bereits (S. 253) die Rede gewesen. Um Leo's Einfluß auf den Humanismus nicht zu gering zu taxiren, muß man den Blick frei halten von den vielen Spielereien, die dabei mit unterliefen; man darf sich nicht irre machen lassen durch die bedenklich scheinende Ironie (S. 184), mit der er selbst diese Dinge bisweilen behandelt; das Urtheil muß ausgehen von den großen geistigen Möglichkeiten, welche in den Bereich der „Anregung" fallen und schlechterdings nicht im Ganzen zu berechnen, wohl aber für die genauere Forschung in manchen einzelnen Fällen thatsächlich nachzuweisen sind. Was die italienischen Humanisten seit etwa 1520 auf Europa gewirkt haben, ist immer irgendwie von dem Antriebe bedingt, der von Leo ausging. Er ist derjenige Papst, welcher im Druckprivilegium für den neugewonnenen Tacitus [6]) sagen durfte: Die großen Autoren seien eine Norm des Lebens, ein Trost im Unglück; die Beförderung der Gelehrten und der Erwerb trefflicher Bücher habe

ihm von jeher als ein höchstes Ziel gegolten, und auch jetzt danke er dem Himmel, den Nutzen des Menschengeschlechtes durch Begünstigung dieses Buches befördern zu können.

Wie die Verwüstung Roms 1527 die Künstler zerstreute, so trieb sie auch die Literatur nach allen Winden auseinander und breitete den Ruhm des großen verstorbenen Beschützers erst recht bis in die äußersten Enden Italiens aus.

Von den weltlichen Fürsten des 15. Jahrhunderts zeigt den höchsten Enthusiasmus für das Alterthum Alfons der Große von Aragon, König von Neapel (S. 35). Es scheint, daß er dabei völlig naiv war, daß die antike Welt in Denkmälern und Schriften ihm seit seiner Ankunft in Italien einen großen, überwältigenden Eindruck machte, welchem er nun nachleben mußte; vielleicht war er auch durch das Vorbild seines Vorfahren Robert, des großen Gönners Petrarca's, bestimmt, den er erreichen oder übertreffen wollte. Wunderbar leicht gab er sein trotziges Aragon sammt Nebenlanden an seinen Bruder auf, um sich ganz dem neuen Besitz zu widmen. Er hatte theils nach, theils neben einander in seinen Diensten [1]) den Georg von Trapezunt, den jüngern Chrysoloras, den Lorenzo Valla, den Bartolommeo Facio und den Antonio Panormita, welche seine Geschichtschreiber wurden; der letztere mußte ihm und seinem Hofe täglich den Livius erklären, auch im Lager während der Feldzüge. Diese Leute kosteten ihn jährlich 20,000 Goldgulden; dem Panormita gab er für sein Werk 1000 Goldgulden, dem Facio schenkte er für die Historia Alphonsi über die 500 Ducaten Jahresbesoldung, am Schluß der Arbeit noch 1500 Goldgulden obendrein, mit den Worten: „es geschieht nicht, um Euch zu bezahlen, denn Euer Werk ist überhaupt nicht zu bezahlen, auch „nicht, wenn ich Euch eine meiner besten Städte gäbe; aber „mit der Zeit will ich suchen Euch zufrieden zu stellen" [2]).

Als er den Giannozzo Mannetti unter den glänzendsten Bedingungen zu seinem Secretär nahm, sagte er: „mein letztes Brod würde ich mit Euch theilen". Schon als Gratulationsgesandter von Florenz bei der Hochzeit des Prinzen Ferrante hatte Giannozzo einen solchen Eindruck auf den König gemacht, daß dieser „wie ein Erzbild" regungslos auf dem Throne saß und nicht einmal eine Mücke abwehrte, die sich am Anfang der Rede auf seine Nase gesetzt hatte. Bei der Restauration des Schlosses nahm er den Vitruv zu Hülfe; Schriften der Alten führte er überallhin mit sich; er hielt den Tag für verloren, an dem er nichts gelesen hatte, ließ sich im Lesen weder durch Musik, noch durch irgend ein Geräusch stören und verachtete seine fürstlichen Collegen, die nicht selbst die Wissenschaft pflegten oder begünstigten. Seine Lieblingsstätte scheint die Bibliothek des Schlosses von Neapel gewesen zu sein, die er sich auch wohl selbst aufschloß, wenn kein Bibliothekar anwesend war; dort saß er an einem Fenster mit besonders schöner Aussicht gegen das Meer und hörte den Weisen zu, wenn sie z. B. über die Trinität discutirten. Denn er war auch völlig religiös und ließ sich außer Livius und Seneca auch die Bibel vortragen, die er, nachdem er sie 14 mal gelesen hatte, beinah auswendig wußte. Er gab denen, die Nonnen werden wollten, das Geld, das sie zum Eintritt ins Kloster nöthig hatten, besuchte fleißig die Kirche und hörte mit großer Aufmerksamkeit den Predigten zu. Wer will die Empfindung genau errathen, die er den vermeintlichen Gebeinen des Livius zu Padua (S. 175) widmete? Als er auf große Bitten von den Venezianern einen Armknochen davon erhielt und ehrfurchtsvoll in Neapel in Empfang nahm, mag in seinem Gemüthe Christliches und Heidnisches sonderbar durch einander gegangen sein. Auf einem Feldzuge in den Abruzzen zeigte man ihm das ferne Sulmona, die Heimath

des Ovid, und er grüßte die Stadt und dankte dem Genius des Ortes; offenbar that es ihm wohl, die Weissagung des großen Dichters über seinen künftigen Ruhm[1]) wahr machen zu können. Einmal gefiel es ihm auch, selber in antiker Weise aufzutreten, nämlich bei seinem berühmten Einzug in das definitiv eroberte Neapel (1443); unweit vom Mercato wurde eine 40 Ellen weite Bresche in die Mauer gelegt; durch diese fuhr er auf einem goldenen Wagen wie ein römischer Triumphator[2]). Auch die Erinnerung hieran ist durch einen herrlichen marmornen Triumphbogen im Castello nuovo verewigt. — Seine neapolitanische Dynastie (S. 36) hat von diesem antiken Enthusiasmus wie von all seinen guten Eigenschaften wenig oder nichts geerbt.

Ungleich gelehrter als Alfonso war Federigo von Urbino[3]), des großen Meisters Vittorino da Feltre großer Schüler, der weniger Leute um sich hatte, gar nichts verschwendete und wie in allen Dingen so auch in der Aneignung des Alterthums planvoll verfuhr. Für ihn und für Nicolaus V. sind die meisten Uebersetzungen aus dem Griechischen und eine Anzahl der bedeutendsten Commentare, Bearbeitungen u. dgl. verfaßt worden. Er gab viel aus, aber zweckmäßig, an die Leute, die er brauchte. Von einem Poetenhof war in Urbino keine Rede; der Herr selber war der Gelehrteste. Das Alterthum war allerdings nur ein Theil seiner Bildung; als vollkommener Fürst, Feldherr und Mensch bemeisterte er einen großen Theil der damaligen Wissenschaft überhaupt und zwar zu praktischen Zwecken, um der Sache willen. Als Theologe z. B. verglich er Thomas und Scotus und kannte auch die alten Kirchenväter des Orients und Occidents, erstere in lateinischen Uebersetzungen. In der Philosophie scheint er den Plato gänzlich seinem Zeitgenossen Cosimo überlassen zu haben; von Aristoteles aber kannte er nicht nur Ethik und

Politik genau, sondern auch die Physik und mehrere andere Schriften. In seiner sonstigen Lectüre wogen die sämmtlichen antiken Historiker, die er besaß, beträchtlich vor; diese und nicht die Poeten „las er immer wieder und ließ sie sich vorlesen“.

Die Sforza [1]) sind ebenfalls alle mehr oder weniger gelehrt und erweisen sich als Mäcenaten (S. 27, 39), wovon gelegentlich die Rede gewesen ist. Herzog Francesco mochte bei der Erziehung seiner Kinder die humanistische Bildung als eine Sache betrachten, die sich schon aus politischen Gründen von selbst verstehe; man scheint es durchgängig als Vortheil empfunden zu haben, wenn der Fürst mit den Gebildetsten auf gleichem Fuße verkehren konnte. Lodovico Moro, selber ein trefflicher Latinist, zeigt dann eine Theilnahme an allem Geistigen, die schon weit über das Alterthum hinausgeht (S. 42 fg.).

Auch die kleineren Herrscher suchten sich ähnlicher Vorzüge zu bemächtigen, und man thut ihnen Unrecht, wenn man glaubt, sie hätten ihre Hofliteraten nur genährt, um von denselben gerühmt zu werden. Ein Fürst wie Borso von Ferrara (S. 49) macht bei aller Eitelkeit doch gar nicht mehr den Effect, als erwartete er die Unsterblichkeit von den Dichtern, so eifrig ihm dieselben mit einer „Borseïs“ u dgl. aufwarteten, dazu ist sein Herrschergefühl bei Weitem zu sehr entwickelt; allein der Umgang mit Gelehrten, das Interesse für das Alterthum, das Bedürfniß nach eleganter lateinischer Epistolographie waren von dem damaligen Fürstenthum unzertrennlich. Wie sehr hat es noch der praktisch hochgebildete Herzog Alfonso (S. 49) beklagt, daß ihn die Kränklichkeit in der Jugend einseitig auf Erholung durch Handarbeit hingewiesen! [2]) Oder hat er sich mit dieser Ausrede doch eher nur

die Literaten vom Leibe gehalten? In eine Seele wie die seinige schauten schon die Zeitgenossen nicht recht hinein.

Selbst die kleinsten romagnolischen Tyrannen können nicht leicht ohne einen oder mehrere Hofhumanisten auskommen; der Hauslehrer und Secretär sind dann öfter Eine Person, welche zeitweise sogar das Factotum des Hofes wird [1]). Man ist mit der Verachtung dieser kleinen Verhältnisse insgemein etwas zu rasch bei der Hand, indem man vergißt, daß die höchsten Dinge des Geistes gerade nicht an den Maßstab gebunden sind.

Ein sonderbares Treiben muß jedenfalls an dem Hofe zu Rimini unter dem frechen Heiden und Condottiere Sigismondo Malatesta geherrscht haben. Er hatte eine Anzahl von Philologen um sich und stattete einzelne derselben reichlich, z. B. mit einem Landgut aus, während andere als Offiziere wenigstens ihren Lebensunterhalt hatten [2]). In seiner Burg — arx Sismundea — halten sie ihre oft sehr giftigen Disputationen, in Gegenwart des „rex", wie sie ihn nennen; in ihren lateinischen Dichtungen preisen sie natürlich ihn und besingen seine Liebschaft mit der schönen Isotta, zu deren Ehren eigentlich der berühmte Umbau von San Francesco in Rimini erfolgte, als ihr Grabdenkmal, Divæ Jsottæ Sacrum. Und wenn die Philologen sterben, so kommen sie in (oder unter) die Sarkophage zu liegen, womit die Nischen der beiden Außenwände dieser nämlichen Kirche geschmückt sind; eine Inschrift besagt dann, der betreffende sei hier beigesetzt worden zur Zeit da Sigismundus, Pandulfus' Sohn herrschte [3]). Man würde es heute einem Scheusal, wie dieser Fürst war, schwerlich glauben, daß Bildung und gelehrter Umgang ihm ein Bedürfniß seien, und doch sagt der, welcher ihn excommunicirte, in effigie verbrannte und bekriegte, nämlich Papst Pius II.:

„Sigismondo kannte die Historien und besaß eine große „Kunde der Philosophie; zu Allem, was er ergriff, schien er „geboren“[1]).

Siebentes Capitel.

Reproduction des Alterthums: Epistolographie und lateinische Rede.

Zu zweien Zwecken aber glaubten Republiken wie Fürsten und Päpste des Humanisten durchaus nicht entbehren zu können: zur Abfassung der Briefe und zur öffentlichen, feierlichen Rede.

Der Secretär muß nicht nur von Stileswegen ein guter Lateiner sein, sondern umgekehrt: nur einem Humanisten traut man die Bildung und Begabung zu, welche für einen Secretär nöthig ist. Und so haben die größten Männer der Wissenschaft im 15. Jahrhundert meist einen beträchtlichen Theil ihres Lebens hindurch dem Staat auf diese Weise gedient. Man sah dabei nicht auf Heimath und Herkunft; von den vier großen florentinischen Secretären, die seit 1427 bis 1465 die Feder führten[2]), sind drei aus der Unterthanenstadt Arezzo: nämlich Lionardo (Bruni), Carlo (Marzuppini) und Benedetto Accolti; Poggio war von Terra nuova, ebenfalls im florentinischen Gebiet. Hatte man doch schon lange mehrere der höchsten Staatsämter principiell mit Ausländern besetzt. Lionardo, Poggio und Giannozzo Mannetti waren auch zeitweise Geheimschreiber der Päpste, und Carlo Aretino sollte es werden. Blondus von Forli und trotz allem zuletzt auch Lorenzo Valla rückten in dieselbe Würde vor. Mehr und

mehr zieht der päpstliche Palast seit Nicolaus V. und Pius II. [1]) die bedeutendsten Kräfte in seine Kanzlei, selbst unter jenen sonst nicht literarisch gesinnten letzten Päpsten des 15. Jahrhunderts. In der Papstgeschichte des Platina ist das Leben Paul's II. nichts anders als die ergötzliche Rache des Humanisten an dem einzigen Papst, der seine Kanzlei nicht zu behandeln verstand, jenen Verein von „Dichtern und „Rednern, die der Curie eben so viel Glanz verliehen als sie „von ihr empfingen". Man muß diese stolzen, reichgewordenen Herren, welche ihre Stellung zur Ausbeutung des Auslandes so gut zu benutzen verstanden, wie die Päpste selbst [2]), aufbrausen sehen, wann ein Präcedenzstreit eintritt, wenn z. B. die Advocati consistoriales gleichen Rang mit ihnen, ja den Vortritt in Anspruch nehmen [3]). In einem Zuge wird appellirt an den Evangelisten Johannes, welchem die Secreta coelestia enthüllt gewesen, an den Schreiber des Porsenna, welchen M. Scävola für den König selber gehalten, an Mäcenas, welcher August's Geheimschreiber war, an die Erzbischöfe, welche in Deutschland Kanzler heißen u. s. w. [4]). „Die apostolischen Schreiber haben die ersten Geschäfte der „Welt in Händen, denn wer anders als sie schreibt und verfügt in Sachen des katholischen Glaubens, der Bekämpfung „der Ketzerei, der Herstellung des Friedens, der Vermittelung „zwischen den größten Monarchen? Wer als sie liefert die „statistischen Uebersichten der ganzen Christenheit? Sie sind „es, die Könige, Fürsten und Völker in Bewunderung versetzen „durch das, was von den Päpsten ausgeht; sie verfassen die „Befehle und Instructionen für die Legaten; ihre Befehle „empfangen sie aber nur vom Papst, und sind derselben zu „jeder Stunde des Tages und der Nacht gewärtig". Den Gipfel des Ruhmes erreichten aber doch erst die beiden be-

rühmten Secretäre und Stilisten Leo's X.: Pietro Bembo und Jacopo Sadoleto [1]).

Nicht alle Kanzleien schrieben elegant; es gab einen ledernen Beamtenstil in höchst unreinem Latein, welcher die Mehrheit für sich hatte. Ganz merkwürdig stechen in den mailändischen Actenstücken, welche Corio mittheilt, neben diesem Stil die paar Briefe hervor, welche von den Mitgliedern des Fürstenhauses selber, und zwar in den wichtigsten Momenten verfaßt sein müssen [2]); sie sind von der reinsten Latinität. Den Stil auch in der Noth zu wahren, erschien als ein Gebot der guten Lebensart und als Folge der Gewöhnung. Außer den Beamten schrieben natürlich auch Private, Gelehrte aller Art. Der Zweck des Briefschreibens war selten der moderne, der nämlich, Berichte über seinen eigenen Zustand zu geben, Neuigkeiten von sich und Anderen mitzutheilen; man betrachtete es vielmehr als eine literarische Arbeit und betrieb es, theils um seine Bildung zu erweisen, theils um bei den Adressaten Ruhm zu erwerben. Zuerst vertrat der Brief die Stelle der gelehrten Abhandlung, und Petrarca, der diese Art des Briefschreibens begann, darf auch insofern als Erneuerer des alten Briefstils gelten, als er das classische „Du" an Stelle des mittelalterlich-lateinischen „Ihr" setzt. Später wurden die Briefe zu Sammelplätzen feiner eleganter Wendungen, durch welche man die Untergebenen zu erheben oder zu demüthigen, Collegen zu beweihräuchern oder anzufeinden, Höherstehende zu preisen oder anzubetteln versuchte [3]).

Für solche Briefe wurden in jenen Zeiten die Briefsammlungen des Cicero, Plinius u. A. sehr eifrig studirt. Es erschien daher schon im 15. Jahrhundert eine ganze Reihe von Anweisungen und Formularen zum lateinischen Briefschreiben, als Seitenzweig der großen grammatikalischen und lexikographischen Arbeiten, deren Masse in den Bibliotheken noch

heute Erstaunen erregt. Je mehr Unberufene aber mit dergleichen Hülfsmitteln sich an die Aufgabe wagten, desto mehr nahmen sich die Virtuosen zusammen, und die Briefe Poliziano's und im Beginn des 16. Jahrhunderts die des Pietro Bembo erschienen dann als die irgend erreichbaren Meisterwerke, nicht nur des lateinischen Stils sondern der Epistolographie als solcher.

Daneben meldet sich mit dem 16. Jahrhundert auch ein classischer italienischer Briefstil, wo Bembo wiederum an der Spitze steht. [1]). Es ist eine völlig moderne, vom Lateinischen mit Absicht fern gehaltene Schreibart, und doch geistig total vom Alterthum durchdrungen und bestimmt. Diese Briefe sind zum Theil wohl im Vertrauen geschrieben, meist aber im Hinblick auf eine mögliche Veröffentlichung und vielleicht ohne Ausnahme im Bewußtsein, daß sie um ihrer Eleganz willen könnten weitergezeigt werden. Auch beginnen schon seit den 1530er Jahren gedruckte Sammlungen theils von sehr verschiedenen Briefstellern in bunter Reihe, theils Correspondenzen Einzelner, und derselbe Bembo wurde als Epistolograph im Italienischen so berühmt wie im Lateinischen [2]).

Viel glänzender noch als der Briefschreiber tritt der Redner [3]) hervor, in einer Zeit und bei einem Volke, wo das Hören als ein Genuß ersten Ranges galt und wo das Phantasiebild des römischen Senates und seiner Redner alle Geister beherrschte. Von der Kirche, bei welcher sie im Mittelalter ihre Zuflucht gehabt, wird die Eloquenz vollkommen emancipirt; sie bildet ein nothwendiges Element und eine Zierde jedes erhöhten Daseins. Sehr viele festliche Augenblicke, die gegenwärtig mit der Musik ausgefüllt werden, gehörten damals der lateinischen oder italienischen Rede. Und doch klagt Bartolommeo Fazio, daß der Redner seiner Zeit dem des Alterthums gegenüber sehr im Nachtheil sei: von den drei Arten

der Rede, die diesem offen gestanden hätten, sei jenem nur eine geblieben, da die gerichtliche Rede den Juristen überlassen, die Rede im Fürstenrathe italienisch gehalten werden müsse [1]).

Welches Standes der Redner war, galt völlig gleich; man bedurfte vor Allem des virtuosenhaft ausgebildeten humanistischen Talentes. Am Hofe des Borso von Ferrara hat der Hofarzt, Jeronimo da Castello, sowohl Friedrich III. als Pius II. zum Wilkomm anreden müssen [2]); verheirathete Laien besteigen in den Kirchen die Kanzeln bei jedem festlichen oder Traueranlaß, ja selbst an Heiligenfesten. Es war den außeritalischen Basler Concilsherren etwas Neues, daß der Erzbischof von Mailand am Ambrosiustage den Aeneas Sylvius auftreten ließ, welcher noch keine Weihe empfangen hatte; trotz dem Murren der Theologen ließen sie es sich gefallen und hörten mit größter Begier zu [3]).

Ueberblicken wir zunächst die wichtigeren und häufigeren Anläße des öffentlichen Redens.

Vor Allem heißen die Gesandten von Staat an Staat nicht vergebens Oratoren; neben der geheimen Unterhandlung gab es ein unvermeidliches Paradestück, eine öffentliche Rede, vorgetragen unter möglichst pomphaften Umständen [4]). In der Regel führte von dem oft sehr zahlreichen Personal Einer zugestandenermaßen das Wort, aber es begegnete doch dem Kenner Pius II., vor welchem sich gerne jeder hören lassen wollte, daß er eine ganze Gesandtschaft, einen nach dem Andern, anhören mußte [5]). Dann redeten gelehrte Fürsten, die des Wortes mächtig waren, gerne und gut selber, italienisch oder lateinisch. Die Kinder des Hauses Sforza waren hierauf eingeschult, der ganz junge Galeazzo Maria sagte schon 1455 im großen Rath zu Venedig ein fließendes Exercitium her [6]), und seine Schwester Ippolita begrüßte den Papst Pius II.

auf dem Congreß zu Mantua 1459 mit einer zierlichen Rede [1]). Pius II. selbst hat offenbar als Redner in allen Zeiten seines Lebens seiner letzten Standeserhöhung mächtig vorgearbeitet; als größter curialer Diplomat und Gelehrter wäre er vielleicht doch nicht Papst geworden ohne den Ruhm und den Zauber seiner Beredtsamkeit. „Denn nichts war erhabener als der Schwung seiner Rede [2]).“ Gewiß galt er für Unzählige schon deßhalb als der des Papstthums Würdigste, bereits vor der Wahl.

Sodann wurden die Fürsten bei jedem feierlichen Empfang angeredet und zwar oft in stundenlanger Oration. Natürlich geschah dieß nur, wenn der Fürst als Redefreund bekannt war oder dafür gelten wollte [3]), und wenn man einen genügenden Redner vorräthig hatte, mochte es ein Hofliterat, Universitätsprofessor, Beamter, Arzt oder Geistlicher sein.

Auch jeder andere politische Anlaß wird begierig ergriffen, und je nach dem Ruhm des Redners läuft Alles herbei, was die Bildung verehrt. Bei alljährlichen Beamtenerneuerungen, sogar bei Einführung neuernannter Bischöfe muß irgend ein Humanist auftreten, der bisweilen [4]) in sapphischen Strophen oder Hexametern spricht; auch mancher neu antretende Beamte selbst muß eine unumgängliche Rede halten über sein Fach z. B. „über die Gerechtigkeit“; wohl ihm, wenn er darauf geschult ist. In Florenz zieht man auch die Condottieren — sie mögen sein wer und wie sie wollen — in das landesübliche Pathos hinein und läßt sie bei Ueberreichung des Feldherrenstabes durch den gelehrtesten Staatssecretär vor allem Volk haranguiren [5]). Es scheint, daß unter oder an der Loggia de' Lanzi, der feierlichen Halle, wo die Regierung vor dem Volke aufzutreten pflegte, eine eigentliche Rednerbühne (rostra, ringhiera) angebracht war.

Von Anniversarien werden besonders die Todestage der

Fürsten durch Gedächtnißreden gefeiert. Auch die eigentliche Leichenrede ist vorherrschend dem Humanisten anheimgefallen, der sie in der Kirche, in weltlichem Gewande recitirt, und zwar nicht nur am Sarge von Fürsten, sondern auch von Beamten u. a. namhaften Leuten [1]). Ebenso verhält es sich oft mit Verlobungs- und Hochzeitsreden, nur daß diese (wie es scheint) nicht in der Kirche, sondern im Palast, z. B. die des Filelfo bei der Verlobung der Anna Sforza mit Alfonso d'Este im Castell von Mailand, gehalten wurden. (Es könnte immerhin in der Palastcapelle geschehen sein.) Auch angesehene Privatleute ließen sich wohl einen solchen Hochzeitsredner als vornehmen Luxus gefallen. In Ferrara ersuchte man bei solchen Anlässen einfach den Guarino [2]), er möchte einen seiner Schüler senden. Die Kirche als solche besorgte bei Trauungen und Leichen nur die eigentlichen Ceremonien.

Von den academischen Reden sind die bei Einführung neuer Professoren und die bei Curseröffnungen [3]) von den Professoren selbst gehaltenen mit dem größten rhetorischen Aufwand behandelt. Der gewöhnliche Kathedervortrag näherte sich ebenfalls oft der eigentlichen Rede [4]).

Bei den Advocaten gab das jeweilige Auditorium den Maßstab für die Behandlung der Rede. Je nach Umständen wurde dieselbe mit dem vollen philologisch-antiquarischen Pomp ausgestattet.

Eine ganz eigene Gattung sind die italienisch gehaltenen Anreden an die Soldaten, theils vor dem Kampf, theils nachher. Federigo von Urbino [5]) war hiefür classisch; einer Schaar nach der andern, wie sie kampfgerüstet da standen, flößte er Stolz und Begeisterung ein. Manche Rede in den Kriegsschriftstellern des 15. Jahrhunderts, z. B. bei Porcellius (S. 95) möchte nur theilweise fingirt sein, theilweise aber auf wirklich gesprochenen Worten beruhen. Wieder etwas Anderes waren

die Anreden an die seit 1506 hauptsächlich auf Macchiavelli's Betrieb organisirte florentinische Miliz [1]), bei Anlaß der Musterungen und später bei einer besondern Jahresfeier. Diese sind von allgemein patriotischem Inhalt; es hielt sie in der Kirche jedes Quartiers vor den dort versammelten Milizen ein Bürger im Brustharnisch, mit dem Schwerte in der Hand.

Endlich ist im 15. Jahrhundert die eigentliche Predigt bisweilen kaum mehr von der Rede zu scheiden, insofern viele Geistliche in den Bildungskreis des Alterthums mit eingetreten waren und etwas darin gelten wollten. Hat doch selbst der schon bei Lebzeiten heilige, vom Volk angebetete Gassenprediger Bernardino da Siena es für seine Pflicht gehalten, den rhetorischen Unterricht des berühmten Guarino nicht zu verschmähen, obwohl er nur italienisch zu predigen hatte. Die Ansprüche, zumal an die Fastenprediger, waren damals ohne Zweifel so groß wie je; hie und da gab es auch ein Auditorium, welches sehr viel Philosophie auf der Kanzel vertragen konnte und, scheint es, von Bildung wegen verlangte [2]). Doch wir haben es hier mit den vornehmen lateinischen Casualpredigern zu thun. Manche Gelegenheit nahmen ihnen, wie gesagt, gelehrte Laien vom Munde weg. Reden an bestimmten Heiligentagen, Leichen- und Hochzeitsreden, Einführungen von Bischöfen u. s. w., ja sogar die Rede bei der ersten Messe eines befreundeten Geistlichen und die Festrede bei einem Ordenscapitel werden wohl Laien überlassen [3]). Doch predigten wenigstens vor dem päpstlichen Hofe im 15. Jahrhundert in der Regel Mönche, welches auch der festliche Anlaß sein mochte. Unter Sixtus IV. verzeichnet und criticirt Giacomo da Volterra regelmäßig diese Festprediger nach den Gesetzen der Kunst [4]). Fedra Inghirami, als Festredner berühmt unter Julius II., hatte wenigstens die geistlichen Weihen und war Chorherr am Lateran; auch sonst hatte man unter

den Prälaten jetzt elegante Lateiner genug. Ueberhaupt erscheinen mit dem 16. Jahrhundert die früher übergroßen Vorrechte der profanen Humanisten in dieser Beziehung gedämpft wie in anderen, wovon unten ein Weiteres.

Welcher Art und welches Inhaltes waren nun diese Reden im Großen und Ganzen? Die natürliche Wohlredenheit wird den Italienern das Mittelalter hindurch nie gefehlt haben, und eine sogenannte Rhetorik gehörte von jeher zu den sieben freien Künsten; wenn es sich aber um die Auferweckung der antiken Methode handelt, so ist dieses Verdienst nach Aussage des Filippo Villani [1]) einem Florentiner, Bruno Casini zuzuschreiben, welcher noch in jungen Jahren 1348 an der Pest starb. In ganz praktischen Absichten, um nämlich die Florentiner zum leichten, gewandten Auftreten in Raths- und anderen öffentlichen Versammlungen zu befähigen, behandelte er nach Maßgabe der Alten die Erfindung, die Declamation, Gestus und Haltung im Zusammenhange. Auch sonst hören wir frühe von einer völlig auf die Anwendung berechneten rhetorischen Erziehung; nichts galt höher als aus dem Stegreif in elegantem Latein das jedesmal Passende vorbringen zu können [2]). Das wachsende Studium von Cicero's Reden und theoretischen Schriften, von Quintilian und den kaiserlichen Panegyrikern, das Entstehen eigener neuer Lehrbücher [3]), die Benützung der Fortschritte der Philologie im Allgemeinen und die Masse von antiken Ideen und Sachen, mit denen man die eigenen Gedanken bereichern durfte und mußte, — dieß zusammen vollendete den Charakter der neuen Redekunst.

Je nach den Individuen ist derselbe gleichwohl sehr verschieden. Manche Reden athmen eine wahre Beredtsamkeit, namentlich diejenigen, welche bei der Sache bleiben; von dieser Art ist durchschnittlich was wir von Pius II. übrig haben. Sodann lassen die Wunderwirkungen, welche Giannozzo Man-

netti [1]) erreichte, auf einen Redner schließen, wie es in allen Zeiten wenige gegeben hat. Seine großen Audienzen als Gesandter vor Nicolaus V., vor Dogen und Rath von Venedig waren Ereignisse, deren Andenken lange dauerte. Viele Redner dagegen benützten den Anlaß, um neben einigen Schmeicheleien für vornehme Zuhörer eine wüste Masse von Worten und Sachen aus dem Alterthum vorzubringen. Wie es möglich war, dabei bis zwei, ja drei Stunden auszuhalten, begreift man nur, wenn man das starke damalige Sachinteresse am Alterthum und die Mangelhaftigkeit und relative Seltenheit der Bearbeitungen — vor der Zeit des allgemeinen Druckens — in Betracht zieht. Solche Reden hatten noch immer den Werth, welchen wir (S. 250 und 274) manchen Briefen Petrarca's vindicirt haben. Einige machten es aber doch zu stark. Filelfo's meiste Orationen sind ein abscheuliches Durcheinander von classischen und biblischen Citaten, aufgereiht an einer Schnur von Gemeinplätzen; dazwischen werden die Persönlichkeiten der zu rühmenden Großen nach irgend einem Schema z. B. der Cardinaltugenden gepriesen, und nur mit großer Mühe entdeckt man bei ihm und Anderen die wenigen zeitgeschichtlichen Elemente von Werth, welche wirklich darin sind. Die Rede eines Professors und Literaten von Piacenza z. B. für den Empfang des Herzogs Galeazzo Maria 1467 beginnt mit C. Julius Caesar, mischt einen Haufen antiker Citate mit solchen aus einem eigenen allegorischen Werk des Verfassers zusammen und schließt mit sehr indiscreten guten Lehren an den Herrscher [2]). Glücklicher Weise war es schon zu spät am Abend und der Redner mußte sich damit begnügen, seinen Panegyricus schriftlich zu überreichen. Auch Filelfo hebt eine Verlobungsrede mit den Worten an: Jener peripatetische Aristoteles 2c.; Andere rufen gleich zu Anfang: Publius Cornelius Scipio u. dgl., ganz als könnten

sie und ihre Zuhörer das Citiren gar nicht erwarten. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts reinigte sich der Geschmack auf einmal, wesentlich durch das Verdienst der Florentiner; im Citiren wird fortan sehr behutsam Maß gehalten, schon weil inzwischen allerlei Nachschlagewerke häufiger geworden sind, in welchen der erste Beste dasjenige vorräthig findet, womit man bis jetzt Fürsten und Volk in Erstaunen gesetzt.

Da die meisten Reden am Studirpult erarbeitet waren, so dienten die Manuscripte unmittelbar zur weitern Verbreitung und Veröffentlichung. Großen Stegreifrednern dagegen mußte nachstenographirt werden [1]. — Ferner sind nicht alle Orationen, die wir besitzen, auch nur dazu bestimmt gewesen, wirklich gehalten zu werden; so ist z. B. der Panegyricus des ältern Beroaldus auf Lodovico Moro ein blos schriftlich eingesandtes Werk [2]. Ja wie man Briefe mit imaginären Adressen nach allen Gegenden der Welt componirte als Exercitium, als Formulare, auch wohl als Tendenzschriften, so gab es auch Reden auf erdichtete Anlässe [3], als Formulare für Begrüßung großer Beamten, Fürsten und Bischöfe u. dgl. m.

Auch für die Redekunst gilt der Tod Leo's X. (1521) und die Verwüstung von Rom (1527) als der Termin des Verfalls. Aus dem Jammer der ewigen Stadt kaum geflüchtet, verzeichnet Giovio [1] einseitig und doch wohl mit überwiegender Wahrheit die Gründe dieses Verfalls:

„Die Aufführungen des Plautus und Terenz, einst eine Uebungsschule des lateinischen Ausdruckes für die vornehmen Römer, sind durch italienische Comödien verdrängt. Der elegante Redner findet nicht mehr Lohn und Anerkennung wie früher. Deßhalb arbeiten z. B. die Consistorialadvocaten an ihren Vorträgen nur noch die Proömien aus und geben den Rest als trüben Mischmasch nur noch stoßweise von sich.

Auch Casualreden und Predigten sind tief gesunken. Handelt es sich um die Leichenrede für einen Cardinal oder weltlichen Großen, so wenden sich die Testamentsexecutoren nicht an den trefflichsten Redner der Stadt, den sie mit hundert Goldstücken honoriren müßten, sondern sie miethen um ein Geringes einen hergelaufenen kecken Pedanten, der nur in den Mund der Leute kommen will, sei es auch durch den schlimmsten Tadel. Der Todte, denkt man, spüre ja nichts davon, wenn ein Affe in Trauergewand auf der Kanzel steht, mit weinerlichem heiserem Gemurmel beginnt und allmählich in lautes Gebell übergeht. Auch die festlichen Predigten bei den päpstlichen Functionen werfen keinen rechten Lohn mehr ab; Mönche von allen Orden haben sich wieder derselben bemächtigt und predigen wie für die ungebildetsten Zuhörer. Noch vor wenigen Jahren konnte eine solche Predigt bei der Messe in Gegenwart des Papstes der Weg zu einem Bisthum werden."

Achtes Capitel.

Die lateinische Abhandlung und die Geschichtschreibung.

An die Epistolographie und die Redekunst der Humanisten schließen wir hier noch ihre übrigen Productionen an, welche zugleich mehr oder weniger Reproductionen des Alterthums sind.

Hierher gehört zunächst die Abhandlung in unmittelbarer oder in dialogischer Form [1]), welche letztere man direct von Cicero herüber nahm. Um dieser Gattung einigermaßen ge-

recht zu werden, um sie nicht als Quelle der Langenweile von vorn herein zu verwerfen, muß man zweierlei erwägen. Das Jahrhundert, welches dem Mittelalter entrann, bedurfte in vielen einzelnen Fragen moralischer und philosophischer Natur einer speciellen Vermittelung zwischen sich und dem Alterthum, und diese Stelle nahmen nun die Tractat- und Dialogschreiber ein. Vieles, was uns in ihren Schriften als Gemeinplatz erscheint, war für sie und ihre Zeitgenossen eine mühsam neu errungene Anschauung von Dingen, über welche man sich seit dem Alterthum noch nicht wieder ausgesprochen hatte. Sodann hört sich die Sprache hier besonders gerne selber zu — gleichviel ob die lateinische oder die italienische. Freier und vielseitiger als in der historischen Erzählung oder in der Oration und in den Briefen bildet sie hier ihr Satzwerk, und von den italienischen Schriften dieser Art gelten mehre bis heute als Muster der Prosa. Manche von diesen Arbeiten wurden schon genannt oder werden noch angeführt werden ihres Sachinhaltes wegen; hier mußte von ihnen als Gesammtgattung die Rede sein. Von Petrarca's Briefen und Tractaten an bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts wiegt bei den Meisten auch hier das Aufspeichern antiken Stoffes vor, wie bei den Rednern; dann klärt sich die Gattung ab, zumal im Italienischen, und erreicht mit den Asolani des Bembo, mit der Vita Sobria des Luigi Cornaro [1]) die volle Classicität. Auch hier war es entscheidend, daß jener antike Stoff inzwischen sich in besonderen großen Sammelwerken, jetzt sogar gedruckt, abzulagern begonnen hatte und dem Tractatschreiber nicht mehr im Wege war.

Ganz unvermeidlich bemächtigte sich der Humanismus auch der Geschichtschreibung. Bei flüchtiger Vergleichung dieser Historien mit den früheren Chroniken, namentlich mit so herrlichen, farbenreichen, lebensvollen Werken wie die der Villani,

wird man dieß laut beklagen. Wie abgeblaßt und conventionell zierlich erscheint neben diesen Alles, was die Humanisten schreiben, und zwar z. B. gerade Villani's nächste und berühmteste Nachfolger in der Historiographie von Florenz, Lionardo Aretino und Poggio [1]). Wie unablässig plagt den Leser die Ahnung, daß zwischen den livianischen und den cäsarischen Phrasen eines Facius, Sabellicus, Folieta, Senarega, Platina (in der mantuanischen Geschichte) Bembo (in den Annalen von Venedig) und selbst eines Giovio (in den Historien) die beste individuelle und locale Farbe, das Interesse am vollen wirklichen Hergang Noth gelitten habe. Das Mißtrauen wächst, wenn man inne wird, daß der Werth des Vorbildes Livius selbst am unrechten Orte gesucht wurde, nämlich [2]) darin, daß er „eine trockene und blutlose Tradition in Anmuth und Fülle verwandelt" habe; ja man findet (eben da) das bedenkliche Geständniß, die Geschichtschreibung müsse durch Stilmittel den Leser aufregen, reizen, erschüttern, — gerade als ob sie die Stelle der Poesie vertreten könnte. Man muß ferner bedenken, daß viele humanistischen Geschichtsschreiber in Folge ihres Berufes nur wenig erfahren, was außer ihrem Bereiche sich zuträgt, und dieses Wenige oft so darzustellen verpflichtet sind, daß es ihren Gönnern und Auftraggebern gefällt. Man fragt sich endlich, ob nicht die Verachtung der modernen Dinge, zu welcher diese nämlichen Humanisten sich bisweilen [3]) offen bekennen, auf ihre Behandlung derselben einen ungünstigen Einfluß haben mußte? Unwillkürlich wendet der Leser den anspruchslosen lateinischen und italienischen Annalisten, die der alten Art treu geblieben, z. B. denjenigen von Bologna und Ferrara, mehr Theilnahme und Vertrauen zu, und noch viel dankbarer fühlt man sich den besseren unter den italienisch schreibenden eigentlichen Chronisten verpflichtet, einem Marin Sanudo, einem Corio,

einem Infessura, bis dann mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts die neue glanzvolle Reihe der großen italienischen Geschichtschreiber in der Muttersprache beginnt.

In der That war die Zeitgeschichte unwidersprechlich besser daran, wenn sie sich in der Landessprache erging, als wenn sie sich latinisiren mußte. Ob auch für die Erzählung des Längstvergangenen, für die geschichtliche Forschung das Italienische geeigneter gewesen wäre, ist eine Frage, welche für jene Zeit verschiedene Antworten zuläßt. Das Lateinische war damals die Lingua franca der Gelehrten lange nicht blos im internationalen Sinn, z. B. zwischen Engländern, Franzosen und Italienern, sondern auch im interprovincialen Sinne, d. h. der Lombarde, der Venezianer, der Neapolitaner wurden mit ihrer italienischen Schreibart — auch wenn sie längst toscanisirt war und nur noch schwache Spuren des Dialectes an sich trug — von dem Florentiner nicht anerkannt. Dieß wäre zu verschmerzen gewesen bei örtlicher Zeitgeschichte, die ihrer Leser an Ort und Stelle sicher war, aber nicht so leicht bei der Geschichte der Vergangenheit, für welche ein weiterer Leserkreis gesucht werden mußte. Hier durfte die locale Theilnahme des Volkes der allgemeinen der Gelehrten aufgeopfert werden. Wie weit wäre z. B. Blondus von Forli gelangt, wenn er seine großen gelehrten Werke in einem halb romagnolischen Italienisch verfaßt hätte? Dieselben wären einer sicheren Obscurität verfallen schon um der Florentiner willen, während sie lateinisch die allergrößte Wirkung auf die Gelehrsamkeit des ganzen Abendlandes ausübten. Und auch die Florentiner selbst schrieben ja im 15. Jahrhundert lateinisch, nicht blos, weil sie humanistisch dachten, sondern zugleich um der leichteren Verbreitung willen.

Endlich giebt es auch lateinische Darstellungen aus der Zeitgeschichte, welche den vollen Werth der trefflichsten ita-

lienischen haben. Sobald die nach Livius gebildete fortlaufende Erzählung, das Procrustesbett so mancher Autoren, aufhört, erscheinen dieselben wie umgewandelt. Jener nämliche Platina, jener Giovio, die man in ihren großen Geschichtswerken nur verfolgt, so weit man muß, zeigen sich auf einmal als ausgezeichnete biographische Schilderer. Von Tristan Caracciolo, von dem biographischen Werke des Facius, von der venezianischen Topographie des Sabellico 2c. ist schon beiläufig die Rede gewesen, und auf andere werden wir noch kommen. Wie für Briefe und Reden, so entsteht auch für die Geschichtschreibung frühzeitig eine Theorie. Diese bemüht sich zunächst, im Anschlusse an Worte Cicero's, den Werth und die Hoheit der Geschichte mit stolzen Worten zu verkünden, ist kühn genug, selbst Moses und die Evangelisten als bloße Historiker zu bezeichnen und läßt es dann an lebhaften Ermahnungen zu strenger Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit nicht fehlen [1]).

Die lateinischen Darstellungen aus der Vergangenheit betrafen natürlich vor Allem das classische Alterthum. Was man aber bei diesen Humanisten weniger suchen würde, sind einzelne bedeutende Arbeiten über die allgemeine Geschichte des Mittelalters. Das erste bedeutende Werk dieser Art war die Chronik des Matteo Palmieri (449—1449), beginnend wo Prosper Aquitanus aufhört, die freilich ihres Stiles wegen den Späteren, z. B. Paolo Cortese, höchlich mißfiel. Wer dann zufällig die Decaden des Blondus von Forli öffnet, wird einigermaßen erstaunen, wenn er hier eine Weltgeschichte „ab inclinatione Romanorum imperii" wie bei Gibbon findet, voll von Quellenstudien der Autoren jedes Jahrhunderts, wovon die ersten 300 Folioseiten dem früheren Mittelalter bis zum Tode Friedrich's II. angehören. Und dieß während man sich im Norden noch auf dem Standpuncte der bekannten

Papst- und Kaiserchroniken und des Fasciculus temporum befand. Es ist hier nicht unsere Sache, kritisch nachzuweisen, welche Schriften Blondus im Einzelnen benützt hat, und wo er sie beisammen gefunden; in der Geschichte der neueren Historiographie aber wird man ihm diese Ehre wohl einmal erweisen müssen. Schon um dieses einen Buches willen wäre man berechtigt zu sagen: das Studium des Alterthums allein hat das des Mittelalters möglich gemacht; jenes hat den Geist zuerst an objectives geschichtliches Interesse gewöhnt. Allerdings kam hinzu, daß das Mittelalter für das damalige Italien ohnehin vorüber war und daß der Geist es erkennen konnte, weil es nun außer ihm lag. Man kann nicht sagen, daß er es sogleich mit Gerechtigkeit oder gar mit Pietät beurtheilt habe; in den Künsten setzt sich ein starkes Vorurtheil gegen seine Hervorbringungen fest, und die Humanisten datiren von ihrem eigenen Aufkommen an eine neue Zeit: „Ich „fange an, sagt Boccaccio [1]), zu hoffen und zu glauben, Gott „habe sich des italienischen Namens erbarmt, seit ich sehe, daß „seine reiche Güte in die Brust der Italiener wieder Seelen „senkt, die denen der Alten gleichen, insofern sie den Ruhm „auf anderen Wegen suchen als durch Raub und Gewalt, nämlich auf dem Pfade der unvergänglich machenden Poesie". Aber diese einseitige und unbillige Gesinnung schloß doch die Forschung bei den Höherbegabten nicht aus, zu einer Zeit da im übrigen Europa noch nicht davon die Rede war; es bildete sich für das Mittelalter eine geschichtliche Kritik [2]), schon weil die rationelle Behandlung aller Stoffe bei den Humanisten auch diesem historischen Stoffe zu Gute kommen mußte. Im 15. Jahrhundert durchdringt dieselbe bereits die einzelnen Städtegeschichten insoweit, daß das späte wüste Fabelwerk aus der Urgeschichte von Florenz, Venedig, Mailand 2c. verschwindet, während die Chroniken des Nordens sich noch

lange mit jenen auch poetisch meist werthlosen, seit dem 13. Jahrhundert ersonnenen Phantasiegespinnsten schleppen müssen.

Den engen Zusammenhang der örtlichen Geschichte mit dem Ruhm haben wir schon oben bei Anlaß von Florenz (S. 74) berührt. Venedig durfte nicht zurückbleiben; so wie etwa eine venezianische Gesandtschaft nach einem großen florentinischen Rednertriumph [1]) eilends nach Hause schreibt, man möchte ebenfalls einen Redner schicken, so bedürfen die Venezianer auch einer Geschichte, welche mit den Werken des Lionardo Aretino und Poggio die Vergleichung aushalten soll. Unter solchen Voraussetzungen entstanden, nachdem Unterhandlungen mit Giov. Maria Filelfo u. A. zu keinem Resultat geführt hatten, im 15. Jahrhundert die Decaden des Sabellico, im 16. die Historia rerum venetarum des Pietro Bembo, beide Arbeiten in ausdrücklichem Auftrag der Republik, letztere als Fortsetzung der erstern.

Die großen florentinischen Geschichtsschreiber zu Anfang des 16. Jahrhunderts (S. 79 fg.) sind dann von Hause aus ganz andere Menschen als die Lateiner Giovio und Bembo. Sie schreiben italienisch, nicht blos weil sie mit der raffinirten Eleganz der damaligen Ciceronianer nicht mehr wetteifern können, sondern weil sie, wie Machiavelli, ihren Stoff als einen durch lebendige Anschauung — auch des Vergangenen, darf man bei Machiavelli sagen, — gewonnenen auch nur in unmittelbarer Lebensform wiedergeben mögen, und weil ihnen, wie Guicciardini, Varchi und den meisten Uebrigen, die möglichst weite und tiefe Wirkung ihrer Ansicht vom Hergang der Dinge am Herzen liegt. Selbst wenn sie nur für wenige Freunde schreiben, wie Francesco Vettori, so müssen sie doch aus innerm Drange Zeugniß geben für Menschen

und Ereignisse, und sich erklären und rechtfertigen über ihre Theilnahme an den letzteren.

Und dabei erscheinen sie, bei aller Eigenthümlichkeit ihres Stiles und ihrer Sprache, doch auf das Stärkste vom Alterthum berührt und ohne dessen Einwirkung gar nicht denkbar. Sie sind keine Humanisten mehr, allein sie sind durch den Humanismus hindurch gegangen und haben vom Geist der antiken Geschichtschreibung mehr an sich als die meisten jener livianischen Latinisten: es sind Bürger, die für Bürger schreiben, wie die Alten thaten.

Neuntes Capitel.

Allgemeine Latinisirung der Bildung.

In die übrigen Fachwissenschaften hinein dürfen wir den Humanismus nicht begleiten; jede derselben hat ihre Specialgeschichte, in welcher die italienischen Forscher dieser Zeit, hauptsächlich vermöge des von ihnen neu entdeckten Sachinhaltes des Alterthums [1]), einen großen neuen Abschnitt bilden, womit dann jedesmal das moderne Zeitalter der betreffenden Wissenschaft beginnt, hier mehr, dort weniger entschieden. Auch für die Philosophie müssen wir auf die besonderen historischen Darstellungen verweisen. Der Einfluß der alten Philosophen auf die italienische Cultur erscheint dem Blicke bald ungeheuer groß, bald sehr untergeordnet. Ersteres besonders, wenn man nachrechnet, wie die Begriffe des Aristoteles, hauptsächlich aus seiner frühverbreiteten Ethik [2]) und Politik, Gemeingut der Gebildeten von ganz Italien wurden und wie die ganze Art des Abstrahirens von ihm beherrscht

war [1]). Letzteres dagegen, wenn man die geringe dogmatische Wirkung der alten Philosophen und selbst der begeisterten florentinischen Platoniker auf den Geist der Nation erwägt. Was wie eine solche Wirkung aussieht, ist in der Regel nur ein Niederschlag der Bildung im Allgemeinen, eine Folge speciell italienischer Geistesentwicklungen. Bei Anlaß der Religion wird hierüber noch Einiges zu bemerken sein. Weit in den meisten Fällen aber hat man es nicht einmal mit der allgemeinen Bildung, sondern nur mit der Aeußerung einzelner Personen oder gelehrter Kreise zu thun, und selbst hier müßte jedesmal unterschieden werden zwischen wahrer Aneignung antiker Lehre und bloßem modemäßigem Mitmachen. Denn für Viele war das Alterthum überhaupt nur eine Mode, selbst für Solche, die darin sehr gelehrt wurden.

Indeß braucht nicht Alles, was unserm Jahrhundert als Affectation erscheint, damals wirklich affectirt gewesen zu sein. Die Anwendung griechischer und römischer Namen als Taufnamen z. B. ist noch immer viel schöner und achtungswerther als die heute beliebte von (zumal weiblichen) Namen, die aus Romanen stammen. Sobald die Begeisterung für die alte Welt größer war als die für die Heiligen, erscheint es ganz einfach und natürlich, daß ein adliges Geschlecht seine Söhne Agamemnon, Achill und Tydeus taufen ließ [2]), daß der Maler seinen Sohn Apelles nannte und seine Tochter Minerva ꝛc. [3]). Auch soviel wird sich wohl vertheidigen lassen, daß statt eines Hausnamens, welchem man überhaupt entrinnen wollte, ein wohllautender antiker angenommen wurde. Einen Heimathsnamen, der alle Mitbürger mitbezeichnete und noch gar nicht zum Familiennamen geworden war, gab man gewiß um so lieber auf, wenn er zugleich als Heiligenname unbequem wurde; Filippo da S. Gemignano nannte sich Kallimachus. Wer von der Familie verkannt und beleidigt

sein Glück als Gelehrter in der Fremde machte, der durfte sich, auch wenn er ein Sanseverino war, mit Stolz zum Julius Pomponius Laetus umtaufen. Auch die reine Uebersetzung eines Namens ins Lateinische oder ins Griechische (wie sie dann in Deutschland fast ausschließlich Brauch wurde) mag man einer Generation zu Gute halten, welche lateinisch sprach und schrieb und nicht blos declinable, sondern leicht in Prosa und Vers mitgleitende Namen brauchte. Tadelhaft und oft lächerlich war erst das halbe Aendern eines Namens, bis er einen classischen Klang und einen neuen Sinn hatte, sowohl Taufnamen als Zunamen. So wurde aus Giovanni Jovianus oder Janus, aus Pietro Pierius oder Petreius, aus Antonio Aonius u. dgl., sodann aus Sannazaro Syncerus, aus Luca Grasso Lucius Crassus u. s. w. Ariosto, der sich über diese Dinge so spöttisch ausläßt [1]), hat es dann noch erlebt, daß man Kinder nach seinen Helden und Heldinnen benannte [2]).

Auch die Antikisirung vieler Lebensverhältnisse, Amtsnamen, Verrichtungen, Ceremonien u. s. w. in den lateinischen Schriftstellern darf nicht zu strenge beurtheilt werden. So lange man sich mit einem einfachen, fließenden Latein begnügte, wie dieß bei den Schriftstellern etwa von Petrarca bis auf Aeneas Sylvius der Fall war, kam dieß allerdings nicht in auffallender Weise vor; unvermeidlich aber wurde es, seit man nach einem absolut reinen, zumal ciceronischen Latein strebte. Da fügten sich die modernen Dinge nicht mehr in die Totalität des Stiles, wenn man sie nicht künstlich umtaufte. Pedanten machten sich nun ein Vergnügen daraus, jeden Stadtrath als Patres conscripti, jedes Nonnenkloster als Virgines Vestales, jeden Heiligen als Divus oder Deus zu betiteln, während Leute von feinerm Geschmack wie Paolo Giovio damit wahrscheinlich nur thaten, was sie nicht vermeiden konnten. Weil Giovio keinen Accent darauf legt, stört es auch nicht, wenn

in seinen wohllautenden Phrasen die Cardinäle Senatores heißen, ihr Decan Princeps Senatus, die Excommunication Dirae [1]), der Carneval Lupercalia u. s. w. Wie sehr man sich hüten muß, aus dieser Stilsache einen voreiligen Schluß auf die ganze Denkweise zu ziehen, liegt gerade bei diesem Autor klar zu Tage.

Die Geschichte des lateinischen Stiles an sich dürfen wir hier nicht verfolgen. Volle zwei Jahrhunderte hindurch thaten die Humanisten dergleichen, als ob das Lateinische überhaupt die einzig würdige Schriftsprache wäre und bleiben müßte. Poggio [2]) bedauert, daß Dante sein großes Gedicht italienisch verfaßt habe, und bekanntlich hatte Dante es in der That mit dem Lateinischen versucht und den Anfang des Inferno zuerst in Hexametern gedichtet. Das ganze Schicksal der italienischen Poesie hing davon ab, daß er nicht in dieser Weise fortfuhr, aber noch Petrarca (ob. S. 248) verließ sich mehr auf seine lateinischen Dichtungen als auf seine Sonette und Canzonen, und die Zumuthung lateinisch zu dichten, ist noch an Ariosto ergangen. Einen stärkern Zwang hat es in literarischen Dingen nie gegeben [3]), allein die Poesie entwischte demselben größtentheils, und jetzt können wir wohl ohne allzugroßen Optimismus sagen: es ist gut, daß die italienische Poesie zweierlei Organe hatte, denn sie hat in beiden Vortreffliches und Eigenthümliches geleistet, und zwar so, daß man inne wird, weßhalb hier italienisch, dort lateinisch gedichtet wurde. Vielleicht gilt Aehnliches auch von der Prosa; die Weltstellung und der Weltruhm der italienischen Bildung hing davon ab, daß gewisse Gegenstände lateinisch — Urbi et orbi — behandelt wurden [4]), während die italienische Prosa gerade von denjenigen am besten gehandhabt worden ist, welchen es einen innern Kampf kostete, nicht lateinisch zu schreiben.

Als reinste Quelle der Prosa galt seit dem 14. Jahrhundert unbestritten Cicero. Dieß kam bei Weitem nicht blos von einer abstracten Ueberzeugung zu Gunsten seiner Wörter, seiner Satzbildung und seiner literarischen Compositionsweise her, sondern im italienischen Geiste fand die Liebenswürdigkeit des Briefschreibers, der Glanz des Redners, die klare beschauliche Art des philosophischen Darstellers einen vollen Wiederklang. Schon Petrarca erkannte vollständig die Schwächen des Menschen und Staatsmannes Cicero [1]), er hatte nur zu viel Respect, um sich darüber zu freuen; seit ihm hat sich zunächst die Epistolographie fast ausschließlich nach Cicero gebildet (oben S. 274) und die anderen Gattungen, mit Ausnahme der erzählenden, folgten nach. Doch der wahre Ciceronianismus, der sich jeden Ausdruck versagte, wenn derselbe nicht aus der Quelle zu belegen war, beginnt erst zu Ende des 15. Jahrhunderts, nachdem die grammatischen Schriften des Lorenzo Valla ihre Wirkung durch ganz Italien gethan, nachdem die Aussagen der römischen Literarhistoriker selbst gesichtet und verglichen waren [2]). Jetzt erst unterscheidet man genauer und bis auf das Genaueste die Stilschattirungen in der Prosa der Alten und kommt mit tröstlicher Sicherheit immer wieder auf das Ergebniß, daß Cicero allein das unbedingte Muster sei, oder, wenn man alle Gattungen umfassen wollte: „jenes unsterbliche und fast himmlische Zeitalter Cicero's“ [3]). Jetzt wandten Leute wie Pietro Bembo, Pierio Valeriano u. a. ihre besten Kräfte auf dieses Ziel; auch solche, die lange widerstrebt und sich aus den ältesten Autoren eine archaistische Diction zusammengebaut [4]), gaben endlich nach und knieten vor Cicero; jetzt ließ sich Longolius von Bembo bestimmen, fünf Jahre lang nur Cicero zu lesen; derselbe gelobte sich gar kein Wort zu gebrauchen, welches nicht in diesem Autor vorkäme, und solche Stimmungen brachen dann

zu jenem großen gelehrten Streit aus, in welchem Erasmus und der ältere Scaliger die Schaaren führten.

Denn auch die Bewunderer Cicero's waren doch lange nicht alle so einseitig, ihn als die einzige Quelle der Sprache gelten zu lassen. Noch im 15. Jahrhundert wagten Poliziano und Ermolao Barbaro mit Bewußtsein nach einer eigenen, individuellen Latinität zu streben [1]), natürlich auf der Basis einer „überquellend großen" Gelehrsamkeit, vermochten aber nicht, bei ihren Schülern das Streben nach ähnlicher Selbständigkeit hervorzurufen, und dieses Ziel hat auch derjenige verfolgt, welcher uns dies meldet, Paolo Giovio. Er hat eine Menge moderner Gedanken, zumal ästhetischer Art, zuerst und mit großer Anstrengung lateinisch wiedergegeben, nicht immer glücklich, aber bisweilen mit einer merkwürdigen Kraft und Eleganz. Seine lateinischen Charakteristiken der großen Maler und Bildhauer jener Zeit [2]) enthalten das Geistvollste und das Mißrathenste nebeneinander. Auch Leo X., der seinen Ruhm darein setzte „ut lingua latina nostro pontificatu dicatur facta auctior" [3]), neigte sich einer liberalen, nicht ausschließlichen Latinität zu, wie dieß bei seiner Richtung auf den Genuß nicht anders möglich war; ihm genügte es, wenn das, was er anzuhören und zu lesen hatte, wahrhaft lateinisch, lebendig und elegant erschien. Endlich gab Cicero für die lateinische Conversation kein Vorbild, so daß man hier gezwungen war, andere Götter neben ihm zu verehren. In die Lücke traten die in und außerhalb Rom ziemlich häufigen Aufführungen der Comödien des Plautus und Terenz, welche für die Mitspielenden eine unvergleichliche Uebung des Lateinischen als Umgangssprache abgaben. Den Anstoß zur Beschäftigung mit der lateinischen Comödie des Alterthums und zur selbständigen Nachbildung lateinischer Lustspiele gab die Auffindung plautinischer Stücke

im Cod. Ursinianus und dessen Uebersiedelung nach Rom 1428 oder 29. Wenige Jahrzehnte später, schon unter Paul II wird [1]) der gelehrte Cardinal von Theanum (wahrscheinlich Niccolò Forteguerra von Pistoja) gerühmt, weil er sich auch an die schlechtest erhaltenen, der Personenverzeichnisse beraubten plautinischen Stücke wage und dem ganzen Autor um der Sprache willen die größte Aufmerksamkeit widme, und von ihm könnte wohl auch die Anregung zum Aufführen jener Stücke ausgegangen sein. Dann nahm sich Pomponius Laetus der Sache an, und wo in den Säulenhöfen großer Prälaten Plautus über die Scene ging [2]), war er Regisseur. Daß man seit etwa 1520 davon abkam, zählt Giovio, wie wir (S. 282) sahen, mit unter die Ursachen des Verfalls der Eloquenz.

Zum Schluß dürfen wir hier eine Parallele des Ciceronianismus aus dem Gebiete der Kunst nahmhaft machen: den Vitruvianismus der Architekten [3]). Und zwar bekundet sich auch hier das durchgehende Gesetz der Renaissance, daß die Bewegung in der Bildung durchgängig der analogen Kunstbewegung vorangeht. Im vorliegendem Fall möchte der Unterschied etwa zwei Jahrzehnte betragen, wenn man von Cardinal Hadrian von Corneto (1505?) bis auf die ersten absoluten Vitruvianer rechnet.

Zehntes Capitel.

Die neulateinische Poesie.

Der höchste Stolz des Humanisten endlich ist die neulateinische Dichtung. So weit sie den Humanismus charakterisiren hilft, muß auch sie hier behandelt werden.

Wie vollständig sie das Vorurtheil für sich hatte, wie

nahe ihr der entschiedene Sieg stand, wurde oben (S. 293) dargethan. Man darf von vornherein überzeugt sein, daß die geistvollste und meistentwickelte Nation der damaligen Welt nicht aus bloßer Thorheit, nicht ohne etwas Bedeutendes zu wollen, in der Poesie auf eine Sprache verzichtete wie die italienische ist. Eine übermächtige Thatsache muß sie dazu bestimmt haben.

Dieß war die Bewunderung des Alterthums. Wie jede echte, rückhaltlose Bewunderung erzeugte sie nothwendig die Nachahmung. Auch in anderen Zeiten und bei anderen Völkern finden sich eine Menge vereinzelter Versuche nach diesem nämlichen Ziele hin, nur in Italien aber waren die beiden Hauptbedingungen der Fortdauer und Weiterbildung für die neulateinische Poesie vorhanden: ein allseitiges Entgegenkommen bei den Gebildeten der Nation und ein theilweises Wiedererwachen des antiken italienischen Genius in den Dichtern selbst, ein wundersames Weiterklingen eines uralten Saitenspiels. Das Beste, was so entsteht, ist nicht mehr Nachahmung sondern eigene freie Schöpfung. Wer in den Künsten keine abgeleiteten Formen vertragen kann, wer entweder schon das Alterthum selber nicht schätzt oder es im Gegentheil für magisch unnahbar und unnachahmlich hält, wer endlich gegen Verstöße keine Nachsicht übt bei Dichtern, welche z. B. eine Menge Silbenquantitäten neu entdecken oder errathen mußten, der lasse diese Literatur bei Seite. Ihre schöneren Werke sind nicht geschaffen, um irgend einer absoluten Kritik zu trotzen, sondern um den Dichter und viele Tausende seiner Zeitgenossen zu erfreuen [1]).

Am wenigsten Glück hatte man mit dem Epos aus Geschichten und Sagen des Alterthums. Die wesentlichen Bedingungen einer lebendigen epischen Poesie werden bekanntlich nicht einmal den römischen Vorbildern, ja außer

Homer nicht einmal den Griechen zuerkannt; wie hätten sie sich bei den Lateinern der Renaissance finden sollen. Indeß möchte doch die Africa des Petrarca [1]) im Ganzen so viele und so begeisterte Leser und Hörer gefunden haben als irgend ein Epos der neuern Zeit. Absicht und Entstehung des Gedichtes sind nicht ohne Interesse. Das 14. Jahrhundert erkannte mit ganz richtigem Gefühl in der Zeit des zweiten punischen Krieges die Sonnenhöhe des Römerthums, und diese wollte und mußte Petrarca behandeln. Wäre Silius Italicus schon entdeckt gewesen, so hätte er vielleicht einen andern Stoff gewählt; in dessen Ermanglung aber lag die Verherrlichung des ältern Scipio Africanus dem 14. Jahrhundert so nahe, daß schon ein anderer Dichter, Zanobi di Strada, sich diese Aufgabe gestellt hatte; nur aus Hochachtung für Petrarca zog er sein bereits vorgerücktes Gedicht zurück [2]). Wenn es irgend eine Berechtigung für die Africa gab, so lag sie darin, daß sich damals und später Jedermann für Scipio interessirte, als lebte er noch, daß er Vielen für größer galt als Alexander, Pompejus und Cäsar [3]). Wie viele neuere Epopöen haben sich eines für ihre Zeit so populären, im Grunde historischen und dennoch für die Anschauung mythischen Gegenstandes zu rühmen? An sich ist das Gedicht jetzt freilich ganz unlesbar. Für andere historische Sujets müssen wir auf die Literaturgeschichten verweisen.

Reicher und ausgiebiger war schon das Weiterdichten am antiken Mythus, das Ausfüllen der poetischen Lücken in demselben. Hier griff auch die italienische Dichtung früh ein, schon mit der Teseide des Boccaccio, welche als dessen bestes poetisches Werk gilt. Lateinisch dichtete Maffeo Vegio unter Martin V. ein dreizehntes Buch zur Aeneide; dann finden sich eine Anzahl kleinerer Versuche zumal in der Art des Claudian, eine Meleagris, eine Hesperis &c. Das Merk-

würdigste aber sind die neu ersonnenen Mythen, welche die schönsten Gegenden Italiens mit einer Urbevölkerung von Göttern, Nymphen, Genien und auch Hirten erfüllen, wie denn überhaupt hier das Epische und das Bucolische nicht mehr zu trennen sind. Daß in den bald erzählenden, bald dialogischen Eclogen seit Petrarca das Hirtenleben schon beinah völlig [1]) conventionell, als Hülle beliebiger Phantasien und Gefühle, behandelt ist, wird bei späterem Anlaß wieder hervorzuheben sein; hier handelt es sich nur um die neuen Mythen. Deutlicher als sonst irgendwo verräth es sich hier, daß die alten Götter in der Renaissance eine doppelte Bedeutung haben: einerseits ersetzen sie allerdings die allgemeinen Begriffe und machen die allegorischen Figuren unnöthig, zugleich aber sind sie auch ein freies, selbständiges Element der Poesie, ein Stück neutrale Schönheit, welches jeder Dichtung beigemischt und stets neu combinirt werden kann. Keck voran ging Boccaccio mit seiner imaginären Götter- und Hirtenwelt der Umgebung von Florenz, in seinem Ninfale d'Ameto und Ninfale fiesolano, welche italienisch gedichtet sind. Das Meisterwerk aber möchte wohl der Sarca des Pietro Bembo [2]) sein, die Werbung des Flußgottes jenes Namens um die Nymphe Garda, das prächtige Hochzeitsmahl in einer Höhle am Monte Baldo, die Weissagungen der Manto, Tochter des Tiresias, von der Geburt des Kindes Mincius, von der Gründung Mantua's und vom künftigen Ruhme des Vergil, der als Sohn des Mincius und der Nymphe von Andes, Maja, geboren werden wird. Zu diesem stattlichen humanistischen Rococo fand Bembo sehr schöne Verse und eine Schlußanrede an Vergil, um welche ihn jeder Dichter beneiden kann. Man pflegt dergleichen als bloße Declamation gering zu achten, worüber, als über eine Geschmackssache, mit Niemandem zu rechten ist.

Ferner entstanden umfangreiche epische Gedichte biblischen und kirchlichen Inhaltes in Hexametern. Nicht immer bezweckten die Verfasser damit eine kirchliche Beförderung oder die Erwerbung päpstlicher Gunst; bei den Besten, und auch bei Ungeschickteren wie Battista Mantovano, dem Verfasser der Parthenice, wird man ein ganz ehrliches Verlangen voraussetzen dürfen, mit ihrer gelehrten lateinischen Poesie dem Heiligen zu dienen, womit freilich ihre halbheidnische Auffassung des Katholicismus nur zu wohl zusammenstimmte. Gyraldus zählt ihrer eine Anzahl auf, unter welchen Vida mit seiner Christiade, Sannazaro mit seinen drei Gesängen „De partu Virginis" [1]) in erster Reihe stehen. Sannazaro (geb. 1458, gest. 1530) imponirt durch den gleichmäßigen gewaltigen Fluß, in welchen er Heidnisches und Christliches ungescheut zusammendrängt, durch die plastische Kraft der Schilderung, durch die vollkommen schöne Arbeit. Er hatte sich nicht vor der Vergleichung zu fürchten, als er die Verse von Vergils vierter Ecloge in den Gesang der Hirten an der Krippe verflocht (III, 200 ff.) Im Gebiet des Jenseitigen hat er da und dort einen Zug dantesker Kühnheit, wie z. B. König David im Limbus des Patriarchen sich zu Gesang und Weissagung erhebt (I, 236 ff.), oder wie der Ewige thronend in seinem Mantel, der von Bildern alles elementaren Daseins schimmert, die himmlischen Geister anredet (III, 17 ff.). Andere Male bringt er unbedenklich die alte Mythologie mit seinem Gegenstande in Verbindung, ohne doch eigentlich barock zu erscheinen, weil er die Heidengötter nur gleichsam als Einrahmung benutzt, ihnen keine Hauptrollen zutheilt. Wer das künstlerische Vermögen jener Zeit in seinem vollen Umfange kennen lernen will, darf sich gegen ein Werk wie dieses nicht abschließen. Sannazaro's Verdienst erscheint um so viel größer, da sonst die Vermischung von Christlichem und Heidnischem in der Poesie viel leichter stört

als in der bildenden Kunst; letztere kann das Auge dabei beständig durch irgend eine bestimmte, greifbare Schönheit schadlos halten und ist überhaupt von der Sachbedeutung ihrer Gegenstände viel unabhängiger als die Poesie, indem die Einbildungskraft bei ihr eher an der Form, bei der Poesie eher an der Sache weiterspinnt. Der gute Battista Mantovano in seinem [1]) Festkalender hatte einen andern Ausweg versucht; statt Götter und Halbgötter der heiligen Geschichte dienen zu lassen, bringt er sie, wie die Kirchenväter thaten, in Gegensatz zu derselben; während der Engel Gabriel zu Nazareth die Jungfrau grüßt, ist ihm Mercur vom Carmel her nachgeschwebt uud lauscht nun an der Pforte; dann berichtet er das Gehörte den versammelten Göttern und bewegt sie damit zu den äußersten Entschlüssen. Andere Male [2]) freilich müssen bei ihm Thetis, Ceres, Aeolus u. s. w. wieder der Madonna und ihrer Herrlichkeit gutwillig unterthan sein.

Sannazaro's Ruhm, die Menge seiner Nachahmer, die begeisterte Huldigung der Größten jener Zeit, Bembo's, der ihm die Grabschrift verfertigte, Tizian's, der sein Bild malte — dieß Alles zeigt, wie sehr er seinem Jahrhundert nöthig und werth war. Für die Kirche beim Beginn der Reformation löste er das Problem: völlig classisch und doch christlich zu dichten, und Leo sowohl als Clemens sagten ihm lauten Dank dafür.

Endlich wurde in Hexametern oder Distichen auch die Zeitgeschichte behandelt, bald mehr erzählend bald mehr panegyrisch, in der Regel aber zu Ehren eines Fürsten oder Fürstenhauses. So entstand eine Sforcias [3]), eine Borseïs, eine Borgias (oben S. 265 u. A. 2) eine Laurentias, eine Triultias u. s. w., freilich mit gänzlichem Verfehlen des Zweckes; denn wer irgend berühmt und unsterblich geblieben ist, der blieb es nicht durch diese Art von Gedichten, gegen welche

die Welt einen unvertilgbaren Widerwillen hat, selbst wenn sich gute Dichter dazu hergeben. Ganz anders wirken kleinere, genreartig und ohne Pathos ausgeführte Einzelbilder aus dem Leben der berühmten Männer, wie z. B. das schöne Gedicht von Leo's X. Jagd bei Palo [1]) oder die „Reise Julius II." von Hadrian von Corneto (S. 113). Glänzende Jagdschilderungen jener Art giebt es auch von Ercole Strozza, von dem eben genannten Hadrian u. A. m., und es ist Schade, wenn sich der moderne Leser durch die zu Grunde liegende Schmeichelei abschrecken oder erzürnen läßt. Die Meisterschaft der Behandlung und der bisweilen nicht unbedeutende geschichtliche Werth sichern diesen anmuthigen Dichtungen ein längeres Fortleben als manche jetzt namhafte Poesien unserer Zeit haben dürften.

Im Ganzen sind diese Sachen immer um so viel besser, je mäßiger die Einmischung des Pathetischen und Allgemeinen ist. Es giebt einzelne kleinere epische Dichtungen von berühmten Meistern, die durch barockes mythologisches Dreinfahren unbewußt einen unbeschreiblich komischen Eindruck hervorbringen. So das Trauergedicht des Ercole Strozza [2]) auf Cesare Borgia (S. 107 A. 3, 153). Man hört die klagende Rede der Roma, welche all ihre Hoffnung auf die spanischen Päpste Calixt III. und Alexander VI. gesetzt hatte und dann Cesare für den Verheißenen hielt, dessen Geschichte durchgegangen wird bis zur Katastrophe des Jahres 1503. Dann frägt der Dichter die Muse, welches in jenem Augenblick [3]) die Rathschlüsse der Götter gewesen, und Erato erzählt: auf dem Olymp nahmen Pallas für die Spanier, Venus für die Italiener Partei; beide umfaßten Jupiters Knie, worauf er sie küßte, begütigte und sich ausredete, er vermöge nichts gegen das von den Parzen gesponnene Schicksal, die Götterverheißungen würden sich aber erfüllen durch das Kind vom

Hause Este-Borgia [1]); nachdem er die abenteuerliche Urgeschichte beider Familien erzählt, betheuert er, dem Cesare so wenig die Unvergänglichkeit schenken zu können als einst — trotz großer Fürbitten — einem Memnon oder Achill; endlich schließt er mit dem Troste, Cesare werde vorher noch im Krieg viele Leute umbringen. Nun geht Mars nach Neapel und bereitet Krieg und Streit, Pallas aber eilt nach Nepi und erscheint dort dem kranken Cesare unter der Gestalt Alexanders VI.; nach einigen Vermahnungen, sich zu schicken und sich mit dem Ruhme seines Namens zu begnügen, verschwindet die päpstliche Göttin „wie ein Vogel".

Man verzichtet indeß unnützer Weise auf einen bisweilen großen Genuß, wenn man Alles perhorrescirt, worin antike Mytholgie wohl oder übel verwoben ist; bisweilen hat die Kunst diesen an sich conventionellen Bestandtheil in der Poesie eben so sehr geadelt wie in Malerei und Sculptur. Auch fehlt es sogar für den Liebhaber nicht an Anfängen der Parodie (S. 185 fg.) z. B. in der Macaroneide, wozu dann das komische Götterfest des Giovanni Bellini bereits eine Parallele bildet.

Manche erzählende Gedichte in Hexametern sind auch bloße Exercitien oder Bearbeitungen von Relationen in Prosa, welche letztere der Leser vorziehen wird, wo er sie findet. Am Ende wurde bekanntlich Alles, jede Fehde und jede Ceremonie besungen, auch von den deutschen Humanisten der Reformationszeit [2]). Indeß würde man Unrecht thun, dieß blos dem Müßiggang und der übergroßen Leichtigkeit im Versemachen zuzuschreiben. Bei den Italienern wenigstens ist es ein ganz entschiedener Ueberfluß an Stilgefühl, wie die gleichzeitige Masse von italienischen Berichten, Geschichtsdarstellungen und selbst Pamphleten in Terzinen beweist. So gut Niccolo da Uzzano sein Placat mit einer neuen Staatsverfassung, Machiavelli seine Uebersicht der Zeitgeschichte, ein

Dritter das Leben Savonarola's, ein Vierter die Belagerung von Piombino durch Alfons den Großen [1]) u. s. w. in diese schwierige italienische Versart gossen, um eindringlicher zu wirken, eben so gut mochten viele Andere für ihr Publikum des Hexameters bedürfen, um es zu fesseln. Was man in dieser Form vertragen konnte und begehrte, zeigt am besten die didaktische Poesie. Diese nimmt im 16. Jahrhundert einen ganz erstaunlichen Aufschwung, so daß sich selbst die hervorragendsten Humanisten dazu verstehen, rein praktische, lächerliche oder widerliche Dinge, wie das Goldmachen, das Schachspiel, die Seidenzucht, die Astrologie, die venerische Seuche (morbus gallicus) u. dgl. in lateinischen Hexametern zu besingen, wozu noch mehrere umfassende italienische Dichtungen kommen. Man pflegt dergleichen heutzutage ungelesen zu verdammen, und inwiefern diese Lehrgedichte wirklich lesenswerth sind, wüßten auch wir nicht zu sagen. [2]) Eins nur ist gewiß, daß Epochen, die der unsrigen an Schönheissinn unendlich überlegen waren, daß die spätgriechische, die römische Welt und die Renaissance die betreffende Gattung von Poesie nicht entbehren konnten. Man mag dagegen einwenden, daß heute nicht der Mangel an Schönheitssinn, sondern der größere Ernst und die universalistische Behandlung alles Lehrenswerthen die poetische Form ausschlössen, was wir auf sich beruhen lassen.

Eines dieser didaktischen Werke wird noch jetzt hie und da wieder aufgelegt [3]): der Zodiacus des Lebens, von Marcellus Palingenius (Pier Angello Manzolli), einem ferraresischen Kryptoprotestanten, um 1528 gedichtet. An die höchsten Fragen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit knüpft der Verfasser die Besprechung vieler Verhältnisse des äußeren Lebens und ist von dieser Seite auch eine nicht zu verachtende sittengeschichtliche Autorität. Im Wesentlichen jedoch geht sein

Gedicht schon aus dem Rahmen der Renaissance heraus, wie denn auch, seinem ernsten Lehrzweck gemäß, bereits die Allegorie der Mythologie den Rang abläuft.

Weit am nächsten kam aber der Poet-Philolog dem Alterthum in der Lyrik, und zwar speciell in der Elegie; außerdem noch im Epigramm.

In der leichteren Gattung übte Catull eine wahrhaft fascinirende Wirkung auf die Italiener aus. Manches elegante lateinische Madrigal, manche kleine Invective, manches boshafte Billet ist reine Umschreibung nach ihm; dann werden verstorbene Hündchen, Papageien beklagt ohne ein Wort aus dem Gedicht von Lesbiens Sperling und doch in völliger Abhängigkeit von dessen Gedankengang. Indeß gibt es kleine Gedichte dieser Art, welche auch den Kenner über ihr wahres Alter täuschen können [1]), wenn nicht ein sachlicher Bezug klar auf das 15. und 16. Jahrhundert hinweist.

Dagegen möchte von Oden des sapphischen, alcäischen &c. Versmaßes kaum eine zu finden sein, welche nicht irgendwie ihren modernen Ursprung deutlich verriethe. Dieß geschieht meist durch eine rhetorische Redseligkeit, welche im Alterthum erst etwa dem Statius eigen ist, durch einen auffallenden Mangel an lyrischer Concentration, wie diese Gattung sie durchaus verlangt. Einzelne Partien einer Ode, 2 oder 3 Strophen zusammen, sehen wohl etwa wie ein antikes Fragment aus, ein längeres Ganzes hält diese Farbe selten fest. Und wo dies der Fall ist, wie z. B. in der schönen Ode an Venus von Andrea Navagero, da erkennt man leicht eine bloße Umschreibung nach antiken Meisterwerken [2]). Einige Odendichter bemächtigen sich des Heiligencultus und bilden ihre Invocationen sehr geschmackvoll den horazischen und catullischen Oden analogen Inhaltes nach. So Navagero in der Ode an den Erzengel Gabriel, so besonders Sannazaro

(S. 300 fg.), der in der Substituirung einer heidnischen Andacht sehr weit geht. Er feiert vorzüglich seinen Namensheiligen [1]), dessen Capelle zu seiner herrlich gelegenen kleinen Villa am Gestade des Posilipp gehörte, „dort, wo die Meereswoge den Felsquell wegschlürft und an die Mauer des kleinen Heiligthums anschlägt". Seine Freude ist das alljährliche St. Nazariusfest, und das Laubwerk und die Guirlanden, mit denen das Kirchlein zumal an diesem Tage geschmückt wird, erscheinen ihm als Opfergaben. Auch fern auf der Flucht, mit dem verjagten Federigo von Aragon, zu St. Nazaire an der Loiremündung, bringt er voll tiefen Herzeleids seinem Heiligen am Namenstage Kränze von Bux und Eichenlaub; er gedenkt früherer Jahre, da die jungen Leute des ganzen Posilipp zu seinem Feste gefahren kamen auf bekränzten Nachen, und fleht um Heimkehr [2]).

Täuschend antik erscheinen vorzüglich eine Anzahl Gedichte in elegischem Versmaß oder auch blos in Hexametern, deren Inhalt von der eigentlichen Elegie bis zum Epigramm herabreicht. So wie die Humanisten mit dem Text der römischen Elegiker am allerfreiesten umgingen, so fühlten sie sich denselben auch in der Nachbildung am Meisten gewachsen. Navagero's Elegie an die Nacht ist so wenig frei von Reminiscenzen aus jenen Vorbildern als irgend ein Gedicht dieser Art und Zeit, aber dabei vom schönsten antiken Klang. Ueberhaupt sorgt Navagero [3]) immer zuerst für einen echt poetischen Inhalt, den er dann nicht knechtisch sondern mit meisterhafter Freiheit im Stil der Anthologie, des Ovid, des Catull, auch der vergilischen Eclogen wiedergibt; die Mythologie braucht er nur äußerst mäßig, etwa um in einem Gebet an Ceres u. a. ländliche Gottheiten das Bild des einfachsten Daseins zu entwickeln. Einen Gruß an die Heimath, bei der Rückkehr von seiner Gesandtschaft in Spanien, hat

er nur angefangen; es hätte wohl ein herrliches Ganzes werden können, wenn der Rest diesem Anfang entsprach:

Salve cura Deûm, mundi felicior ora,
Formosae Veneris dulces salvete recessus;
Ut vos post tantos animi mentisque labores
Aspicio lustroque libens, ut munere vestro
Sollicitas toto depello e pectore curas! [1])

Die elegische oder hexametrische Form wird ein Gefäß für jeden höheren pathetischen Inhalt, und die edelste patriotische Aufregung (S. 113, die Elegie an Julius II) wie die pomphafteste Vergötterung der Herrschenden sucht hier ihren Ausdruck [2]), aber auch die zarteste Melancholie eines Tibull. Francesco Maria Molza, der in seiner Schmeichelei gegen Clemens VII. und die Farnesen mit Statius und Martial wetteifert, hat in einer Elegie „an die Genossen", vom Krankenlager, so schöne und echt antike Grabgedanken als irgend einer der Alten, und dieß ohne Wesentliches von letzteren zu entlehnen. [3]) Am vollständigsten hat übrigens Sannazaro Wesen und Umfang der römischen Elegie erkannt und nachgebildet, und von keinem Andern gibt es wohl eine so große Anzahl guter und verschiedenartiger Gedichte dieser Form. — Einzelne Elegien werden noch hie und da um ihres Sachinhaltes willen zu erwähnen sein.

Endlich war das lateinische Epigramm in jenen Zeiten eine ernsthafte Angelegenheit, indem ein paar gut gebildete Zeilen, eingemeißelt an einem Denkmal oder von Mund zu Munde mit Gelächter mitgetheilt, den Ruhm eines Gelehrten begründen konnten. Ein Anspruch dieser Art meldet sich schon früh; als es verlautete, Guido della Polenta wolle Dante's Grab mit einem Denkmal schmücken, liefen von allen Enden Grabschriften ein [4]) „von Solchen, die sich zeigen oder auch „den todten Dichter ehren oder die Gunst des Polenta er-

„werden wollten". Am Grabmal des Erzbischofes Giovanni Visconti (st. 1354) im Dom von Mailand liest man unter 36 Hexametern: „Herr Gabrius de Zamoreis aus Parma, Doctor der Rechte, hat diese Verse gemacht." Allmählich bildete sich hauptsächlich unter dem Einfluß Martial's, auch Catull's eine ausgedehnte Literatur dieses Zweiges; der höchste Triumph war, wenn ein Epigramm für antik, für abgeschrieben von einem alten Stein galt [1]), oder wenn es so vortrefflich erschien, daß ganz Italien es auswendig wußte wie z. B. einige des Bembo. Wenn der Staat Venedig an Sannazaro für seinen Lobspruch in drei Distichen [2]) 600 Ducaten Honorar bezahlte, so war dieß nicht etwa eine generöse Verschwendung, sondern man würdigte das Epigramm als das, was es für alle Gebildeten jener Zeit war: als die concentrirteste Form des Ruhmes. Niemand hinwiederum war damals so mächtig, daß ihm nicht ein witziges Epigramm hätte unangenehm werden können, und auch die Großen selber bedurften für jede Inschrift, welche sie setzten, sorgfältigen und gelehrten Beirathes, denn lächerliche Epitaphien z. B. liefen Gefahr, in Sammlungen zum Zweck der Erheiterung aufgenommen zu werden [3]). Epigraphik und Epigrammatik reichten einander die Hand; erstere beruhte auf dem emsigsten Studium der antiken Steinschriften.

Die Stadt der Epigramme und der Inscriptionen in vorzugsweisem Sinne war und blieb Rom. In diesem Staate ohne Erblichkeit mußte jeder für seine Verewigung selber sorgen; zugleich war das kurze Spottgedicht eine Waffe gegen die Mitemporstrebenden. Schon Pius II. zählt mit Wohlgefallen die Distichen auf, welche sein Hauptdichter Campanus bei jedem irgend geeigneten Momente seiner Regierung ausarbeitete. Unter den folgenden Päpsten blühte dann das satirische Epigramm und erreichte gegenüber Alexander VI.

und den Seinigen die volle Höhe des scandalösen Trotzes. Sannazaro dichtete die seinigen allerdings in einer relativ gesicherten Lage, Andere aber wagten in der Nähe des Hofes das Gefährlichste (S. 106, 152 fg.). Auf acht drohende Distichen hin, die man an der Pforte der Bibliothek angeschlagen [1]) fand, ließ einst Alexander die Garde um 800 Mann verstärken [2]); man kann sich denken, wie er gegen den Dichter würde verfahren sein, wenn derselbe sich erwischen ließ. — Unter Leo X. waren lateinische Epigramme das tägliche Brod; für die Verherrlichung wie für die Verlästerung des Papstes, für die Züchtigung genannter wie ungenannter Feinde und Schlachtopfer, für wirkliche wie für fingirte Gegenstände des Witzes, der Bosheit, der Trauer, der Contemplation gab es keine passendere Form. Damals strengten sich für die berühmte Gruppe der Mutter Gottes mit der heil. Anna und dem Kinde, welche Andrea Sansovino für S. Agostino meißelte, nicht weniger als hundertundzwanzig Personen in lateinischen Versen an, freilich nicht so sehr aus Andacht, als dem Besteller des Werkes zu Liebe [3]). Dieser, Johann Goritz aus Luxemburg, päpstlicher Supplikenreferendar, ließ nämlich am St. Annenfeste nicht blos etwa Gottesdienst halten, sondern er gab ein großes Literatenbankett in seinen Gärten am Abhang des Capitols. Damals lohnte es sich auch der Mühe, die ganze Poetenschaar, welche an Leo's Hofe ihr Glück suchte, in einem eigenen großen Gedicht „de poetis urbanis" zu mustern, wie Franc. Arsillus that [1]), ein Mann, der kein päpstliches oder anderes Mäcenat brauchte und sich seine freie Zunge auch gegen die Collegen vorbehielt. — Ueber Paul III. herab reicht das Epigramm nur noch in vereinzelten Nachklängen, die Epigraphik dagegen blüht länger und unterliegt erst im 17. Jahrhundert völlig dem Schwulst.

Auch in Venedig hat das Epigramm seine besondere Ge-

schichte, die wir mit Hülfe von Francesco Sansovino's „Venezia" verfolgen können. Eine stehende Aufgabe bildeten die Motto's (Brievi) auf den Dogenbildnissen des großen Saales im Dogenpalast, zwei bis vier Hexameter, welche das Wesentliche aus der Amtsführung des Betreffenden enthalten [1]). Dann hatten die Dogengräber des 14. Jahrhunderts lakonische Prosainschriften, welche nur Thatsachen enthalten, und daneben schwülstige Hexameter oder leoninische Verse. Im 15. Jahrhundert steigt die Sorgfalt des Stiles; im 16. erreicht sie ihre Höhe, und bald beginnt die unnütze Antithese, die Prosopopöe, das Pathos, das Principienlob, mit Einem Worte: der Schwulst. Ziemlich oft wird gestichelt und verdeckter Tadel gegen Andere durch directes Lob des Verstorbenen ausgedrückt. Ganz spät kommen dann wieder ein paar absichtlich einfache Epitaphien.

Architectur und Ornamentik waren auf das Anbringen von Inschriften — oft in vielfacher Wiederholung — vollkommen eingerichtet, während z. B. das Gothische des Nordens nur mit Mühe einen zweckmäßigen Platz für eine Inschrift schafft, und sie an Grabmälern z. B. gerne den bedrohtesten Stellen, den Rändern zuweist.

Durch das bisher Gesagte glauben wir nun keineswegs den Leser von dem eigenthümlichen Werthe dieser lateinischen Poesie der Italiener überzeugt zu haben. Es handelt sich nur darum, die culturgeschichtliche Stellung und Nothwendigkeit derselben anzudeuten. Schon damals entstand [2]) übrigens ein Zerrbild davon: die sogenannte macaronische Poesie, deren Hauptwerk, das Opus macaronicorum, von Merlinus Coccaius (d. h. Teofilo Folengo von Mantua) gedichtet ist. Vom Inhalt wird noch hie und da die Rede sein; was die Form betrifft — Hexameter u. a. Verse gemischt aus lateinischen und italienischen Wörtern mit lateinischen Endungen — so

liegt das Komische derselben wesentlich darin, daß sich diese Mischungen wie lauter Lapsus linguae anhören, wie das Sprudeln eines übereifrigen lateinischen Improvisators. Nachahmungen aus Deutsch und Latein geben hievon keine Ahnung.

Elftes Capitel.

Sturz der Humanisten im 16. Jahrhundert.

Nachdem mehrere glänzende Generationen von Poeten-Philologen seit Anfang des 14. Jahrhunderts Italien und die Welt mit dem Cultus des Alterthums erfüllt, die Bildung und Erziehung wesentlich bestimmt, oft auch das Staatswesen geleitet und die antike Literatur nach Kräften reproducirt hatten, fiel mit dem 16. Jahrhundert die ganze Menschenclasse in einen lauten und allgemeinen Mißcredit, zu einer Zeit, da man ihre Lehre und ihr Wissen noch durchaus nicht völlig entbehren wollte. Man redet, schreibt und dichtet noch fortwährend wie sie, aber persönlich will Niemand mehr zu ihnen gehören. In die beiden Hauptanklagen wegen ihres bösartigen Hochmuthes und ihrer schändlichen Ausschweifungen tönt bereits die dritte hinein, die Stimme der beginnenden Gegenreformtion: wegen ihres Unglaubens.

Warum verlauteten, muß man zunächst fragen, diese Vorwürfe nicht früher, mochten sie nun wahr oder unwahr sein? Sie sind schon frühe genug vernehmlich, allein ohne sonderliche Wirkung, offenbar weil man von den Literaten noch gar zu abhängig war in Betreff des Sachinhaltes des Alterthums, weil sie im persönlichsten Sinne die Besitzer,

Träger und Verbreiter desselben waren. Allein das Ueberhandnehmen gedruckter Ausgaben der Classiker [1]), großer wohlangelegter Handbücher und Nachschlagewerke emancipirte das Volk schon in bedeutendem Grade von dem dauernden persönlichen Verkehr mit den Humanisten, und sobald man sich ihrer auch nur zur Hälfte entschlagen konnte, trat dann jener Umschlag der Stimmung ein. Gute und Böse litten darunter ohne Unterschied.

Urheber jener Anklagen sind durchaus die Humanisten selbst. Von Allen, die jemals einen Stand gebildet, haben sie am allerwenigsten ein Gefühl des Zusammenhaltes gehabt oder, wo es sich aufraffen wollte, respectirt. Sobald sie dann anfingen sich Einer über den Andern zu erheben, war ihnen jedes Mittel gleichgültig. Blitzschnell gehen sie von wissenschaftlichen Gründen zur Invective und zur bodenlosesten Lästerung über; sie wollen ihren Gegner nicht widerlegen sondern in jeder Beziehung zernichten. Etwas hievon kommt auf Rechnung ihrer Umgebung und Stellung; wir sahen, wie heftig das Zeitalter, dessen lauteste Organe sie waren, von den Wogen des Ruhmes und des Hohnes hin und her geworfen wurde. Auch war ihre Lage im wirklichen Leben meist eine solche, daß sie sich beständig ihrer Existenz wehren mußten. In solchen Stimmungen schrieben und perorirten sie und schilderten einander. Poggio's Werke allein enthalten schon Schmutz genug, um ein Vorurtheil gegen die ganze Schaar hervorzurufen — und diese Opera Poggii mußten gerade am häufigsten aufgelegt werden, diesseits wie jenseits der Alpen. Man freue sich nicht zu früh, wenn sich im 15. Jahrhundert eine Gestalt unter dieser Schaar findet, die unantastbar scheint; bei weiterem Suchen läuft man immer Gefahr irgend einer Lästerung zu begegnen, welche, selbst wenn man sie nicht glaubt, das Bild trüben wird. Die vielen

unzüchtigen lateinischen Gedichte und etwa eine Persiflage dre eignen Familie, wie z. B. in Pontano's Dialog „Antonius" thaten das Uebrige. Das 16. Jahrhundert kannte diese Zeugnisse alle und war der betreffenden Menschengattung ohnehin müde geworden. Sie mußte büßen für das, was sie verübt hatte, und für das Uebermaß der Geltung, das ihr bisher zu Theil geworden war. Ihr böses Schicksal wollte es, daß der größte Dichter der Nation sich über sie mit ruhiger souveräner Verachtung aussprach [1]).

Von den Vorwürfen, die sich jetzt zu einem Gesammtwiderwillen sammelten, war nur zu Vieles begründet. Ein bestimmter, kenntlicher Zug zur Sittenstrenge und Religiosität war und blieb in manchen Philologen lebendig, und es ist ein Zeichen geringer Kenntniß jener Zeit, wenn man die ganze Classe verurtheilt; aber Viele, und darunter die lautesten, waren schuldig.

Drei Dinge erklären und vermindern vielleicht ihre Schuld: die übermäßige, glänzende Verwöhnung, wenn das Glück ihnen günstig war; die Garantielosigkeit ihres äußern Daseins, so daß Glanz und Elend je nach Launen der Herren und nach der Bosheit der Gegner rasch wechselten; endlich der irremachende Einfluß des Alterthums. Dieses störte ihre Sittlichkeit, ohne ihnen die seinige mitzutheilen; und auch in religiösen Dingen wirkte es auf sie wesentlich von seiner skeptischen und negativen Seite, da von einer Annahme des positiven Götterglaubens doch nicht die Rede sein konnte. Gerade weil sie das Alterthum dogmatisch, d. h. als Vorbild alles Denkens und Handelns auffaßten, mußten sie hier in Nachtheil gerathen. Daß es aber ein Jahrhundert gab, welches mit voller Einseitigkeit die alte Welt und deren Hervorbringungen vergötterte, das war nicht mehr Schuld Einzelner sondern höhere geschichtliche Fügung. Alle Bildung

der seitherigen und künftigen Zeiten beruht darauf, daß dieß geschehen ist, und daß es damals so ganz einseitig und mit Zurücksetzung aller andern Lebenszwecke geschehen ist.

Der Lebenslauf der Humanisten war in der Regel ein solcher, daß nur die stärksten sittlichen Naturen ihn durchmachen konnten, ohne Schaden zu nehmen. Die erste Gefahr kam bisweilen wohl von den Eltern her, welche den oft außerordentlich früh entwickelten Knaben zum Wunderkind [1]) ausbildeten, im Hinblick auf eine künftige Stellung in jenem Stande, der damals Alles galt. Wunderkinder aber bleiben insgemein auf einer gewissen Stufe stehen, oder sie müssen sich die weitere Entwicklung und Geltung unter den allerbittersten Prüfungen erkämpfen. Auch für den aufstrebenden Jüngling war der Ruhm und das glänzende Auftreten des Humanisten eine gefährliche Lockung; es kam ihm vor, auch er könne „wegen angeborenen Hochsinns die gemeinen und „niedrigen Dinge nicht mehr beachten" [2]). Und so stürzte man sich in ein wechselvolles, aufreibendes Leben hinein, in welchem angestrengte Studien, Hauslehrerschaft, Secretariat, Professur, Dienstbarkeit bei Fürsten, tödtliche Feindschaften und Gefahren, begeisterte Bewunderung und Ueberschüttung mit Hohn, Ueberfluß und Armuth wirr aufeinander folgten. Dem gediegensten Wissen konnte der flachste Dilettantismus bisweilen den Rang ablaufen. Das Hauptübel aber war, daß dieser Stand mit einer festen Heimath beinahe unverträglich blieb, indem er entweder den Ortswechsel geradezu erforderte, oder den Menschen so stimmte, daß ihm nirgends lange wohl sein konnte. Während er der Leute des Ortes satt wurde und im Wirbel der Feindschaften sich übel befand, verlangten auch eben jene Leute stets Neues (S. 253). So Manches hier auch an die griechischen Sophisten der Kaiserzeit erinnert, wie sie Philostratus beschreibt, so standen diese

doch günstiger, indem sie großentheils Reichthümer besaßen, oder leichter entbehrten und überhaupt leichter lebten, weil sie nicht sowohl Gelehrte als ausübende Virtuosen der Rede waren. Der Humanist der Renaissance dagegen muß eine große Erudition und einen Strudel der verschiedensten Lagen und Beschäftigungen zu tragen wissen. Dazu dann, um sich zu betäuben, unordentlicher Genuß, und, sobald man ihm ohnehin das Schlimmste zutraute, Gleichgültigkeit gegen alle sonst geltende Moral. Ohne Hochmuth sind solche Charaktere vollends nicht denkbar; sie bedürfen desselben, schon um oben schwimmend zu bleiben, und die mit dem Haß abwechselnde Vergötterung bestärkt sie nothwendig darin. Sie sind die auffallendsten Beispiele und Opfer der entfesselten Subjectivität.

Die Klagen wie die satirischen Schilderungen beginnen, wie bemerkt, schon früh, indem ja für jeden entwickelten Individualismus, für jede Art von Celebrität ein bestimmter Hohn als Zuchtruthe vorhanden war. Zudem lieferten ja die Betreffenden selber das furchtbarste Material, welches man nur zu benützen brauchte. Noch im 15. Jahrhundert ordnet Battista Mantovano in der Aufzählung der sieben Ungeheuer [1]) die Humanisten mit vielen Anderen unter den Artikel: Superbia; er schildert sie mit ihrem Dünkel als Apollssöhne, wie sie verdrossenen und maliciösen Aussehens mit falscher Gravität einherschreiten, dem körnerpickenden Kranich vergleichbar, bald ihren Schatten betrachtend, bald in zehrende Sorge um Lob versunken. Allein das 16. Jahrhundert machte ihnen förmlich den Proceß. Außer Ariosto bezeugt dieß hauptsächlich ihr Literarhistoriker Gyraldus, dessen Abhandlung [2]) schon unter Leo X., dessen Zeitalter er das goldene nennt, verfaßt, wahrscheinlich aber um 1540 überarbeitet wurde. Antike und moderne Warnungsexempel der sittlichen Haltlosigkeit und des jammervollen Lebens der Literaten strömen uns

hier in gewaltiger Masse entgegen, und dazwischen werden schwere allgemeine Anklagen formulirt. Dieselben lauten hauptsächlich auf Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit, Starrsinn, Selbstvergötterung, zerfahrenes Privatleben, Unzucht aller Art, Ketzerei, Atheismus, — dann Wohlredenheit ohne Ueberzeugung, verderblichen Einfluß auf die Cabinete, Sprachpedanterei, Undank gegen die Lehrer, kriechende Schmeichelei gegen die Fürsten, welche den Literaten zuerst anbeißen und dann hungern lassen u. dgl. m. Den Schluß bildet eine Bemerkung über das goldene Zeitalter, welches nämlich damals geherrscht habe, als es noch keine Wissenschaft gab. Von diesen Anklagen wurde bald eine die gefährlichste: diejenige auf Ketzerei, und Gyraldus selbst muß sich später beim Wiederabdruck einer völlig harmlosen Jugendschrift [1]) an den Mantel des Herzogs Ercole II. von Ferrarra [2]) anklammern, weil schon Leute das Wort führen, welche finden, die Zeit wäre besser an christliche Gegenstände gewendet worden als an mythologische Forschungen. Er giebt zu erwägen, daß letztere im Gegentheil bei so beschaffenen Zeiten fast der einzige unschuldige, d. h. neutrale Gegenstand gelehrter Darstellung seien.

Wenn aber die Culturgeschichte nach Aussagen zu suchen verpflichtet ist, in welchen neben der Anklage das menschliche Mitgefühl vorwiegt, so ist keine Quelle zu vergleichen mit der oft erwähnten Schrift des Pierio Valeriano „über das Unglück der Gelehrten“ [3]). Sie ist geschrieben unter dem düstern Eindruck der Verwüstung von Rom, welche mit dem Jammer, den sie auch über die Gelehrten brachte, dem Verfasser wie der Abschluß eines schon lange gegen dieselben wüthenden bösen Schicksals erscheint. Pierio folgt hier einer einfachen, im Ganzen richtigen Empfindung; er thut nicht groß mit einem besondern vornehmen Dämon, der die geistreichen Leute

wegen ihres Genies verfolge, sondern er constatirt das Geschehene, worin oft der bloße unglückliche Zufall als entscheidend vorkömmt. Er wünscht keine Tragödie zu schreiben oder Alles aus höheren Conflicten herzuleiten, weßhalb er denn auch Alltägliches vorbringt. Da lernen wir Leute kennen, welche bei unruhigen Zeiten zunächst ihre Einnahmen, dann auch ihre Stellen verlieren, Leute, welche zwischen zwei Anstellungen leer ausgehen, menschenscheue Geizhälse, die ihr Geld immer eingenäht auf sich tragen und nach geschehener Beraubung im Wahnsinn sterben, Andere, welche Pfründen annehmen und in melancholischem Heimweh nach der früheren Freiheit dahinsiechen. Dann wird der frühe Tod Vieler durch Fieber oder Pest beklagt, wobei die ausgearbeiteten Schriften mitsammt Bettzeug und Kleidern verbrannt werden; Andere leben und leiden unter Morddrohungen von Collegen; Diesen und Jenen mordet ein habsüchtiger Diener, oder Bösewichter fangen ihn auf der Reise weg und lassen ihn in einem Kerker verschmachten, weil er kein Lösegeld zahlen kann. Manchen rafft geheimes Herzeleid, erlittene Kränkung und Zurücksetzung dahin; ein Venezianer stirbt vor Gram, weil sein Söhnchen, ein Wunderkind, gestorben ist, und die Mutter und deren Bruder folgen bald, als zöge das Kind sie alle nach sich. Ziemlich viele, zumal Florentiner, enden durch Selbstmord [1]), andere durch geheime Justiz eines Tyrannen. Wer ist am Ende noch glücklich? und auf welche Weise? etwa durch völlige Abstumpfung des Gefühles gegen solchen Jammer? Einer der Mitredner des Dialoges, in welchen Pierio seine Darstellung gekleidet hat, weiß Rath in diesen Fragen; es ist der herrliche Gasparo Contarini, und schon bei Nennung dieses Namens darf man erwarten, daß uns wenigstens Etwas von dem Tiefsten und Wahrsten mitgetheilt werde, was sich damals darüber denken ließ. Als Bild eines glücklichen Gelehrten er-

scheint ihm Fra Urbano Valeriano von Belluno [1]), der in Venedig lange Zeit hindurch Lehrer des Griechischen war, Griechenland und den Orient besuchte, noch in späten Jahren bald dieses und bald jenes Land durchlief, ohne je ein Thier zu besteigen, nie einen Heller für sich besaß, alle Ehren und Standeserhöhungen zurückwies und nach einem heiteren Alter im 84sten Jahre starb, ohne, mit Ausnahme eines Sturzes von der Leiter, eine kranke Stunde gehabt zu haben. Was unterschied ihn von den Humanisten? Diese haben mehr freien Willen, mehr losgebundene Subjectivität als sie mit Glück verwerthen können; der Bettelmönch dagegen, im Kloster seit seinen Knabenjahren, hatte nie nach eigenem Belieben auch nur Speise oder Schlaf genossen und empfand deßhalb den Zwang nicht mehr als Zwang; kraft dieser Gewöhnung führte er mitten in allen Beschwerden das innerlich ruhigste Leben und wirkte durch diesen Eindruck mehr auf seine Zuhörer als durch sein Griechisch; sie glaubten nunmehr überzeugt zu sein, daß es von uns selbst abhänge, ob wir im Mißgeschick jammern oder uns trösten sollen. „Mitten in Dürftigkeit und „Mühen war er glücklich, weil er es sein wollte, weil er nicht „verwöhnt, nicht phantastisch, nicht unbeständig und ungenüg„sam war, sondern sich immer mit wenig oder nichts zufrieden „gab.“ — Wenn wir Contarini selber hörten, so wäre vielleicht auch noch ein religiöses Motiv dem Bilde beigemischt; doch ist schon der praktische Philosoph in Sandalen sprechend uns bedeutsam genug. Einen verwandten Charakter in anderen Umgebungen verräth auch jener Fabio Calvi von Ravenna [2]), der Erklärer des Hippokrates. Er lebte hochbejahrt in Rom blos von Kräutern „wie einst die Pythagoräer“ und bewohnte ein Gemäuer, das vor der Tonne des Diogenes keinen großen Vorzug hatte; von der Pension, die ihm Papst Leo bezahlte, nahm er nur das Allernöthigste und gab den

Rest an Andere. Er blieb nicht gesund wie Fra Urbano, auch war sein Ende so, daß er wohl schwerlich im Tode gelächelt haben wird wie dieser, denn bei der Verwüstung von Rom schleppten ihn, den fast neunzigjährigen Greis, die Spanier fort in der Absicht, ihn zu ranzioniren, und er starb an den Folgen des Hungers in einem Spital. Aber sein Name ist in das Reich der Unvergänglichkeit gerettet, weil Rafael den Alten wie einen Vater geliebt und wie einen Meister geehrt, weil er ihn in allen Dingen zu Rathe gezogen hatte. Vielleicht bezog sich die Berathung vorzugsweise auf jene antiquarische Restauration des alten Rom (S. 231), vielleicht aber auch auf viel höhere Dinge. Wer kann sagen, wie großen Antheil Fabio am Gedanken der Schule von Athen und anderer hochwichtiger Compositionen Rafaels gehabt hat?

Gerne möchten wir hier mit einem anmuthigen und versöhnlichen Lebensbilde schließen, etwa mit dem des Pomponius Laetus, wenn uns nur über diesen noch etwas mehr als der Brief seines Schülers Sabellicus [1]) zu Gebote stände, in welchem Laetus wohl absichtlich etwas antikisirt wird; doch mögen einige Züge daraus folgen. Er war (S. 292) ein Bastard aus dem Hause der neapolitanischen Sanseverinen, Fürsten von Salerno, wollte sie aber nicht anerkennen und schrieb ihnen auf die Einladung, bei ihnen zu leben, das berühmte Billet: Pomponius Laetus cognatis et propinquis suis salutem. Quod petitis fieri non potest. Valete. Ein unansehnliches Männchen mit kleinen lebhaften Augen, in wunderlicher Tracht, bewohnte er in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, als Lehrer an der Universität Rom, bald sein Häuschen mit Garten auf dem Esquilin, bald seine Vigne auf dem Quirinal; dort zog er seine Enten u. a. Geflügel, hier baute er sein Grundstück durchaus nach den Vorschriften des Cato, Varro und Columella; Festtage widmete er draußen

dem Fisch- und Vogelfang, auch wohl dem Gelage im Schatten bei einer Quelle oder an der Tiber. Reichthum und Wohlleben verachtete er. Neid und Uebelrede war nicht in ihm und er duldete sie auch in seiner Nähe nicht; nur gegen die Hierarchie ließ er sich sehr frei gehen, wie er denn auch, die letzten Zeiten ausgenommen, als Verächter der Religion überhaupt galt. In die Humanistenverfolgung Papst Pauls II. verflochten, war er von Venedig an diesen ausgeliefert worden und hatte sich durch kein Mittel zu unwürdigen Geständnissen bringen lassen; seitdem luden ihn Päpste und Prälaten zu sich ein und unterstützten ihn, und als in den Unruhen unter Sixtus IV. sein Haus geplündert wurde, steuerte man für ihn mehr zusammen als er eingebüßt hatte. Als Docent war er gewissenhaft; schon vor Tage sah man ihn mit seiner Laterne vom Esquilin herabsteigen, und immer fand er seinen Hörsaal schon gedrängt voll, denn schon um Mitternacht kamen die jungen Leute her, um sich einen Platz zu sichern; da er im Gespräch stotterte, sprach er auf dem Katheder behutsam, aber doch schön und gleichmäßig. Auch seine wenigen Schriften sind sorgfältig abgefaßt. Alte Texte behandelte Keiner so sorgfältig und schüchtern, wie er denn auch vor anderen Resten des Alterthums seinen wahren Respect bewies, indem er wie verzückt dastand oder in Thränen ausbrach. Da er die eigenen Studien liegen ließ, wenn er Anderen behülflich sein konnte, so hing man ihm sehr an, und als er starb, sandte sogar Alexander VI. seine Höflinge, die Leiche zu begleiten, welche von den vornehmsten Zuhörern getragen wurde; den Exequien in Araceli wohnten vierzig Bischöfe und alle fremden Gesandten bei.

Laetus hatte die Aufführungen antiker, hauptsächlich plautinischer Stücke in Rom aufgebracht und geleitet (S. 296). Auch feierte er den Gründungstag der Stadt alljährlich mit

einem Feste, wobei seine Freunde und Schüler Reden und Gedichte vortrugen. Bei diesen beiden Hauptanlässen bildete sich und blieb dann auch später beisammen was man die römische Academie nannte. Dieselbe war durchaus nur ein freier Verein und an kein festes Institut geknüpft; außer jenen Gelegenheiten kam sie zusammen [1]), wenn ein Gönner sie einlud oder wenn das Gedächtniß eines verstorbenen Mitgliedes z. B. des Platina gefeiert wurde. Vormittags pflegte dann ein Prälat, der dazu gehörte, eine Messe zu lesen; darauf betrat etwa Pomponio die Kanzel und hielt die betreffende Rede; nach ihm stieg ein Anderer hinauf und recitirte Distichen. Der obligate Schmaus mit Disputationen und Recitationen beschloß Trauer- wie Freudenfeste, und die Academiker, z. B. gerade Platina selber, galten schon früh als Feinschmecker [2]). Andere Male führten einzelne Gäste auch Farcen im Geschmack der Atellanen auf. Als freier Verein von sehr wandelbarem Umfang dauerte diese Academie in ihrer ursprünglichen Art weiter bis auf die Verwüstung Roms und erfreute sich der Gastlichkeit eines Angelus Coloccius, eines Joh. Corycius (S. 309) u. a. Wie hoch sie für das Geistesleben der Nation zu werthen ist, läßt sich so wenig genau bestimmen wie bei irgend einer geselligen Verbindung dieser Art; immerhin rechnet sie selbst ein Sadoleto [3]) zu den besten Erinnerungen seiner Jugend. — Eine ganze Anzahl anderer Academien entstanden und vergingen in verschiedenen Städten, je nachdem die Zahl und Bedeutung der ansässigen Humanisten oder die Gönnerschaft von Reichen und Großen es möglich machte. So die Academie von Neapel, welche sich um Jovianus Pontanus versammelte und von welcher ein Theil nach Lecce übersiedelte [4]), diejenige von Pordenone, welche den Hof des Feldherrn Alviano bildete u. s. w. Von derjenigen des Lodovico Moro und ihrer eigenthümlichen Be-

deutung für den Umgang des Fürsten ist bereits (S. 42 fg.) die Rede gewesen.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts scheint eine vollständige Umwandlung mit diesen Vereinen vorgegangen zu sein. Die Humanisten, auch sonst aus der gebietenden Stellung im Leben verdrängt und der beginnenden Gegenreformation Objecte des Verdachtes, verlieren die Leitung der Academien, und die italienische Poesie tritt auch hier an die Stelle der lateinischen. Bald hatte jede irgend beträchtliche Stadt ihre Academie mit möglichst bizarrem Namen [1]) und mit eigenem, durch Beiträge und Vermächtnisse gebildetem Vermögen. Außer dem Recitiren von Versen ist aus der früheren lateinischen Zeit herübergenommen das periodische Gastmahl und die Aufführung von Dramen, theils durch die Academiker selbst, theils unter ihrer Aufsicht durch junge Leute und bald durch bezahlte Schauspieler. Das Schicksal des italienischen Theaters, später auch der Oper, ist lange in den Händen dieser Vereine geblieben.

Anmerkungen.

S. 222, Anm. 1) Carmina Burana, in der „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart" der XVI. Band (Stuttg. 1847). — Der Aufenthalt in Pavia (p. 68 bis), die italienische Localität überhaupt, die Scene mit der pastorella unter dem Oelbaum (p. 146), die Anschauung einer pinus als eines weitschattigen Wiesenbaums (p. 156), der mehrmalige Gebrauch des Wortes bravium (p. 137. 144), namentlich aber die Form Madii für Maji (p. 141) scheinen für unsere Annahme zu sprechen. — Die Vermuthung Burckhardt's, daß ein Italiener die besten Stücke der Carmina burana gedichtet habe, läßt sich nicht halten. Die zur Stütze dieser Vermuthung angeführten Gründe sind an sich schon ziemlich schwach, (z. B. die Erwähnung Pavia's: Quis Papiae demorans castus habeatur?, die sich aus einer sprüchwörtlichen Redensart oder auch einem kurzen Aufenthalt des Verf. in Pavia (s. u.) erklären läßt), vermögen ferner dem Gewicht der Gegengründe nicht Stich zu halten und verlieren vollends der ziemlich wahrscheinlich gemachten Persönlichkeit des Dichters gegenüber ihre Beweiskraft. Die von O. Hubatsch (Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters, Görlitz 1870, S. 87) geltend gemachten Gründe gegen den italienischen Ursprung unserer Gedichte sind u. A. der Tadel gegen die italienischen Prälaten und das Lob der deutschen, die Schmähung der Wälschen als einer gens proterva, und die Bezeichnung des Dichters als eines transmontanus. Die Persönlichkeit des Dichters ist allerdings nicht vollständig erwiesen. Daß er sich Walther nennt, gibt noch keinen Wink über seine Herkunft. Früher identificirte man ihn mit Gualterus de Mapes, einem Domherrn von Salisbury und Caplan der englischen Könige gegen Ende des 12 Jahrhunderts; seit Giesebrecht (Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder,

[S. 222, Anm. 1] Allgemeine Monatsschrift 1855) mit Walther v. Lille oder Chatillon, der aus Frankreich nach England und Deutschland und von da möglicherweise mit dem Erzbischof Reinald von Köln (1164 und 75) nach Italien (Pavia s. o.) zog. Wenn auch diese Hypothese, gegen welche z. B. Hubatsch a. a. O. einige Gründe vorgebracht hat, aufgegeben werden sollte, so bleibt es wol unzweifelhaft, daß der Ursprung fast aller dieser Lieder in Frankreich zu suchen ist, von wo sich aus den förmlichen Schulen, welche diesem Gesang gewidmet waren, die Lieder ganz besonders über Deutschland verbreiteten, hier vermehrt und mit deutschen Ausdrücken vermischt wurden, während Italien, wie Giesebrecht nachgewiesen hat, von dieser Gesangskunst fast ganz frei blieb. Auch der italienische Uebersetzer des Burckhardtschen Werkes, D. Valbusa, bestreitet in einer Anmerkung zu unserer Stelle (I, S. 235) den italienischen Ursprung der Gedichte, doch kommt sein Hinweis auf die in den Gedichten vorkommenden deutschen, französischen und englischen Ausdrücke bei den von Burckhardt angeführten nicht in Betracht.

2) Carm. bur. p. 155 nur ein Bruchstück; ganz bei Wright, Walther Mapes (1841) p. 258. Vgl. Hubatsch S. 27 ff., der darauf hinweist, daß eine mehrmals in Frankreich behandelte Erzählung zu Grunde liegt. Aest. inter. Carm. bur. p. 67. Dum Dianae, Carm. bur. p. 124. Zu dem im Text Folgenden: Cor patet Jovi; antike Namen für die Geliebte; einmal, da er sie Blanciflor nennt, setzt er, gleichsam um dieß wieder gut zu machen, Helena hinzu.

S. 223, Anm. 1) Wie das Alterthum in allen höheren Gebieten des Lebens als Lehrer und Führer dienen könne, schildert z. B. in rascher Uebersicht Aeneas Sylvius (opera p. 603 in der Epist. 105, an Erzherzog Sigismund).

S. 224, Anm. 1) Für das Nähere verweisen wir auf die schon häufig citirten Werke von Roscoe: Lorenzo magnif. und: Leo X., sowie auf G. Voigt: Enea Silvio de Piccolomini, als Papst Pius II und sein Zeitalter, Berlin 1856—63, und auf die mehrfach angeführten Werke von Reumont und Gregorovius. — Wer sich einen Begriff machen will von dem Umfange, welchen das Wissenswürdige

[S. 224, Anm. 1] bei den Gebildeten des beginnenden 16. Jahrh. angenommen hatte, ist am besten auf die Commentarii urbani des Raphael Volaterranus (ed. Basil. 1544 fol. 16. u. a.) zu verweisen. Hier sieht man, wie das Alterthum den Eingang und Hauptinhalt des Erkenntnißzweiges ausmachte, von der Geographie und Localgeschichte durch die Biographien aller Mächtigen und Berühmten, die Popularphilosophie, die Moral und die einzelnen Specialwissenschaften hindurch bis auf die Analyse des ganzen Aristoteles, womit das Werk schließt. Um die ganze Bedeutung desselben als Quelle der Bilduug zu erkennen, müßte man es mit allen früheren Encyclopädien vergleichen. Eine umständliche und allseitige Behandlung des vorliegenden Thema's gewährt das treffliche Werk von G. Voigt: Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin 1859.

2) Bei Guil. Malmesb., gesta regum Anglor., L. II, § 169. 170. 205. 206 (hgg. von Hardy, London 1840. Vol. I, p. 277 fg., p. 354 fg.) verschiedene Schatzgräberphantasien, dann Venus als gespenstische Liebschaft, und endlich die Auffindung der riesigen Leiche des Pallas, Sohnes Evanders, um die Mitte des 11. Jahrh. Vgl. Jac. ab Aquis, Imago mundi (Hist. patr. monum scripti. Tom. III, Col. 1603) über den Ursprung des Hauses Colonna in Verbindung mit geheimen Schätzen. Außer anderen Geschichten von ausgegrabenen Schätzen erwähnt Malmesbury auch die Elegie des Hildebert von Mans, Bischofs von Tours, eines der seltsamsten Beispiele von humanistischem Enthusiasmus in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

3) Dante, Convito, Tratt. IV, Cap. 5.

4) Epp. familiares VI, 2; Aeußerungen über Rom, bevor er es gesehen, und Ausdruck seiner Sehnsucht nach dieser Stadt Epp. fam. ed. Fracass. vol. I, p. 125. 213. vol. II, p. 336 fg.; vgl. überhaupt die Zusammenstellung bei L. Geiger: Petrarka, S. 272, 3 Anm., Schon Petrarca klagt über die vielen zerstörten und vernachlässigten Gebäude, die er im Einzelnen aufzählt (De remediis utriusque fortunae lib. I. dial. 118) und macht die bezeichnende Bemerkung, daß unzählige

[S. 224, Anm. 4] Bildwerke aus dem Alterthum existirten, aber keine Gemälde (a. a. O. 41.)

S. 225. Anm. 1) Dittamondo, II, cap. 3. Der Zug erinnert noch theilweise an die naiven Bilder der heil. drei Könige und ihres Gefolges. — Die Schilderung der Stadt, II, cap. 31, ist archäologisch nicht ganz ohne Werth (Gregorovius VI, S. 697, A. 1). — Laut dem Polistore (Murat XXIV, Col. 845) reisten 1366 Nicolò und Ugo von Este nach Rom: per vedere quelle magnificenze antiche, che al presente si possono vedere in Roma.

S. 226. Anm. 1) Gregorovius V, 316 ff. — Beiläufig hier ein Beleg, wie auch das Ausland Rom im Mittelater als einen Steinbruch betrachtete: Der berühmte Abt Sugerius, der sich (um 1140) für seinen Neubau von St. Denis um gewaltige Säulenschäfte umsah, dachte an nichts Geringeres als an die Granitmonolithen der Diocletiansthermen, besann sich aber doch eines Anderen. Sugerii libellus alter, bei Duchesne, hist. Franc. scriptores, IV, p. 352. — Carl d. Gr. war ohne Zweifel bescheidener verfahren.

2) Poggii opera ed. 1513, fol. 50—52. Ruinarum urbis Romae descriptio, geschrieben um 1430, nämlich kurz nach dem Tode Martin's V. Die Thermen des Caracalla und Diocletian hatten noch ihre Incrustation und ihre Säulen. Vgl. im Einzelnen: Gregorovius VI, S. 700—705.

3) Poggio als frühster Inscriptionensammler in seinem Briefe in der vita Poggii, bei Murat XX, Col. 177. Ambros. Traversarii epistolae XXV, 42. Ein kleines Buch, das P. über die Inschriften zusammengestellt hat, scheint verloren zu sein. Shepherd, life of Poggio trad. Tonelli I, p. 154 fg. Poggio als Büstensammler Murat XX. Col. 183. u. Brief bei Shepherd-Tonelli I, 258.

4) Fabroni, Cosmus, Adnot. 86. Aus einem Briefe des Alberto degli Alberti an Giovanni Medici. Aehnliche Zeugnisse und Klagen zusammengestellt bei Gregorovius VII, S. 557. — Ueber den Zustand Roms unter Martin V. s. Platina p. 277; während der Abwesenheit Eugen's IV. s. Vespasiano Fiorent. p. 21.

S. 227, Anm. 1) Roma instaurata, geschrieben 1447 und dem Papst gewidmet; zuerst gedruckt Rom 1474.

2) Vgl. indeß seine Distichen bei Voigt, Wiederbelebung des Alterthums, S. 275, A. 2. Er ist ferner der erste Papst, der eine Bulle zum Schutz der Monumente erläßt (4. Kal. Maj. 1462) und Strafen auf die Verletzung derselben setzt. Doch nutzte dies nichts, vgl. Gregorovius VII S. 558 fg.

3) Das Folgende aus Jo. Ant. Campanus: Vita Pii II. bei Muratori III, II. Col. 980, fg. — Pii II. Commentarii p. 48. 72, fg. 206. 248, fg. 501. u. a. a. O.

S. 228, Anm. 1) Die erste datirte Ausgabe: Brixen 1482.

2) Boccaccio, Fiammetta, cap. 5. Opere ed. Moutier VI, p. 91.

3) Sein Werk: Cyriaci Anconitani Itinerarium ed. Mehus. Florenz 1742. Vgl. Leandro Alberti, Descriz. di tutta l'Italia. fol. 285.

4) Zwei Beispiele statt vieler: die fabulose Urgeschichte von Mailand, im Manipulus (Murat XI, Col. 552) und die von Florenz bei Gio. Villani, (der hier, wie auch sonst, die gefälschte Chronik des Ricardo Malespini ausschreibt), laut welchem Florenz gegen das antirömische, rebellische Fiesole von jeher Recht hat, weil es so gut römisch gesinnt ist. (I, 9. 38. 41. II, 2). — Dante Inf. XV, 76.

S. 229, Anm. 1) Commentarii, p. 206, im IV. Buch.

2) Mich. Cannesius, Vita Pauli II. ed. Quirini, Rom 1740, auch bei Murat. III, II. Col. 993. Selbst gegen Nero, den Sohn des Domitius Ahenobarbus, will Autor, der päpstlichen Verwandtschaft wegen, nicht unverbindlich sein: er sagt von demselben nur: de quo rerum scriptores multa ac diversa commemorant. — Noch stärker war es freilich z. B., wenn die Familie Plato in Mailand sich schmeichelte, von dem großen Plato abzustammen, wenn Filelfo in einer Hochzeitsrede und in einer Lobrede auf den Juristen Teodoro Plato dieß sagen durfte (vgl. C. Rosmini: Filelfo II, 121 fg.) und wenn ein Giovanantonio Plato der von ihm 1478 gemeißelten Reliefsfigur des Philosophen (im Hof des Pal. Magenta zu Mailand) die Inschrift beifügen

[S. 229, Anm. 2] konnte: Platonem suum, a quo originem et ingenium refert ...

3) Hierüber Nantiporto, bei Murat. III, II, Col. 1094, der freilich gesteht, man habe nicht mehr unterscheiden können, ob es eine männliche oder weibliche Leiche gewesen; Infessura bei Eccard. Scriptores, II, Col. 1951; Matarazzo im Arch. stor. XVI, II, p. 180.

4) Schon unter Julius II. grub man nach, in der Absicht, Statuen zu finden. Vasari XI. p. 302, V. di Gio. da Udine. Vgl. die Zusammenstellung bei Gregorovius VIII, S. 186.

S. 230, Anm. 1) Der Brief wurde zuerst dem Castiglione zugeschrieben Lettere di Negozj del Conte Bald. Castiglione Padua 1736 und 1769, als rafaelisch von Daniele Francesconi 1799 erwiesen; nach einer Münchener Handschrift jetzt abgedruckt bei Passavant, Leben Rafaels III, S. 44. Vgl. besonders Gruyer, Raphael et l'antiquité 1864, I, S. 435—457.

S. 231, Anm. 1) Lettere pittoriche II, I. Tolomei an Landi, 14. Nov. 1542.

2) Er wollte curis animique doloribus quacunque ratione aditum intercludere, heiterer Scherz und Musik fesselten ihn und er hoffte auf diese Weise länger zu leben. Leonis X. vita anonyma, bei Roscoe, ed. Bossi XII. p. 169.

3) Von Ariosto's Satiren gehören hieher die I. (Perc' ho molto etc.) und die IV. (Poiche, Annibale etc.).

S. 232, Anm. 1) Ranke, Päpste, I. 408 fg. — Lettere de' principi p. 107. Brief des Negri 1. September 1522: ... tutti questi cortigiani esausti da Papa Leone e falliti ... Sie rächten sich nach dem Tode Leo's X durch eine Menge Spottverse und satirische Grabschriften.

2) Pii II. Commentarii p. 251, im V. Buch. — Vgl. auch Sannazaro's Elegie ad ruinas Cumarum urbis vetustissimae (Opera fol. 236 fg).

3) Polifilo (d. h. Franciscus Columna) Hypnerotomachia, ubi humana omnia non nisi somnum esse docet atque obiter plurima scita sane quam digna commemorat. Venedig, Aldus Manutius 1499. Vgl. über dieses höchst merkwürdige Buch u. A. Didot, Alde Manuce, Paris 1875, S. 132—142 und Gruyer, Ra-

[S. 232, Anm. 3] phael et l'antiquité I, p. 191 ff. J. Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien S. 43 fg. und die Schrift von A. Jlg, Wien 1872.

S. 233, Anm. 1) Während alle Kirchenväter und alle Pilger nur von einer Höhle wissen. Auch die Dichter können des Palastes entbehren. Vgl. Sannazaro, de partu Virginis, L. II, v. 284 ff.

2) Hauptsächlich aus Vespasiano Fiorentino, im I. Bande des Spicileg. romanum von Mai, nach welcher Ausgabe im Vorhergehenden und Folgenden citirt ist; eine neuere Ausgabe von Bartoli, Firenze 1859. Der Autor war ein florentinischer Bücherhändler und Copienlieferant um die Mitte des 15. Jahrh. und nach derselben.

3) Vgl. darüber Petr. Epist. fam. ed. Fracass. L. XVIII, 2, XXIV, 12, var. 25 u. die Bemerkungen von Fracassetti in der italienischen Uebersetzung Bd. IV, S. 92—101, V, S. 196 ff. Daselbst auch über das Bruchstück einer Homerübersetzung vor Pilato.

4) Bekanntlich wurde, um die Begier nach dem Alterthum zu täuschen oder zu brandschatzen, auch einiges Unechte geschmiedet. Man sehe in den literar-geschichtlichen Werken statt alles Uebrigen die Artikel über Annius von Viterbo.

S. 234, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 31. Tommaso da Serezana usava dire, che dua cosa farebbe, segli potesse mai spendere, ch'era in libri e murare. E l'una e l'altra fece nel suo pontificato. — Seine Uebersetzer s. bei Aen. Sylvius, de Europa, cap. 59, p. 459. Ganz besonders ist hier G. Voigt, die Wiederbelebung des class. Alterthums, 5. Buch zu vgl.

2) Vespas. Fior. p. 48 und 658, 665. Vgl. J. Mannetti, Vita Nicolai V. bei Murat. III, II, Col. 925 fg. — Ob und wie Calixt III. die Sammlung wieder theilweise verzettelte, s. Vespas. Fior., p. 284 fg. mit Mai's Anmerkung.

S. 235, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 617 fg.

2) Vespas. Fior. p. 457 fg.

S. 236, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 193. Vgl. Marin Sanudo, bei Murat. XXII, Col. 1185 fg.

2) Wie man einstweilen damit umging, s. bei Malipiero

[S. 236, Anm. 2] Ann. veneti, Arch. stor. VII, II. p. 653. 655. Vgl. oben S. 72.

3) Vespas. Fior. p. 124 fg. und Inventario della libreria urbinata compilato nel secolo XV da Federigo Veterano bibliotecario di Federigo I da Montefeltro, duca d'Urbino mitgetheilt von C. Guasti im Giornale storico degli Archivi Toscani VI (1862) S. 127—147 und VII (1863) S. 46—55. 130—154. — Zeitgenössische Urtheile über die Bibliothek zusammengestellt bei Favre, Mélange d'hist. lit. I, 127 fg. Anm. 6.

S. 237, Anm. 1) Etwa bei der Einnahme von Urbino durch das Heer Cesare Borgia's? — Mai bezweifelt die Existenz der Handschrift, ich kann aber nicht glauben, daß Vespasiano etwa die bloßen Gnomenexcerpte aus Menander, bekanntlich nur ein paar hundert Verse, mit „tutte le opere" und in jener Reihe umfangreicher Codices (mochte es auch nur unser jetziger Sophokles und Pindar sein) aufgeführt haben würde. Es ist nicht undenkbar, daß jener Menander noch einmal zum Vorschein komme.

Das Inventar der urbinatischen Bibliothek (S. 236 Anm. 3), das noch aus dem 15. Jahrhundert herrührt, stimmt mit Vespasiano's Bericht und daher auch mit den von Burckhardt im Text gegebenen Bemerkungen nicht ganz überein, verdient aber, als amtlicher Katalog, größere Glaubwürdigkeit als Vespasiano's Schilderung, die, wie seine Beschreibungen überhaupt, von einer gewissen Schönfärberei und Ungenauigkeit im Einzelnen nicht ganz freizusprechen sein wird. Vor Allem fehlt in diesem Inventar die Menanderhandschrift ganz. Daher ist Mai's Zweifel an ihrer Existenz wol berechtigt; statt: „alle Werke des Pindar" heißt es hier: Pindarus olimpia et pithia; das Inventar kennt keine Scheidung zwischen alten Schriftstellern und modernen und enthält ferner Dante's (u. A. Comoediae thusco carmine) und Boccaccio's Werke höchst unvollständig, dagegen Petrarca's Schriften in wünschenswerther Vollzähligkeit. Erwähnt mag noch werden, daß das Inventar viele humanistische Schriften nennt, welche bisher ungedruckt und unbekannt geblieben sind, daß es Sammlungen der Privilegien der Fürsten von Montefeltro

[S. 237, Anm. 3] enthält und sorgfältig die Widmungen aufzählt, welche bei Uebersetzungen oder selbständigen Schriften dem Fürsten Federigo von Urbino gemacht worden sind.

2) Für den folgenden, z. Th. auch vorhergehenden Abschnitt ist W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter, 2. Auflage, Leipzig 1875, S. 392 ff. 405 ff. 505 u. a. m. zu vergleichen. S. auch das Gedicht de officio scribae des Phil. Beroaldus (Opuscula, Bas. 1509. fol. LXXI fg.), der freilich mehr den öffentlichen Schreiber im Auge hat.

3) Wenn Piero de' Medici beim Tode des bücherliebenden Königs Matthias Corvinus von Ungarn voraussagt, die Scrittori würden fortan ihre Preise ermäßigen müssen, da sie sonst von Niemandem mehr (scil. als von uns) beschäftigt würden, so kann dies nur auf die Griechen gehen; denn Kalligraphen, auf welche man es zu deuten versucht wäre, gab es fortwährend viele in ganz Italien. — Fabroni Laurent. magn. Adnot. 156. Vgl. Adnot. 154.

S. 238, Anm. 1) Gaye, Carteggio, I, p. 164. Ein Brief von 1455, unter Calixt III. Auch die berühmte Miniaturenbibel von Urbino ist von einem Franzosen, einem Arbeiter Vespasiano's, geschrieben. Ueber deutsche Copisten in Italien vgl. ferner G. Campori in Artisti italiani e stranieri negli Stati Estensi, Modena 1855, S. 277 u. Giornale di erudizione artistica Bd. II, S. 360 ff. Wattenbach, Schriftwesen, S. 411, A. 5. Deutsche Drucker unten S. 240, A. 1.

2) Vespas. Fior. p. 335.

S. 239, Anm. 1) Ambr. Trav. Epist. I, p. 63. Auch für die Bibliotheken von Urbino und Pesaro (die des Aless. Sforza, S. 27) hatte der Papst eine ähnliche Gefälligkeit.

2) Vespas. Fior. p. 129.

S. 240, Anm. 1) Artes — Quis labor est fessis demptus ab articulis, in einem Gedicht des Robertus Ursus um 1470, Rerum ital. scriptt. ex codd. Florent. Tom. II, Col. 693. Er freut sich etwas früh über die zu hoffende rasche Verbreitung der classischen Autoren. Vgl. Libri, Hist. des sciences mathématiques II, 278. fg. Vgl. ferner das Lobgedicht des Lorenzo Valla, mitgetheilt in der Hist. Zeitschr. XXXIII, S. 62. — Ueber die Drucker in Rom, die ersten waren Deutsche: Hahn, Pannartz,

[S. 240, Anm. 1] Schweinheim, Gaspar. Veron. Vita Pauli II, bei Murat. III, Col. 1046 und Laire, Spec. hist. typographiae Romanae XV. saeculi, Rom 1778 (Gregorovius VII, 525—533). Das erste Privilegium in Venedig s. Marin Sanudo, bei Murat. XXII, Col. 1189.

2) Etwas ähnliches hatte schon zur Zeit des Schreibens existirt, s. Vespas. Fior. p. 656 fg. über die Weltchronik des Zembino von Pistoja.

3) Fabroni, Laurent. magn. Adnot. 212. — Es geschah in Betreff der Schmähschrift de Exilio.

4) Schon bei Petrarca findet sich mehrfach dies Bewußtsein von der Superiorität Italiens über Griechenland ausgedrückt: epp. fam. lib. I, ep. 3; epp. sen. lib. XII. ep. 2; nur widerwillig lobt er die Griechen: Carmina lib. III, 30 (ed. Rossetti vol. II, p. 342). Ein Jahrhundert später sagt Enea Silvio (Comm. zu Panormita de dictis et factis Alphonsi, Anhang): Alphonsus tanto est Socrate major quanto gravior Romanus homo quam Graecus putatur. Demgemäß wird auch das Studium der griechischen Sprache gering geachtet. Aus einem unten S. 271 A. 2 benutzten, ums Jahr 1460 geschriebenen Aktenstück geht hervor, daß Porcellio und Tomaso Seneca sich gegen das Aufkommen des Griechischen zu wehren suchteu; ebenso war Paolo Cortese (c. 1490) dem Studium des Griechischen wegen der dadurch bedingten Schädigung des bisher allein gepflegten Latein abgeneigt: de hominibus doctis p. 20. Sehr wichtig für die Kenntniß der griechischen Studien in Italien sind die gelehrten Notizen von Favre, Mélanges d'hist. lit. I, passim. Von Carlo Malagola ist eine Arbeit über den Hellenismus in Bologna zu erwarten. Vgl. Gazetta della Emilia 19. genn. 1877.

5) S. oben S. 233, A. 3 und besonders G. Voigt, Wiederbelebung S. 323. ff.

S. 241, Anm. 1) Das Aussterben dieser Griechen constatirt Pierius Valerianus, de infelicitate literat. bei Anlaß des Joh. Lascaris, ed. Menken S. 332. Und Paulus Jovius am Ende seiner Elogia literaria sagt von den Deutschen: . . . quum literae non latinae modo cum pudore nostro, sed graecae et hebraicae in eorum terras fata-

[S. 241, Anm. 1] li commigratione transierint. (Gegen 1540.) Aehnlich hatte schon fast 60 Jahre früher (1482) Joh. Argyropulos ausgerufen, als er in seinem Hörsaal in Rom den jungen Reuchlin Thucydides übersetzen hörte: Graecia nostra exilio transvolavit Alpes. Geiger, Reuchlin (Lpzg. 1871) S. 26 fg.

2) Ranke, Päpste, I, 486 ff. — Man vgl. das Ende dieses Abschnittes.

3) Tommaso Gar, Relazioni della corte di Roma, I, p. 338. 379.

4) Georg von Trapezunt mit 150 Ducaten in Venedig 1459 als Professor besoldet, Malipiero, Arch. stor. VII, II, p. 653, vgl. oben (S. 71), über den griechischen Lehrstuhl in Perugia s. Arch. stor. XVI, II, p. 19 der Einleitung. — Für Rimini bleibt es ungewiß, ob griechisch docirt wurde; vgl. Anecd. litt. II, p. 300. In Bologna, der Hauptstätte der juristischen Studien, hatte Aurispa nur sehr geringen Erfolg. Näheres darüber bei Malagola.

S. 242, Anm. 1) Darüber nun erschöpfende Mittheilungen in dem schönen Werke von A. F. Didot: Alde Manuce et l'hellénisme à Venise Paris 1875.

2) Für das Folgende A. de Gubernatis, Matériaux pour servir à l'histoire des études orientales en Italie, Paris, Florenz etc. 1876 Nachträge von Soave im Bulletino italiano degli studi orientali vol. I. 178 fg. Genauere Nachweisungen für die Einzelheiten sind unten S. 243, Anm. 3 zusammengestellt.

3) Vgl. namentlich oben S. 260 fg.

4) Vgl. Commentario della vita di Messer Gianozzo Manetti scritto da Vespasiano Bisticci. Torino 1862, besonders S. 11. 44. 91 fg. Ob wirklich der Papst zu seinem Verlangen dadurch veranlaßt wurde, daß die philologische Gesinnung jener Zeit darauf hindrängte, die Vulgata aufzugeben?

S. 243, Anm. 1) Vesp. Fior. p. 320. — A. Trav. Epist, lib. XI, 16.

2) Platina, Vita Sixti IV, p. 332.

3) Benedictus Falcus, de origine Hebraicarum graecarum latinarumque linguarum, Neapel 1520.

Für Dante vgl. Wegele: Dante, 2. Aufl. S. 268 und Lasinio: Dante e le lingue semitiche in der Rivista

[S. 243, Anm. 3] orientale (Flor. 1867—68). Ueber Poggio: Opera. p. 297, Lion. Bruni, Epist. lib. IX, 12, vgl. Gregorovius VII, S. 555 und Shepherd Tonelli, Vita di Poggio. I, S. 65. Der Brief Poggio's an Niccoli, in dem er über das Hebräische handelt, ist neuerdings französisch und lateinisch veröffentlicht u. d. T.: Les bains de Bade par Pogge von Antony Méray, Paris 1876. P. wünschte besonders zu erfahren, nach welchen Grundsätzen Hieronymus die Bibel übersetzt habe, während Bruni den Satz aufstellte, daß, da nun die Bibelübersetzung des Hieronymus existire, man Mißtrauen gegen dieselbe durch ein Erlernen des Hebräischen an den Tag lege. Maunetti als Sammler hebr. Handschriften, Steinschneider in der unten angeführten Abhandlung, A. 203. — Ueber die hebräischen Handschriften zu Urbino vgl. das oben S. 236, A. 3 angeführte Inventarium a. a. O. VII, 152 ff., im Ganzen 61, unter ihnen eine Bibel opus mirabile et integrum, cum glossis mirabiliter scriptis in modum avium, arborum et animalium in maximo volumine, ut vix a tribus hominibus feratur. Dieselben sind, wie aus Assemanni's Verzeichniß hervorzugehen scheint, jetzt meist in der Bibliothek des Vatikan. Ueber die ersten hebräischen Drucke s. Steinschneider u. Cassel: Jüd. Typographie in Ersch u. Gruber, Realencyclop. Sekt. II. Bd. 28, S. 34, und Catal. Bodl. von Steinschneider 1852—60 p. 2821, 2866. Es ist charakteristisch, daß von den zwei ersten Druckern der eine Mantua, der andere Reggio in Calabrien angehört, daß also fast an den beiden Enden Italiens der Druck hebräischer Bücher ziemlich gleichzeitig begann. In Mantua war der Drucker ein promovirter jüdischer Arzt, der beim Drucken von seiner Frau unterstützt wurde. Der Merkwürdigkeit wegen sei erwähnt, daß auch in der Hypnerotomachia des Poliphilo, geschrieben 1467, gedruckt 1499 (oben S. 232 Anm. 3) fol. 68a sich eine kleine hebräische Stelle findet, während sonst in den aldinischen Drucken vor 1501 keine hebräischen Typen vorkommen. Die italienischen Kenner der hebräischen Sprache aufgezählt bei A. de Gubernatis p. 30 fg., doch fehlen für die Einzelnen die Belegstellen. (Uebergangen ist Marco Lippomanno, vgl. Stein-

[S. 243, Anm. 3] schneider in der unten angeführten Schrift.) Als sehr gelehrter Hebraist wird Paolo de Canale bei Pier. Valerian. de infel. literat. ed. Menken S. 296 genannt. 1488 Professor in Bologna mag. Vincentius vgl. Costituzione, discipline e riforme dell' antico studio bolognese, memoria del prof. Luciano Scarabelli. Piacenza 1876; 1514 Prof. in Rom: Agarius Guidacerius nach Gregovorius VIII, S. 292 und den dort angeführten Stellen. Ueber Guid. vgl. Steinschneider, Bibliogr. Handbuch, Leipzig 1859, S. 56. 157—161.

4) Die literarische Thätigkeit der Juden in Italien ist zu groß und von zu bedeutender Einwirkung auf die Italiener gewesen, als daß sie hier ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Der hier folgende Abriß, den ich, um den Text nicht zu sehr zu beschweren, in die Anmerkungen verwiesen habe, ist vollständig nach den Mittheilungen des Hrn. Dr. M. Steinschneider in Berlin gearbeitet, dem ich wegen seiner stets hilfbereiten Freundlichkeit auch an dieser Stelle meinen besten Dank sage. Erschöpfende Nachweise über unsern Gegenstand hat Steinschneider selbst in seiner überaus gründlichen und lehrreichen Abhandlung: Letteratura italiana dei Giudei in der Zeitschrift: Il Buonarrotti. vol. VI. VIII. XI. XII. Rom 1871—77 (wovon ein Sonderabdruck erscheint) gegeben, auf welche ich ein für allemal verweise.

Juden lebten während der Zeit des zweiten Tempels in Rom sehr viele. Sie hatten die in Italien herrschende Sprache und Cultur so vollkommen angenommen, daß sie selbst auf den Grabsteinen sich nicht der hebräischen, sondern der griechischen und lateinischen Sprache bedienten. (Garucci's Mittheilungen, vgl. Steinschneider, hebräische Bibliographie VI. (1863) S. 102). Besonders in Unteritalien erhielt sich während des Mittelalters die griechische Bildung wie bei den Bewohnern überhaupt, so insbesondere bei den Juden, von denen einzelne einer Ueberlieferung zufolge, an der Universität zu Salerno mitgelehrt haben sollen und mehrere in wissenschaftlicher Thätigkeit mit den Christen wetteiferten (vgl. Steinschneider, Donnolo, in Virchow's Archiv

[S. 243, Anm 4] Bd. 39 u. 40). Diese Herrschaft der griechischen Bildung dauerte, bis die Araber Unteritalien eroberten. Aber schon vor dieser Eroberung hatten die Juden des mittleren Italiens sich bemüht, ihren südlicher wohnenden Glaubensbrüdern gleich oder zuvorzukommen; die jüdische Gelehrsamkeit concentrirte sich in Rom und verbreitete sich von hier aus schon im 10. Jahrhundert nach Cordova, Kairowan und Süddeutschland. Durch solche Auswanderer werden die italienischen Juden unmittelbar Lehrer der Gesammtheit; durch ihre Werke, besonders durch das Werk 'Aruch des Nathan ben Jechiel (1101), ein großes Real-Wörterbuch zu dem Talmud, den Midraschim und dem Thargum, „das zwar nicht von höherer, wissenschaftlicher Einsicht getragen ist, aber ein so reiches Material darbietet und auf so alten Quellen beruht, daß es noch heute als ein nicht ganz ausgebeuteter Schatz uns vorliegt", waren sie mittelbar von großer Einwirkung, (Abraham Geiger, Das Judenthum und seine Geschichte, Breslau, Bd. II. 1865, S. 170 und desselben: Nachgelassene Schriften, Bd. II. Berlin 1875, S. 129 und 154). Wenig später, im 13. Jahrhundert, brachte die jüdische Literatur in Italien Juden mit Christen in Berührung und erhielt durch Friedrich II. und vielleicht in noch höherem Grade durch seinen Sohn Manfred eine Art von officieller Sanction. Jene Berührung zeigt sich in der Thatsache, daß ein Italiener Nicolò di Giovinazzo mit einem Juden, Mose ben Salomo, zusammen die hebräische Uebersetzung des berühmten von Maimonides verfaßten Werkes: More Nebuchim studirte; diese Sanction darin, daß der Kaiser, der sich durch seinen religiösen Freisinn, ebenso wie durch seine Hinneigung zu orientalischen Studien auszeichnete, wahrscheinlich zur Anfertigung jener lateinischen Uebersetzung den Auftrag gab und den berühmten Anatoli aus der Provence nach Italien kommen ließ, damit er Schriften des Averroes ins Hebräische übersetze (vgl. Steinschneider, hebr. Bibliogr. XV, S. 86. Vgl. ferner Renan: L'Averroes et l'Averroisme 3. Aufl. Paris 1866. p. 290. Schon diese Veranstaltung beweist die Bekanntschaft gelehrter Juden mit

[S. 243, Anm. 4] der lateinischen Sprache, in Folge deren ein Verkehr zwischen Juden und Christen möglich war, welcher dann auch statthatte und theils in freundschaftlicher Annäherung, theils in feindlicher Polemik seinen Ausdruck fand. Noch mehr als Anatoli wandte sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Hillel b. Samuel der lateinischen Literatur zu, der zwar in Spanien studirte, aber nach Italien zurückkehrte und hier mancherlei aus dem Lateinischen ins Hebräische übersetzte, u. A. Schriften des Hippokrates aus einer lateinischen Version (sie wurde 1647 von Gaiotius gedruckt und galt als dessen Eigenthum), bei dieser Uebersetzung einzelne italienische Wörter erklärend beifügte und vielleicht durch den Gebrauch solcher Wörter oder durch seine ganze literarische Thätigkeit sich den Vorwurf zuzog, daß er die jüdischen Lehren verachte.

Aber auch hierbei bleiben die Juden nicht stehen, sondern nähern sich am Ende des 13. und im 14. Jahrh. der christlichen Wissenschaft und den Trägern der Renaissancebildung so sehr, daß der eine derselben, Giuda Romano, in einer Reihe bisher ungedruckter hebräischer Schriften die scholastische Philosophie eifrig betrieb und in einer Schrift zur Erklärung hebräischer Worte italienische Ausdrücke anwendet, einer der ersten Juden, der dieß gethan (Steinschneider, Giuda Romano, Rom 1870); der andere, Giuda's Vetter, Manoello, mit Dante befreundet, ihm nachahmend eine Art göttlicher Comödie in hebräischer Sprache schreibt, in derselben Dante rühmt und außerdem Dante's Tod durch ein italienisches Sonett beklagt (Abraham Geiger in seiner: Jüdischen Zeitschrift, Bd. V, Breslau 1867, S. 286—301); der dritte, gegen Ende des Jahrhunderts geboren, Mose Riete, italienische Schriften geschrieben hat. (Eine Probe davon im Catal. der hebr. Handschr. in Leyden 1858.) Ja, im 15. Jahrhundert kann man sogar die Einwirkung der Renaissance bei einem jüdischen Schriftsteller, Messer Leon deutlich erkennen, der in einer von ihm verfaßten Rhetorik nicht etwa blos aus jüdischen Quellen geschöpft, sondern auch Cicero und Quintilian benutzt hat. Einer der berühmtesten jüdischen Schriftsteller des 15. Jahrhunderts in Italien war Eliah

[S. 243, Anm. 4] del Medigo, ein Philosoph, der als Jude in Padua und Florenz öffentlich lehrte und von dem Senate von Venedig einst zum Schiedsrichter in einem philosophischen Streite gewählt wurde. (Abraham Geiger, Nachgel. Schriften, Berlin 1876, Bd. III, S. 3.) E. d. M. war der Lehrer des Pico della Mirandula, außer ihm noch Jochanan Alemanno (vgl. Steinschneider, Polem. und apolog. Lit. Lpz. 1877, Anh. 7 § 25). Die Reihe der jüdischen Gelehrten in Italien mögen Kalonymos ben David und Abraham de Balmes (gest. 1523) schließen, denen man einen großen Theil der aus dem Hebräischen geflossenen lateinischen Uebersetzungen des Averroes verdankt, die in Padua noch im 17. Jahrhundert vorgetragen wurden. An die Gelehrten aber darf der jüdische Aldus, Gerson Soncino, um so eher angereiht werden, da er einerseits seine Offizin zum Mittelpunkt der hebräischen Verlagsthätigkeit zu machen vermochte, andrerseits durch den Druck griechischer Werke dem großen Aldus selbst ins Gehege kam (Steinschneider, Gerson Soncino und Aldus Manutius, Berlin 1858).

S. 244, Anm. 1) Pierius Valerian., de infelic. lit. bei Anlaß des Mongajo ed. Menken S. 301. Gubernatis p. 184 hält ihn für identisch mit Andrea Alpago von Belluno, der gleichfalls arabische Studien getrieben und Reisen nach dem Orient gemacht haben soll. Ueber die arabischen Studien überhaupt Gub. p. 173 ff. Ueber eine bereits 1341 aus dem Arabischen ins Italienische gemachte Uebersetzung vgl. E. Narducci: Intorno ad una traducione italiana di una composizione astronomica di Alfonso X. re di Castiglia. Roma 1865. — Ueber Ramusio vgl. Sansovino, Venezia, Fol. 250.

2) Gubernatis p. 188. Das erste Buch enthält christliche Gebete in arabischer Sprache, die erste italienische Uebersetzung des Koran erschien 1547. Schon 1499 finden sich einige, freilich ziemlich verunglückte arabische Typen in dem Werke des Poliphilo (oben S. 232 A. 3) b 7a. — Für den Anfang der egyptischen Studien vgl. Gregorovius VIII, S. 304.

3) Vorzüglich in dem wichtigen Briefe vom J. 1485 an Ermolao Barbaro, bei Ang. Politiani epistolae, L.

[S. 244, Anm. 3] IX. — Vgl. Jo. Pici oratio de hominis dignitate. Ueber diese Rede vgl. unten 4. Abschn. ganz am Ende; über Pico ist im 6. Abschn. 4. Cap. ausführlicher zu handeln.

S. 246, Anm. 1) Wie sie sich selber taxirten, verräth z. B. Poggio (de avaritia, opp. ed. 1513 fol. 2, die ersten Sätze der Einleitung), indem nach seiner Ansicht nur solche sagen können, sie hätten gelebt, se vixisse, welche gelehrte und beredte lateinische Bücher geschrieben oder Griechisches ins Lateinische übersetzt haben.

2) Bes. Libri, Histoire des sciences mathém. II. 159 fg 258 fg.

S. 247, Anm. 1) Purgatorio XVIII. enthält z. B. starke Belege: Maria eilt über das Gebirge, Cäsar nach Spanien; Maria ist arm und Fabricius uneigennützig. — Bei diesem Anlaß ist aufmerksam zu machen auf die chronologische Einflechtung der Sibyllen in die antike Profangeschichte, wie sie Uberti in seinem Dittamondo (I. Cap. 14. 15) um 1360 versucht.

S. 248, Anm. 1) Die erste deutsche Uebersetzung des Dekameron von H. Steinhöwel wurde bereits 1472 gedruckt und wurde sehr bald zum beliebten Volksbuch. Den Uebersetzungen des italienischen Dekameron gingen fast überall solche der von Petrarca lateinisch bearbeiteten Griseldisnovelle voran.

2) Ueber diese lateinischen Schriften Boccaccio's hat neuerdings Schück: Zur Charakteristik des ital. Hum. im 14. und 15 Jahrh., Breslau 1865, und in einer Abhandlung in Fleckeisen und Masius, Jahrbücher für Phil. u. Pädag. Bd. XX (1874) vortrefflich gehandelt.

3) Poeta bedeutet noch bei Dante (Vita nuova, p. 47) ohnedieß nur den lateinisch Dichtenden, während für den italienischen Dichter die Ausdrücke Rimatore, Dicitore per rima gebraucht werden. Allerdings vermischen sich mit der Zeit Ausdrücke und Begriffe.

S. 249, Anm. 1) Auch Petrarca auf dem Gipfel seines Ruhmes klagt in melancholischen Augenblicken: sein übles Gestirn habe gewollt, daß er in später Zeit unter Halunken — extremi fures — leben müsse; iu dem fingirten Briefe an Livius, Epp. fam. ed. Fracass. lib. XXIV ep. 8. Daß und wie Petrarca die Dichtung vertheidigte, ist

[S. 249, Anm. 1] bekannt genug (vgl. Geiger, Petr. S. 113—117). Er hat es außer mit den von Boccaccio bekämpften Feinden besonders noch mit den Aerzten zu thun, vgl. Invectivae in medicum objurgantem lib. I und III.

2) Strenger hält sich Boccaccio an die eigentliche Poesie in seinem (späteren) Brief an Jacobus Pizinga, in den opere volgari. Vol XVI, p. 36 fg. Und doch erkennt er auch hier nur das für Poesie, was vom Alterthum Notiz nimmt, und ignorirt die Trovatoren.

3) Petr. Epp. senil. lib. I. ep. 5.

S. 250, Anm. 1) Boccaccio, Vita di Dante, p. 50: la quale (laurea) non scienza accresce, ma è dell' acquistata certissimo testimonio e ornamento.

2) Paradiso XXV, 1 fg. — Boccaccio, Vita di Dante, p. 50: sopra le fonti di San Giovanni si era disposto di coronare. Vgl. Paradiso I, 25.

S. 251, Anm. 1) Boccaccio's Brief an denselben, in den Opere volgari, vol. XVI, p. 36; si praestet Deus, concedente senatu Romuleo . . .

2) Matt. Villani, V. 26. Es gab einen feierlichen Umritt durch die Stadt, wobei das Gefolge des Kaisers, seine Baroni, den Poeten begleiteten. Bocc. a. a. O.; Petr. Invectivae contra medicum praef. Vgl auch Epp. fam. volgarizzate da Fracassetti vol. III. (1865) p. 128. (Ueber die von Zanobi bei der Krönung gehaltene Rede, Friedjung a. a. O. S. 308 fg.) — Auch Fazio degli Uberti wurde gekrönt, man weiß aber nicht wo und durch wen.

3) Jac. Volaterran. bei Murat, XXIII, Col. 185.

S. 252, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 575, 589. — Vita Jan. Manetti, bei Murat. XX, Col. 543. — Die Berühmtheit Lion. Aretino's war bei Lebzeiten freilich so groß gewesen, daß Leute aus allen Gegenden kamen, nur um ihn zu sehen, und daß sich ein Spanier vor ihm auf die Knie warf. Vesp. p. 568. — Für Guarino's Denkmal setzte der Magistrat von Ferrara 1461 die damals bedeutende Summe von 100 Ducaten aus. Ueber die Dichterkrönungen in Italien die gute Zusammenstellung bei Favre, Mélanges d'histoire litéraire 1856, I, S. 65 fg.

2) Vgl. Libri, Histoire des sciences mathém. II, p. 92 fg. — Bologna war bekanntlich älter, Pisa zwar schon im

[S. 252, Anm. 2] 14. Jahrh. blühend, dann durch die florentinische Feindseligkeit vernichtet, später (1472) durch Lorenzo magnifico „ad solatium veteris amissae libertatis“ wieder errichtet, wie Giovio, Vita Leonis X, L. I, sagt. — Die Universität Florenz (vgl. Gaye, carteggio, I. p. 461—560 passim; Matteo Villani I, 8; VII. 90) schon 1321 vorhanden mit Studienzwang für die Landeskinder, wurde neu gestiftet nach dem schwarzen Tode 1348 und mit 2500 Goldgulden jährlich ausgestattet, schlief aber wieder ein und wurde 1357 abermals hergestellt. Der Lehrstuhl für Erklärung des Dante, gestiftet auf Petition vieler Bürger 1373, war in der Folge meist mit der Professur der Philologie und Rhetorik verbunden, so noch bei Filelfo.

3) Dies ist bei Aufzählungen zu beachten, wie z. B. bei dem Professorenverzeichniß von Pavia um 1400, (Corio Storia di Milano, fol. 290) wo u. a. 20 Juristen vorkommen.

S. 253, Anm. 1) Marin Sanudo, bei Mur. XXII, Col. 990.

2) Fabroni, Laurent. magn. Adnot. 52, vom J. 1491.

3) Allegretto, Diari sanesi, bei Murat. XXIII, Col. 824.

4) Filelfo hat in dem Schreiben, in welchem er Lorenzo um seine Berufung an die neugegründete Universität Pisa bat, 500 Goldgulden verlangt. Vgl. Fabroni, Laurent. magn. II, p. 75 fg. Die Unterhandlung zerschlug sich aber, nicht blos der hohen Forderung wegen.

S. 254, Anm. 1) Vgl. Vespasian. Fior. p. 271. 572. 580. 625. — Vita Jan. Manetti, bei Murat. XX, Col. 531 fg.

S. 255, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 460. Prendilaqua (Schüler des Vitt.) Intorno alla vita di V. d. F., zuerst hgg. von Natale dalle Laste 1774, übersetzt von Guiseppe Brambilla. Como 1871. C. Rosmini: Idea dell' ottimo precettore nella vita e disciplina di Vittorino da Feltre e de' suoi discepoli. Bassano 1801. Neuere Schriften von Racheli (Mail. 1832), Benoit (Paris 1853).

S. 257, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 646, von dem freilich C. Rosmini. Vita e disciplina di Guarino Veronese e de' suoi discepoli. Brescia 1805—6. 3 Bände, sagt (Bd. II. S. 56): formicolante di errori di fatto.

S. 258, Anm. 1) Dafür und für Guarino's Beurtheilung überhaupt

[S. 258, Anm. 1] Facius, de viris illustribus p. 17 fg. und Cortesius, de hominibus doctis p 13. Beide stimmen darin überein, daß die Gelehrten des ganzen folgenden Geschlechts sich rühmten, Guarino's Schüler zu sein, aber während Fazio seine Werke lobt, meint Cortese, daß er für seinen Ruhm besser gesorgt haben würde, wenn er nichts geschrieben hätte. Guarino und Vittorino waren befreundet und hatten sich in ihren Studien gegenseitig gefördert; von den Zeitgenossen wurden sie gern einander gegenüber gestellt; bei dieser Vergleichung erhielt dann wol auch Guarino den Vorrang (Sabellico, dial. de lat. lingu. reparata bei Rosmini II, 112.) Besonders merkwürdig für Guarino ist die Stellung, welche er dem Ermafrodito gegenüber einnahm, vgl. Rosmini II, 46 ff. Bei Gu. und Vitt. wird die ungemeine Einfachheit in Speise und Trank hervorgehoben — sie tranken niemals ungemischten Wein —; bei beiden die gleichen Erziehungsgrundsätze erwähnt: sie gebrauchten niemals die Ruthe zur Bestrafung ihrer Zöglinge; die härteste Strafe, welche Vittorino dictirte, war die, daß der Knabe knieen und sich auf die Erde legen mußte, so daß ihn alle Mitschüler sehen konnten.

2) An Erzherzog Sigismund, Epist. 105, p. 600, und an König Ladislaus den Nachgeborenen, p. 695, letztere als Tractatus de liberorum educatione (1450).

S. 259, Anm. 1) p. 625. Ueber Niccoli ferner eine Rede des Poggio Opera ed. 1513 fol. 102 ff. und eine vita des Manetti in dessen Buch de illustribus longaevis.

2) Die folgenden Worte Vespasiano's sind unübersetzbar: a vederlo in tavola cosi antico come era, era una gentilezza.

3) Ebenda, p. 485.

S. 260, Anm. 1) Laut Vespas. p. 271 war hier ein gelehrtes Stelldichein, wo auch disputirt wurde.

2) Zur Ergänzung des über Niccoli Erzählten sei bemerkt, daß auch er, wie Vittorino, nichts schrieb, weil er überzeugt war, nichts in so vollkommener Weise hervorbringen zu können wie er wünschte; daß seine Sinne so ausgebildet waren, daß er neque rudentem asinum, neque secantem serram, neque muscipulam vagientem sentire audireve poterat. Doch sind bei Niccoli die

[S. 260, Anm. 2] Schattenseiten nicht zu vergessen. Er nahm seinem Bruder die Geliebte Benvenuta weg, erweckt durch diese That den Zorn des Leonardo Aretino und wird durch die Genannte gegen manche Freunde aufgehetzt; jede Weigerung, ihm Bücher zu überlassen, nahm er sehr übel auf und gerieth in Folge einer solchen mit Guarino in heftigen Streit; er war von kleinlichem Neid nicht frei und trat, durch diesen angeregt, gegen Chrysoloras, Poggio und Filelfo auf und suchte sie aus Florenz zu verdrängen.

3) S. dessen Vita von Naldius Naldi bei Murat. XX. Col. 532. ff. Ferner Vespasiano Bisticci: Commentario della vita di Messer Giannozzo Mannetti, zuerst herausgegeben v. P. Fanfani in Collezione di opere inedite o rare vol. II Torino 1862. Der Commentario ist wohl zu unterscheiden von desselben Verfassers kurzer Vita des Mannetti, in welch letzterer schon auf den ersteren vielfach hingewiesen wird. Vesp. war mit G. M. sehr befreundet; in der Biographie wollte er das Idealbild eines Staatsmannes für das verdorbene Florenz entwerfen. — Vesp. ist die Quelle für Naldi. Vgl. ferner das Bruchstück bei Galetti, Phil. Vill. liber Flor. 1847, p. 129—138. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode war G. M. ziemlich vergessen. Vgl. Paolo Cortese p. 21.

S. 261, Anm. 1) Der Titel der Schrift, lateinisch und italienisch, angeführt in Bisticci: Commentario p. 109. 112.

S. 262, Anm. 1) Was man von derselben vorher kannte, kann nur fragmentarisch gewesen sein. Eine wunderliche Disputation über den Gegensatz des Plato und Aristoteles fand 1438 zu Ferrara zwischen Hugo von Siena und den auf das Concil gekommenen Griechen statt. Vgl. Aeneas Sylvius, De Europa, Cap. 52. (Opera, p. 450.)

2) Bei Nic. Valori, im Leben des Lorenzo magn. ed. Galetti, p. 167. — Vgl. Vespas. Fior. p. 426. Die ersten Unterstützer des Arg. waren die Acciajuoli. Ib. 192: Cardinal Bessarion und seine Parallele zwischen Plato und Aristoteles. Ib. 223: Cusanus als Platoniker. Ib. 308: Der Catalonier Narciso und seine Disputation mit Argyropulos. Ib. 571: Einzelne platon. Dialoge schon von Lionardo Aretino übersetzt. Ib. 298: Die be-

[S. 262, Anm. 2] ginnende Einwirkung des Neoplatonismus. Ueber Marsilio Ficino s. Reumont, Lorenzo de Medici II, S. 27 ff.

S. 264, Anm. 1) Varchi, Stor. fiorent. L. IV. p. 321. Ein geistvolles Lebensbild.

2) Die oben S. 255, A. 1 u. 257 A. 1, (341) genannten Biographien Rosmini's (über Guarino und Vittorino) sowie Shepherd, Life of Poggio, besonders in der durch Zusätze und Verbesserungen ausgezeichneten italienischen Uebersetzung von T. Tonelli (2 Bände, Florenz 1825) und der von diesem herausgegebene Briefwechsel Poggio's (2 Bände Flor. 1832 ff.), die Briefe Poggio's bei Mai, Specilegium, Tom X, Rom 1844 p. 221—272, enthalten vieles hierüber.

3) Epist 39; Opera, p. 526, an Mariano Socino.

4) Es darf nicht irre machen, daß daneben eine fortlaufende Reihe von Klagen über die Geringfügigkeit des fürstl. Mäcenates und über die Gleichgültigkeit mancher Fürsten gegen den Ruhm sich laut macht. So z. B. bei Bapt. Mantuan. Eclog. V, noch aus dem 15. Jahrhundert und bei Ambrogio Traversari: de infelicitate principum. — Es war nicht möglich, Allen genug zu thun.

S. 265, Anm. 1) Für das wissenschaftliche Mäcenat der Päpste bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts muß hier der Kürze wegen auf Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom im M. A." Band VII und VIII verwiesen werden. Für Pius II im Besonderen vgl. nun G. Voigt, En. Silvio als Papst Pius II. Bd. III (Berlin 1863) S. 406—440.

2) Lil. Greg. Gyraldus, de poetis nostri temporis, bei Anlaß des Sphaerulus von Camerino (Opp. II, p. 394.) Der gute Mann wurde damit nicht zur rechten Zeit fertig und hatte seine Arbeit noch 40 Jahre später im Pult. — Ueber die mageren Honorare des Sixtus IV. vgl. Pierio Valer. de infelic. lit p. 369 fg. bei Anlaß des Theodorus Gaza. Er bekam für eine Uebersetzung und Erklärung einer Schrift des Aristoteles 50 Goldgulden ab eo, a quo se totum inauratum iri speraverat. — Das absichtliche Fernhalten der Humanisten vom Cardinalat bei den Päpsten vor Leo, vgl. Lor.

[S. 265, Anm. 2] Grana's Leichenrede auf Card. Egidio, Anecd. litt. IV, p. 307.

S. 266, Anm. 1) Das Beste in den Deliciae poetarum italorum und in den Beilagen zu den verschiedenen Ausgaben von Roscoe, Leo X. Manche Dichter und Schriftsteller, wie Alcyonius, de exilio ed. Menken p. 10, sprechen es freilich auch aus, daß sie Leo X. gern loben, weil sie dadurch selbst hoffen, unsterblich zu werden.

2) Paul. Jov. Elogia doct. vir. p. 131, bei Anlaß von Guido Posthumus.

3) Pierio Valeriano in seiner „Simia".

4) S. die Elegie des Joh. Aurelius Mutius, in den Deliciae poet. ital.

5) Die bekannte Geschichte von der purpursammtnen Börse mit Goldpäckchen verschiedener Größe, in welche Leo blindlings hineingreift, bei Giraldi. Hecatommithi VI, Nov. 8. Dafür wurden Leo's lateinische Tafelimprovisatoren, wenn sie gar zu hinkende Verse machten, mit Peitschen geschlagen. Lil. Greg. Gyraldus. de poetis nostri temp. Opp. II, p 398 (Bas. 1580).

6) Roscoe, Leone X, ed. Bossi IV. 181.

S. 267, Anm. 1) Vespas. Fior. p. 68 fg. Die Uebersetzung aus dem Griechischen die A. machen ließ, p. 93. — Vita Jan. Manetti, bei Murat. XX. Col. 541 fg. 450 fg. 495.— Panormita: de dictis et factis Alphonsi, regis Aragonum libri quatuor. Commentar. in eosdem Aeneae Sylvii hgg. von Jacob Spiegel, Basel 1538.

S. 268, Anm. 1) Auch Alfons konnte es freilich nicht Allen recht machen, z. B. dem Poggio; vgl. Shepherd Tonelli, Vita di Poggio II, 108 fg. und den Brief des P. an Facius bei Fac. de vir. ill. ed. Mehus p. 88, wo es über Alf. heißt: ad ostentationem quaedam facit quibus videatur doctis viris favere und Poggio's Brief bei Mai, Spicil. tom. X, p. 241.

S. 269, Anm. 1) Ovid. Amores III, 11, vs. 11. — Jovian. Pontan.. de principe.

2) Giorn. napolet. bei Murat. XXI, Col. 1127.

3) Vespas. Fior. p. 3. 119 fg. — Volle aver piena notizia d'ogni cosa, cosi sacra come gentile. — Vgl. oben S. 45 fg. und 236 fg.

S. 270, Anm. 1) Beim letzten Visconti streiten sich noch Livius und die

[S. 270, Anm. 1] französischen Ritterromane nebst Dante und Petrarca um die Theilnahme des Fürsten (S. 38.) Die Humanisten, welche sich bei ihm meldeten und ihn „berühmt machen" wollten, pflegte er nach wenigen Tagen wieder wegzuschicken. Vgl. Decembrio, bei Murat. XX. Col. 1114.

2) Paul. Jovii Vita Alfonsi ducis.

S. 271, Anm. 1) Ueber Collenuccio am Hofe des Giovanni Sforza von Pesaro, (Sohn des Alessandro, S. 27), der ihn zuletzt 1508 mit dem Tode lohnte, s. S. 167, Anm. 3, (198). — Beim letzten Ordelaffo zu Forli versah Codrus Urceus die Stelle 1477—1480; Klage an sein Todtenbett bei C. U. Opp. Ven. 1506 fol. LIIII; über den Aufenthalt in Forli Sermo VI. Vgl. Carlo Malagola, Della vita di C. U. Bologna 1877. cap. IV. — Unter den gebildeten Tyrannen ist auch der 1488 von seiner Gattin ermordete Galeotto Manfreddi von Faenza zu nennen; ebenso einzelne Bentivogli von Bologna.

2) Anecdota literar. II, p. 305 fg. 405. Basinius von Parma spottet über Porcellio und Tommaso Seneca: sie als hungrige Parasiten müßten in ihrem Alter noch die Soldaten spielen, indeß er mit ager und villa ausgestattet sei.

3) Das Nähere über diese Gräber bei Keyßler, Neueste Reisen, S. 924.

S. 272, Anm. 1) Pii II. Comment. L. II, p. 92. Historiae ist hier der Inbegriff des ganzen Alterthums. Auch Paulus Cortesius rühmt ihn sehr, p. 34 fg.

2) Fabroni, Cosmus, Adnot. 118. — Vespas. Flor. passim. — Eine Hauptstelle über das, was die Florentiner von ihren Secretären verlangten (quod honor apud Florentinos magnus habetur, sagt B. Facius bei der Erzählung von Poggio's Ernennung zum Secretär: De vir. ill. p. 17), bei Aeneas Sylvius, De Europa. cap. 54. (Opera p. 454.)

S. 273, Anm. 1) Vgl. oben S. 100, 265 und G. Voigt, Enea Silvio als Papst Pius II, Bd. III, S. 448 fg., über die oft behandelte und oft mißverstandene Veränderung, welche Pius II mit der Abbreviatur vornahm.

2) Vgl. die Aeußerung des Jacob Spiegel 1521, mitgetheilt in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie XXLVIII, S. 333.

S. 273, Anm. 3) Anecdota lit. I, p. 119 fg. Plaidoyer (Actio ad cardinales deputatos) des Jacobus Volaterranus im Namen der Secretäre, ohne Zweifel aus der Zeit Sixtus' IV. (Voigt a. a. O. S. 552, Anm. 3). — Der humanistische Anspruch der Consistorialadvokaten beruhte auf ihrer Redekunst, wie der der Secretaire auf den Briefen.

4) Die wirkliche kaiserliche Kanzlei unter Friedrich III. kannte Aeneas Sylvius am besten. Vgl. Epp. 23 und 105, Opera, p. 516 und 607.

S. 274, Anm. 1) Bembo's und Sadoleto's Briefe sind häufig gedruckt; die des ersteren z. B. in den Opera, Basel 1556, vol. II, wo Briefe, im Namen Leo's X geschrieben, und Privatbriefe unterschieden sind; die des Letzteren am vollständigsten, 5 Bde., Rom 1760. Ein paar Nachträge zu beiden hat Carlo Malagola gegeben in der Zeitschrift Il Baretti, Turin 1875. Ueber Bembo's Asolani ist unten zu sprechen; über Sadoleto's Bedeutung für die lateinische Sprache hat ein Zeitgenosse, Petrus Allcyonius, de exilio ed. Menken p. 119 sich so ausgesprochen: Solus autem nostrorum temporum aut certe cum paucis animadvertit elocutionem emendatam et latinam esse quasi fundamentum oratoris; ad eamque obtinendam necesse esse latinam linguam expurgare quam inquinarunt nonnulli exquisitarum literarum omnino rudes et nullius judicii homines qui partim ex circumpadanis municipiis, partim ex transalpinis provinciis in hanc urbem confluxerunt. Emendavit igitur eruditissimus hic vir corruptam et vitiosam latinae linguae consuetudinem, pura ac integra loquendi ratione.

2) Corio, Storia di Milano, fol. 449, der Brief der Isabella von Aragon an ihren Vater Alfons von Neapel; fol. 451, 464 zwei Briefe des Moro an Carl VIII. — Womit zu vergleichen das Histörchen in den Lettere pittoriche III, 86 (Sebast. del Piombo an Aretino), wie Clemens VII. während der Verwüstung Roms im Castell seine Gelehrten aufbietet und sie eine Epistel an Carl V. concipiren läßt, jeden besonders.

S. 274, Anm. 3) Für die Epistolographie überhaupt vgl. G. Voigt, Wiederbelebung, S. 414—427.

S. 275, Anm. 1) Bembo hat es noch für nöthig gehalten, sich wegen seines Italienischschreibens zu entschuldigen; ad Sempronium. Bembi Opera. Bas. 1556, vol. III, S. 156 fg.

2) Ueber Aretino's Briefsammlungen s. oben S. 191 fg. Lateinische Briefsammlungen waren schon im 15. Jahrh. gedruckt worden.

3) Man vgl. die Reden in den Opera des Philelphus, Sabellicus, Beroaldus d. ä. ꝛc. und die Schriften und Biographien des Gian. Mannetti, Aeneas Sylvius ꝛc.

S. 276, Anm. 1) B. F. de viris illustribus ed. Mehus p. 7. Auch Mannetti hat, wie Vesp. Bisticci commentario p. 51 berichtet, manche Reden italienisch gehalten, dann aber lateinisch aufgeschrieben. — Die Gelehrten des 15. Jahrhundert, z. B. Paolo Cortese beurtheilen dann überhaupt nur von dem Standpukt ihrer eloquentia die Leistungen vergangener Zeiten.

2) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 198. 205.

3 Pii II. Comment. L. I, p. 10.

4) So groß der Succeß des glücklichen Redners war, so furchtbar war natürlich das Steckenbleiben vor großen und erlauchten Versammlungen. Schreckensbeispiele sind gesammelt bei Petrus Crinitus. de honesta disciplina V, cap. 3. Vgl. Vespas. Fior. p. 319. 430.

5) Pii II. Comment. L. IV. p. 205. Es waren noch dazu Römer, die ihn in Viterbo erwarteten. Singuli per se verba fecere, ne alius alio melior videretur, cum essent eloquentia ferme pares. — Daß der Bischof von Arezzo nicht das Wort führen durfte für die Cellectivgesandtschaft der italienischen Staaten an den neugewählten Alexander VI., zählt Guicciardini (zu Anfang des I. B.) ganz ernsthaft unter den Ursachen auf, welche das Unglück Italiens 1494 herbeiführen halfen.

6) Mitgetheilt von Marin Sanudo, bei Murat. XXII, Col. 1160.

S. 277, Anm. 1) Pii II. Comment. L. II. p. 107. Vgl. p. 87. — Eine andere lateinische Rednerin fürstlichen Standes war Madonna Battista Montefeltro, vermählte Malatesta, welche König Sigismund und Papst Martin haranguirte. Vgl. Arch. stor. IV, I. p. 442, Nota.

S. 277, Anm. 2) De expeditione in Turcas, bei Murat. XXIII, Col. 68. Nihil enim Pii concionantis majestate sublimius. — Außer dem naiven Wohlgefallen, womit Pius selbst seine Erfolge schildert, vgl. Campanus, Vita Pii II, bei Murat. III, II, passim. Später urtheilte man über diese Reden freilich geringschätziger, vgl. G. Voigt, Enea Silvio II, S. 275 fg.

3) Carl V. hat doch einmal, als er in Genua der Blumensprache eines latein. Redners nicht folgen konnte, vor Giovio's Ohren geseufzt: „Ach wie hat mein Lehrer Hadrian einst Recht gehabt, als er mir weissagte, ich würde für meinen kindischen Unfleiß im Lateinischen gezüchtigt werden!" — Paul. Jov. vita Hadriani VI. Angeredete Fürsten ließen dann wol durch ihre Oratoren antworten: Friedrich III. durch Enea Silvio auf die Ansprache des Giannozzo Mannetti, Vesp. Bist. commentario p. 64.

4) Lil. Greg. Gyraldus, de poetis nostri temp., bei Anlaß des Collenuccio. — Filelfo, ein verheiratheter Laie, hielt im Dom von Como die Einführungsrede für den Bischof Scarampi 1460. Rosmini: Filelfo, II, S. 122. III. S. 147.

5) Fabroni, Cosmus, Adnot. 52

S. 278, Anm. 1) Was doch z. B. dem Jac. Volaterranus (bei Murat. XXIII, Col. 171) bei Platina's Gedächtnißfeier einigen Anstoß gab.

2) Anecdota lit. I, p. 299, in Fedra's Leichenrede auf Lod. Podocataro, welchen Guarino vorzugsweise zu solchen Aufträgen bestimmte. Guarino selbst hat aber auch über 50 Leichen- und Festreden gehalten, die aufgezählt sind bei Rosmini, Guarino II, S. 139—146.

3) Von solchen Einleitungsvorlesungen sind viele erhalten, in den Werken des Sabellicus, Beroaldus maior, Codrus Urceus &c. In des letzteren Werken finden sich auch Gedichte, welche er in principio studii vorgelesen hat.

4) Den ausgezeichneten Ruhm von Pomponazzo's Vortrag s. bei Paul. Jov. Elogia vir. doct. p. 134, der u. A. bemerkt, P. habe manchmal so gesprochen, daß die Zuhörer ihm wörtlich hätten folgen können. Im Allgemeinen scheint es, daß die Reden, die in der Form

[S. 278, Anm. 4] vollendet sein mußten, auswendig gelernt wurden; bei Giannozzo Mannetti wird es einmal ausdrücklich bezeugt (Commentario p. 39.); vgl. indeß die Erzählung daselbst p. 64 fg., mit der Schlußbemerkung: Mannetti habe ohne Vorbereitung besser gesprochen, als Carlo Aretino mit Vorbereitung. Dagegen wird von Codrus Urceus berichtet, daß er, da er ein schwaches Gedächtniß hatte, seine Reden ablas (Vita, hinter den Werken des C. U. Ven. 1506 fol.. LXX.) — Für die übertriebene Werthschätzung des Redners mag folgende Stelle als Zeugniß dienen: Ausim affirmare, perfectum oratorem (si quisquam modo sit perfectus orator) ita facile posse nitorem, laetitiam, lumina et umbras rebus dare quas oratione exponendas suscipit, ut pictorem suis coloribus et pigmentis facere videmus. (Petrus Alcyonius, de exilio ed. Menken, p. 136).

5) Vespas. Fior. p. 103. Vgl. die Geschichte p. 598, wie Giannozzo Mannetti zu ihm ins Lager kömmt.

S. 279, Anm. 1) Archiv. stor. XV. p. 113. 121, Canestrini's Einleitung p. 32 fg., der Abdruck zweier Soldatenreden; die erste von Alemanni ist ausgezeichnet schön und des Momentes (1528) würdig.

2) Hierüber Faustinus Terdoceus, in seiner Satire De triumpho stultitiae, lib. II.

3) Diese beiden erstaunlichen Fälle kommen bei Sabellicus vor (Opera, fol. 61—82. De origine et auctu religionis, zu Verona vor dem Capitel der Barfüßer von der Kanzel gehalten, und: De sacerdotii laudibus, zu Venedig gehalten). Vgl. S. 278, Anm. 1.

4) Jac. Volaterrani Diar. roman., bei Mur. XXIII. passim. — Col. 173 wird eine höchst merkwürdige Predigt vor dem Hofe, doch bei zufälliger Abwesenheit Sixtus' IV. erwähnt: Pater Paolo Toscanella donnerte gegen den Papst, dessen Familie und die Cardinäle; Sixtus erfuhr es und lächelte.

S. 280, Anm. 1) Fil. Villani, vitae ed. Galetti. p. 30.

2) Vgl. oben S. 278, Anm. 4.

3) Georg. Trapezunt. Rhetorica, das erste vollständige Lehrgebäude. — Aen. Sylvius: Artis rhetoricae praecepta (1456), in den Opera p. 992—1034 bezieht sich

[S. 280, Anm. 3] absichtlich nur auf Satzbau und Wortfügung; übrigens bezeichnend für die vollkommene Routine hierin. Er nennt mehrere andere Theoretiker, die z. Th. jetzt nicht mehr bekannt sind. Vgl. G. Voigt II, 262 fg. Andere von Aug. Dati ꝛc.

S. 281, Anm. 1) Dessen Vita bei Murat. XX ist ganz voll von den Wirkungen seine Eloquenz. — Vgl. Vespas. Fior. 592 fg. und Commentario p. 30. Auf uns machen diese Reden freilich keinen sonderlichen Eindruck, z. B. die bei der Krönung Friedr. III bei Freher-Struve, Script. rer. Germ. III, p. 4—19. Ueber Mannetti's Rede bei der Beerdigung des Lion. Aretino sagt Shepherd-Tonelli Poggio II, 67 fg., nach Anführung vieler Stellen: L'orazione ch'ei compose, è ben la cosa la più meschina che potesse udirsi, piena di puerilità volgare nello stile irrilevante negli argomenti ed' una prolissità insopportabile.

2) Annales Placentini bei Murat. XX, Col. 918.

S. 282, Anm. 1) Z. B. dem Mannetti. Vgl. Vesp. Commentario p. 30. ebenso dem Savonarola, vgl. Perrens, Vie de Savonarole I, p. 163. Die Stenographen konnten jedoch ihm und z B. auch begeisterten Improvisatoren nicht immer folgen. Sav. predigte freilich italienisch, vgl. Pasqu. Villari (übers. v. Berduschek, I, 268 fg.)

2) Und zwar keines von den besseren. Opuscula Beroaldi, Basel 1509 fol. XVIII—XXI. Das Bemerkenswertheste ist die Floskel am Schlusse: Esto tibi ipsi archetypon et exemplar, teipsum imitare etc.

3) Briefe sowohl als Reden dieser Art schrieb Alberto di Ripalta, vgl. die von ihm fortgesetzten, von seinem Vater Antonius verfaßten Annales Placentini, bei Murat. XX, Col. 914 fg., wo der Pedant seinen literarischen Lebenslauf ganz lehrreich beschreibt.

4) Pauli Jovii Dialogus de viris litteris illustribus, bei Tiraboschi, Tom. VII, Parte IV. — Doch meint er noch wol ein Jahrzehnt später, am Schluß der Elogia literaria: Tenemus adhuc, nachdem das Primat der Philologie auf Deutschland übergegangen, sincerae et constantis eloquentiae munitam arcem etc. Die ganze Stelle, deutsch bei Gregorovius VIII, S 217 fg, ist ganz besonders wichtig für die Betrachtung Deutschlands

[S. 282, Anm. 4] durch einen Italiener und in diesem Sinne unten nochmals benutzt.

S. 283, Anm. 1) Eine besondere Gattung machen natürlich die halbsatirischen Dialoge aus, welche Pandolfo Collenuccio und besonders Pontano dem Lucian nachbildeten. Von ihnen sind dann Erasmus und Hutten angeregt worden. — Für die eigentlichen Abhandlungen mochten frühe schon Stücke aus den Moralien des Plutarch als Vorbild dienen.

S. 284, Anm. 1) Darüber unten 4. Abschn. 5. Capit.

S. 285, Anm. 1) Vgl. das scharfe Epigramm Sannazar's:

Dum patriam laudat, damnat dum Poggius hostem
Nec malus est civis, nec bonus historicus.

2) Benedictus: Caroli VIII. hist., bei Eccard, scriptt. II, Col. 1577.

3) Petrus Crinitus beklagt diese Verachtung, de honesta discipl. L. XVIII, cap. 9. Die Humanisten gleichen hierin den Autoren des späteren Alterthums, welche ebenfalls ihrer Zeit aus dem Wege gingen. — Vgl. Burckhardt, Die Zeit Constantin's d. Gr. S. 285 fg. Im Gegensatze dazu mehrere Aeußerungen des Poggio, bei Voigt, Wiederbelebung, S. 443 fg.

S. 287, Anm. 1) Lorenzo Valla in der Vorrede zur historia Ferdinandi regis Arag.; im Gegensatze dazu Giacomo Zeno in der Vita Caroli Zeni. Murat XIX, p. 204. Vgl. auch Guarino bei Rosmini II, 62 fg. 177 fg.

S. 288, Anm. 1) In dem Briefe an Pizinga, in den Opere volgari vol. XVI. p. 38. — Noch bei Raph. Volaterranus, L. XXI, fängt die geistige Welt mit dem 14. Jahrh. an, also bei demselben Autor, dessen erste Bücher so viele für jene Zeit treffliche specialgeschichtliche Uebersichten für alle Länder enthalten.

2) Auch hierin ist Petrarca Bahnbrecher. Vgl. besonders seine kritischen Untersuchungen über den angeblich von Cäsar herrührenden österreichischen Freiheitsbrief. Epp. sen. XVI, 1.

S. 289, Anm. 1) Wie der des Giannozzo Mannetti in Gegenwart Nicolaus V, der ganzen Curie und zahlreicher, weither gekommener Fremden; vgl. Vespas. Fior. p. 591 und ausführlicher in dem Commentario p. 37—40.

S. 290, Anm. 1) Fand man doch bereits damals, daß schon Homer allein

[S. 290, Anm. 1] die Summe aller Künste und Wissenschaften enthalte, daß er eine Encyclopädie sei. Vgl. Codri Urcei opera Sermo XIII, Schluß. Seine Worte: (Sermo XIII, habitus in laudem liberalium artium; Opera ed. Ven. 1506. fol. XXXVIII b) lauten: Eia ergo bono animo esto; ego graecas literas tibi exponam et praecipue divinum Homerum a quo ceu fonte perenni. ut scribit Naso, Vatum pieriis ora rigantur aquis. Ab Homero grammaticam discere poteris, ab Homero rhetoricam, ab Homero medicinam, ab Homero astrologiam, ab Homero fabulas, ab Homero historias, ab Homero mores, ab Homero philosophorum dogmata, ab Homero artem militarem, ab Homero coquinariam, ab Homero architecturam, ab Homero regendarum urbium modum percipies et in summa quicquid boni quicquid honesti animus hominis discendi cupidus optare potest in Homero facile poteris invenire. Aehnliches auch in Sermo VII und VIII, Opera fol. XXVI ff., die sich nur auf Homer beziehen.

2) Ein Cardinal unter Paul II. ließ sogar seinen Köchen des A. Ethik vortragen. Vgl Gasp. Veron. vita Pauli II. bei Muratori III, II, Col. 1034.

S. 291, Anm. 1) Für das Studium des Aristoteles im Allgemeinen ist besonders lehrreich eine Rede des Hermolaus Barbarus.

2) Bursellis, Ann. Bonon., bei Murat. XXIII, Col. 898.

3) Vasari XI, p. 189. 257, vite di Sodoma e di Garofalo. — Begreiflicherweise bemächtigten sich die liederlichen Weibspersonen in Rom der volltönendsten antiken Namen Giulia, Lucrezia, Cassandra, Porzia, Virginia, Pentesilea &c., womit sie bei Aretino auftreten. Die Juden mögen vielleicht damals die Namen der großen semitischen Römerfeinde Amilcare, Annibale, Asdrubale an sich genommen haben, die sie noch heute in Rom so häufig führen. (Die letztere Bemerkung läßt sich nicht aufrechterhalten. Für die frühere Zeit kennt weder Zunz, Namen der Juden, Leipzig 1837, neugedruckt in Zunz: Gesammelte Schriften, Bd. II, Berlin 1876, noch Steinschneider in seiner Zusammenstellung in: Il Buonarroti, Ser. II, vol. VI, 1871, S. 196—199 irgend einen Juden, der diesen Namen getragen; und auch jetzt gibt es, nach den vom Fürsten

[S. 291, Anm. 3] Buoncompagni bei Hn. Tagliacopo, Beamten des israelitischen Archivs in Rom, eingezogenen Erkundigungen (Brief an Hrn, Dr. M. Steinschneider, Dez. 1876) nur einige Juden, die den Namen Asdrubale, aber keinen, der den Namen Amilcare oder Annibale führt.)

S. 292, Anm. 1) Quasi che'l nome i buon giudici inganni,
E che quel meglio t'abbia a far poeta,
Che non farà lo studio di molt' anni!
— so spottete Ariosto, der freilich vom Schicksal einen wohllautenden Namen mitbekommen hatte, in der VII. Satire, Vs. 64.

2) Oder schon nach denjenigen des Bojardo, die zum Theil die seinigen sind.

S. 293, Anm. 1) So werden die Soldaten des französischen Heeres 1512: omnibus diris ad inferos devocati. Den guten Domherrn Tizio, welcher es ernstlicher meinte und gegen fremde Truppen eine Execrationsformel aus Macrobius aussprach, werden wir unten wieder erwähnen.

2) De infelicitate principum, in Poggii opera ed. Basel 1513, fol. 152: Cuius (Dantis) exstat poema praeclarum, neque si literis latinis constaret, ulla ex parte poetis superioribus (den Alten) postponendum. Und Cortesius (de hominibus doctis p. 7) klagt: Utinam tam bene cogitationes suas latinis literis mandare potuisset, quam bene patrium sermonem illustravit! (Derselbe erhebt dann bei der Besprechung von Petrarca und Boccaccio eine ähnliche Klage.) Laut Boccaccio, vita di Dante, p. 74 warfen schon damals viele „und darunter weise" Leute die Frage auf, warum wohl Dante nicht lateinisch gedichtet?

3) Wer den vollen Fanatismus hierin will kennen lernen, vergleiche Lil. Greg. Gyraldus, de poetis nostri temporis a. m. O. Vespasiano Bisticci ist einer der wenigen Schriftsteller jener Zeit, die offen bekennen, sich nicht viel mit lateinisch beschäftigt zu haben. Commentario della vita di Gian. Man. p. 2. Doch verstand er genug, um einzelne lateinische Sätze in seine Schriften einzuflechten und lateinische Briefe zu lesen, das. 96. 165 fg. — Für die alleinige Werthschätzung des Lateinischen darf auch folgende Stelle des Petr.

[S. 293, Anm. 3] Alcyonius, de exilio ed. Manken p. 213 angeführt werden. Er sagt, wenn Cicero wieder aufstände und Rom ansähe, omnium maxime illum credo perturbarent ineptiae quorundam qui omisso studio veteris linguae (quae eadem hujus urbis et universae Italiae propria erat, dies noctesque incumbunt in linguam Geticam aut Dacicam discendam eandemque omni ratione ampliandam, cum Goti, Visigoti et Vandali (qui erant olim Getae et Daci) eam in Italos invexerint, ut artes et linguam et nomen Romanum delerent.

4) Freilich gibt es auch zugestandene Stilübungen, wie z. B. in den Orationes etc. des älteren Beroaldus die zwei aus Boccaccio in's Lateinische übersetzten Novellen, ja eine Canzone aus Petrarca.

S. 294, Anm. 1) Vgl. Petrarca's Briefe aus der Oberwelt an erlauchte Schatten. Epp. fam. (ed. Fracass.) lib. XXIV, 3. 4. (Ferner in ders. Ausgabe, vol. II p. 497). Auch Epp. sen. XIV, 1 (manchmal separat gedruckt u. d. T.: De rep. opt. administranda ob. S. 9 A. 1, 121,): sic esse doleo, sed sic est.

2) Ein burleskes Bild des fanatischen Purismus in Rom gibt Jovian. Pontanus in seinem „Antonius".

3) Hadriani (Cornetani) Card. S. Chrysogoni de sermone latino liber. Hauptsächlich die Einleitung. — Er findet in Cicero und seinen Zeitgenossen die Latinität „an sich". Derselbe Codrus Urceus, der in Homer die Summe alles Wissens sah (s. o. S. 290 A. 1, 353), sagt, Opp. ed. 1506 fol. LXV: Quicquid temporibus meis Aut vidi aut studui libens Omne illud Cicero mihi felici dedit omine, ja verstieg sich in einem anderen Gedichte (das.) zu der Behauptung: Non habet huic similem doctrinae Graecia mater.

4) Paul. Jov. Elogia doct. vir. p. 187 fg. bei Anlaß des Bapt. Pius.

S. 295, Anm. 1) Paul. Jov. Elogia doct. vir. p. 145 bei Anlaß des Naugerius. Ihr Ideal sei gewesen: aliquid in stylo proprium, quod peculiarem ex certa nota mentis effigiem referret, ex naturae genio effinxisse. Poliz. an Cortesius (Epist. lib. VIII ep. 16): Mihi vero longe honestior tauri facies, aut item leonis quam

[S. 295, Anm. 1] simiae videtur; worauf Cortesius antwortete: Ego malo esse assecla et simia Ciceronis quam alumnus. Poliziano genirte sich bereits, wenn er Eile hatte, seine Briefe lateinisch zu schreiben, vgl. Raph. Volat. comment. urban. L. XXI. Für Pico's Stellung zur lat. Sprache vgl. den oben S. 244 A. 3, (338) angeführten Brief.

2) Paul. Jov. Dialogus de viris literis illustribus; bei Tiraboschi, ed. Venez. 1796, Tom. VII p. 4. Bekanntlich wollte Giovio eine Zeitlang diejenige große Arbeit unternehmen, welche dann Vasari durchführte. — In jenem Dialog wird auch geahnt und beklagt, daß das Lateinschreiben seine Herrschaft bald gänzlich verlieren werde.

3) In dem Breve von 1517 an Franc. de' Rosi, concipirt von Sadoleto, bei Roscoe, Leo X. ed Bossi VI, p. 172.

S. 296, Anm. 1) Gaspar. Veronens. vita Pauli II, bei Murat. III, II. Col. 1031. Außerdem wurden etwa Seneca und lateinische Uebersetzungen nach griechischen Dramen aufgeführt.

2) In Ferrara spielte man Plautus wohl meist in italienischer Bearbeitung von Collenuccio, dem jüngern Guarino a. A., um des Inhaltes willen, und Isabella Gonzaga erlaubte sich, diesen langweilig zu finden. Für die lat. Comödie überhaupt vgl. R. Peiper in Fleckeisen und Masius, Neue Jahrb. für Phil. u. Päd. XX, Lpz. 1874, S. 131—138 und Archiv f. Literaturgesch. V, S. 541 fg. — Ueber Pomp. Laetus vgl. Sabellici opera, Epist. L. XI, fol. 56 fg. und unten das Ende dieses Abschnittes.

3) Vgl. Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, S. 38—41.

S. 297, Anm. 1) Für das Folgende s. die Deliciae poetarum italor. — Paul. Jovius, elogia; — Lil. Greg. Gyraldus, de poetis nostri temporis; — die Beilagen zu Roscoe, Leone X, ed. Bossi.

S. 298, Anm. 1) Zwei neuere Ausgaben des Gedichts erschienen von Pingaud (Paris 1872) und von Corradini (Padua 1874); im Jahre 1874 auch zwei italienische Uebersetzungen von G. B. Gaudo und A. Palesa. Ueber die Africa vgl. L. Geiger, Petrarca, S. 122 fg. und 270, Anm. 7.

S. 298, Anm. 2) Filippo Villani, Vitae, ed. Galetti, p. 16.

3) Franc. Aleardi oratio in laudem Franc. Sfortiae bei Murat. XXV. Col. 384. — Bei der Parallele zwischen Scipio und Cäsar war Guarino und C. A. (Cyriacus Anconitanus) für den letztern, Poggio (Opera epp. fol. 125. 134 fg.) für ersteren als für den größten; worüber dann große Streitigkeiten geführt wurden, Sheph. Tonelli I, 262 fg. und Rosmini: Guarino II, S. 97—118. — Scipio und Hannibal in den Miniaturen des Attavante, s. Vasari IV, 41 vita di Fiesole. Die Namen Beider für Picinino und Sforza gebraucht, S. 95.

S. 299, Anm. 1) Die glänzenden Ausnahmen, wo das Landleben realistisch behandelt auftritt, werden ebenfalls unten zu erwähnen sein.

2) Abgedruckt bei Mai, Spicilegium romanum, Vol. VIII, p. 488—504. (Gegen 500 Hexameter stark.) Pierio Valeriano dichtete an dem Mythus weiter; sein „carpio in den Deliciae poet. ital., auch in den kleineren Schriften des P. V. Cöln 1811 p. 42—46. — Die Fresken des Brusasorci am Pal. Murari zu Verona stellen den Inhalt des Sarca vor.

S. 300, Anm. 1) Neu herausgegeben und übersetzt von Th. A. Faßnacht in: Drei Perlen der neulateinischen Poesie. Leutkirch und Leipzig 1875. Vgl. übrigens auch Goethe's Werke (Hempel'sche Ausgabe) 22, S. 157 u. 411.

S. 301, Anm. 1) De sacris diebus.

2) Z. B. in seiner achten Ecloge.

3) Es gibt zwei ungedruckte und unvollendete Sforciaden, die eine von dem älteren, die andere von dem jüngeren Filelfo. Ueber die letztere vgl. Favre, Mélanges d'hist. lit. I, p. 156; über die erstere Rosmini: Filelfo II, p. 157—175. Diese sollte 12800 Verse groß werden und enthält u. a. die Stelle: Die Sonne verliebt sich in Bianca.

S. 302, Anm. 1) Roscoe, Leone X, ed. Bossi VIII, 184; sowie noch ein Gedicht ähnlichen Styles XII, 130. — Wie nahe steht schon Angilberts Gedicht vom Hofe Carls des Großen dieser Renaissance. Vgl. Pertz, monum. II.

2) Strozzii poetae, p.31 fg, Caesaris Borgiae ducis epicedium.

S. 302, Anm. 3) Pontificem addiderat, flammis lustralibus omneis. Corporis ablutum labes, Diis Juppiter ipsis etc.

S. 303, Anm. 1) Es ist der spätere Ercole II. von Ferrara, geb. 4. April 1508, wahrscheinlich kurz vor oder nach Abfassung dieses Gedichtes Nascere magne puer matri exspectate patrique, heißt es gegen Ende.

2) Vgl. die Sammlungen der Scriptores rerum Germanicarum von Schardius, Freher ꝛc. und oben S. 120, Anm. 1, (158).

S. 304, Anm. 1) Uzzano s. Arch. stor. ital. IV, I, 296. — Macchiavelli: i Decenali. — Savonarola's Geschichte u. d. Titel Cedrus Libani von Fra Benedetto; vgl. P. Villari übers. v. Berduschek 1, S. XIX, A. 2. — Assedio di Piombino. bei Murat. XXV. — Hierzu als Parallele der Teuerdank Kaiser Maximilians und Melchior Pfinzing's, neue Ausgabe von Haltaus, Quedlinb. u. Leipzig 1836, und andere damalige Reimwerke des Nordens. Ganz besonders mögen die deutschen historischen Volkslieder, die gerade aus dem 15. und 16. Jahrhundert so überaus zahlreich vorhanden sind, mit in Vergleich gezogen werden.

2) Von der in italienischen versi sciolti gedichteten „coltivazione" des L. Alamanni (eine der ältesten Ausgaben, Paris 1540, neue Ausgabe der Werke, 2 Bde. Florenz 1867) ließe sich behaupten, daß alle poetisch genießbaren Stellen aus den antiken Dichtern entlehnt sind, unmittelbar oder mittelbar.

3) z. B. von C. G. Weise, Lpz. 1832. Das Buch, eingetheilt in 12 Bücher, deren Ueberschriften nach den Namen der 12 Sternbilder, ist dem Ercole II von Ferrara gewidmet. In der Widmung die merkwürdigen Worte: Nam quem alium patronum in tota Italia invenire possum, cui musae cordi sint, qui carmen sibi oblatum aut intelligat, aut examine recto expendere sciat? Auch Palingenius braucht Jupiter und Deus bunt durch einander.

S. 305, Anm. 1) L. B. Alberti's erstes komisches Gedicht, das als Namen seines Verfassers Lepidus angab, galt lange Zeit für ein antikes Produkt.

2) Hier (vgl. unten S. 306 A. 3) nach dem Eingang des Lucretius und nach Horat. Od. IV. I.

S. 306, Anm. 1) Das Hereinziehen eines Schutzheiligen in ein wesentlich heidnisches Beginnen haben wir S. 56 schon bei einem ernsteren Anlaß kennen gelernt. — Vgl. auch Sannazaro's Elegie: In festo die divi Nazarii martyris. Sannazari Elegiae 1535 fol. 166 fg.

2) Si satis ventos tolerasse et imbres
Ac minas fatorum hominumque fraudes.
Da Pater tecto salientem avito
Cernere fumum!

3) Andr. Naugerii orationes duæ carminaque aliquot. Venet. 1530 in 4. Ueber ihn und seinen Tod Pier. Val. de inf. lit. ed. Mencken S. 326 fg.

S. 307, Anm. 1) Man mag damit den mehr als ein Jahrhundert älteren (1353 gedichteten) Gruß Petrarca's an Italien vergleichen in Petr. Carmina minora ed. Rossetti II. S. 266 fg.

2) Was man Leo X. bieten durfte, zeigt das Gebet des Guido Postumo Silvestri an Christus, Maria und alle Heiligen, sie möchten der Menschheit dieses numen noch lange lassen, da sie ja im Himmel ihrer genug seien. Abgedr. bei Roscoe, Leone X. ed. Bossi V. 337.

3) Molza's Poesie volgari e latine, hgg. von Pierantonio Serassi, Bergamo 1747.

4) Boccaccio, Vita di Dante, p. 36.

S. 308, Anm. 1) Sannazaro spottet über Einen, der ihm mit solchen Fälschungen lästig fiel: Sint vetera haec allis, mi nova semper erunt (ad Rufum, Opera 1535, fol. 41a).

2) De mirabili urbe Venetiis (Opera fol. 38b)
Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari:
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arceis
Objice et illa tui moenia Martis ait,
Si pelago Tybrim praefers, urbem adspice utramque,
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.
(Die Verse wurden schon früh von Christian Warnecke ins Deutsche übersetzt.)

3) Lettere de' principi. I, 88. 98.

S. 309, Anm. 1) Malipiero, Ann. veneti, Arch. Stor. VII, I, p. 508. Am Ende heißt es, mit Bezug auf den Stier als Wappenthier der Borgia:

[S. 309, Anm. 1] Merge, Tyber, vitulos animosos ultor in undas;
Bos cadat inferno victima magna Jovi!

2) Ueber diese ganze Angelegenheit s. Roscoe, Leone X, ed. Bossi VII, 211—216, VIII, 214—221 (die Einleitungsbriefe der Corycianischen Sammlung). Die gedruckte, jetzt seltene Sammlung dieser „Coryciana" vom Jahr 1524 enthält nur die lateinischen Gedichte; Vasari sah bei den Augustinern noch ein besonderes Buch, worin sich auch Sonette 2c. befanden. Das Anheften von Gedichten wurde so ansteckend, daß man die Gruppe durch ein Gitter abschließen, ja unsichtbar machen mußte. Die Umdeutung von Goritz in einen Corycius senex ist aus Virgil's Georg. IV, 127. Das kummervolle Ende des Mannes nach dem Sacco di Roma s. bei Pierio Valeriano, de infelic. literat. ed. Mencken p. 369 fg. Ueber Corycius und die Sammlung Coryciana gedenke ich an anderem Orte zu handeln.

3) Erschien zuerst in den Coryciana mit Einleitungsbriefen des Silvanus und Corycius selbst; später mehrfach abgedruckt, z. B. bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi, Bd. VII, S. 223 fg. (vgl. daselbst S. 216—222); und in den Deliciae. Vgl. Paul. Jov. Elogia vir. doct. p. 179, bei Anlaß des Arsillus. In unserm Gedicht macht Arsillus von der Freiheit seines Urtheils geringen Gebrauch: er lobt fast Alles. Ferner für die große Zahl der Epigrammatiker Lil. Greg. Gyraldus. a. a. O. Eine der schlimmsten Federn war Marcantonio Casanova. Gyraldus, p. 394. Ueber M. C. vgl. Pier. Valer. de infel. lit. ed. Mencken, S. 376 fg. und Paul Jovius Elog. vir. doct. p. 142 fg., der übrigens von ihm sagt: nemo autem eo simplicitate ac innocentia vitae melior, und Arsillus a. a. O., der von seinen placidos sales spricht. Einzelne seiner Gedichte auch in den Coryciana J3a fg., L1a, L4b. — Von den weniger bekannten ist Jo. Thomas Musconius (s. d. Deliciae) auszuzeichnen

S. 310, Anm. 1) Marin Sanudo, in den Vite de' duchi di Venezia (Murat. XXII.) theilt sie regelmäßig mit.

2) Scardeonius, de urb. Patav. antiq. (Graev. thes. VI, III, Col. 270) nennt als den eigentlichen Erfinder einen gew. Odaxius von Padua, um die Mitte des

[S. 310, Anm. 1] 15. Jahrh. Gemischte Verse aus Latein und den Landessprachen gibt es aber schon viel früher allenthalben.

S. 312, Anm. 1) Man übersehe nicht, daß dieselben sehr früh mit alten Scholien und neuen Commentaren abgedruckt wurden.

S. 313, Anm. 1) Ariosto, Satira VII. Vom Jahre 1531.

S. 314, Anm. 1) Solche kommen mehrere vor, doch muß ich einen eigentlichen Beweis des hier Gesagten schuldig bleiben. Das Wunderkind Giulio Campagnola gehört nicht zu den aus Ehrgeiz emporgetriebenen. Vgl. Scardeonius; de urb. Patav. antiq., bei Graev. thesaur. VI, III, Col. 276. — Das Wunderkind Cecchino Bracci, st. 1544 im 15. Jahr, vgl Trucchi, poesie ital. inedite III, p. 229. — Wie der Vater des Cardano ihm wollte memoriam artificialem instillare und ihn schon als Kind in der arabischen Astrologie unterwies, vgl. Cardanus: de propria vita, cap. 34. — Vgl. auch S. 316. Man könnte auch Manoello (oben S. 317) hierher rechnen, wenn man nicht sein Wort: „Ich bin zu sechs Jahren, wie zu achtzig" als nichtssagende Redensart betrachten will. Vgl. Litbl. des Orients 1843, S. 21.

2) Ausdruck des Filippo Villani, Vite p. 5. bei einem solchen Anlaß.

S. 315, Anm. 1) Bapt. Mantuan., de calamitatibus temporum, L. I.

2) Lil. Greg. Gyraldus: Progymnasma adversus literas et literatos. Opp. ed. Bas. 1580, II, p. 422—445. Die Widmungen 1540 und 1541, die Schrift aber an Giov. Franc. Pico gerichtet, jedenfalls also vor 1533 vollendet (s. o. S. 33 fg.)

S. 316, Anm. 1) Lil. Greg. Gyraldus: Hercules. Opp. I, p. 544—570. Die Widmung ist ein sprechendes Denkmal der ersten drohenden Regungen der Inquisition.

2) C. galt überhaupt, wie wir oben sahen (S. 304 A. 3, 358) als letzter Beschützer der Gelehrten.

3) De infelicitate literatorum. — Ueber die Ausgaben oben S. 84, Anm. 4, (143). Pier. Val. hat, nachdem er Rom verlassen, noch lange als Professor in Padua in angesehener Stellung gelebt. Am Ende seiner Schrift drückt er die Hoffnung aus, daß Carl V. und Clemens VII. eine bessere Zeit auch für die Gelehrten herbeiführen würden.

S. 317, Anm. 1) Hierzu vgl. schon Dante, Inferno, XIII, v. 58 fg.;

[S. 317, Anm. 1] besonders 93 fg., wo Petrus de Vineis von seinem Selbstmord berichtet.

S. 318, Anm. 1) Pier. Valer. ed. Mencken, p. 397 fg. 402. Er ist der Onkel unseres Schriftstellers.

2) Coelii Calcagnini opera, ed. Basil. 1544, p. 101, im VII. Buch der Episteln. Nr. 27, Brief an Jacob Ziegler. — Vgl Pierio Val. de inf. lit. ed. Mencken, p. 369 fg.

S. 319, Anm. 1) M. Ant. Sabellici opera. Epist. L. XI, fol. 56. Auch separat erschienen u. d. T.: Sabellicus, vita Pomponii Laeti, Straßb. 1510. Dazu die betreffende Biographie in den Elogia, p. 76 fg. des Paolo Giovio.

S. 321, Anm. 1) Jac. Volaterran. Diar. Rom. bei Murat XXIII. Col. 161. 171. 185. — Anecdota liter. II, p. 168 fg.

2) Paul. Jov. de romanis piscibus, cap. 17 und 34.

3) Sadoleti Epist. 106, vom J. 1529.

4) Anton. Galatei epist. 10 und 12 bei Mai, Spicileg. rom. vol. VIII.

S. 322, Anm. 1) Dieses schon vor der Mitte des Jahrh. Vgl. Lil. Greg. Gyraldus, de poetis nostri temp. II.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

Lau, Th., Die griechischen Vasen in ihrem Formen- und Decorationsfyftem. Vier und vierzig kl. Folio-Tafeln in Farbendruck, aufgenommen nach Originalen der k. Vafenfammlung zu München. Mit einer hiftorifchen Einleitung von Heinr. Brunn und erläuterndem Texte von P. F. Krell. 28 M.

Die Städel'sche Galerie zu Frankfurt in ihren Meifterwerken älterer Malerei. 32 Radirungen von *Johann Eissenhardt,* Text von Dr. *Veit Valentin.* 1. Hälfte.

Erste Ausgabe: Künstlerdrucke, chinef. Pap. gr. Fol. 50 M.
Zweite Ausgabe: Vor aller Schrift, chinef. Pap. Fol. 32 M.
Dritte Ausgabe: Mit Künstlernamen, chinef. Pap. qu. 4°. 24 M.

Die zweite Hälfte diefes Galeriewerkes wird Michaelis 1877 ausgegeben.

Die Galerie zu Braunschweig in ihren Meifterwerken. Achtzehn Radirungen von *William Unger.* Mit erläuterndem Texte. Zweite Auflage.

Folio-Ausgabe, chinef. Pap., in Mappe 27 M. — *Quart-Ausgabe,* fein gebd. mit Goldfchnitt 22 M. — *Quart-Ausgabe,* weifses Pap., broch. 12 M. — *Desgleichen,* eleg. gebunden 16 M.

Die Galerie zu Cassel in ihren Meifterwerken. 40 Radirungen von *William Unger.* Mit erläuterndem Text.

Folio-Ausgabe auf chinef. Papier, 40 Blatt in Mappe, 60 M. — *Quart-Ausgabe* auf chinef. Papier, 40 Blatt, fein geb. mit Goldfchnitt 45 M. — *Quart-Ausgabe* auf weifsem Papier br. 27 M. — *Dieselbe Ausgabe* fein geb. 31 M. 50 Pf.

Album moderner Radirungen. XXV, aus der Zeitfchrift für bildende Kunft ausgewählte Blätter von *Unger, Klaus, Ludy, Fischer* etc. Kl. Folio. Chinef. Papier. Dritte Sammlung. (1876.) In gefchmackvoller Mappe. Ladenpr. 25 M.

Die zweite Sammlung (1874) ift noch zu gleichem Preife zu haben.

In demſelben Verlage wird erſcheinen und nach der Oſtermeſſe a. c. ausgegeben:

GESCHICHTE DER MALEREI

VON

Dr. ALFRED WOLTMANN

Profeſſor an der k. k. Univerſität in Prag.

Mit zahlreichen Illuſtrationen in Holzſchnitt.

ERSTE ABTHEILUNG

ANTIKE MALEREI

VON

Dr. KARL WOERMANN

Profeſſor an der k. Akademie der Künſte in Düſſeldorf

ZWEITE ABTHEILUNG

MALEREI DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT

VON

ALFRED WOLTMANN.

Erſte Lieferung.

8 Bogen. gr. Lex.-8. br. 4 M.

Der Umfang des ganzen Werkes, welches ſich in Format und Ausſtattung an *Lübke's „Geſchichte der Architektur“* und *„Geſchichte der Plaſtik“* anſchlieſst, iſt auf ca. 60 Bogen veranſchlagt und wird vollſtändig ca. 25—30 M. koſten.

Leipzig im März 1878.

E. A. SEEMANN.

Die

Cultur der Renaissance

in

Italien.

II.

Die

Cultur der Renaissance

in

Italien.

Ein Versuch

von

Jacob Burckhardt.

Dritte Auflage

besorgt von

Ludwig Geiger.

Zweiter Band.



Leipzig,

Verlag von E. A. Seemann.

1878.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Vierter Abschnitt.

Die Entdeckung der Welt und des Menschen. S. 1—100.

Fünfter Abschnitt.

Die Geselligkeit und die Feste S. 101—196.

Sechster Abschnitt.

Sitte und Religion. S. 197—362.

Vierter Abschnitt.

Die Entdeckung der Welt und des Menschen.

& Italy seemed ripe at the moment to take [illegible] delight in whatever was new in art, adventure, literature & Price. The North did not yet open its mind -

Erstes Capitel.

Reisen der Italiener.

Frei von zahllosen Schranken, die anderwärts den Fortschritt hemmten, individuell hoch entwickelt und durch das Alterthum geschult, wendet sich der italienische Geist auf die Entdeckung der äußern Welt und wagt sich an deren Darstellung in Wort und Form.

Ueber die Reisen der Italiener nach fernen Weltgegenden ist uns hier nur eine allgemeine Bemerkung gestattet. Die Kreuzzüge hatten allen Europäern die Ferne geöffnet und überall den abenteuernden Wandertrieb geweckt. Es wird immer schwer sein, den Punkt anzugeben, wo derselbe sich mit dem Wissensdrang verbindet oder vollends dessen Diener wird; am frühsten und vollständigsten aber ist dieß bei den Italienern geschehen. Schon an den Kreuzzügen selbst hatten sie sich in einem andern Sinne betheiligt als die übrigen Völker, weil sie bereits Flotten und Handelsinteressen im Orient besaßen; von jeher hatte das Mittelmeer seine Anwohner anders erzogen als das Binnenland die seinigen, und Abenteurer im nordischen Sinne konnten die Italiener nach ihrer Naturanlage überhaupt nie sein. Als sie nun in allen östlichen Häfen des Mittelmeers heimisch geworden waren, geschah es leicht, daß sich die Unternehmendsten dem gran-

diosen mohammedanischen Wanderleben, welches dort ausmündete, anschlossen; eine ganze große Seite der Erde lag dann gleichsam schon entdeckt vor ihnen. Oder sie geriethen, wie die Polo von Venedig, in die Wellenschläge der mongolischen Welt hinein und wurden weiter getragen bis an die Stufen des Thrones des Großchans. Frühe finden wir einzelne Italiener auch schon im atlantischen Meere als Theilnehmer von Entdeckungen, wie denn z. B. Genuesen im 13. Jahrhundert bereits die canarischen Inseln fanden [1]); in demselben Jahre, 1291, da Ptolemais, der letzte Rest des christlichen Ostens, verloren ging, machten wiederum Genuesen den ersten bekannten Versuch zur Entdeckung eines Seeweges nach Ostindien [2]); Columbus ist nur der größte einer ganzen Reihe von Italienern, welche im Dienste der Westvölker in ferne Meere fuhren. Nun ist aber der wahre Entdecker nicht der, welcher zufällig zuerst irgendwohin geräth, sondern der, welcher gesucht hat und findet; ein solcher allein wird auch im Zusammenhange stehen mit den Gedanken und Interessen seiner Vorgänger, und die Rechenschaft, die er ablegt, wird danach beschaffen sein. Deßhalb werden die Italiener, auch wenn ihnen jede einzelne Priorität der Ankunft an diesem oder jenem Strande abgestritten würde, doch immer das moderne Entdeckervolk im vorzugsweisen Sinne für das ganze Spätmittelalter bleiben.

Die nähere Begründung dieses Satzes gehört der Specialgeschichte der Entdeckungen an. [3]) Immer von Neuem aber wendet sich die Bewunderung der ehrwürdigen Gestalt des großen Genuesen zu, der einen neuen Continent jenseits der Wasser forderte, suchte und fand, und der es zuerst aussprechen durfte: il mondo è poco, die Erde ist nicht so groß, als man glaubt. Während Spanien den Italienern einen Alexander VI. sendet, giebt Italien den Spaniern den

Columbus; wenige Wochen vor dem Tode jenes Papstes (7. Juli 1503) datirt dieser aus Jamaica seinen herrlichen Brief an die undankbaren katholischen Könige, den die ganze Nachwelt nie wird ohne die stärkste Erregung lesen können. In einem Codicill zu seinem Testamente, datirt zu Valladolid, 4. Mai 1506 vermacht er „seiner geliebten Heimath, der Re„publik Genua, das Gebetbuch, welches ihm Papst Alexander „geschenkt, und welches ihm in Kerker, Kampf und Wider„wärtigkeiten zum höchsten Troste gereicht hatte". Es ist als ob damit auf den fürchterlichen Namen Borgia ein letzter Schimmer von Gnade und Güte fiele.

Ebenso wie die Geschichte der Reisen dürfen wir auch die Entwicklung des geographischen Darstellens bei den Italienern, ihren Antheil an der Cosmographie, nur kurz berühren. Schon eine flüchtige Vergleichung ihrer Leistungen mit denjenigen anderer Völker zeigt eine frühe und augenfällige Ueberlegenheit. Wo hätte sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts außerhalb Italiens eine solche Verbindung des geographischen, statistischen und historischen Interesses gefunden, wie in Enea Silvio? wo eine so gleichmäßig ausgebildete Darstellung? Nicht nur in seiner eigentlich cosmographischen Hauptarbeit sondern auch in seinen Briefen und Commentarien schildert er mit gleicher Virtuosität Landschaften, Städte, Sitten, Gewerbe und Erträgnisse, politische Zustände und Verfassungen, sobald ihm die eigene Wahrnehmung oder lebendige Kunde zu Gebote steht; was er nur nach Büchern beschreibt, ist natürlich geringer. Schon die kurze Skizze [1]) jenes tyrolischen Alpenthales, wo er durch Friedrich III. eine Pfründe bekommen hatte, besonders aber seine Schilderung Schottlands berührt alle wesentlichen Lebensbeziehungen und zeigt eine Gabe und Methode des objectiven Beobachtens und Vergleichens, wie sie nur ein durch die

Alten gebildeter Landsmann des Columbus besitzen konnte. Tausende sahen und wußten wenigstens stückweise was er wußte, aber sie hatten keinen Drang, ein Bild davon zu entwerfen, und kein Bewußtsein, daß die Welt solche Bilder verlange.

Auch in der Cosmographie[1]) wird man umsonst genau zu sondern suchen, wie viel dem Studium der Alten, wie viel dem eigenthümlichen Genius der Italiener auf die Rechnung zu schreiben sei. Sie beobachten und behandeln die Dinge dieser Welt objectiv noch bevor sie die Alten genauer kennen, weil sie selber noch ein halbantikes Volk sind und weil ihr politischer Zustand sie dazu vorbereitet; sie würden aber nicht zu solcher raschen Reife darin gelangt sein, hätten ihnen nicht die alten Geographen den Weg gewiesen. Ganz unberechenbar ist endlich die Einwirkung der schon vorhandenen italienischen Cosmographien auf Geist und Tendenz der Reisenden, der Entdecker. Auch der dilettantische Bearbeiter einer Wissenschaft, wenn wir z. B. im vorliegenden Fall den Enea Silvio so niedrig taxiren wollen, kann gerade diejenige Art von allgemeinem Interesse für die Sache verbreiten, welche für neue Unternehmer den unentbehrlichen neuen Boden einer herrschenden Meinung, eines günstigen Vorurtheils bildet. Wahre Entdecker in allen Fächern wissen recht wohl, was sie solchen Vermittlern verdanken.



Zweites Capitel.

Die Naturwissenschaft in Italien.

Für die Stellung der Italiener im Bereich der Naturwissenschaften müssen wir auf die besonderen Fachbücher verweisen, von welchen uns nur das offenbar sehr flüchtige und absprechende Werk Libri's bekannt ist.[1]) Der Streit über Priorität gewisser einzelner Entdeckungen berührt uns um so weniger, da wir der Ansicht sind, daß in jeder Zeit und in jedem Culturvolke möglicherweise ein Mensch aufstehen kann, der sich, von sehr mäßiger Vorbildung ausgehend, aus unwiderstehlichem Drange der Empirie in die Arme wirft und vermöge angeborner Begabung die erstaunlichsten Fortschritte macht. Solche Männer waren Gerbert von Rheims und Roger Bacon; daß sie sich überdieß des ganzen Wissens ihrer Zeit in ihren Fächern bemächtigten, war dann bloße nothwendige Consequenz ihres Strebens. Sobald einmal die allgemeine Hülle des Wahns durchgerissen, die Knechtschaft unter der Tradition und den Büchern, die Scheu vor der Natur überwunden war, lagen die Probleme massenweise vor ihren Augen. Ein anderes ist es aber, wenn einem ganzen Volke das Betrachten und Erforschen der Natur vorzugsweise und früher als anderen Völkern eigen ist, wenn also der Entdecker nicht bedroht und todt geschwiegen wird, sondern auf das Entgegenkommen verwandter Geister rechnen kann. Daß dieß sich in Italien so verhalten habe, wird versichert.[2]) Nicht ohne Stolz verfolgen die italienischen Naturforscher in der Divina Commedia die Beweise und Anklänge von Dante's empirischer Naturforschung.[3]) Ueber die einzelnen Entdeckungen oder Prioritäten der Erwähnung,

die sie ihm beilegen, haben wir kein Urtheil, aber jeden Laien muß die Fülle der Betrachtung der äußern Welt auffallen, welche schon aus Dante's Bildern und Vergleichungen spricht. Mehr als wohl irgend ein neuerer Dichter entnimmt er sie der Wirklichkeit, sei es Natur oder Menschenleben, braucht sie auch nie als bloßen Schmuck, sondern um die möglichst adäquate Vorstellung von dem zu erwecken, was er zu sagen hat. Als specieller Gelehrter tritt er dann vorzüglich in der Astronomie auf, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß manche astronomische Stelle in dem großen Gedichte, die uns jetzt gelehrt erscheint, damals allgemein verständlich gewesen sein muß. Dante appellirt, abgesehen von seiner Gelehrsamkeit, an eine populäre Himmelskunde, welche die damaligen Italiener, schon als Seefahrer, mit den Alten gemein hatten. Diese Kenntniß des Aufganges und Niederganges der Sternbilder ist für die neuere Welt durch Uhren und Kalender entbehrlich geworden, und mit ihr ging verloren was sich sonst von astronomischem Interesse im Volke entwickelt hatte. Gegenwärtig fehlt es nicht an Handbüchern und Gymnasialunterricht, und jedes Kind weiß, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, was Dante nicht wußte, aber die Theilnahme an der Sache ist der vollkommensten Gleichgültigkeit gewichen mit Ausnahme der Fachleute.

Die Wahnwissenschaft, welche sich an die Sterne hing, beweist nichts gegen den empirischen Sinn der damaligen Italiener; derselbe wurde nur durchkreuzt und überwältigt durch die Leidenschaft, den heftigen Wunsch die Zukunft zu wissen. Auch wird von der Astrologie bei Anlaß des sittlichen und religiösen Charakters der Nation zu reden sein.

Die Kirche war gegen diese und andere falsche Wissenschaften fast immer tolerant, und auch gegen die echte Naturforschung schritt sie wohl nur dann ein, wenn die Anklage

— wahr oder unwahr — zugleich auf Ketzerei und Necromantie lautete, was denn allerdings ziemlich nahe lag. Der Punkt, auf welchen es ankömmt, wäre: zu ermitteln, ob und in welchen Fällen die dominicanischen Inquisitoren (und wohl auch die Franciscaner) in Italien sich der Falschheit dieser Anklagen bewußt waren und dennoch verurtheilten, sei es aus Connivenz gegen Feinde des Betreffenden oder aus stillem Haß gegen die Naturbeobachtung überhaupt und besonders gegen die Experimente. Letzteres wird wohl vorgekommen aber kaum je zu beweisen sein. Was im Norden solche Verfolgungen mit veranlassen mochte, der Widerstand des von den Scholastikern recipirten, officiellen Systems der Naturkunde gegen die Neuerer als solche, möchte für Italien weniger oder auch gar nicht in Betracht kommen. Pietro von Abano (zu Anfang des 14. Jahrhunderts) fiel notorisch als Opfer des collegialischen Neides eines andern Arztes, der ihn bei der Inquisition wegen Irrglaubens und Zauberei verklagte,[1]) und auch bei seinem paduanischen Zeitgenossen Giovannino Sanguinacci wird man etwas Aehnliches vermuthen dürfen, da derselbe als Arzt ein practischer Neuerer war; derselbe kam mit bloßer Verbannung davon. Endlich ist nicht zu vergessen, daß die Macht der Dominicaner als Inquisitoren in Italien weniger gleichmäßig geübt werden konnte als im Norden; Tyrannen sowohl als freie Staaten zeigten bisweilen im 14. Jahrhundert der ganzen Clerisei eine solche Verachtung, daß noch ganz andere Dinge als bloße Naturforschung ungeahndet durchgingen.[2]) Als aber mit dem 15. Jahrhundert das Alterthum mächtig in den Vordergrund trat, war die ins alte System gelegte Bresche eine gemeinsame zu Gunsten jeder Art profanen Forschens, nur daß allerdings der Humanismus die besten Kräfte an sich zog und damit auch wohl der empirischen Naturkunde

Eintrag that.[1]) Hie und da erwacht dazwischen immer wieder die Inquisition und straft oder verbrennt Aerzte als Lästerer und Necromanten, wobei nie sicher zu ermitteln ist, welches das wahre, tiefste Motiv der Verurtheilung gewesen. Bei alledem stand Italien zu Ende des 15. Jahrhunderts mit Paolo Toscanelli, Luca Paccioli und Lionardo da Vinci in Mathematik und Naturwissenschaften ohne allen Vergleich als das erste Volk Europa's da und die Gelehrten aller Länder bekannten sich als seine Schüler, auch Regiomontanus und Copernicus.[2])

Ein bedeutsamer Wink für die allgemeine Verbreitung des naturgeschichtlichen Interesses liegt auch in dem früh geäußerten Sammlersinn, der vergleichenden Betrachtung der Pflanzen und Thiere. Italien rühmt sich zunächst der frühesten botanischen Gärten, doch mag hier der praktische Zweck überwogen haben und selbst die Priorität streitig sein.[3]) Ungleich wichtiger ist es, daß Fürsten und reiche Privatleute bei der Anlage ihrer Lustgärten von selbst auf das Sammeln möglichst vieler verschiedenen Pflanzen und Species und Varietäten derselben geriethen. So wird uns im 15. Jahrhundert der prächtige Garten der Mediceischen Villa Careggi beinahe wie ein botanischer Garten geschildert,[4]) mit zahllosen einzelnen Gattungen von Bäumen und Sträuchern. So im Beginn des 16. Jahrhunderts eine Villa des Cardinal Triulzio in der römischen Campagna,[5]) gegen Tivoli hin, mit Hecken von verschiedenen Rosengattungen, mit Bäumen aller Art, worunter die Fruchtbäume in allen möglichen Varietäten; endlich zwanzig Rebengattungen und ein großer Küchengarten. Hier handelt es sich offenbar um etwas Anderes als um ein paar Dutzend allbekannte Medicinalpflanzen, wie sie durch das ganze Abendland in keinem Schloß-

oder Klostergarten fehlten; neben einer höchst verfeinerten Cultur des Tafelobstes zeigt sich ein Interesse für die Pflanze als solche, um ihres merkwürdigen Anblicks willen. Die Kunstgeschichte belehrt uns darüber, wie spät erst die Gärten sich von dieser Sammlerlust befreiten, um fortan einer großen architectonisch-malerischen Anlage zu dienen.

Auch das Unterhalten fremder Thiere ist gewiß nicht ohne Zusammenhang mit einem höhern Interesse der Beobachtung zu denken. Der leichte Transport aus den südlichen und östlichen Häfen des Mittelmeeres und die Gunst des italienischen Klimas machten es möglich, die mächtigsten Thiere des Südens anzukaufen oder von den Sultanen als Geschenk anzunehmen.[1]) Vor Allem hielten Städte und Fürsten gern lebendige Löwen, auch wenn der Löwe nicht gerade das Wappenthier war wie in Florenz.[2]) Die Löwengruben befanden sich in oder bei den Staatspalästen, so in Perugia und in Florenz; diejenige in Rom lag am Abhang des Capitols. Diese Thiere dienten nämlich bisweilen als Vollstrecker politischer Urtheile[3]) und hielten wohl auch sonst einen gewissen Schrecken unter dem Volke wach. Außerdem galt ihr Verhalten als vorbedeutungsvoll; namentlich war ihre Fruchtbarkeit ein Zeichen allgemeinen Gedeihens, und auch ein Giovanni Villani verschmäht es nicht anzumerken, daß er bei einem Wurf der Löwin zugegen gewesen.[4]) Die Jungen pflegte man zum Theil an befreundete Städte und Tyrannen zu verschenken, auch an Condottieren als Preis der Tapferkeit.[5]) Außerdem hielten die Florentiner schon sehr früh Leoparden, für welche ein besonderer Leopardenmeister unterhalten wurde.[6]) Borso von Ferrara[7]) ließ seinen Löwen mit Stieren, Bären und Wildschweinen kämpfen.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts aber gab es schon an mehreren Fürstenhöfen wahre Menagerien (Serragli), als Sache

des standesgemäßen Luxus. „Zu der Pracht eines Herrn, „sagt Matarazzo,[1]) gehören Pferde, Hunde, Maulthiere, „Sperber und andere Vögel, Hofnarren, Sänger und fremde „Thiere." Die Menagerie von Neapel enthielt unter Ferrante u. a. eine Girafe und ein Zebra, Geschenke des damaligen Fürsten von Bagdad, wie es scheint.[2]) Filippo Maria Visconti besaß nicht nur Pferde, die mit 500, ja 1000 Goldstücken bezahlt wurden, und kostbare englische Hunde, sondern auch viele Leoparden, welche aus dem ganzen Orient zusammengebracht waren; die Pflege seiner Jagdvögel, die er aus dem Norden zusammensuchen ließ, kostete monatlich 3000 Goldstücke.[3]) „Die Cremonesen erzählen, daß Kaiser Friedrich der Zweite einen Elephanten in ihre Stadt brachte welchen ihm der Priester Johannes aus Indien geschickt hatte", berichtet Brunetto Latini; Petrarca constatirt das Aussterben der Elephanten[4]); König Emanuel der Große von Portugal wußte wohl was er that, als er an Leo X. einen Elephanten und ein Rhinoceros schickte.[5]) Inzwischen war bereits der Grund zu einer wissenschaftlichen Zoologie so gut wie zur Botanik gelegt worden.

Eine practische Seite der Thierkunde entwickelte sich dann in den Gestüten, von welchen das mantuanische unter Francesco Gonzaga als das erste in Europa galt.[6]) Die vergleichende Schätzung der Pferderacen ist wohl so alt als das Reiten überhaupt, und die künstliche Erzeugung von Mischracen muß namentlich seit den Kreuzzügen üblich gewesen sein; für Italien aber waren die Ehrengewinnste bei den Pferderennen aller irgend bedeutenden Städte der stärkste Beweggrund, möglichst rasche Pferde hervorzubringen. Im mantuanischen Gestüt wuchsen die unfehlbaren Gewinner dieser Art, außerdem aber auch die edelsten Streitrosse und überhaupt Pferde, welche unter allen Geschenken an große

Herren als das fürstlichste erschienen. Der Gonzaga hatte Hengste und Stuten aus Spanien und Irland wie aus Africa, Thracien und Cilicien; um letzterer willen unterhielt er Verkehr und Freundschaft mit den Großsultanen. Alle Varietäten wurden hier versucht, um das Trefflichste hervorzubringen.

Aber auch an einer Menschenmenagerie fehlte es nicht; der bekannte Cardinal Ippolito Medici,[1]) Bastard des Giuliano, Herzogs von Nemours, hielt an seinem wunderlichen Hofe eine Schaar von Barbaren, welche mehr als zwanzig verschiedene Sprachen redeten und jeder in seiner Art und Race ausgezeichnet waren. Da fand man unvergleichliche Voltigeurs von edlem nordafricanischem Maurengeblüt, tatarische Bogenschützen, schwarze Ringer, indische Taucher, Türken, welche hauptsächlich auf der Jagd die Begleiter des Cardinals waren. Als ihn sein frühes Schicksal (1535) ereilte, trug diese bunte Schaar die Leiche auf den Schultern von Itri nach Rom und mischte in die allgemeine Trauer der Stadt um den freigebigen Herrn ihre vielsprachige, von heftigen Geberden begleitete Todtenklage.[2])

Diese zerstreuten Notizen über das Verhältniß der Italiener zur Naturwissenschaft und ihre Theilnahme für das Verschiedene und Reiche in den Producten der Natur sollen nur zeigen, welcher Lücke der Verfasser sich an dieser Stelle bewußt ist. Von den Specialwerken, welche dieselbe überreichlich ausfüllen würden, sind ihm kaum die Namen genügend bekannt.

Drittes Capitel.

Entdeckung der landschaftlichen Schönheit.

Allein außer dem Forschen und Wissen gab es noch eine andere Art, der Natur nahe zu treten, und zwar zunächst in einem besondern Sinne. Die Italiener sind die frühesten unter den Modernen, welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen und genossen haben. [1])

Diese Fähigkeit ist immer das Resultat langer, complicirter Culturprocesse, und ihr Entstehen läßt sich schwer verfolgen, indem ein verhülltes Gefühl dieser Art lange vorhanden sein kann, ehe es sich in Dichtung und Malerei verrathen und damit seiner selbst bewußt werden wird. Bei den Alten z. B. waren Kunst und Poesie mit dem ganzen Menschenleben gewissermaßen fertig, ehe sie an die landschaftliche Darstellung gingen, und diese blieb immer nur eine beschränkte Gattung, während doch von Homer an der starke Eindruck der Natur auf den Menschen aus zahllosen einzelnen Worten und Versen hervorleuchtet. Sodann waren die germanischen Stämme, welche auf dem Boden des römischen Reiches ihre Herrschaften gründeten, von Hause aus im höchsten Sinne ausgerüstet zur Erkenntniß des Geistes in der landschaftlichen Natur, und wenn sie auch das Christenthum eine Zeitlang nöthigte, in den bisher verehrten Quellen und Bergen, in See und Wald das Antlitz falscher Dämonen zu ahnen, so war doch dieses Durchgangsstadium ohne Zweifel bald überwunden. Auf der Höhe des Mittelalters um das Jahr 1200, existirt wieder ein völlig naiver

Genuß der äußern Welt und giebt sich lebendig zu erkennen bei den Minnedichtern der verschiedenen Nationen.[1]) Dieselben verrathen das stärkste Mitleben in den einfachsten Erscheinungen, als da sind der Frühling und seine Blumen, die grüne Haide und der Wald. Aber es ist lauter Vordergrund ohne Ferne, selbst noch in dem besondern Sinne, daß die weitgereisten Kreuzfahrer sich in ihren Liedern kaum als solche verrathen. Auch die epische Poesie, welche z. B. Trachten und Waffen so genau bezeichnet, bleibt in der Schilderung der Oertlichkeit skizzenhaft, und der große Wolfmra von Eschenbach erweckt kaum irgend ein genügendes Bild von der Scene, auf welcher seine handelnden Personen sich bewegen. Aus den Gesängen würde vollends Niemand errathen, daß dieser dichtende Adel aller Länder tausend hochgelegene, weitschauende Schlösser bewohnte oder besuchte und kannte. Auch in jenen lateinischen Dichtungen der fahrenden Cleriker (ob. Bd. I, S. 222; dazu S. 324) fehlt noch der Blick in die Ferne, die eigentliche Landschaft, aber die Nähe wird bisweilen mit einer so glühenden Farbenpracht geschildert, wie sie vielleicht kein ritterlicher Minnedichter wiedergiebt. Oder existirt noch eine Schilderung vom Haine des Amor wie bei jenem, wie wir annehmen, italienischen Dichter des 12. Jahrhunderts?

Immortalis fieret
Ibi manens homo;
Arbor ibi quælibet
Suo gaudet pomo;
Viæ myrrha, cinnamo
Fragrant, et amomo —
Conjectari poterat
Dominus ex domo[2]) etc.

Für Italiener jedenfalls ist die Natur längst entsündigt und

von jeder dämonischen Einwirkung befreit. San Francesco von Assisi preist in seinem Sonnenhymnus den Herrn ganz harmlos um der Schöpfung der Himmelslichter und der vier Elemente willen.

Aber die festen Beweise für eine tiefere Wirkung großer landschaftlicher Anblicke auf das Gemüth beginnen mit Dante. Er schildert nicht nur überzeugend in wenigen Zeilen die Morgenlüfte mit dem fernzitternden Licht des sanft bewegten Meeres, den Sturm im Walde u. dgl., sondern er besteigt hohe Berge in der einzig möglichen Absicht, den Fernblick zu genießen;[1]) vielleicht seit dem Alterthum einer der ersten, der dieß gethan hat. Boccaccio läßt mehr errathen, als daß er es schilderte, wie ihn die Landschaft ergreift, doch wird man in seinen Hirtenromanen[2]) die wenigstens in seiner Phantasie vorhandene mächtige Naturscenerie nicht verkennen. Vollständig und mit größter Entschiedenheit bezeugt dann Petrarca, einer der frühsten völlig modernen Menschen, die Bedeutung der Landschaft für die erregbare Seele. Der lichte Geist, welcher zuerst aus allen Literaturen die Anfänge und Fortschritte des malerischen Natursinnes zusammengesucht und in den „Ansichten der Natur" selber das höchste Meisterwerk der Schilderung vollbracht hat, Alexander von Humboldt, ist gegen Petrarca nicht völlig gerecht gewesen, so daß uns nach dem großen Schnitter noch eine kleine Aehrenlese übrig bleibt.

Petrarca war nämlich nicht blos ein bedeutender Geograph und Chartograph — die früheste Karte von Italien[3]) soll er haben entwerfen lassen — er wiederholte auch nicht blos was die Alten gesagt hatten[4]), sondern der Anblick der Natur traf ihn unmittelbar. Der Naturgenuß ist für ihn der erwünschteste Begleiter jeder geistigen Beschäftigung; auf der Verflechtung beider beruht sein gelehrtes Anachoreten-

leben in Vaucluse und anderswo, seine periodische Flucht aus Zeit und Welt [1]). Man würde ihm Unrecht thun, wenn man aus seinem noch schwachen und wenig entwickelten Vermögen des landschaftlichen Schilderns auf einen Mangel an Empfindung schließen wollte. Seine Beschreibung des wunderbaren Golfes von Spezzia und Porto Venere z. B., die er deßhalb am Ende des VI. Gesanges der „Africa" einlegt, weil sie bis jetzt weder von Alten noch von Neueren besungen worden [2]), ist allerdings eine bloße Aufzählung, aber die in den Briefen an seine Freunde enthaltenen Schilderungen von Rom, Neapel und anderen italienischen Städten, in denen er sich gern aufhielt, sind anschaulich und der behandelten Gegenstände würdig. Derselbe Petrarca kennt auch bereits die Schönheit von Felsbildungen und weiß überhaupt die malerische Bedeutung einer Landschaft von der Nutzbarkeit zu trennen [3]). Bei seinem Aufenthalt in den Wäldern von Reggio wirkt der plötzliche Anblick einer großartigen Landschaft so auf ihn, daß er ein längst unterbrochenes Gedicht wieder fortsetzt [4]). Die wahrste und tiefste Aufregung aber kommt über ihn bei der Besteigung des Mont Ventour unweit Avignon [5]). Ein unbestimmter Drang nach einer weiten Rundsicht steigert sich in ihm aufs Höchste, bis endlich das zufällige Treffen jener Stelle im Livius, wo König Philipp, der Römerfeind, den Hämus besteigt, den Entscheid giebt. Er denkt: was an einem königlichen Greise nicht getadelt werde, sei auch bei einem jungen Manne aus dem Privatstande wohl zu entschuldigen. Planloses Bergsteigen war nämlich in seiner Umgebung etwas Unerhörtes und an die Begleitung von Freunden oder Bekannten war nicht zu denken. Petrarca nahm nur seinen jüngern Bruder und vom letzten Rastort aus zwei Landleute mit. Am Gebirge beschwor sie ein alter Hirte umzukehren; er habe vor fünfzig

Jahren dasselbe versucht und nichts als Reue, zerschlagene Glieder und zerfetzte Kleider heimgebracht: vorher und seitdem habe sich Niemand mehr des Weges unterstanden. Allein sie dringen mit unsäglicher Mühe weiter empor, bis die Wolken unter ihren Füßen schweben, und erreichen den Gipfel. Eine ausführliche Beschreibung der Aussicht erwartet man nun allerdings vergebens, erhält vielmehr nur eine kurze Nennung der Hauptpunkte, welche die Wanderer erblicken; die Beschreibung fehlt, aber nicht weil der Dichter dagegen unempfindlich wäre, sondern im Gegentheil, weil der Eindruck allzugewaltig auf ihn wirkt. Vor seine Seele tritt nämlich sein ganzes vergangenes Leben mit allen Thorheiten; er erinnert sich, daß es an diesem Tage zehn Jahre sind, seit er jung aus Bologna gezogen, und wendet einen sehnsüchtigen Blick in der Richtung gen Italien hin; er schlägt ein Büchlein auf, das damals sein Begleiter war, die Bekenntnisse des heil. Augustin — allein siehe, sein Auge fällt auf die Stelle im zehnten Abschnitt: „und da gehen die „Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeres„fluthen und mächtig daherrauschende Ströme und den Ocean „und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst „darob". Sein Bruder, dem er diese Worte vorliest, kann nicht begreifen, warum er hierauf das Buch schließt und schweigt.

Einige Jahrzehnte später, um 1360, schildert Fazio degli Uberti in seiner gereimten Cosmographie [1]) (Bd. I, S. 225) die weite Aussicht vom Gebirge Alvernia zwar nur mit der Theilnahme des Geographen und Antiquars, doch deutlich als eine wirklich von ihm gesehene. Er muß aber noch viel höhere Gipfel erstiegen haben, da er Phänomene kennt, die sich erst mit mehr als 10,000 Fuß über Meer einstellen, das Blutwallen, Augendrücken und Herzklopfen, wogegen sein

mythischer Gefährte Solinus durch einen Schwamm mit einer Essenz Hülfe schafft. Die Besteigungen des Parnasses und des Olymp [1]), von welchen er spricht, mögen freilich bloße Fictionen sein.

Mit dem 15. Jahrhundert rauben dann auf einmal die großen Meister der flandrischen Schule, Hubert und Johann van Eyk, der Natur ihr Bild. Und zwar ist ihre Landschaft nicht blos Consequenz ihres allgemeinen Strebens, einen Schein der Wirklichkeit hervorzubringen, sondern sie hat bereits einen selbständigen poetischen Gehalt, eine Seele, wenn auch nur in befangener Weise. Der Eindruck derselben auf die ganze abendländische Kunst ist unläugbar, und so blieb auch die italienische Landschaftsmalerei davon nicht unberührt. Allein daneben geht das eigenthümliche Interesse des gebildeten italienischen Auges für die Landschaft seinen eigenen Weg.

Wie in der wissenschaftlichen Cosmographik, so ist auch hier Aeneas Sylvius eine der wichtigsten Stimmen der Zeit. Man könnte den Menschen Aeneas völlig Preis geben und müßte gleichwol dabei gestehen, daß in wenigen Anderen das Bild der Zeit und ihrer Geistescultur sich so vollständig und lebendig spiegelte, daß wenige Andere dem Normalmenschen der Frührenaissance so nahe kommen. Uebrigens wird man ihn auch in moralischer Beziehung, beiläufig gesagt, nicht ganz billig beurtheilen, wenn man einseitig die Beschwerden der mit Hülfe seiner Wandelbarkeit um ihr Concil betrogenenen deutschen Kirche zum Ausgangspunkt nimmt [2]).

Hier interessirt er uns als der erste, welcher die Herrlichkeit der italienischen Landschaft nicht blos genossen sondern mit Begeisterung bis ins Einzelne geschildert hat. Den Kirchenstaat und das südliche Toscana (seine Heimath) kannte

er besonders genau, und als er Papst wurde, wandte er seine Muße in der guten Jahreszeit wesentlich auf Ausflüge und Landaufenthalte. (Vgl. oben Bd. I. S. 227 f.) Jetzt wenigstens hat der längst podagrische Mann die Mittel, sich auf dem Tragsessel über Berg und Thal bringen zu lassen, und wenn man die Genüsse der folgenden Päpste damit vergleicht, so erscheint Pius, dessen höchste Freude Natur, Alterthum und mäßige, aber edelzierliche Bauten waren, wie ein halber Heiliger. In dem schönen lebendigen Latein seiner Commentarien legt er ganz unbefangen das Zeugniß seines Glückes nieder [1].

Sein Auge erscheint so vielseitig gebildet wie dasjenige irgend eines modernen Menschen. Er genießt mit Entzücken die große panoramatische Pracht der Aussicht vom höchsten Gipfel des Albanergebirges, dem Monte Cavo, von wo er das Gestade der Kirche von Terracina und dem Vorgebirge der Circe bis nach Monte Argentaro überschaut und das weite Land mit all den Ruinenstädten der Urzeit, mit den Bergzügen Mittelitaliens, mit dem Blick auf die in der Tiefe ringsum grünenden Wälder und die nahe scheinenden Seen des Gebirges. Er empfindet die Schönheit der Lage von Todi, wie es thront über seinen Weinbergen und Oelhalden, mit dem Blick auf ferne Wälder und auf das Tiberthal, wo die vielen Castelle und Städtchen über dem schlängelnden Fluß ragen. Das reizende Hügelland um Siena mit seinen Villen und Klöstern auf allen Höhen ist freilich seine Heimath, und seine Schilderung zeigt eine besondere Vorliebe. Aber auch das einzelne malerische Motiv im engern Sinn beglückt ihn, wie z. B. jene in den Bolsener See vortretende Landzunge, Capo di Monte: „Felstreppen, „von Weinlaub beschattet, führen steil nieder ans Gestade, „wo zwischen den Klippen die immergrünen Eichen stehen,

„stets belebt vom Gesang der Drosseln". Auf dem Wege rings um den See von Nemi, unter den Castanien und anderen Fruchtbäumen fühlt er, daß hier wenn irgendwo das Gemüth eines Dichters erwachen müßte, hier in „Dianens Versteck". Oft und viel hat er Consistorium und Segnatura gehalten oder Gesandte angehört unter alten Riesencastanien oder unter Oelbäumen, auf grüner Wiese, neben sprudelnden Gewässern. Einem Anblick wie der einer sich verengenden Waldschlucht mit einer kühn darüber gewölbten Brücke gewinnt er sofort seine hohe Bedeutung ab. Auch das Einzelste erfreut ihn dann wieder durch seine schöne oder vollständig ausgebildete und charakteristische Erscheinung; die blauwogenden Flachsfelder, der gelbe Ginster, welcher die Hügel überzieht, selbst das wilde Gestrüpp jeder Art, und ebenso einzelne prächtige Bäume und Quellen, die ihm wie Naturwunder erscheinen.

Den Gipfel seines landschaftlichen Schwelgens bildet sein Aufenthalt auf dem Monte Amiata im Sommer 1462, als Pest und Gluthhitze die Tieflande schrecklich machten. In der halben Höhe des Berges, in dem alten langobardischen Kloster San Salvatore schlug er mit der Curie sein Quartier auf; dort, zwischen Castanien über dem schroffen Abhang, überschaut man das ganze südliche Toscana und sieht in der Ferne die Thürme von Siena. Die Ersteigung der höchsten Spitze überließ er seinen Begleitern, zu welchen sich auch der venezianische Orator gesellte; sie fanden oben zwei gewaltige Steinblöcke übereinander, vielleicht die Opferstätte eines Urvolkes, und glaubten über dem Meere in weiter Ferne auch Corsika und Sardinien [1]) zu entdecken. In der herrlichen Sommerkühle, zwischen den alten Eichen und Castanien, auf dem frischen Rasen, wo kein Dorn den Fuß ritzte, kein Insect und keine Schlange sich lästig oder ge-

fährlich machte, genoß der Papst der glücklichsten Stimmung: für die Segnatura, welche an bestimmten Wochentagen stattfand, suchte er jedesmal neue schattige Plätze [1]) auf — „novos in convallibus fontes et novas inveniens umbras, quæ „dubiam facerent electionem." Dabei geschah es wol, daß die Hunde einen gewaltigen Hirsch aus seinem nahen Lager aufjagten, den man mit Klauen und Geweih sich vertheidigen und bergaufwärts fliehen sah. Des Abends pflegte der Papst vor dem Kloster zu sitzen an der Stelle, von wo man in das Thal der Paglia niederschaut, und mit den Cardinälen heitere Gespräche zu führen. Curialen, die sich auf der Jagd abwärts wagten, fanden unten die Hitze unleidlich und alles verbrannt, eine wahre Hölle, während das Kloster in seiner grünen, kühlen Umgebung eine Wohnung der Seligen schien.

Dieß ist lauter wesentlich moderner Genuß, nicht Einwirkung des Alterthums. So gewiß die Alten ähnlich empfanden, so gewiß hätten doch die spärlichen Aussagen hierüber, welche Pius kennen mochte, nicht hingereicht, um in ihm eine solche Begeisterung zu entzünden. [2])

Die nun folgende zweite Blüthezeit der italienischen Poesie zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts nebst der gleichzeitigen lateinischen Dichtung ist reich an Beweisen für die starke Wirkung der landschaftlichen Umgebung auf das Gemüth, wie der erste Blick auf die damaligen Lyriker lehren mag. Eigentliche Beschreibungen großer landschaftlicher Anblicke aber finden sich deshalb kaum, weil Lyrik, Epos und Novelle in dieser energischen Zeit anderes zu thun haben. Bojardo und Ariosto zeichnen ihre Naturscenerie sehr entschieden, aber so kurz als möglich, ohne sie je durch Fernen und große Perspektiven zur Stimmung beitragen zu lassen [3]), denn diese liegt ausschließlich in den Gestalten und Ereignissen. Beschauliche Dialogenschreiber

und Epistolographen können viel eher eine Quelle für das wachsende Naturgefühl sein als Dichter. Merkwürdig bewußt hält z. B. Bandello die Gesetze seiner Litteraturgattung fest: in den Novellen selbst kein Wort mehr als das Nothwendigste über die Naturumgebung [1]), in den jedesmal vorangehenden Widmungen dagegen mehrmals eine behagliche Schilderung derselben als Scene von Gespräch und Geselligkeit. Von den Briefschreibern ist leider Aretino [2]) zu nennen als derjenige, welcher vielleicht zuerst einen prachtvollen abendlichen Licht- und Wolkeneffect umständlich in Worte gefaßt hat.

Doch auch bei Dichtern kommt bisweilen eine merkwürdige Verflechtung ihres Gefühlslebens mit einer liebevoll und zwar genrehaft geschilderten Naturumgebung vor. Tito Strozza beschreibt in einer lateinischen Elegie [3]) (um 1480) den Aufenthalt seiner Geliebten: ein altes, von Epheu umzogenes Häuschen mit verwitterten Heiligenfresken, in Bäumen versteckt, daneben eine Capelle, übel zugerichtet von den reißenden Hochwassern des hart vorbei strömenden Po; in der Nähe ackert der Caplan seine sieben mageren Jucharten mit entlehntem Gespann. Dieß ist keine Reminiscenz aus den römischen Elegikern, sondern eigene moderne Empfindung, und die Parallele dazu, eine wahre, nicht künstlich bucolische Schilderung des Landlebens, wird uns zu Ende dieses Abschnitts auch nicht fehlen.

Man könnte nun einwenden, daß unsere deutschen Meister des beginnenden 16. Jahrhunderts solche realistische Umgebungen des Menschenlebens bisweilen mit vollster Meisterschaft darstellen, wie z. B. Albrecht Dürer in seinem Kupferstich des verlorenen Sohnes [4]). Aber es sind zwei ganz verschiedene Dinge, ob ein Maler, der mit dem Realismus großgewachsen, solche Scenerien beifügt, oder ob ein Dichter, der sich sonst ideal und mythologisch drapirt, aus innerm

Drange in die Wirklichkeit niedersteigt. Ueberdieß ist die zeitliche Priorität hier wie bei den Schilderungen des Landlebens auf der Seite der italienischen Dichter.

Viertes Capitel.

Entdeckung des Menschen; geistige Schilderung in der Poesie.

Zu der Entdeckung der Welt fügt die Cultur der Renaissance eine noch größere Leistung, indem sie zuerst den ganzen, vollen Gehalt des Menschen entdeckt und zu Tage fördert [1]).

Zunächst entwickelt dieß Weltalter, wie wir sahen, auf das Stärkste den Individualismus; dann leitet es denselben zur eifrigsten, vielseitigsten Erkenntniß des Individuellen auf allen Stufen an. Die Entwicklung der Persönlichkeit ist wesentlich an das Erkennen derselben bei sich und Anderen gebunden. Zwischen beide große Erscheinungen hinein haben wir die Einwirkung der antiken Literatur deßhalb versetzen müssen, weil die Art des Erkennens und Schilderns des Individuellen wie des allgemein Menschlichen wesentlich durch dieses Medium gefärbt und bestimmt wird. Die Kraft des Erkennens aber lag in der Zeit und in der Nation.

Der beweisenden Phänomene, auf welche wir uns berufen, werden wenige sein. Wenn irgendwo im Verlauf dieser Darstellung, so hat der Verfasser hier das Gefühl, daß er das bedenkliche Gebiet der Ahnung betreten hat und

daß, was ihm als zarter, doch deutlicher Farbenübergang in der geistigen Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts vor Augen schwebt, von Anderen doch schwerlich mag als Thatsache anerkannt werden. Dieses allmähliche Durchsichtigwerden einer Volksseele ist eine Erscheinung, welche jedem Beschauer anders vorkommen mag. Die Zeit wird sichten und richten.

Glücklicherweise begann die Erkenntniß des geistigen Wesens des Menschen nicht mit dem Grübeln nach einer theoretischen Psychologie, — denn dafür genügte Aristoteles — sondern mit der Gabe der Beobachtung und der Schilderung. Der unerläßliche theoretische Ballast beschränkt sich auf die Lehre von den vier Temperamenten in ihrer damals üblichen Verbindung mit dem Dogma vom Einfluß der Planeten. Diese starren Elemente behaupten sich als unauflöslich seit unvordenklichen Zeiten in der Beurtheilung der Einzelmenschen, ohne weiter dem großen allgemeinen Fortschritt Schaden zu thun. Freilich nimmt es sich sonderbar aus, wenn damit manövrirt wird in einer Zeit, da bereits nicht nur die exacte Schilderung, sondern auch eine unvergängliche Kunst und Poesie den vollständigen Menschen in seinem tiefsten Wesen wie in seinen charakteristischen Aeußerlichkeiten darzustellen vermochten. Fast komisch lautet es, wenn ein sonst tüchtiger Beobachter Clemens VII. zwar für melancholischen Temperamentes hält, sein Urtheil aber demjenigen der Aerzte unterordnet, welche in dem Papste eher ein sanguinisch-cholerisches Temperament erkennen [1]. Oder wenn wir erfahren, daß derselbe Gaston de Foix, der Sieger von Ravenna, welchen Giorgione malte und Bambaja meißelte, und welchen alle Historiker schildern, ein saturnisches Gemüth gehabt habe [2]. Freilich wollen die, welche Solches melden, damit etwas sehr Bestimmtes bezeichnen;

wunderlich und überlebt erscheinen nur die Kategorien, durch welche sie ihre Meinung ausdrücken.

Im Reiche der freien geistigen Schilderung empfangen uns zunächst die großen Dichter des 14. Jahrhunderts.

Wenn man aus der ganzen abendländischen Hof- und Ritterdichtung der beiden vorhergehenden Jahrhunderte die Perlen zusammensucht, so wird eine Summe von herrlichen Ahnungen und Einzelbildern von Seelenbewegungen zum Vorschein kommen, welche den Italienern auf den ersten Blick den Preis streitig zu machen scheint. Selbst abgesehen von der ganzen Lyrik giebt schon der einzige Gottfried von Straßburg mit „Tristan und Isolde" ein Bild der Leidenschaft, welches unvergängliche Züge hat. Allein diese Perlen liegen zerstreut in einem Meere des Conventionellen und Künstlichen, und ihr Inhalt bleibt noch immer weit entfernt von einer vollständigen Objectivmachung des innern Menschen und seines geistigen Reichthums.

Auch Italien hatte damals, im 13. Jahrhundert, seinen Antheil an der Hof- und Ritterdichtung durch seine Trovatoren. Von ihnen stammt wesentlich die Canzone her, die sie so künstlich und schwierig bauen als irgend ein nordischer Minnesänger sein Lied; Inhalt und Gedankengang sogar ist der conventionell höfische, mag der Dichter auch bürgerlichen oder gelehrten Standes sein.

Aber schon offenbaren sich zwei Auswege, die auf eine neue, der italienischen Poesie eigene Zukunft hindeuten und die man nicht für unwichtig halten darf, wenn es sich schon nur um Formelles handelt.

Von demselben Brunetto Latini (dem Lehrer des Dante), welcher in der Canzonendichtung die gewöhnliche Manier der Trovatoren vertritt, stammen die frühesten bekannten Versi sciolti, reimlose Hendecasyllaben [1]) her, und in dieser

scheinbaren Formlosigkeit äußert sich auf einmal eine wahre, erlebte Leidenschaft. Es ist eine ähnliche bewußte Beschränkung der äußeren Mittel im Vertrauen auf die Kraft des Inhaltes, wie sie sich einige Jahrzehnte später in der Frescomalerei und noch später sogar in der Tafelmalerei zeigt, indem auf die Farben verzichtet und blos in einem hellern oder dunklern Tone gemalt wird. Für jene Zeit, welche sonst auf das Künstliche in der Poesie so große Stücke hielt, sind diese Verse des Brunetto der Anfang einer neuen Richtung.[1])

Daneben aber, ja noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, bildet sich eine von den vielen strenggemessenen Strophenformen, die das Abendland damals hervorbrachte, für Italien zu einer herrschenden Durchschnittsform aus: das Sonett. Die Reimstellung und sogar die Zahl der Verse schwankt[2]) noch hundert Jahre lang, bis Petrarca die bleibende Normalgestalt durchsetzte. In diese Form wird Anfangs jeder höhere lyrische und contemplative, später jeder mögliche Inhalt gegossen, so daß Madrigale, Sestinen und selbst die Canzonen daneben nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Spätere Italiener haben selber bald scherzend bald mißmuthig geklagt über diese unvermeidliche Schablone, dieses vierzehnzeilige Prokrustesbett der Gefühle und Gedanken. Andere waren und sind gerade mit dieser Form sehr zufrieden und brauchen sie viel tausendmal, um darin Reminiscenzen und müßigen Singsang ohne allen tiefern Ernst und ohne Nothwendigkeit niederzulegen. Deßhalb giebt es sehr viel mehr unbedeutende und schlechte Sonette als gute.

Nichtsdestoweniger erscheint uns das Sonett als ein ungeheurer Segen für die italienische Poesie. Die Klarheit und Schönheit seines Baues, die Aufforderung zur Steige-

rung des Inhaltes in der lebhafter gegliederten zweiten Hälfte, dann die Leichtigkeit des Auswendiglernens, mußten es auch den größten Meistern immer von Neuem lieb und werth machen. Oder meint man im Ernst, dieselben hätten es bis auf unser Jahrhundert beibehalten, wenn sie nicht von seinem hohen Werthe wären durchdrungen gewesen? Nun hätten allerdings diese Meister ersten Ranges auch in anderen Formen der verschiedensten Art dieselbe Macht äußern können. Allein weil sie das Sonett zur lyrischen Hauptform erhoben, wurden auch sehr viele Andere von hoher, wenn auch nur bedingter Begabung, die sonst in einer weitläufigen Lyrik untergegangen wären, genöthigt ihre Empfindungen zu concentriren. Das Sonett wurde ein allgemeingültiger Condensator der Gedanken und Empfindungen, wie ihn die Poesie keines andern modernen Volkes besitzt.

So tritt uns nun die italienische Gefühlswelt in einer Menge von höchst entschiedenen, gedrängten und in ihrer Kürze höchst wirksamen Bildern entgegen. Hätten andere Völker eine conventionelle Form von dieser Gattung besessen, so wüßten wir vielleicht auch mehr von ihrem Seelenleben; wir besäßen möglicherweise auch eine Reihe abgeschlossener Darstellungen äußerer und innerer Situationen oder Spiegelbilder des Gemüthes und wären nicht auf eine vorgebliche Lyrik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts verwiesen, die fast nirgends ernstlich genießbar ist. Bei den Italienern erkennt man einen sichern Fortschritt fast von der Geburt des Sonettes an; in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bilden die neuerlich [1]) so benannten „Trovatori della transizione" in der That einen Uebergang von den Trovatoren zu den Poeten, d. h. zu den Dichtern unter antikem Einfluß; die einfache, starke Empfindung, die kräftige

Bezeichnung der Situation, der präcise Ausdruck und Abschluß in ihren Sonetten und anderen Gedichten kündet zum Voraus einen Dante an. Einige Parteisonette der Guelfen und Ghibellinen (1260—1270) tönen schon in der Art wie seine Leidenschaft, Anderes erinnert an das Süßeste in seiner Lyrik.

Wie er selbst das Sonett theoretisch ansah, wissen wir nur deßhalb nicht, weil die letzten Bücher seiner Schrift „von der Vulgärsprache", worin er von Balladen und Sonetten handeln wollte, entweder ungeschrieben geblieben oder verloren gegangen sind. Praktisch aber hat er in Sonett und Canzone die herrlichsten Seelenschilderungen niedergelegt. Und in welchen Rahmen sind sie eingefaßt! Die Prosa seiner „Vita nuova", worin er Rechenschaft giebt von dem Anlaß jedes Gedichtes, ist so wunderbar als die Verse selbst und bildet mit denselben ein gleichmäßig von der tiefsten Gluth beseeltes Ganzes. Rücksichtslos gegen die Seele selbst constatirt er alle Schattirungen ihrer Wonne und ihres Leides und prägt dann dieß Alles mit fester Willenskraft in der strengsten Kunstform aus. Wenn man diese Sonette und Canzonen und dazwischen diese wundersamen Bruchstücke des Tagebuches seiner Jugend aufmerksam liest, so scheint es, als ob das ganze Mittelalter hindurch alle Dichter sich selber gemieden, Er zuerst sich selber aufgesucht hätte. Künstliche Strophen haben Unzählige vor ihm gebaut: aber Er zuerst ist in vollem Sinne ein Künstler, weil er mit Bewußtsein unvergänglichen Inhalt in eine unvergängliche Form bildet. Hier ist subjective Lyrik von völlig objectiver Wahrheit und Größe; das Meiste so durchgearbeitet, daß alle Völker und Jahrhunderte es sich aneignen und nachempfinden können[1]. Wo er aber völlig objectiv dichtet und die Macht seines Gefühles nur durch einen außer ihm liegenden Thatbestand

errathen läßt, wie in den grandiosen Sonetten Tanto gentile ꝛc. und Vede perfettamente ꝛc., glaubt er noch sich entschuldigen zu müssen [1]. Im Grunde gehört auch das allerschönste dieser Gedichte hieher, das Sonett Deh peregrini che pensosi andate etc.

Auch ohne die Divina Commedia wäre Dante durch diese bloße Jugendgeschichte ein Markstein zwischen Mittelalter und neuer Zeit. Geist und Seele thun hier plötzlich einen gewaltigen Schritt zur Erkenntniß ihres geheimsten Lebens.

Was hierauf die Commedia an solchen Offenbarungen enthält, ist vollends unermeßlich, und wir müßten das ganze große Gedicht, einen Gesang nach dem andern, durchgehen, um seinen vollen Werth in dieser Beziehung darzulegen. Glücklicherweise bedarf es dessen nicht, da die Commedia längst eine tägliche Speise aller abendländischen Völker geworden ist. Ihre Anlage und Grundidee gehört dem Mittelalter und spricht unser Bewußtsein nur historisch an; ein Anfang aller modernen Poesie aber ist das Gedicht wesentlich wegen des Reichthums und der hohen plastischen Macht in der Schilderung des Geistigen auf jeder Stufe und in jeder Wandlung [2].

Fortan mag diese Poesie ihre schwankenden Schicksale haben und auf halbe Jahrhunderte einen sogenannten Rückgang zeigen — ihr höheres Lebensprincip ist auf immer gerettet, und wo im 14., 15. und beginnenden 16. Jahrhundert ein tiefer, originaler Geist in Italien sich ihr hingiebt, stellt er von selbst eine wesentlich höhere Potenz dar als irgend ein außeritalienischer Dichter, wenn man Gleichheit der Begabung — freilich eine schwer zu ermittelnde Sache — voraussetzt.

Wie in allen Dingen bei den Italienern die Bildung (wozu die Poesie gehört) der bildenden Kunst vorangeht, ja

dieselbe erst wesentlich anregen hilft, so auch hier. Es dauert mehr als ein Jahrhundert, bis das Geistig-Bewegte, das Seelenleben in Sculptur und Malerei einen Ausdruck erreicht, welcher demjenigen bei Dante nur irgendwie analog ist. Wie viel oder wie wenig dieß von der Kunstentwicklung anderer Völker gilt [1], und wie weit die Frage im Ganzen von Werthe ist, kümmert uns hier wenig. Für die italienische Cultur hat sie ein entscheidendes Gewicht.

Was Petrarca in dieser Beziehung gelten soll, mögen die Leser des vielverbreiteten Dichters entscheiden. Wer ihm mit der Absicht eines Verhörrichters naht und die Widersprüche zwischen dem Menschen und dem Dichter, die erwiesenen Nebenliebschaften und andere schwache Seiten recht emsig aufspürt, der kann in der That bei einiger Anstrengung die Lust an seinen Sonetten gänzlich verlieren. Man hat dann statt eines poetischen Genusses die Kenntniß des Mannes in seiner „Totalität". Nur Schade, daß Petrarca's Briefe so wenigen avignonesischen Klatsch enthalten, woran man ihn fassen könnte, und daß die Correspondenzen seiner Bekannten und der Freunde dieser Bekannten entweder verloren gegangen sind oder gar nie existirt haben. Anstatt dem Himmel zu danken, wenn man nicht zu erforschen braucht, wie und mit welchen Kämpfen ein Dichter das Unvergängliche aus seiner Umgebung und seinem armen Leben heraus ins Sichere brachte, hat man gleichwohl auch für Petrarca aus den wenigen „Reliquien" solcher Art eine Lebensgeschichte zusammengestellt, welche einer Anklageacte ähnlich sieht. Uebrigens mag sich der Dichter trösten; wenn das Drucken und Verarbeiten von Briefwechseln berühmter Leute in Deutschland und England noch fünfzig Jahre so fort geht, so wird die Armesünderbank, auf welcher er sitzt, allgemach die erlauchteste Gesellschaft enthalten.

Ohne das viele Künstliche und Gesuchte zu verkennen, wo Petrarca sich selber nachahmt und in seiner eigenen Manier weiterdichtet, bewundern wir in ihm eine Fülle herrlicher Seelenbilder, Schilderungen seliger und unseliger Momente, die ihm wohl eigen sein müssen, weil kein Anderer vor ihm sie aufweist, und welche seinen eigentlichen Werth für die Nation und die Welt ausmachen. Nicht überall ist der Ausdruck gleichmäßig durchsichtig; nicht selten gesellt sich dem Schönsten etwas für uns Fremdartiges bei, allegorisches Spielwerk und spitzfindige Sophistik; allein das Vorzügliche überwiegt.

Auch Boccaccio erreicht in seinen zu wenig beachteten Sonetten [1]) eine bisweilen höchst ergreifende Darstellung seines Gefühles. Der Wiederbesuch einer durch Liebe geweihten Stätte, (Son. 22), die Frühlings-Melancholie (Sonn. 33), die Wehmuth des alternden Dichters (Son. 65) sind von ihm ganz herrlich besungen. Sodann hat er im Ameto die veredelnde und verklärende Kraft der Liebe in einer Weise geschildert, wie man es von dem Verfasser des Decamerone schwerlich erwarten würde [2]). Endlich aber ist seine „Fiametta" ein großes, umständliches Seelengemälde voll der tiefsten Beobachtung, wenn auch nichts weniger als gleichmäßig durchgeführt, ja stellenweise unläugbar beherrscht von der Lust an der prachtvoll tönenden Phrase; auch Mythologie und Alterthum mischen sich bisweilen unglücklich ein. Wenn wir nicht irren, so ist die Fiametta ein weibliches Seitenstück zur Vita nuova des Dante, oder doch auf Anregung von dieser Seite her entstanden.

Daß die antiken Dichter, zumal die Elegiker und das vierte Buch der Aeneide, nicht ohne Einfluß [3]) auf diese und die folgenden Italiener blieben, versteht sich von selbst, aber die Quelle des Gefühls sprudelt mächtig genug in ihrem

Innern. Wer sie nach dieser Seite hin mit ihren außeritalienischen Zeitgenossen vergleicht, wird in ihnen den frühsten vollständigen Ausdruck der modernen europäischen Gefühlswelt überhaupt erkennen. Es handelt sich hier durchaus nicht darum, zu wissen, ob ausgezeichnete Menschen anderer Nationen nicht ebenso tief und schön empfunden haben, sondern wer zuerst die reichste Kenntniß der Seelenregungen urkundlich erwiesen hat.

Warum haben aber die Italiener der Renaissance in der Tragödie nur Untergeordnetes geleistet? Dort war die Stelle, Charakter, Geist und Leidenschaft tausendgestaltig im Wachsen, Kämpfen und Unterliegen der Menschen zur Anschauung zu bringen. Mit anderen Worten: warum hat Italien keinen Shakespeare hervorgebracht? — denn dem übrigen nordischen Theater des 16. und 17. Jahrhunderts möchten die Italiener wohl gewachsen sein, und mit dem spanischen konnten sie nicht concurriren, weil sie keinen religiösen Fanatismus empfanden, den abstracten Ehrenpunkt nur pro forma mitmachten und ihr tyrannisches, illegitimes Fürstenthum als solches anzubeten und zu verklären zu klug und zu stolz waren [1]). Es handelt sich also einzig nur um die kurze Blüthezeit des englischen Theaters.

Hierauf ließe sich erwidern, daß das ganze übrige Europa auch nur Einen Shakespeare hervorgebracht hat, und daß ein solcher Genius überhaupt ein seltenes Geschenk des Himmels ist. Ferner könnte möglicherweise eine hohe Blüthe des italienischen Theaters im Anzuge gewesen sein, als die Gegenreformation hereinbrach und im Zusammenhange mit der spanischen Herrschaft (über Neapel und Mailand und indirect fast über ganz Italien) die besten Blüthen des italienischen Geistes knickte oder verdorren ließ. Man denke sich nur Shakespeare selber z. B. unter einem spanischen Vicekönig oder in der

Nähe des heil. Officiums zu Rom, oder nur in seinem eigenen Lande ein paar Jahrzehnte später, zur Zeit der englischen Revolution. Das Drama, in seiner Vollkommenheit ein spätes Kind jeder Cultur, will seine Zeit und sein besonderes Glück haben.

Bei diesem Anlaß müssen wir jedoch einiger Umstände gedenken, welche allerdings geeignet waren, eine höhere Blüthe des Drama's in Italien zu erschweren oder zu verzögern, bis es zu spät war.

Als den wichtigsten dieser Umstände darf man ohne Zweifel die große anderweitige Beschäftigung der Schaulust bezeichnen, zunächst vermöge der Mysterien u. a. religiöser Aufzüge. Im ganzen Abendlande sind Aufführungen der dramatisirten heiligen Geschichte und Legende gerade Quelle und Anfang des Dramas und des Theaters gewesen; Italien aber hatte sich, wie im folgenden Abschnitte erörtert werden soll, den Mysterien mit einem solchen künstlerisch decorativen Prachtsinne hingegeben, daß darunter nothwendig das dramatische Element in Nachtheil gerathen mußte. Aus all den unzähligen kostbaren Aufführungen entwickelte sich dann nicht einmal eine poetische Kunstgattung wie die „Autos sagramentales“ bei Calderon u. a. spanischen Dichtern, geschweige denn ein Vortheil oder Anhalt für das profane Drama. [1])

Als letzteres dennoch emporkam, nahm es sofort nach Kräften an der Pracht der Ausstattung Theil, an welche man eben von den Mysterien her nur allzusehr gewöhnt war. Man erfährt mit Staunen, wie reich und bunt die Decoration der Scene in Italien war, zu einer Zeit, da man sich im Norden noch mit der einfachsten Andeutung der Oertlichkeit begnügte. Allein selbst dieß wäre vielleicht noch von keinem entscheidenden Gewichte gewesen, wenn nicht die Auf-

führung selbst theils durch Pracht der Costüme, theils und hauptsächlich durch bunte Intermezzi den Sinn von dem poetischen Gehalte des Stückes abgelenkt hätte.

Daß man an vielen Orten, namentlich in Rom und Ferrara, Plautus und Terenz, auch wol Stücke alter Tragiker aufführte (Bd. 1, S. 282, 295), bald lateinisch, bald italienisch, daß jene Academien (Bd. 1, S. 320, f.) sich eine förmliche Aufgabe hieraus machten, und daß die Dichter der Renaissance selbst in ihren Dramen von diesen Vorbildern mehr als billig abhingen, gereichte dem italienischen Drama für die betreffenden Jahrzehnte allerdings auch zum Nachtheil, doch halte ich diesen Umstand für untergeordnet. Wäre nicht Gegenreformation und Fremdherrschaft dazwischen gekommen, so hätte sich jener Nachtheil gar wohl in eine nützliche Uebergangsstufe verwandeln können. War doch schon bald nach 1520 wenigstens der Sieg der Muttersprache in Tragödie und Comödie zum großen Verdruß der Humanisten[1]) so viel als entschieden. Von dieser Seite hätte der entwickeltsten Nation Europa's kein Hinderniß mehr im Wege gestanden, wenn es sich darum handelte, das Drama im höchsten Sinne des Wortes zu einem geistigen Abbild des Menschenlebens zu erheben. Inquisitoren und Spanier waren es, welche die Italiener verschüchterten und die dramatische Schilderung der wahrsten und größten Conflicte, zumal im Gewande nationaler Erinnerungen, unmöglich machten. Daneben aber müssen wir doch auch jene zerstreuenden Intermezzi als einen wahren Schaden des Dramas näher in's Auge fassen.

Als die Hochzeit des Prinzen Alfonso von Ferrara mit Lucrezia Borgia gefeiert wurde, zeigte der Herzog Ercole in Person den erlauchten Gästen die 110 Costüme, welche zur Aufführung von fünf plautinischen Comödien dienen sollten, damit man sehe, daß keines zweimal diene[2]). Aber was

wollte dieser Luxus von Taffet und Kamelot sagen im Vergleich mit der Ausstattung der Ballete und Pantomimen, welche als Zwischenacte der plautinischen Stücke aufgeführt wurden. Daß Plautus daneben einer lebhaften jungen Dame wie Isabella Gonzaga schmerzlich langweilig vorkam, und daß Jedermann sich während des Dramas nach den Zwischenacten sehnte, ist begreiflich, sobald man den bunten Glanz derselben in Betracht zieht. Da gab es Kämpfe römischer Krieger, welche ihre antiken Waffen kunstgerecht zum Tacte der Musik bewegten, Fackeltänze von Mohren, einen Tanz von wilden Männern mit Füllhörnern, aus welchen flüssiges Feuer sprühte; sie bildeten das Ballet zu einer Pantomime, welche die Rettung eines Mädchens von einem Drachen darstellte. Dann tanzten Narren in Pulcinelltracht und schlugen einander mit Schweinsblasen u. dgl. m. Es war am Hofe von Ferrara durchaus üblich, daß jede Comödie „ihr" Ballet (moresca) habe [1]. Wie man sich vollends die Aufführung der plautinischen Menächmen daselbst (1491, bei Alfonso's erster Vermählung mit Anna Sforza) zu denken habe, ob vielleicht schon mehr als Pantomime mit Musik, denn als Drama, bleibt zweifelhaft [2]. Das Eingelegte überwog jedenfalls das Stück selber; da sah man, von einem rauschenden Orchester begleitet, einen Chortanz von Jünglingen in Epheu gehüllt, in künstlich verschlungenen Figuren; dann erschien Apoll, schlug die Lyra mit dem Plectrum und sang dazu ein Preislied auf das Haus Este; darauf folgte, gleichsam als Intermezzo im Intermezzo, eine bäurische Genrescene oder Posse, worauf wieder die Mythologie mit Venus, Bacchus und ihrem Gefolge die Scene in Beschlag nahm und eine Pantomime — Paris auf dem Ida — vorging. Nun erst kam die zweite Hälfte der Fabel des Amphitruo, mit deutlicher Anspielung auf die künftige Geburt eines

Herkules aus dem Hause Este. Bei einer frühern Aufführung desselben Stückes im Hofe des Palastes (1487) brannte fortwährend „ein Paradies mit Sternen und anderen Rädern“, d. h. eine Illumination vielleicht mit Feuerwerk, welche gewiß die beste Aufmerksamkeit absorbirte. Offenbar war es besser, wenn dergleichen Zuthaten für sich als eigene Darstellungen auftraten, wie etwa an anderen Höfen geschah. Von den festlichen Aufführungen beim Cardinal Pietro Riario, bei den Bentivogli zu Bologna ꝛc. wird deßhalb bei Anlaß der Feste zu handeln sein.

Für die italienische Originaltragödie war die nun einmal gebräuchliche Pracht der Ausstattung wohl ganz besonders verhängnißvoll. „Man hat früher in Venedig“, schreibt Francesco Sansovino[1]) um 1570, „oft außer den Comödien „auch Tragödien von antiken und modernen Dichtern mit „großem Pomp aufgeführt. Um des Ruhmes der Ausstat„tung (apparati) willen strömten Zuschauer von fern und „nahe dazu herbei. Heutzutage jedoch finden Festlichkeiten, „die von Privatleuten veranstaltet werden, zwischen vier „Mauern Statt, und seit einiger Zeit hat sich von selbst der „Gebrauch so festgesetzt, daß die Carnevalszeit mit Comödien „und anderen heiteren und schätzbaren Vergnügungen hin„gebracht wird“. D. h. der Pomp hat die Tragödie tödten helfen.

Die einzelnen Anläufe und Versuche dieser modernen Tragiker, worunter die Sofonisba des Trissino (1515) den größten Ruhm gewann, gehören in die Literaturgeschichte. Und auch von der vornehmern, dem Plautus und Terenz nachgebildeten Comödie läßt sich dasselbe sagen. Selbst ein Ariost konnte in dieser Gattung nichts Ausgezeichnetes leisten. Dagegen hätte die populäre Comödie in Prosa, wie sie Machiavelli, Bibiena, Aretino behandelten, gar wohl eine

Zukunft haben können, wenn sie nicht um ihres Inhaltes willen dem Untergang verfallen gewesen wäre. Dieser war nämlich einstweilen theils äußerst unsittlich, theils gegen einzelne Stände gerichtet, welche sich seit etwa 1540 nicht mehr eine so öffentliche Feindschaft bieten ließen. Wenn in der Sofonisba die Charakteristik vor einer glanzvollen Declamation hatte weichen müssen, so war sie hier, nebst ihrer Stiefschwester, der Caricatur, nur zu rücksichtslos gehandhabt gewesen. Immerhin waren diese italienischen Lustspiele, wenn wir nicht irren, die frühsten in Prosa, und in völlig realistischem Ton gedichteten, so daß die europäische Literaturgeschichte ihrer nicht vergessen darf.

Nun dauert das Dichten von Tragödien und Comödien unaufhörlich fort, und auch an zahlreichen wirklichen Aufführungen antiker und moderner Stücke fehlt es fortwährend nicht; allein man nimmt davon nur Anlaß und Gelegenheit, um bei Festen die standesmäßige Pracht zu entwickeln, und der Genius der Nation hat sich davon als von einer lebendigen Gattung völlig abgewandt. Sobald Schäferspiel und Oper auftraten, konnte man jene Versuche vollends entbehren.

National war und blieb nun nur Eine Gattung: die ungeschriebene Commedia dell' Arte, welche nach einem vorliegenden Scenarium improvisirt wurde. Sie kommt der höhern Charakteristik deßhalb nicht sonderlich zu Gute, weil sie wenige und feststehende Masken hat, deren Charakter Jedermann auswendig weiß. Die Begabung der Nation aber neigte so sehr nach dieser Gattung hin, daß man auch mitten in den Aufführungen geschriebener Comödien sich der eigenen Improvisation überließ [1]), so daß eine förmliche Mischgattung sich hie und da geltend machen konnte. In dieser Weise mögen die Comödien gehalten gewesen sein, welche in Venedig Antonio da Molino, genannt Burchiello

und dann die Gesellschaft des Armonio, Val. Zuccato, Lod. Dolce ꝛc. aufführte[1]); von Burchiello erfährt man bereits, daß er die Komik durch einen mit Griechisch und Slavonisch versetzten venezianischen Dialect zu steigern wußte. Eine fast oder ganz vollständige Commedia dell' Arte war dann die des Angelo Beolco, genannt il Ruzzante (1502—1542) der, Dichter und Schauspieler zugleich, den höchsten Ruhm genoß, als Dichter dem Plautus, als Schauspieler dem Roscius gleichgestellt wurde, und der sich mit mehreren Freunden verband, die er in seinen Stücken stets als paduanische Bauern unter dem Namen: Menato, Vezzo, Billora auftreten ließ; ihren Dialect pflegte er zu studiren, wenn er auf der Villa seines Gönners Luigi Cornaro (Aloysius Cornelius) zu Codevico den Sommer zubrachte[2]). Allmählich tauchen dann all die berühmten Localmasken auf, an deren Ueberresten Italien sich noch heute ergötzt: Pantalone, der Dottore, Brighella, Pulcinella, Arlecchino u. s. w. Sie sind gewiß großentheils sehr viel älter, ja möglicherweise im Zusammenhang mit den Masken altrömischer Farsen, allein erst das 16. Jahrhundert vereinigte mehrere von ihnen in Einem Stücke. Gegenwärtig geschieht dieß nicht mehr leicht, aber jede große Stadt hält wenigstens ihre Localmaske fest: Neapel seinen Pulcinella, Florenz den Stenterello, Mailand den bisweilen herrlichen Meneking[3]).

Ein dürftiger Ersatz freilich für eine große Nation, welche vielleicht vor allen die Gabe gehabt hätte, ihr Höchstes im Spiegel des Dramas objectiv zu schildern und anzuschauen. Aber dieß sollte ihr auf Jahrhunderte verwehrt bleiben durch feindselige Mächte, an deren Aufkommen sie nur zum Theil Schuld war. Nicht auszurotten war freilich das allverbreitete Talent der dramatischen Darstellung, und mit der Musik hat Italien vollends Europa zinspflichtig ge-

halten. Wer in dieser Tonwelt einen Ersatz oder einen verhüllten Ausdruck für das verwehrte Drama erkennen will, mag sich damit nach Gefallen trösten.

Was das Drama nicht geleistet hatte, darf man es etwa vom Epos erwarten? Gerade das italienische Heldengedicht wird scharf darob angeklag, tdaßide Haltung und Durchführung der Charakere seine aller schwächste Seite sei.

Andere Vorzüge sind ihm nicht abzustreiten. u. a. der, daß es seit vierthalb Jahrhunderten wirklich gelesen und immer von Neuem abgedruckt wird, während fast die ganze epische Poesie der übrigen Völker zur bloßen literargeschichtlichen Curiosität geworden ist. Oder liegt es etwa an den Lesern, die etwas anderes verlangen und anerkennen als im Norden? Wenigstens gehört für uns schon eine theilweise Aneignung des italienischen Gesichtskreises dazu, um diesen Dichtungen ihren eigenthümlichen Werth abzugewinnen, und es giebt sehr ausgezeichnete Menschen, welche erklären, nichts damit anfangen zu können. Freilich, wer Pulci, Bojardo, Ariosto und Berni auf den reinen sogenannten Gedankengehalt hin analysirt, der muß dabei zu kurz kommen. Sie sind Künstler der eigensten Art, welche für ein entschieden und vorherrschend künstlerisches Volk dichten.

Die mittelalterlichen Sagenkreise hatten nach dem allmählichen Erlöschen der Ritterdichtung theils in Gestalt von gereimten Umarbeitungen und Sammlungen, theils als Prosaromane weiter gelebt. Letzteres war in Italien während des 14. Jahrhunderts der Fall; doch wuchsen die neu erwachenden Erinnerungen des Alterthums riesengroß daneben empor und stellten alle Phantasiebilder des Mittelalters in tiefen Schatten. Boccaccio z. B. in seiner Visione amorosa nennt zwar unter den in seinem Zauberpalast dargestellten

Heroen auch einen Tristan, Artus, Galeotto ꝛc. mit, aber ganz kurz, als schämte er sich ihrer (oben Bd. 1, S. 177.), und die folgenden Schriftsteller aller Art nennen sie entweder gar nicht mehr oder nur im Scherz. Das Volk jedoch behielt sie im Gedächtniß, und aus seinen Händen gingen sie dann wieder an die Dichter des 15. Jahrhunderts über. Dieselben konnten ihren Stoff nun ganz neu und frei empfinden und darstellen; sie thaten aber noch mehr, indem sie unmittelbar daran weiter dichteten, ja sogar bei Weitem das Meiste neu erfanden. Eines muß man nicht von ihnen verlangen: daß sie einen so überkommenen Stoff hätten mit einem vorweltlichen Respect behandeln sollen. Das ganze neuere Europa darf sie darum beneiden, daß sie noch an die Theilnahme ihres Volkes für eine bestimmte Phantasiewelt anknüpfen konnten, aber sie hätten Heuchler sein müssen, wenn sie dieselbe als Mythus verehrt hätten[1].

Statt dessen bewegen sie sich auf dem neu für die Kunstpoesie gewonnenen Gebiete als Souveräne. Ihr Hauptziel scheint die möglichst schöne und muntere Wirkung des einzelnen Gesanges beim Recitiren gewesen zu sein, wie denn auch diese Gedichte außerordentlich gewinnen, wenn man sie stückweise und vortrefflich, mit einem leisen Anflug von Komik in Stimme und Geberde hersagen hört. Eine tiefere, durchgeführte Charakterzeichnung hätte zur Erhöhung dieses Effects nicht sonderlich beigetragen; der Leser mag sie verlangen, der Hörer denkt nicht daran, da er immer nur ein Stück hört und zuletzt nur den Rhapsoden vor sich sieht. In Betreff der vorgeschriebenen Figuren ist die Stimmung des Dichters eine doppelte: seine humanistische Bildung protestirt gegen das mittelalterliche Wesen derselben, während doch ihre Kämpfe als Seitenbild des damaligen Turnier- und Kriegswesens alle mögliche Kennerschaft und poetische Hingebung erfordern

und zugleich eine Glanzaufgabe des Recitanten sind. Deßhalb kommt es selbst bei Pulci[1]) zu keiner eigentlichen Parodie des Ritterthums, wenn auch die komisch derbe Redeweise seiner Paladine oft daran streift. Daneben stellt er das Ideal der Rauflust, seinen drolligen und gutmüthigen Morgante, der mit seinem Glockenschwengel ganze Armeen bändigt; ja, er weiß auch diesen wiederum relativ zu verklären durch die Gegenüberstellung des absurden und dabei höchst merkwürdigen Monstrum's Margutte. Ein besonderes Gewicht legt aber Pulci auf diese beiden derb und kräftig gezeichneten Charaktere keineswegs, und seine Geschichte geht auch nachdem sie längst daraus verschwunden sind, ihren wunderlichen Gang weiter. Auch Bojardo[2]) steht ganz bewußt über seinen Gestalten und gebraucht sie nach Belieben ernst und komisch; selbst mit den dämonischen Wesen treibt er seinen Spaß und schildert sie bisweilen absichtlich als tölpelhaft. Es giebt aber eine künstlerische Aufgabe, mit welcher er es sich so sehr ernst sein läßt wie Pulci; nämlich die äußerst lebendige und, man möchte sagen, technisch genaue Schilderung aller Hergänge. — Pulci recitirte sein Gedicht, sobald wieder ein Gesang fertig war, vor der Gesellschaft des Lorenzo magnifico, und gleichermaßen Bojardo das seinige vor dem Hofe des Ercole von Ferrara; nun erräth man leicht, auf was für Vorzüge hier geachtet wurde und wie wenig Dank die durchgeführten Charaktere geerntet haben würden. Natürlich bilden auch die Gedichte selbst bei sobewandten Umständen kein geschlossenes Ganzes und könnten halb oder auch doppelt so lang sein als sie sind; ihre Composition ist nicht die eines großen Historienbildes, sondern die eines Frieses oder einer von bunten Gestalten umgaukelten prachtvollen Fruchtschnur. So wenig man in den Figuren und dem Rankenwerk eines Frieses durchgeführte individuelle Formen, tiefe Perspectiven und verschie-

dene Pläne fordert oder auch nur gestattet, so wenig erwartete man es in diesen Gedichten.

Die bunte Fülle der Erfindungen, durch welche besonders Bojardo stets von Neuem überrascht, spottet aller unserer jetzt geltenden Schuldefinitionen vom Wesen der epischen Poesie. Für die damalige Zeit war es die angenehmste Diversion gegenüber der Beschäftigung mit dem Alterthum, ja der einzig mögliche Ausweg, wenn man überhaupt wieder zu einer selbständigen erzählenden Dichtung gelangen sollte. Denn die Poetisirung der Geschichte des Alterthums führte doch nur auf jene Irrpfade, welche Petrarca betrat mit seiner „Africa" in lateinischen Hexametern und anderthalb Jahrhunderte später Trissino mit seinem „von den Gothen befreiten Italien" in versi sciolti, einem enormen Gedichte von tadelloser Sprache und Versification, wo man nur im Zweifel sein kann, ob die Geschichte oder die Poesie bei dem unglücklichen Bündniß übler weggekommen sei.[1])

Und wohin verlockte Dante diejenigen, die ihn nachahmten? Die visionären Trionfi des Petrarca sind eben noch das Letzte, was dabei mit Geschmack zu erreichen war, Boccaccio's „Verliebte Vision" ist schon wesentlich bloße Aufzählung historischer und fabelhafter Personen nach allegorischen Categorien.[2]) Andere leiten dann, was sie irgend vorzubringen haben, mit einer barocken Nachahmung von Dante's erstem Gesang ein und versehen sich dabei mit irgend einem allegorischen Begleiter, der die Stelle des Virgil einnimmt; Uberti hat für sein geographisches Gedicht (Dittamondo) den Solinus gewählt, Giovanni Santi für sein Lobgedicht auf Federigo von Urbino den Plutarch[3]). Von diesen falschen Fährten erlöste einstweilen nur diejenige epische Dichtung, welche von Pulci und Bojardo vertreten war. Die Begierde und Bewunderung, mit der man ihr entgegen-

kam — wie man vielleicht bis an der Tage Abend mit dem Epos nicht mehr thun wird — beweist glänzend, wie sehr die Sache ein Bedürfniß war. Es handelt sich gar nicht darum, ob in diesen Schöpfungen die seit unserm Jahrhundert aus Homer und den Nibelungen abstrahirten Ideale des wahren Heldengedichtes verwirklicht seien oder nicht: ein Ideal ihrer Zeit verwirklichten sie jedenfalls. Mit ihren massenhaften Kampfbeschreibungen, die für uns der am meisten ermüdende Bestandtheil sind, begegneten sie überdieß, wie gesagt, einem Sachinteresse, von dem wir uns schwer eine richtige Vorstellung machen,[1]) so wenig als von der Hochschätzung des lebendigen momentanen Schilderns überhaupt.

So kann man denn auch an Ariosto keinen falschern Maßstab legen, als wenn man in seinem Orlando furioso[2]) nach Charakteren suchen geht. Sie sind hie und da vorhanden und sogar mit Liebe behandelt, allein das Gedicht stützt sich keinen Augenblick auf sie und würde durch ihre Hervorhebung sogar eher verlieren als gewinnen. Jene Anforderung hängt aber mit einem allgemeinen Begehren zusammen, welchem Ariosto nicht im Sinne unserer Zeit genügt; von einem so gewaltig begabten und berühmten Dichter nämlich hätte man gerne überhaupt etwas Anderes als Rolandsabenteuer u. dgl. Er hätte sollen in einem großen Werke die tiefsten Conflicte der Menschenbrust, die höchsten Anschauungen der Zeit über göttliche und menschliche Dinge, mit einem Worte: eines jener abschließenden Weltbilder darstellen, wie die göttliche Comödie und der Faust sie bieten. Statt dessen verfährt er ganz wie die damaligen bildenden Künstler und wird unsterblich, indem er von der Originalität in unserm jetzigen Sinne abstrahirt, an einem bekannten Kreise von Gestalten weiterbildet und selbst das schon dagewesene Detail noch einmal benützt, wo es ihm dient. Was für Vorzüge bei

einem solchen Verfahren noch immer erreicht werden können, das wird Leuten ohne künstlerisches Naturell um so viel schwerer begreiflich zu machen sein, je gelehrter und geistreicher sie sonst sein mögen. Das Kunstziel des Ariosto ist das glanzvoll lebendige „Geschehen", welches sich gleichmäßig durch das ganze große Gedicht verbreitet. Er bedarf dazu einer Dispensation nicht nur von der tiefern Charakterzeichnung sondern auch von allem strengern Zusammenhang der Geschichten. Er muß verlorene und vergessene Fäden wieder anknüpfen dürfen wo es ihm beliebt: seine Figuren müssen kommen und verschwinden, nicht weil ihr tieferes persönliches Wesen, sondern weil das Gedicht es so verlangt. Freilich innerhalb dieser scheinbar irrationellen, willkürlichen Compositionsweise entwickelt er eine völlig gesetzmäßige Schönheit. Er verliert sich nie ins Beschreiben, sondern giebt immer nur so viel Scenerie und Personenschilderung, als mit dem Vorwärtsrücken der Ereignisse harmonisch verschmolzen werden kann: noch weniger verliert er sich in Gespräche und Monologe[1]), sondern er behauptet das majestätische Privilegium des wahren Epos, Alles zu lebendigen Vorgängen zu gestalten. Das Pathos liegt bei ihm nie in den Worten[2]), vollends nicht in dem berühmten dreiundzwanzigsten Gesange und den folgenden, wo Roland's Raserei geschildert wird. Daß die Liebesgeschichten im Heldengedicht keinen lyrischen Schmelz haben, ist ein Verdienst mehr, wenn man sie auch von moralischer Seite nicht immer gut heißen kann. Bisweilen besitzen sie dafür eine solche Wahrheit und Wirklichkeit trotz allem Zauber- und Ritterwesen, das sie umgiebt, daß man darin unmittelbare Angelegenheiten des Dichters selbst zu erkennen glaubt. Im Vollgefühl seiner Meisterschaft hat er dann unbedenklich noch manches Andere aus der Gegenwart in das große Werk verflochten und den

Ruhm des Hauses Este in Gestalt von Erscheinungen und Weissagungen mit hineingenommen. Der wunderbare Strom seiner Ottaven trägt dieses Alles in gleichmäßiger Bewegung vorwärts.

Mit Teofilo Folengo oder, wie er sich hier nennt, Limerno Pitocco tritt dann die Parodie des ganzen Ritterwesens in ihr längst ersehntes Recht [1]), zudem aber meldet sich mit der Komik und ihrem Realismus nothwendig auch das strengere Charakterisiren wieder. Unter den Püffen und Steinwürfen der wilden Gassenjugend eines römischen Landstädtchens, Sutri, wächst der kleine Orlando sichtbarlich zum muthigen Helden, Mönchsfeind und Raisonneur auf. Die conventionelle Phantasiewelt, wie sie sich seit Pulci ausgebildet und als Rahmen des Epos gegolten hatte, springt hier freilich in Splitter auseinander; Herkunft und Wesen der Paladine werden offen verhöhnt, z. B. durch jenes Eselturnier im zweiten Gesange, wobei die Ritter mit den sonderbarsten Rüstungen und Waffen erscheinen. Der Dichter zeigt bisweilen ein komisches Bedauern über die unerklärliche Treulosigkeit, die in der Familie des Gano von Mainz zu Hause gewesen, über die mühselige Erlangung des Schwertes Durindana u. dgl., ja das Ueberlieferte dient ihm überhaupt nur noch als Substrat für lächerliche Einfälle, Episoden, Tendenzausbrüche (worunter sehr schöne, z. B. der Schluß von Cap. VI.) und Zoten. Neben alledem ist endlich noch ein gewisser Spott auf Ariosto nicht zu verkennen, und es war wohl für den Orlando furioso ein Glück, daß der Orlandino mit seinen lutherischen Ketzereien ziemlich bald der Inquisition und der künstlichen Vergessenheit anheim fiel. Eine kenntliche Parodie scheint z. B. durch, wenn (Cap. VI, Str. 28) das Haus Gonzaga von dem Paladin Guidone abgeleitet wird, sintemal von Orlando die Colon-

nesen, von Rinaldo die Orsinen und von Ruggieri — laut Ariost — die Estenser abstammen sollten. Vielleicht war Ferrante Gonzaga, der Patron des Dichters, dieser Anzüglichkeit gegen das Haus Este nicht fremd.

Daß endlich in der Gerusalemme liberata des Torquato Tasso die Charakteristik eine der höchsten Angelegenheiten des Dichters ist, beweist allein schon, wie weit seine Denkweise von der um ein halbes Jahrhundert früher herrschenden abweicht. Sein bewundernswürdiges Werk ist wesentlich ein Denkmal der inzwischen vollzogenen Gegenreformation und ihrer Tendenz.

Fünftes Capitel.

Die Biographik.

Außerhalb des Gebietes der Poesie haben die Italiener zuerst von allen Europäern den historischen Menschen nach seinen äußeren und inneren Zügen und Eigenschaften genau zu schildern eine durchgehende Neigung und Begabung gehabt.

Allerdings zeigt schon das frühere Mittelalter bemerkenswerthe Versuche dieser Art, und die Legende mußte als eine stehende Aufgabe der Biographie das Interesse und das Geschick für individuelle Schilderung wenigstens bis zu einem gewissen Grade aufrecht halten. In den Kloster- und Domstiftsannalen werden manche Hierarchen, wie z. B. Meinwerk von Paderborn, Godehard von Hildesheim &c. recht anschaulich beschrieben, und von mehreren unserer deutschen

Kaiser giebt es Schilderungen, nach antiken Mustern, etwa Sueton, verfaßt, welche die kostbarsten Züge enthalten; ja diese und ähnliche profane „vitæ“ bilden allmählich eine fortlaufende Parallele zu den Heiligengeschichten. Doch wird man weder Einhard noch Radevicus [1]) nennen dürfen neben Joinville's Schilderung des heiligen Ludwig, welche als das erste vollkommene Geistesbildniß eines neu-europäischen Menschen allerdings sehr vereinzelt dasteht. Charaktere wie St. Ludwig sind überhaupt selten, und dazu gesellt sich noch das seltene Glück, daß ein völlig naiver Schilderer aus allen einzelnen Zügen und Ereignissen eines Lebens die Gesinnung herauserkennt und sprechend darstellt. Aus welch kümmerlichen Quellen muß man das innere Wesen eines Friedrich II., eines Philipp des Schönen zusammen errathen. Vieles, was sich dann bis zu Ende des Mittelalters als Biographie giebt, ist eigentlich nur Zeitgeschichte und ohne Sinn für das Individuelle des zu preisenden Menschen geschrieben.

Bei den Italienern wird nun das Aufsuchen der charakteristischen Züge bedeutender Menschen eine herrschende Tendenz, und dieß ist es, was sie von den übrigen Abendländern unterscheidet, bei welchen dergleichen mehr nur zufällig und in außerordentlichen Fällen vorkommt. Diesen entwickelten Sinn für das Individuelle kann überhaupt nur derjenige haben, welcher selbst aus der Race herausgetreten und zum Individuum geworden ist.

Im Zusammenhang mit dem weitherrschenden Begriff des Ruhmes (Bd. 1., S. 171 f.) entsteht eine sammelnde und vergleichende Biographik, welche nicht mehr nöthig hat sich an Dynastien und geistliche Reihenfolgen zu halten wie Anastasius [2]), Agnellus [3]) und ihre Nachfolger, oder wie die Dogenbiographen von Venedig. Sie darf vielmehr den

Menschen schildern, wenn und weil er bedeutend ist. Als Vorbilder wirken hierauf außer Sueton auch Cornelius Nepos, die viri illustres und Plutarch ein, so weit er bekannt und übersetzt war; für literaturgeschichtliche Aufzeichnungen scheinen die Lebensbeschreibungen der Grammatiker, Rhetoren und Dichter, welche wir als Beilagen zu Sueton kennen [1], wesentlich als Vorbilder gedient zu haben, auch das vielgelesene Leben Vergil's von Donatus.

Wie nun biographische Sammlungen, Leben berühmter Männer, berühmter Frauen mit dem 14. Jahrh. aufkamen, wurde schon oben (Bd. 1, S. 174 fg.) erwähnt. Soweit sie nicht Zeitgenossen schildern, hängen sie natürlich von den früheren Darstellern ab; die erste bedeutende freie Leistung ist wohl das Leben Dante's von Boccaccio. Leicht und schwungvoll hingeschrieben und reich an Willkürlichkeiten, giebt diese Arbeit doch das lebhafte Gefühl von dem Außerordentlichen in Dante's Wesen [2]). Dann folgen, zu Ende des 14. Jahrhunderts, die „vite" ausgezeichneter Florentiner, von Filippo Villani. Es sind Leute jedes Faches: Dichter, Juristen, Aerzte, Philologen, Theologen, Astrologen, Künstler, Staats- und Kriegsmänner, darunter noch lebende. Florenz wird hier behandelt wie eine begabte Familie, wo man die Sprößlinge notirt, in welchen der Geist des Hauses besonders kräftig ausgesprochen ist. Die Charakteristiken sind nur kurz, aber mit einem wahren Talent für das Bezeichnende gegeben und noch besonders merkwürdig durch das Zusammenfassen der äußern Physiognomie mit der innern [3]). Fortan [4]) haben die Toscaner nie aufgehört, die Menschenschilderung als eine Sache ihrer speciellen Befähigung zu betrachten, und von ihnen haben wir die wichtigsten Charakteristiken der Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt. Giovanni Cavalcanti (in den Beilagen zu seiner florentinischen Geschichte, vor 1450) [5])

sammelt Beispiele bürgerlicher Trefflichkeit und Aufopferung, politischen Verstandes, so wie auch kriegerischer Tüchtigkeit, von lauter Florentinern. Papst Pius II. giebt in seinen Commentarien werthvolle Lebensbilder von berühmten Zeitgenossen; neuerlich ist auch eine besondere Schrift seiner frühern Zeit [1]) wieder abgedruckt worden, welche gleichsam die Vorarbeiten zu jenen Porträts, aber mit eigenthümlichen Zügen und Farben enthält. Dem Jacob von Volterra verdanken wir pikante Porträts der römischen Curie [2]) in der Zeit Sixtus' IV. Von Vespasiano Fiorentino war schon oft die Rede, und als Quelle im Ganzen gehört er zum Wichtigsten, was wir besitzen, aber seine Gabe des Charakterisirens kommt noch nicht in Betracht neben derjenigen eines Macchiavelli, Niccolò Valori, Guicciardini, Varchi, Francesco Vettori u. a., von welchen die europäische Geschichtsschreibung vielleicht so nachdrücklich als von den alten auf diesen Weg gewiesen wurde. Man darf nämlich nicht vergessen, daß mehrere dieser Autoren in lateinischen Uebersetzungen frühe ihren Weg nach dem Norden fanden. Und eben so gäbe es ohne Giorgio Vasari von Arezzo und sein unvergleichlich wichtiges Werk noch keine Kunstgeschichte des Nordens und des neuern Europas überhaupt. [3])

Von den Oberitalienern des 15. Jahrhunderts hat Bartolommeo Fazio (von Spezzia) höhere Bedeutung (oben Bd. 1, S. 204—206.). Platina, aus dem Cremonesischen gebürtig, repräsentirt in seinem „Leben Paul's II." (Bd. 1, S. 273) bereits die biographische Caricatur. Vorzüglich wichtig aber ist die von Piercandido Decembrio verfaßte Schilderung des letzten Visconti [4]), eine große, erweiterte Nachahmung des Sueton. Sismondi bedauert, daß so viel Mühe an einen solchen Gegenstand gewandt worden, allein für einen größern Mann hätte vielleicht der Autor nicht ausgereicht, während

er völlig genügt, um den gemischten Charakter des Filippo Maria und an und in demselben mit wunderwürdiger Genauigkeit die Voraussetzungen, Formen und Folgerungen einer bestimmten Art von Tyrannis darzustellen. Das Bild des 15. Jahrhunderts wäre unvollständig ohne diese in ihrer Art einzige Biographie, welche bis in die feinsten Miniaturpünktchen hinein charakteristisch ist. — Späterhin besitzt Mailand an dem Geschichtsschreiber Corio einen bedeutenden Bildnißmaler; dann folgt der Comaske Paolo Giovio, dessen größere Biographien und kleinere Elogien weltberühmt und für Nachfolger aller Länder ein Vorbild geworden sind. Es ist leicht, an hundert Stellen Giovio's Flüchtigkeit, oft auch, doch wohl nicht so häufig, als man glaubt, seine Unredlichkeit nachzuweisen, und eine ernste höhere Absicht liegt ohnehin nie in einem Menschen, wie er war. Allein der Athem des Jahrhunderts weht durch seine Blätter, und sein Leo, sein Alfonso, sein Pompeo Colonna leben und bewegen sich vor uns mit völliger Wahrheit und Nothwendigkeit, wenngleich ihr tiefstes Wesen uns hier nicht kund wird.

Unter den Neapolitanern nimmt Tristan Caracciolo (Bd. 1, S. 35 A. 2, 127), soweit wir urtheilen können, ohne Frage die erste Stelle ein, obwohl seine Absicht nicht einmal eine streng biographische ist. Wundersam verflechten sich in den Gestalten, die er uns vorführt, Schuld und Schicksal, ja man könnte ihn wohl einen unbewußten Tragiker nennen. Die wahre Tragödie, welche damals auf der Scene keine Stätte fand, schritt mächtig einher durch die Paläste, Straßen und Plätze. — Die „Worte und Thaten Alfons des Großen", von Antonio Panormita[1]) bei Lebzeiten des Königs geschrieben und gerade deshalb von Schmeichelei und Bewunderung mehr erfüllt, als die historische Wahrheit verträgt, sind merkwürdig

als eine der frühesten derartigen Sammlungen von Anekdoten und weisen wie scherzhaften Reden.

Langsam nur folgte das übrige Europa den italienischen Leistungen in der geistigen Charakteristik[1]), obschon die großen politischen und religiösen Bewegungen so manche Bande gesprengt, so viele Tausende zum Geistesleben geweckt hatten. Ueber die wichtigsten Persönlichkeiten der damaligen europäischen Welt sind wiederum im Ganzen unsere besten Gewährsmänner Italiener, sowohl Literaten als Diplomaten. Wie rasch und unwidersprochen haben in neuester Zeit die venezianischen Gesandtschaftsberichte des 16. und 17. Jahrhunderts in Betreff der Personalschilderungen die erste Stelle errungen.[2])

Auch die Selbstbiographie nimmt bei den Italienern hie und da einen kräftigen Flug in die Tiefe und Weite und schildert neben dem buntesten Außenleben ergreifend das eigene Innere, während sie bei anderen Nationen, auch bei den Deutschen der Reformationszeit, sich an die merkwürdigen äußeren Schicksale hält und den Geist mehr nur aus der Darstellungsweise errathen läßt.[3]) Es ist als ob Dante's vita nuova mit ihrer unerbittlichen Wahrheit der Nation die Wege gewiesen hätte.

Den Anfang dazu machen die Haus- und Familiengeschichten aus dem 14. und 15. Jahrhundert, welche noch in ziemlicher Anzahl namentlich in den florentinischen Bibliotheken handschriftlich vorhanden sein sollen; naive, im Interesse des Hauses und des Schreibenden abgefaßte Lebensläufe, wie z. B. der des Buonaccorso Pitti.

Eine tiefere Selbstkritik ist auch nicht gerade in den Commentarien Pius II. zu suchen; was man hier von ihm als Menschen erfährt, beschränkt sich sogar dem ersten Anschein nach darauf, daß er meldet, wie er seine Carriere

machte. Allein bei weiterm Nachdenken wird man dieses merkwürdige Buch anders beurtheilen. Es giebt Menschen, die wesentlich Spiegel dessen sind, was sie umgiebt; man thut ihnen Unrecht, wenn man sich beharrlich nach ihrer Ueberzeugung, nach ihren inneren Kämpfen und tieferen Lebensresultaten erkundigt. So ging Aeneas Sylvius völlig auf in den Dingen, ohne sich um irgend einen sittlichen Zwiespalt sonderlich zu grämen; nach dieser Seite deckte ihn seine gutkatholische Orthodoxie soweit als nöthig war. Und nachdem er in allen geistigen Fragen, die sein Jahrhundert beschäftigten, mitgelebt und mehr als einen Zweig derselben wesentlich gefördert hatte, behielt er doch am Ende seiner Laufbahn noch Temperament genug übrig, um den Kreuzzug gegen die Türken zu betreiben und am Gram ob dessen Vereitelung zu sterben.

Auch die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini geht nicht gerade auf Beobachtungen über das eigene Innere aus. Gleichwohl schildert sie den ganzen Menschen, zum Theil wider Willen, mit einer hinreißenden Wahrheit und Fülle. Es ist wahrlich kein Kleines, daß Benvenuto, dessen bedeutendste Arbeiten bloßer Entwurf geblieben und untergegangen sind, und der uns als Künstler nur im kleinen decorativen Fach vollendet erscheint, sonst aber, wenn man blos nach seinen erhaltenen Werken urtheilt, neben so vielen größeren Zeitgenossen zurückstehen muß, — daß Benvenuto als Mensch die Menschen beschäftigen wird bis an's Ende der Tage. Es schadet ihm nicht, daß der Leser häufig ahnt, er möchte gelogen oder geprahlt haben; denn der Eindruck der gewaltig energischen, völlig durchgebildeten Natur überwiegt. Neben ihm erscheinen z. B. unsere nordischen Selbstbiographen, so viel höher ihre Tendenz und ihr sittliches Wesen bisweilen zu achten sein mag, doch als ungleich we-

niger vollständig in der Darstellung. Er ist ein Mensch, der Alles kann, Alles wagt und sein Maß in sich selber trägt. [1])

Und noch ein Anderer ist hier zu nennen, der es ebenfalls mit der Wahrheit nicht immer soll genau genommen haben: Girolamo Cardano von Mailand (geb. 1500). Sein Büchlein de propria vita [2]) wird selbst sein großes Andenken in der Geschichte der Naturforschung und der Philosophie überleben und übertönen wie die vita Benvenuto's dessen Werke, obwohl der Werth der Schrift wesentlich ein anderer ist. Cardano fühlt sich als Arzt selber den Puls und schildert seine physische, intellectuelle und sittliche Persönlichkeit sammt den Bedingungen, unter welchen sich dieselbe entwickelt hatte, und zwar aufrichtig und objectiv, so weit ihm dieß möglich war. Sein zugestandenes Vorbild, Marc Aurel's Selbstgespräche, konnte er in dieser Beziehung deßhalb überbieten, weil ihn kein stoisches Tugendgebot genirte. Er begehrt weder sich noch die Welt zu schonen; beginnt doch sein Lebenslauf damit, daß seiner Mutter die versuchte Abtreibung der Leibesfrucht nicht gelang. Es ist schon viel, daß er den Gestirnen, die in seiner Geburtsstunde gewaltet, nur seine Schicksale und seine intellectuellen Eigenschaften auf die Rechnung schreibt und nicht auch die sittlichen; übrigens gesteht er (Cap. 10) offen ein, daß ihm der astrologisch erworbene Wahn, er werde das vierzigste und höchstens das fünfundvierzigste Jahr nicht überleben, in seiner Jugend viel geschadet habe. Doch es ist uns hier nicht erlaubt, ein so stark verbreitetes, in jeder Bibliothek vorhandenes Buch zu excerpiren. Wer es liest, wird in die Dienstbarkeit jenes Mannes kommen, bis er damit zu Ende ist. Cardano bekennt allerdings, daß er ein falscher Spieler, rachsüchtig, gegen jede Reue verhärtet, absichtlich verletzend im Reden gewesen;

er bekennt es freilich ohne Frechheit wie ohne fromme Zerknirschung, ja ohne damit interessant werden zu wollen, vielmehr mit dem einfachen, objectiven Wahrheitssinn eines Naturforschers. Und was das Anstößigste ist, der 76jährige Mann findet sich nach den schauerlichen Erlebnissen [1]), bei einem sehr erschütterten Zutrauen zu den Menschen, gleichwohl leidlich glücklich: noch lebt ihm ja ein Enkel, noch besitzt er sein ungeheures Wissen, den Ruhm wegen seiner Werke, ein hübsches Vermögen, Rang und Ansehen, mächtige Freunde, Kunde von Geheimnissen, und was das Beste ist: den Glauben an Gott. Nachträglich zählt er die Zähne in seinem Munde; es sind ihrer noch fünfzehn.

Doch als Cardano schrieb, sorgten auch in Italien Inquisitoren und Spanier bereits dafür, daß solche Menschen entweder sich nicht mehr ausbilden konnten oder auf irgend eine Weise umkamen. Es ist ein großer Sprung von da bis auf die Memoiren des Alfieri.

Es wäre indeß ungerecht, diese Zusammenstellung von Selbstbiographen zu schließen ohne einen sowohl achtbaren als glücklichen Menschen zu Worte kommen zu lassen. Es ist dieß der bekannte Lebensphilosoph Luigi Cornaro, dessen Wohnung in Padua schon als Bauwerk classisch und zugleich eine Heimath aller Musen war. In seinem berühmten Tractat „vom mäßigen Leben" [2]) schildert er zunächst die strenge Diät, durch welche es ihm gelungen, nach früherer Kränklichkeit ein gesundes und hohes Alter, damals von 83 Jahren, zu erreichen; dann antwortet er denjenigen, welche das Alter über 65 Jahre hinaus überhaupt als einen lebendigen Tod verschmähen; er beweist ihnen, daß sein Leben ein höchst lebendiges und kein todtes sei. „Sie mögen kommen, sehen und sich wundern über mein Wohlbefinden, wie ich ohne Hilfe zu Pferde steige, Treppen und Hügel hinauf laufe,

wie ich lustig, amusant und zufrieden bin, wie frei von Gemüthssorgen und widerwärtigen Gedanken. Freude und Friede verlassen mich nicht. . . Mein Umgang sind weise, gelehrte, ausgezeichnete Leute von Stande, und wenn diese nicht bei mir sind, lese und schreibe ich und suche damit wie auf jede andere Weise Anderen nützlich zu sein nach Kräften. Von diesen Dingen thue ich jedes zu seiner Zeit, bequem, in meiner schönen Behausung, welche in der besten Gegend Padua's gelegen und mit allen Mitteln der Baukunst auf Sommer und Winter eingerichtet, auch mit Gärten am fließenden Wasser versehen ist. Im Frühling und Herbst gehe ich für einige Tage auf meinen Hügel in der schönsten Lage der Euganeen, mit Brunnen, Gärten und bequemer und zierlicher Wohnung; da mache ich auch wohl eine leichte und vergnügliche Jagd mit, wie sie für mein Alter paßt. Einige Zeit bringe ich dann in meiner schönen Villa in der Ebene[1]) zu; dort laufen alle Wege auf einem Platz zusammen, dessen Mitte eine artige Kirche einnimmt; ein mächtiger Arm der Brenta strömt mitten durch die Anlagen, lauter fruchtbare, wohl angebaute Felder, Alles jetzt stark bewohnt, wo früher nur Sumpf und schlechte Luft und eher ein Wohnsitz für Schlangen als für Menschen war. Ich war's, der die Gewässer ableitete; da wurde die Luft gut, und die Leute siedelten sich an und vermehrten sich, und der Ort wurde so ausgebaut, wie man ihn jetzt sieht, so daß ich in Wahrheit sagen kann: an dieser Stätte gab ich Gott einen Altar und einen Tempel und Seelen, um ihn anzubeten. Dieß ist mein Trost und mein Glück, so oft ich hinkomme. Im Frühling und Herbst besuche ich auch die nahen Städte und sehe und spreche meine Freunde und mache durch sie die Bekanntschaft anderer ausgezeichneter Leute, Architekten, Maler, Bildhauer, Musiker und Landökonomen. Ich betrachte, was sie Neues

geschaffen haben, betrachte das schon Bekannte wieder und lerne immer Vieles, was mir dient, in und an Palästen, Gärten, Alterthümern, Stadtanlagen, Kirchen und Festungswerken. Vor Allem aber entzückt mich auf der Reise die Schönheit der Gegenden und der Ortschaften, wie sie bald in der Ebene, bald auf Hügeln, an Flüssen und Bächen mit ihren Landhäusern und Gärten ringsum da liegen. Und diese meine Genüsse werden mir nicht geschmälert durch Abnahme des Gesichts oder des Gehörs; alle meine Sinne sind Gott sei Dank in vollkommen gutem Zustande, auch der Geschmack, indem mir jetzt das Wenige und Einfache, das ich zu mir nehme, besser schmeckt, als einst die Leckerbissen zur Zeit da ich unordentlich lebte."

Nachdem er hierauf die von ihm für die Republik betriebenen Entsumpfungsarbeiten und die von ihm beharrlich vorgeschlagenen Projecte zur Erhaltung der Lagunen erwähnt hat, schließt er: „Dieß sind die wahren Erholungen eines durch Gottes Hilfe gesunden Alters, das von jenen geistigen und körperlichen Leiden frei ist, welchen so manche jüngere Leute und so manche hinsiechende Greise unterliegen. Und wenn es erlaubt ist, zum Großen das Geringe, zum Ernst den Scherz hinzuzufügen, so ist auch das eine Frucht meines mäßigen Lebens, daß ich in diesem meinem 83sten Altersjahre noch eine sehr ergötzliche Comödie voll ehrbarer Spaßhaftigkeit geschrieben habe. Dergleichen ist sonst Sache der Jugend, wie die Tragödie Sache des Alters; wenn man es nun jenem berühmten Griechen zum Ruhm anrechnet, daß er noch im 73sten Jahre eine Tragödie gedichtet, muß ich nicht mit zehn Jahren darüber gesünder und heiterer sein, als Jener damals war? — Und damit der Fülle meines Alters kein Trost fehle, sehe ich eine Art leiblicher Unsterblichkeit in Gestalt meiner Nachkommenschaft vor Augen. Wenn

ich nach Hause komme, habe ich nicht einen oder zwei, sondern elf Enkel vor mir, zwischen zwei und achtzehn Jahren, alle von einem Vater und einer Mutter, alle ferngesund und (so viel bis jetzt zu sehen ist) mit Talent und Neigung für Bildung und gute Sitten begabt. Einen von den kleineren habe ich immer als meinen Possenmacher (buffoncello) bei mir, wie denn die Kinder vom dritten bis zum fünften Jahre geborene Buffonen sind; die größeren behandle ich schon als meine Gesellschaft und freue mich auch, da sie herrliche Stimmen haben, sie singen und auf verschiedenen Instrumenten spielen zu hören; ja ich selbst singe auch und habe jetzt eine bessere, hellere, tönendere Stimme als je. Das sind die Freuden meines Alters. Mein Leben ist also ein lebendiges und kein todtes, und ich möchte mein Alter nicht tauschen gegen die Jugend eines Solchen, der den Leidenschaften verfallen ist."

In der „Ermahnung", welche Cornaro viel später, in seinem 95sten Jahre beifügte, rechnet er zu seinem Glück unter anderm auch, daß sein „Tractat" viele Proselyten gewonnen habe. Er starb zu Padua 1565, mehr als hundertjährig.

Sechstes Capitel.

Charakteristik von Völkern und Städten.

Neben der Charakteristik der einzelnen Individuen entsteht auch eine Gabe des Urtheils und der Schilderung für ganze Bevölkerungen. Während des Mittelalters hatten sich im ganzen Abendlande Städte, Stämme und Völker gegenseitig mit Spott- und Scherzworten verfolgt, welche meistens einen wahren Kern in starker Verzerrung enthielten. Von jeher aber thaten sich die Italiener im Bewußtsein der geistigen Unterschiede ihrer Städte und Landschaften besonders hervor; ihr Lokalpatriotismus, so groß oder größer als bei irgend einem mittelalterlichen Volke, hatte früher schon eine literarische Seite und verband sich mit dem Begriff des Ruhmes; die Topographie entsteht als eine Parallele der Biographie (Bd. 1., S. 175). Während sich nun jede größere Stadt in Prosa und Versen zu preisen anfing [1]), traten auch Schriftsteller auf, welche sämmtliche wichtigere Städte und Bevölkerungen theils ernsthaft neben einander beschrieben, theils witzig verspotteten, auch wohl so besprachen, daß Ernst und Spott nicht scharf von einander zu trennen sind.

Zunächst ist Brunetto Latini zu erwähnen. Er kennt außer seiner Heimath auch Frankreich durch einen siebenjährigen Aufenthalt und giebt in längerer Ausführung die charakteristischen Unterschiede in Wohnung und Lebensweise zwischen Franzosen und Italienern, den Gegensatz zwischen der monarchischen Regierungsform Frankreichs und der republikanischen Verfassung der Städte Italiens an [2]). Sodann kommt nächst einigen berühmten Stellen in der Divina Commedia der Dittamondo des Uberti in Betracht (um 1360). Hier

werden hauptsächlich nur einzelne auffallende Erscheinungen und Wahrzeichen namhaft gemacht: das Krähenfest zu St. Apollinare in Ravenna, die Brunnen in Treviso, der große Keller bei Vicenza, die hohen Zölle von Mantua, der Wald von Thürmen in Lucca; doch finden sich dazwischen auch Lobeserhebungen und anzügliche Kritiken anderer Art; Arezzo figurirt bereits mit dem subtilen Ingenium seiner Stadtkinder, Genua mit den künstlich geschwärzten Augen und Zähnen (?) der Weiber, Bologna mit dem Geldverthun, Bergamo mit dem groben Dialect und den gescheidten Köpfen u. dgl. [1]). Im 15. Jahrhundert rühmt dann Jeder seine eigene Heimath auch auf Kosten anderer Städte. Michele Savonarola z. B. läßt neben seinem Padua nur Venedig und Rom als herrlicher, Florenz höchstens als fröhlicher gelten [2]), womit denn natürlich der objectiven Erkenntniß wenig gedient war. Am Ende des Jahrhunderts schildert Jovianus Pontanus in seinem „Antonius" eine fingirte Reise durch Italien, nur um boshafte Bemerkungen dabei vorbringen zu können. Aber mit dem 16. Jahrhundert beginnt eine Reihe wahrer und tiefer Charakteristiken [3]), wie sie damals wohl kein anderes Volk in dieser Weise besaß. Macchiavell schildert in einigen kostbaren Aufsätzen die Art und den politischen Zustand der Deutschen und Franzosen, sodaß auch der geborene Nordländer, der seine Landesgeschichte kennt, dem florentinischen Weisen für seine Lichtblicke dankbar sein wird. Dann zeichnen die Florentiner (Bd. 1., S. 73, 79) gerne sich selbst [4]) und sonnen sich dabei im reichlich verdienten Glanze ihres geistigen Ruhmes; vielleicht ist es der Gipfel ihres Selbstgefühls, wenn sie z. B. den künstlerischen Primat Toscanas über Italien nicht einmal von einer besondern genialen Begabung, sondern von der Anstrengung, von den Studien herleiten [5]). Huldigungen berühmter Ita-

liener anderer Gegenden, wie z. B. das herrliche sechzehnte Capitolo des Ariost, mochte man wohl wie einen schuldigen Tribut in Empfang nehmen.

Eine vortreffliche Schilderung der Italiener nach ihren verschiedenen Beschäftigungen und Charakteren, freilich in knappen Worten und mit besonderer Hervorhebung der Lucchesen, deren einem die Schrift gewidmet war, gab Ortensio Landi, der freilich das Versteckspielen mit seinem Namen und das freie Schalten mit geschichtlichen Thatsachen so sehr liebte, daß er auch da, wo er ernst zu berichten scheint, mit Vorsicht und nach sorgfältiger Prüfung aufgenommen werden muß.[1] Derselbe Landi hat etwa ein Jahrzehnt später anonym einen Commentario herausgegeben,[2] welcher zwischen vielen Thorheiten auch manchen werthvollen Wink über den unglücklichen zerfallenen Zustand um die Mitte des Jahrhunderts enthält.[3] Leandro Alberti[4] ist in der Schilderung des Genius der einzelnen Städte nicht so ausgiebig, als man erwarten sollte.

Wie nun diese vergleichende Betrachtung der Bevölkerungen, hauptsächlich durch den italienischen Humanismus, auf andere Nationen eingewirkt haben mag, sind wir nicht im Stande näher nachzuweisen. Jedenfalls gehört Italien dabei die Priorität wie bei der Cosmographie im Großen.

Siebentes Capitel.

Schilderung des äußern Menschen.

Allein die Entdeckung des Menschen bleibt nicht stehen bei der geistigen Schilderung der Individuen und der Völker; auch der äußere Mensch ist in Italien auf ganz andere Weise das Object der Betrachtung als im Norden. [1])

Von der Stellung der großen italienischen Aerzte zu den Fortschritten der Physiologie wagen wir nicht zu sprechen, und die künstlerische Ergründung der Menschengestalt gehört nicht hierher, sondern in die Kunstgeschichte. Wohl aber muß hier von der allgemeinen Bildung des Auges die Rede sein, welche in Italien ein objectives, allgiltiges Urtheil über körperliche Schönheit und Häßlichkeit möglich machte.

Für's erste wird man bei der aufmerksamen Lesung der damaligen italienischen Autoren erstaunen über die Genauigkeit und Schärfe in der Bezeichnung der äußeren Züge und über die Vollständigkeit mancher Personalbeschreibungen überhaupt [2]). Noch heutzutage haben besonders die Römer das Talent, einen Menschen, von dem die Rede ist, in drei Worten kenntlich zu machen. Dieses rasche Erfassen des Charakteristischen aber ist eine wesentliche Vorbedingung für die Erkenntniß des Schönen und für die Fähigkeit, dasselbe zu beschreiben. Bei Dichtern kann allerdings das umständliche Beschreiben ein Fehler sein, da ein einziger Zug, von der tiefern Leidenschaft eingegeben, im Leser ein viel mächtigeres Bild von der betreffenden Gestalt zu erwecken vermag. Dante hat seine Beatrice nirgends herrlicher gepriesen, als wo er nur den Reflex schildert, der von ihrem Wesen aus-

geht auf ihre ganze Umgebung. Allein es handelt sich hier nicht um die Poesie, welche als solche ihren eigenen Zielen nachgeht, sondern um das Vermögen, specielle sowohl als ideale Formen in Worten zu malen.

Hier ist Boccaccio Meister, nicht im Decamerone, da die Novelle alles lange Beschreiben verbietet, sondern in seinen Romanen, wo er sich die Muße und den nöthigen Schwung dazu nehmen darf. In seinem Ameto schildert er[1]) eine Blonde und eine Braune ungefähr wie ein Maler sie hundert Jahre später würde gemalt haben — denn auch hier geht die Bildung der Kunst lange voran. Bei der Braunen (oder eigentlich nur weniger Blonden) erscheinen schon einige Züge, die wir classisch nennen würden: in seinen Worten „la spaziosa testa e distesa" liegt die Ahnung großer Formen, die über das Niedliche hinausgehen; die Augenbrauen bilden nicht mehr wie beim Ideal der Byzantiner zwei Bogen, sondern zusammen eine geschwungene Linie; die Nase scheint er sich der sogenannten Adlernase genähert zu denken[2]); auch die breite Brust, die mäßig langen Arme, die Wirkung der schönen Hand, wie sie auf dem Purpurgewande liegt, — all diese Züge deuten wesentlich auf das Schönheitsgefühl einer kommenden Zeit, welches zugleich dem des hohen classischen Alterthumes unbewußt sich nähert. In anderen Schilderungen erwähnt Boccaccio auch eine ebene (nicht mittelalterlich gerundete) Stirn, ein ernstes langgezogenes braunes Auge, einen runden, nicht ausgehöhlten Hals, freilich auch das sehr moderne „kleine Füßchen", und bei einer schwarzhaarigen Nymphe bereits „zwei spitzbübisch rollende Augen"[3]). U. a. m.

Ob das 15. Jahrhundert schriftliche Rechenschaft über sein Schönheitsideal hinterlassen hat, weiß ich nicht zu sagen; die Leistungen der Maler und Bildhauer würden dieselbe

nicht so ganz entbehrlich machen, wie es auf den ersten Anblick scheint, da gerade ihrem Realismus gegenüber in den Schreibenden ein specielles Postulat der Schönheit fortgelebt haben könnte [1]. Im 16. Jahrhundert tritt dann Firenzuola hervor mit seiner höchst merkwürdigen Schrift von der weiblichen Schönheit [2]. Man muß vor Allem ausscheiden, was er nur von antiken Autoren und von Künstlern gelernt hat, wie die Maßbestimmungen nach Kopflängen, einzelne abstracte Begriffe ꝛc. Was übrig bleibt, ist eigene echte Wahrnehmung, die er mit Beispielen von lauter Frauen und Mädchen aus Prato belegt. Da nun sein Werkchen eine Art von Vortrag ist, den er vor seinen Prateserinnen, also den strengsten Richterinnen hält, so muß er dabei sich wol an die Wahrheit angeschlossen haben. Sein Princip ist zugestandenermaßen das des Zeuxis und Lucian: ein Zusammensuchen von einzelnen schönsten Theilen zu einer höchsten Schönheit. Er definirt die Ausdrücke der Farben, die an Haut und Haaren vorkommen, und giebt dem biondo den Vorzug als der wesentlichen und schönsten Haarfarbe [3], nur daß er darunter ein sanftes, dem Bräunlichen zugeneigtes Gelb versteht. Ferner verlangt er das Haar dicht, lockig und lang, die Stirn heiter und doppelt so breit als hoch, die Haut hell leuchtend (candido), aber nicht von todter Weiße (bianchezza), die Brauen dunkel, seidenweich, in der Mitte am stärksten und gegen Nase und Ohr abnehmend, das Weiße im Auge leise bläulich, die Iris nicht gerade schwarz, obwohl alle Dichter nach occhi neri als einer Gabe der Venus schreien, während doch das Himmelblau selbst Göttinnen eigen gewesen und das sanfte, fröhlich blickende Dunkelbraun allbeliebt sei. Das Auge selbst soll groß gebildet sein und vortreten; die Lider sind weiß mit kaum sichtbaren rothen Aederchen am schönsten; die Wimpern weder zu dicht noch zu lang, noch zu dunkel. Die

Augenhöhle muß die Farbe der Wange haben [1]). Das Ohr, von mittlerer Größe, fest und wohl angesetzt, muß in den geschwungenen Theilen lebhafter gefärbt sein als in den flacheren, der Saum durchsichtig und rothglänzend wie Granatenkern. Die Schläfen sind weiß und flach und nicht zu schmal am schönsten [2]). Auf den Wangen muß das Roth mit der Rundung zunehmen. Die Nase, welche wesentlich den Werth des Profiles bestimmt, muß nach oben sehr sanft und gleichmäßig abnehmen; wo der Knorpel aufhört, darf eine kleine Erhöhung sein, doch nicht, daß daraus eine Adlernase würde, die an Frauen nicht gefällt; der untere Theil muß sanfter gefärbt sein als die Ohren, nur nicht erfroren weiß, die mittlere Wand über der Lippe leise geröthet. Den Mund verlangt der Autor eher klein, doch weder gespitzt noch platt, die Lippen nicht zu subtil und schön auf einander passend; beim zufälligen Oeffnen (d. h. ohne Lachen oder Reden) darf man höchstens sechs Oberzähne sehen. Besondere Delicatessen sind das Grübchen in der Oberlippe, ein schönes Anschwellen der Unterlippe, ein liebreizendes Lächeln im linken Mundwinkel 2c. Die Zähne sollen sein: nicht zu winzig, ferner gleichmäßig, schön getrennt, elfenbeinfarbig; das Zahnfleisch nicht zu dunkel, ja nicht etwa wie rother Sammet. Das Kinn sei rund, weder gestülpt noch spitzig, gegen die Erhöhung sich röthend, sein besonderer Ruhm ist das Grübchen. Der Hals muß weiß und rund und eher zu lang als zu kurz sein, Grube und Adamsapfel nur angedeutet; die Haut muß bei jeder Wendung schöne Falten bilden. Die Schultern verlangt er breit, und bei der Brust erkennt er sogar in der Breite das höchste Erforderniß der Schönheit; außerdem muß daran kein Knochen sichtbar, alles Zu- und Abnehmen kaum bemerklich, die Farbe „candidissimo" sein. Das Bein soll lang und an dem untern Theil zart, doch am Schienbein nicht zu

fleischlos und überdieß mit starken weißen Waden versehen sein. Den Fuß will er klein, doch nicht mager, die Spannung (scheint es) hoch, die Farbe weiß wie Alabaster. Die Arme sollen weiß sein und sich an den erhöhten Theilen leise röthen; ihre Consistenz beschreibt er als fleischig und musculös, doch sanft wie die der Pallas, da sie vor dem Hirten auf Ida stand, mit einem Worte: saftig, frisch und fest. Die Hand verlangt er weiß, besonders oben, aber groß und etwas voll, und anzufühlen wie feine Seide, das rosige Innere mit wenigen, aber deutlichen, nicht gekreuzten Linien und nicht zu hohen Hügeln versehen, den Raum zwischen Daumen und Zeigefinger lebhaft gefärbt und ohne Runzeln, die Finger lang, zart und gegen das Ende hin kaum merklich dünner, mit hellen, wenig gebogenen und nicht zu langen noch zu viereckigen Nägeln, die beschnitten sein sollen nur bis auf die Breite eines Messerrückens.

Neben dieser speciellen Aesthetik nimmt die allgemeine nur eine untergeordnete Stelle ein. Die tiefsten Gründe des Schönfindens, nach welchen das Auge „senza appello" richtet, sind auch für Firenzuola ein Geheimniß, wie er offen eingesteht, und seine Definitionen von Leggiadria, Grazia, Vaghezza, Venustà, Aria, Maestà sind zum Theil, wie bemerkt, philologisch erworben, zum Theil ein vergebliches Ringen mit dem Unaussprechlichen. Das Lachen definirt er — wahrscheinlich nach einem alten Autor — recht hübsch als ein Erglänzen der Seele.

Alle Literaturen werden am Ausgange des Mittelalters einzelne Versuche aufweisen, die Schönheit gleichsam dogmatisch festzustellen [1]. Allein neben Firenzuola wird schwerlich ein anderes Werk irgend aufkommen. Der um ein starkes halbes Jahrhundert spätere Brantome z. B. ist ein geringer Kenner dagegen, weil ihn die Lüsternheit und nicht der Schönheitssinn leitet.

Achtes Capitel.

Schilderungen des bewegten Lebens.

Zu der Entdeckung des Menschen dürfen wir endlich auch die schildernde Theilnahme an dem wirklichen bewegten Menschenleben rechnen.

Die ganze komische und satirische Seite der mittelalterlichen Literaturen hatte zu ihren Zwecken das Bild des gemeinen Lebens nicht entbehren können. Etwas ganz anderes ist es, wenn die Italiener der Renaissance dieses Bild um seiner selber willen ausmalen, weil es an sich interessant, weil es ein Stück des großen allgemeinen Weltlebens ist, von welchem sie sich zauberhaft umwogt fühlen. Statt und neben der Tendenzkomik, welche sich in den Häusern, auf den Gassen, in den Dörfern herumtreibt, weil sie Bürgern, Bauern und Pfaffen eines anhängen will, treffen wir hier in der Literatur die Anfänge des echten Genre, lange Zeit bevor sich die Malerei damit abgiebt. Daß Beides sich dann oft wieder verbindet, hindert nicht, daß es verschiedene Dinge sind.

Wie viel irdisches Geschehen muß Dante aufmerksam und theilnehmend angesehen haben, bis er die Vorgänge seines Jenseits so ganz sinnlich wahr schildern konnte[2]. Die berühmten Bilder von der Thätigkeit im Arsenal zu Venedig, vom Aneinanderlehnen der Blinden vor den Kirchthüren[3]) u. dgl. sind lange nicht die einzigen Beweise dieser Art; schon seine Kunst, den Seelenzustand in der äußern Geberde darzustellen, zeigt ein großes und beharrliches Studium des Lebens.

Die Dichter, welche auf ihn folgen, erreichen ihn in dieser Beziehung selten, und den Novellisten verbietet es das höchste Gesetz ihrer Literaturgattung, bei dem Einzelnen zu verweilen (Vgl. S. 25, 62). Sie dürfen so weitschweifig präludiren und erzählen als sie wollen, aber nicht genrehaft schildern. Wir müssen uns gedulden, bis die Männer des Alterthums Lust und Gelegenheit finden, sich in der Beschreibung zu ergehen.

Hier tritt uns wiederum der Mensch entgegen, welcher Sinn hatte für Alles: Aeneas Sylvius. Nicht blos die Schönheit der Landschaft, nicht blos das cosmographisch oder antiquarisch Interessante (Bd. 1, S. 227, 224, 337 Bd. 2, S. 20) reizt ihn zur Darstellung, sondern jeder lebendige Vorgang[1]). Unter den sehr vielen Stellen seiner Memoiren, wo Scenen geschildert werden, welchen damals kaum Jemand einen Federstrich gegönnt hätte, heben wir hier nur das Wettrudern auf dem Bolsener See hervor[2]). Man wird nicht näher ermitteln können, aus welchen antiken Epistolographen oder Erzählern die specielle Anregung zu so lebensvollen Bildern auf ihn übergegangen ist, wie denn überhaupt die geistigen Berührungen zwischen Alterthum und Renaissance oft überaus zart und geheimnißvoll sind.

Sodann gehören hierher jene beschreibenden lateinischen Gedichte von welchen oben (Bd. 1, S. 302) die Rede war: Jagden, Reisen, Ceremonien u. dgl. Es giebt auch Italienisches dieser Gattung; wie z. B. die Schilderungen der berühmten mediceischen Turniere von Poliziano und Luca Pulci.[3]) Die eigentlichen epischen Dichter, Luigi Pulci, Bojardo und Ariost, treibt ihr Gegenstand schon rascher vorwärts, doch wird man bei Allen die leichte Präcision in der Schilderung des Bewegten als ein Hauptelement ihrer Meisterschaft anerkennen müssen. Franco Sacchetti macht

sich einmal das Vergnügen, die kurzen Reden eines Zuges hübscher Weiber aufzuzeichnen[1]), die im Wald vom Regen überrascht werden.

Andere Beschreibungen der bewegten Wirklichkeit findet man am ehesten bei Kriegsschriftstellern u. dgl. (Vgl. Bd. 1, S. 95). Schon aus früherer Zeit ist uns in einem umständlichen Gedicht[2]) das getreue Abbild einer Söldnerschlacht des 14. Jahrhunderts erhalten, hauptsächlich in Gestalt der Zurufe, Commando's und Gespräche, die während einer solchen vorkommen.

Das Merkwürdigste dieser Art aber ist die echte Schilderung des Bauernlebens, welche besonders bei Lorenzo magnifico und den Dichtern in seiner Umgebung bemerklich wird.

Seit Petrarca[3]) gab es eine falsche, conventionelle Bucolik oder Eclogendichtung, eine Nachahmung Vergil's, mochten die Verse lateinisch oder italienisch sein. Als ihre Nebengattungen traten auf der Hirtenroman von Boccaccio (Bd. 1, S. 299) bis auf Sannazaro's Arcadia, und später das Schäferspiel in der Art des Tasso und Guarini, Werke der allerschönsten Prosa, wie des vollendetsten Versbaues, worin jedoch das Hirtenwesen nur ein äußerlich übergeworfenes ideales Costüm für Empfindungen ist, die einem ganz andern Bildungskreis entstammen.[4])

Daneben aber tritt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts jene echt genrehafte Behandlung des ländlichen Daseins in die Dichtung ein. Sie war nur in Italien möglich, weil nur hier der Bauer (sowohl der Colone als der Eigenthümer) Menschenwürde und persönliche Freiheit und Freizügigkeit hatte, so hart bisweilen auch sein Loos sein mochte.[5]) Der Unterschied zwischen Stadt und Dorf ist bei weitem nicht so ausgesprochen wie im Norden; eine Menge Städtchen sind ausschließlich von Bauern bewohnt, die sich des Abends

Städter nennen können. Die Wanderungen der comaskischen Maurer gingen fast durch ganz Italien; das Kind Giotto durfte von seinen Schafen hinweg und konnte in Florenz zünftig werden; überhaupt war ein beständiger Zustrom vom Lande nach den Städten, und gewisse Bergbevölkerungen schienen dafür eigentlich geboren.[1]) Nun sorgen zwar Bildungshochmuth und städtischer Dünkel noch immer dafür, daß Dichter und Novellisten sich über den villano lustig machen,[2]) und die Improvisir-Comödie (S. 38 fg.) that vollends das Uebrige. Aber wo fände sich ein Ton von jenem grausamen, verachtungsvollen Racenhaß gegen die vilains, der die adligen provenzalischen Dichter nnd stellenweise die französischen Chronisten beseelt? Vielmehr[3]) erkennen italienische Autoren jeder Gattung das Bedeutende und Große, wo es sich im Bauernleben zeigt, freiwillig an und heben es hervor. Gioviano Pontano erzählt[4]) mit Bewunderung Züge von Seelenstärke der wilden Abruzzesen; in den biographischen Sammelwerken wie bei den Novellisten fehlt auch das heroische Bauernmädchen[5]) nicht, welches sein Leben dran setzt um seine Unschuld oder seine Familie zu vertheidigen.[6])

Unter solchen Voraussetzungen war eine poetische Betrachtung des Bauernlebens möglich. Zunächst sind hier zu erwähnen die einst viel gelesenen und noch heute lesenswerthen Eclogen des Battista Mantovano (eines seiner frühesten Werke, noch in seinen Studentenjahren verfaßt 1480). Sie schwanken noch zwischen echter und conventioneller Ländlichkeit, doch überwiegt die erstere. Im Wesentlichen spricht daraus der Sinn eines wohldenkenden Dorfgeistlichen, nicht ohne einen gewissen aufklärerischen Eifer. Als Carmelitermönch mag er viel mit Landleuten verkehrt haben.[7])

Allein mit einer ganz andern Kraft versetzt sich Lorenzo

magnifico in den bäurischen Gesichtskreis hinein. Seine Nencia di Barberino [1]) liest sich wie ein Inbegriff echter Volkslieder aus der Umgegend von Florenz, zusammengegossen in einen großen Strom von Ottaven. Die Objectivität des Dichters ist der Art, daß man im Zweifel bleibt, ob er für den Redenden (den Bauernburschen Vallera, welcher der Nencia seine Liebe erklärt) Sympathie oder Hohn empfindet. Ein bewußter Gegensatz zur conventionellen Bucolik mit Pan und Nymphen ist unverkennbar; Lorenzo ergeht sich absichtlich im derben Realismus des bäurischen Kleinlebens, und doch macht das Ganze einen wahrhaft poetischen Eindruck.

Ein zugestandenes Seitenstück zur Nencia ist die Beca da Dicomano des Luigi Pulci. [2]) Allein es fehlt der tiefere objective Ernst; die Beca ist nicht sowohl gedichtet aus innerm Drang, ein Stück Volksleben darzustellen, als vielmehr aus dem Verlangen, durch etwas der Art den Beifall gebildeter Florentiner zu gewinnen. Daher die viel größere, absichtlichere Derbheit des Genrehaften und die beigemischten Zoten. Doch wird der Gesichtskreis des ländlichen Liebhabers noch sehr geschickt festgehalten.

Der dritte in diesem Verein ist Angelo Poliziano mit seinem Rusticus [3]) in lateinischen Hexametern. Er schildert unabhängig von Vergil's Georgica, speciell das toscanische Bauernjahr, beginnend mit dem Spätherbst, da der Landmann einen neuen Pflug schnitzt und die Wintersaat bestellt. Sehr reich und schön ist die Schilderung der Fluren im Frühling, und auch der Sommer enthält vorzügliche Stellen; als eine Perle aller neulateinischen Poesie aber darf das Kelterfest im Herbste gelten. Auch auf italienisch hat Poliziano Einzelnes gedichtet, woraus hervorgeht, daß man im Kreise des Lorenzo bereits irgend ein Bild aus dem leidenschaftlich bewegten Leben der unteren Stände realistisch behandeln durfte. Sein Liebeslied

des Zigeuners[1]) ist wohl eines der frühesten Produkte der echt modernen Tendenz, sich in die Lage irgend einer Menschenklasse mit poetischem Bewußtsein hineinzuversetzen. Mit komischer Absicht war dergleichen wohl von jeher versucht worden[2]), und in Florenz boten die Gesänge der Maskenzüge sogar eine bei jedem Carneval wiederkehrende Gelegenheit hierzu. Neu aber ist das Eingehen auf die Gefühlswelt eines Andern, womit die Nencia und diese „Canzone zingaresca“ einen denkwürdigen neuen Anfang in der Geschichte der Poesie ausmachen.

Auch hier muß schließlich darauf hingewiesen werden, wie die Bildung der Kunst vorangeht. Von der Nencia an dauert es wohl achtzig Jahre bis zu den ländlichen Genremalereien des Jacopo Bassano und seiner Schule.

Im nächsten Abschnitt wird es sich zeigen, daß in Italien damals die Geburtsunterschiede zwischen den Menschenklassen ihre Geltung verloren. Gewiß trug hierzu viel bei, daß man hier zuerst die Menschen und die Menschheit in ihrem tiefern Wesen vollständig erkannt hatte. Schon dieses eine Resultat der Renaissance darf uns mit ewigem Dankgefühl erfüllen. Den logischen Begriff der Menschheit hatte man von jeher gehabt, aber sie kannte die Sache.

Die höchsten Ahnungen auf diesem Gebiete spricht Pico della Mirandola aus in seiner Rede von der Würde des Menschen,[3]) welche wohl eines der edelsten Vermächtnisse jener Culturepoche heißen darf. Gott hat am Ende der Schöpfungstage den Menschen geschaffen, damit derselbe die Gesetze des Weltalls erkenne, dessen Schönheit liebe, dessen Größe bewundere. Er band denselben an keinen festen Sitz, an kein bestimmtes Thun, an keine Nothwendigkeiten, sondern er gab ihm Beweglichkeit und freien Willen. „Mitten in die Welt“, spricht der Schöpfer zu Adam, „habe ich dich gestellt, damit

du um so leichter um dich schauest und sehest alles was darinnen ist. Ich schuf dich als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein eigener freier Bildner und Ueberwinder seiest; du kannst zum Thiere entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an oder doch bald hernach[1], was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir."

Anmerkungen.

S. 4, Anm. 1] Luigi Bossi, Vita di Cristoforo Colombo, wo sich eine Uebersicht der frühern ital. Reisen und Entdeckungen findet, p. 91. fg.

2) Hierüber eine Abhandlung von Pertz. Eine ungenügende Kunde davon schon bei Aeneas Sylvius, Europae Status sub Friderico III. Imp. cap. 44. (U. a. in Frehers Scriptores, Ausg. v. 1624, Vol. II, p. 87.) (Ueber E. S. Peschel a. a. O. S. 217 ff.)

3) Vgl. nun O. Peschel, Geschichte der Erdkunde 2. Aufl. von Sophus Ruge. München 1877. S. 209 ff. und passim.

S. 5, Anm. 1) Pii II. comment. L. I. p. 14. — Daß er nicht immer richtig beobachtete und bisweilen das Bild willkürlich ergänzte, zeigt uns z. B. seine Beschreibung Basels nur zu klar. Im Ganzen bleibt ihm doch ein hoher Werth. Ueber die Beschreibung Basels: G. Voigt, Enea Silvio II, S. I, S. 228, über E. S. als Cosmographen. II, S. 302—309. Vgl. das. I, S. 91 ff.

S. 6, Anm. 1) Im 16. Jahrh. hielt sich Italien noch lange als die vorzugsweise Heimath der cosmographischen Literatur, als die Entdecker selbst schon fast nur den atlantischen Völkern angehörten. Die einheimische Geographie hat gegen Mitte des Jahrh. das große und sehr achtungswerthe Werk des Leandro Alberti: Descrizione di tutta l'Italia 1582 aufzuweisen. In der 1. Hälfte des 16. Jahrh. hat Italien auch durch seine Karten und Atlanten den Vorzug vor anderen Ländern. Vgl. Wieser: Der Portulan des Infanten Philipp II. von Spanien in: Sitzungsber. d. Wien. Akad., phil.-hist. Kl. Bd. 82 (1876) S. 541 ff. Für einzelne italienische Karten, Entdeckungsreisen ist nun auf die vorzügliche Sammlung von Oskar Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde (Leipzig 1878), zu verweisen.

S. 7, Anm. 1) Libri, Histoire des sciences mathématiques en Italie, 4 vols., Paris 1838.

[S. 7, Anm. 2] Um hier zu einem bündigen Urtheil zu gelangen, müßte das Zunehmen des Sammelns von Beobachtungen, getrennt von den wesentlich mathematischen Wissenschaften, constatirt werden, was unsere Sache nicht ist.

3) Libri, a. a. O. II, p. 174, fg. Hier ist auch auf Dante's Abhandlung de aqua et terra zu verweisen. Vgl. nun W. Schmidt, Dante's Stellung in der Geschichte der Cosmographie. Graz 1876. Die cosmographischen und naturwissenschaftlichen Stellen aus dem Tesoro des Brunetto Latini sind besonders herausgegeben: Il trattato della sfera di S. Br. L. von Bartolomeo Sorio Mail. 1858, der ein System der historischen Chronologie nach Br. L. hinzugefügt hat.

S. 9, Anm. 1) Scardeonius, de urb. Patav. antiq. in Graevii Thesaur. ant. Ital. Tom. VI. pars III. col. 227. Ab. starb 1312 während der Untersuchung; seine Bildsäule wurde verbrannt, über Giov. Sang. a. a. O. col. 228 ff. — Vgl. über ihn Fabricius, Bibl. Lat. s. v. Petrus de Apono. — Sprenger in Ersch. u. Gruber I, p. 33. Er übersetzt 1292/93 astrologische Schriften von Abraham ibn Esra, gedruckt 1506. Vgl. Z. d. D. M. G. XVIII, S. 190.

2) Vgl. unten 6. Abschn. 2. Cap.

S. 10, Anm. 1) S. die übertriebenen Klagen Libri's, a. a. O. II, p. 258, fg. So sehr es zu bedauern sein mag, daß das hochbegabte Volk nicht einen größern Theil seiner Kraft auf die Naturwissenschaften wandte, so glauben wir doch, daß dasselbe noch wichtigere Ziele hatte und theilweise erreichte.

2) Ueber die Studien des letztern in Italien sind die überaus gründlichen Nachweisungen von C. Malagola in seinem Werke über Codro Urceo (Bologna 1878 cap. VII, p. 360—366) zu vergleichen.

3) Italiener legen auch im Auslande botanische Gärten an: Angelo von Florenz, der Zeitgenosse Petrarca's in Prag. Friedjung, Karl IV., S. 311, A. 4.

4) Alexandri Braccii descriptio horti Laurentii Med., abgedruckt u. a. als Beilage Nr. 58 zu Roscoe's Leben des Lorenzo. Auch in den Beilagen zu Fabroni's Laurentius.

[S. 10, Anm. 5] Mondanarii villa, abgedruckt in den Poemata aliqua insignia illustr. poetar. recent.

S. 11, Anm. 1) Der Thiergarten von Palermo unter Heinrich VI, Otto de S. Blasio ad a. 1194.

2) Als solcher heißt er hier, gemalt oder in Stein gehauen, marzocco. — In Pisa unterhielt man Adler, vgl. die Ausleger zu Dante, Inferno XXXIII, 22; der Falke bei Boccaccio, Decamerone V, 9. Vgl. im Allgemeinen: G. Spezi: Due trattati del governo e delle infermità degli uccelli, testi di lingua inediti. Rom 1864, Tractate aus dem 14. Jahrh., möglicherweise aus dem Persischen übersetzt.

3) S. das Excerpt aus Aegid. Viterb. bei Papencordt, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, S. 367, Anm. mit einem Ereigniß von 1328. — Kämpfe der wilden Thiere unter einander und gegen Hunde dienten bei großen Anläßen zur Belustigung des Volkes. Beim Empfang Pius II. und des Galeazzo Maria Sforza zu Florenz 1459 ließ man auf dem Signorenplatz in einem geschlossenen Raum Stiere, Pferde, Eber, Hunde, Löwen und eine Girafe zusammen auftreten, aber die Löwen legten sich hin und wollten die anderen Thiere nicht angreifen. Vgl. Ricordi di Firenze, Rer. ital. scriptt. ex florent. codd. T. II, Col. 741. Abweichend hievon Vita Pii II, Murat III, II, Col. 976. (Voigt, Enea Silvio III, S. 40 fg.) Eine zweite Girafe schenkte später der Mamelukensultan Kaytbey an Lorenzo magnifico. Vgl. Paul. Jov. Vita Leonis X, L. I. Sonst war von der Menagerie Lorenzo's besonders ein prächtiger Löwe berühmt, dessen Zerfleischung durch die anderen Löwen als Vorzeichen von Lorenzo's Tode galt.

4) Gio. Villani X, 185. XI, 66. Matteo Villani III, 90. V. 68. Matt. widmet das erstgenannte Capitel den Löwen, um falschen Behauptungen gegenüber nachzuweisen, 1. daß in Italien Löwen geboren würden und 2. daß dieselben lebendig zur Welt kämen. — Wenn die Löwen stritten oder gar einander tödteten, so galt dieß als ein schlimmes Omen. Vgl. Varchi, Stor. florent. III, p. 143.

[S. 11, Anm. 5] Matt. Vill. a. a. O. Cron. di Perugia. Arch. Stor. XVI, II, p. 77. Zum J. 1497. — Den Peruginern entwischte einmal ihr Löwenpaar, ibid. XVI, I, p. 382, zum J. 1434.

6) Gaye, Carteggio, I, p. 422, zum J. 1291. — Die Visconti brauchten sogar abgerichtete Leoparden als Jagdthiere, und zwar auf Hasen, die man durch kleine Hunde auftreiben ließ. Vgl. v. Kobell, Wildanger, S. 247, wo auch spätere Beispiele der Jagd mit Leoparden verzeichnet sind.

7) Strozii poetae, Fol. 146, de Leone Borsii ducis. Der Löwe schont der Hasen und Hündchen; darin ahme er, so meint der Dichter, seinem Herrn nach. Vgl. Fol. 188 die Worte et inclusis condita septa feris und Fol. 193 ein vierzeiliges Epigramm in Leporarii ingressu quam maximi und über den Wildpark das.

S. 12, Anm. 1) Cron. di Perugia, l. c. XVI, II, p. 199. — Aehnliches schon bei Petrarca, de remed. utriusque fortunae, I, 61, doch noch weniger deutlich ausgesprochen; hier rühmt sich nur Gaudium (in der Unterredung mit Ratio) des Besitzes von Affen und ludicra animalia.

2) Jovian. Pontan. de magnificentia. — Im Thiergarten des Cardinals von Aquileja zu Albano fanden sich 1463 außer Pfauen und indischen Hühnern auch syrische Ziegen mit langen Ohren. Pii II. comment.. L. XI, p. 562 fg.

3) Decembrio, ap. Murat. XX, Col. 1012.

4) Brunetti Latini Tresor (ed. Chabaille, Paris 1863) lib. I. Zu Petrarca's Zeiten gab es keine Elephanten in Italien. Itaque et in Italia avorum memoria unum Frederico Romanorum principi fuisse et nunc Egyptio tyranno nonnisi unicum esse fama est. de rem. utr. fort. I, 60.

5) Das Nähere, recht ergötzlich, in Paul. Jov. Elogia p. 229 fg., bei Anlaß des Tristanus Acunius. Der Elephant wurde bei seinem Tode vom Volke tief betrauert, sein Bild gemalt und mit Versen des jüngern Beroaldus geschmückt. Die Stachelschweine u. Strauße im Pal. Strozzi zu Florenz, vgl. Rabelais. Pantagruel IV, chap. 11.

6) Vgl. Paul. Jov. Elogia p. 234 fg. bei Anlaß des Franc. Gonzaga. — Der mailändische Luxus in Pferde-

[S. 12, Anm. 6] racen, Bandello Parte II, Nov. 3 und 8. — Auch in den erzählenden Gedichten hört man bisweilen den Pferdekenner sprechen. Vgl. Pulci, il Morgante, c. XV, str. 105 fg.

S. 13, Anm. 1) Paul. Jov. Elogia p. 307 fg, bei Anlaß des Hippol. Medices.

2) Bei diesem Anlaß mögen einige Notizen über die Sklaverei in Italien zur Zeit der Renaissance ihre Stelle finden. Kurze Hauptstelle bei Jovian. Pontan. de obedientia L. III, cap. 1: An homo, cum liber natus sit, domino parere debeat. In Oberitalien gab es keine Sklaven; sonst kaufte man auch Christen aus dem türkischen Reich, auch Bulgaren und Circassier und ließ sie dienen, bis sie die Kaufsumme abverdient hatten Die Neger dagegen blieben Sklaven, nur durfte man sie, wenigstens im Reich Neapel, nicht castriren. — Moro bezeichnet alle dunkelfarbigen; der Neger heißt Moro nero. — Fabroni, Cosmus, Adn. 110 (Band II. S. 214): Akt über den Kauf einer circassischen Sklavin (1427; von welcher Cosmus einen Sohn, Carlo, hatte); — Adn. 141 (Band II. S. 251 ff): Verzeichniß der Sklavinnen des Cosimo. — Nantiporto, bei Murat. III, II, Col. 1106: Innocenz VIII. erhält hundert Mori als Geschenk von Ferdinand d. Kathol. und verschenkt sie weiter an Cardinäle und andere Herrn (1488). — Massuccio, Novelle 14: Verkäuflichkeit von Sklaven; — 24 u. 25: Negersklaven die zugleich (zum Nutzen ihrer Herren?) als fachini arbeiten und die Liebe der Frauen genießen; 39: eine Italienerin begiebt sich in Tunis in Gefangenschaft; — 48: Catalanen fangen tunesische Mori, u. A. den Sohn des Königs, und verkaufen sie in Pisa. — Gaye, carteggio I, 360: Manumission und Beschenkung eines Negersklaven in einem florentin. Testamente (1490). — Paul. Jov. Elogia, sub Franc. Sfortia primo p. 138; Porzio, congiura, lib. III, p. 195, und Comines, Charles VIII, chap. 17: Neger als bestellte Henker und Kerkermeister des Hauses Aragon in Neapel. — Paul. Jov. Elog., sub Galeatio: Neger als Begleiter von Fürsten bei Ausgängen. — Aeneae Sylvii opera, p. 456: Negersklave als Musikant. — Paul. Jov. de piscibus,

[S. 13, Anm. 2] cap. 3: ein (freier?) Neger als Schwimmlehrer und Taucher in Genua. — Alex. Benedictus, de Carolo VIII, bei Eccard, scriptores, II, Col. 1608: ein Neger (Aethiops) als höherer venezianischer Offizier, wonach auch Othello als Neger gefaßt werden kann. — Bandello, Parte III, Nov. 21 (14). Wenn ein Sklave in Genua Züchtigung verdient, wird er nach den Balearen, und zwar nach Iviza zum Salztragen verkauft.

Die obige Zusammenstellung mag, obwohl sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, doch der trefflichen Auswahl wegen und da sie in der betreffenden Literatur nicht genügende Beachtung gefunden hat, stehen bleiben. In der neueren Zeit ist Manches über Sklavenhandel in Italien erschienen. Das höchst seltsame Buch von Filippo Zamboni: Gli Ezzelini, Dante e gli schiavi, ossia Roma e la schiavitù personale domestica. Con documenti inediti. Seconda edizione aumentata, Wien 1870, enthält zwar nicht was der Titel verspricht, gibt aber S. 241 ff. werthvolle Notizen über Sklavenhandel, S. 270 eine höchst merkwürdige Urkunde über Kauf und Verkauf einer Sklavin, S. 282 ein Verzeichniß einzelner Sklaven (nach Ort des Kaufs und des Verkaufs, Heimath, Alter, Preis) vom 13.—16. Jahrh. Eine Abhandlung von Wattenbach: Sklavenhandel im Mittelalter (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1874, S. 37—40) bezieht sich nur zum Theil auf Italien: Clemens V. bestimmt 1309, daß die gefangenen Venetianer der Sklaverei verfallen sollen; 1501 nach der Einnahme von Capua werden viele Capuanerinnen in Rom um geringen Preis verkauft. In den Monum. historica Slavorum meridionalium ed. Vinc. Macusceo. Tom. I. vol. I, Warschau 1874, findet sich u. A. S. 199 eine Bestimmung (Ancona 1458), daß die Greci, Turci, Tartari, Sarraceni, Bossinenses, Burgari vel Albanenses stets Sklaven sein und bleiben sollen, außer wenn sie von ihren Herren durch notarielle Urkunde befreit werden. — Egnatius, exempl. ill. vir. Ven. Fol. 246a rühmt Venedig servorum Venetis ipsis nullum unquam usum extitisse; doch ist im Gegensatz dazu Zamboni p. 223 und besonders Vincenzo Lazari: del

[S. 13, Anm. 2] traffico e delle condizioni degli schiavi in Venezia nei tempi di mezzo in: Miscellanea di stor. ital. Torino 1862 vol. I, p. 463—501 zu vergleichen. — Das bei Zamboni als demnächst erscheinend angekündigte Werk von Cibrario: Storia della schiavitù in Italia ist, soweit ich weiß, noch nicht erschienen.

S. 14, Anm. 1) Es ist kaum nöthig, auf die berühmte Darstellung dieses Gegenstandes im zweiten Bande von Humboldt's Kosmos zu verweisen.

S. 15, Anm. 1) Hieher gehören bei Humboldt a. a. O. die Mittheilungen von Wilhelm Grimm.

2) Carmina Burana p. 162, de Phyllide et Flora, str. 66.

S. 16, Anm. 1) Man wird schwer errathen, was er sonst auf dem Gipfel der Bismantova, im Gebiet von Reggio, könnte zu thun gehabt haben. Purgat. IV, 26. Schon die Präcision, womit er alle Theile seines Jenseits zu verdeutlichen sucht, beweist vielen Raum- und Formensinn. Wie sich früher an Berggipfel die Lüsternheit nach dort befindlichen Schätzen und zugleich abergläubischer Schrecken anknüpfte, zeigt anschaulich Chron. Novaliciense II, 5 (Mon. Germ. S. S. VII und Monumenta hist. patr. S. S. III.)

2) Außer der Schilderung von Bajae in der Fiammetta, von dem Hain im Ameto ist eine Stelle de genealogia Deor. XV, 11 von Bedeutung, wo er eine Anzahl landschaftlicher Einzelheiten, Bäume, Wiesen, Bäche, Heerden, Hütten 2c. aufzählt und beifügt, diese Dinge animum mulcent; ihre Wirkung sei, mentem in se colligere.

3) Flavio Biondo: Italia illustrata (ed. Basil) p. 352 fg. Vgl. ferner Epist. var. LXI, ed. Fracass. (lat.) III, p. 476. Ueber Petr.' Plan, ein großes geogr. Werk zu schreiben, die Nachweisungen von Attilio Hortis: Accenni alle scienze naturali nelle opere di G. Boccacci. Triest 1877, p. 45 fg.

4) Obwohl er sich gern auf sie beruft, z. B. de vita solitaria, bes. (Opera, ed. Bassil. 1581) p. 241, wo er die Beschreibung einer Weinlaube aus S. Augustin citirt.

S. 17, Anm. 1) Epist. famil. VII, 4, ed. Fracassetti, vol. I, p. 367. Interea utinam scire posses, quanta cum voluptate solivagus ac liber, inter montes et nemora, inter

[S. 17, Anm. 1] fontes et flumina, inter libros et maximorum hominum ingenia respiro, quamque me in ea, quae ante sunt, cum Apostolo extendens et praeterita oblivisci nitor et praesentia non videre. Vgl. VI, 3, a. a. O. 316 ff., bes. 334 f., Vgl. ferner die Zusammenstellung bei L. Geiger, Petrarca S. 75, A. 5, 266.

2) Jacuit sine carmine sacro. — Vgl. Itinerar. syriacum, Opp. p. 558.

3) Er unterscheidet im Itinerar. syr. p. 557, an der Riviera di Levante: colles asperitate gratissima et mira fertilitate conspicuos. Ueber das Gestade von Gaeta vgl. de remediis utriusque fort. I. 54.

4) Brief an die Nachwelt [vgl. ob. Bd. 1, S. 200]: subito loci specie percussus. Schilderung großer Naturereignisse: eines Sturms zu Neapel 1343: Epp. fam. (ed. Fracass.) I, p. 263 ff., des Erdbebens in Basel 1355 Epp. sen. lib. X. 2 und de rem. utr. fort. II, 91.

5) Epist. famil. IV, 1. ed Fracass. vol. I, p. 193 fg.

S. 18, Anm. 1) Il Dittamondo, III, cap. 9.

S. 19, Anm. 1) Dittamondo, III, cap. 21. IV, cap. 4. — Papencordt, Gesch. der Stadt Rom, S. 426, sagt, daß Kaiser Carl IV. vielen Sinn für schöne Gegenden gehabt habe und citirt hiezu Pelzel, Carl IV. S. 456. (Die beiden anderen Citate, die er anführt, sagen dieß nicht.) Es wäre möglich, daß dergleichen dem Kaiser durch seinen Umgang mit den Humanisten angeflogen wäre. Vgl. oben Bd. 1, S. 173, A. 5, 200. Für Karls Interesse an naturwissenschaftlichen Erörterungen H. Friedjung a. a. O. S. 224, A. 1.

2) Auch dürfte man wohl Platina, Vitae Pontificum, p. 310 anhören: Homo fuit (Pius II.) verus, integer, apertus; nil habuit ficti, nil simulati, ein Feind der Heuchelei und des Aberglaubens, muthig, consequent Vgl. Voigt II, S. 261 f. und III, 724, der aber eine eigentliche Charakteristik Pius' nicht gibt.

S. 20, Anm. 1) Die bedeutendsten Stellen sind folgende. Pii II. P. M. Commentarii. L. IV, p. 183: Der Frühling in der Heimath. L. V, p. 251: Der Sommeraufenthalt in Tibur. L. VI, 306: Das Mahl an der Quelle von Vicovaro. L. VIII, p. 378: Die Umgegend von Viterbo. p. 387: Das Bergkloster S. Martino. p. 388. Der

[S. 20, Anm. 1] See von Bolsena. L. IX, p. 396: Die herrliche Schilderung von Monte Amiata. L. X, p. 483: Die Lage von Monteoliveto. p. 497: Die Aussicht von Todi. L. XI, p 554: Ostia und Porto. p. 562: Beschreibung des Albanergebirges. L. XII, p. 609: Frascati und Grottaferrata. — Vgl. auch G. Voigt, a. a. O. III, S. 568—571.

S. 21, Anm. 1) So muß es wohl heißen statt: Sicilien.

S. 22, Anm. 1) Er nennt sich selbst mit Anspielung auf seinen Namen: Silvarum amator et varia videndi cupidus.

2) Ueber Leonbattista Alberti's Verhältniß zur Landschaft vgl. Bd. 1, S. 169 f. Alberti, ein jüngerer Zeitgenosse des Enea (Trattato del gov. della famiglia, p. 90; oben Bd. 1, S. 164, A. 2, 196), freut sich auf dem Lande „der buschigen Hügel", „der reizvollen Ebenen und der rauschenden Gewässer". Erwähnt mag hier auch sein, das Schriftchen „Aetna" von P. Bembus zuerst Venedig 1495 erschienen, später häufig aufgelegt, das, trotz vieler und langer Abschweifungen mannigfachen Inhalts, auch bemerkenswerthe landschaftliche und geographische Schilderungen enthält.

3) Das ausgeführteste Bild dieser Art bei Ariosto; sein sechster Gesang besteht aus lauter Vordergrund.

S. 23, Anm. 1) Ueber die architektonische Umgebung denkt er anders, er will einen bestimmten Luxus schildern und hier kann auch die Decoration noch von ihm lernen.

2) Lettere pittoriche III, 36. An Tizian, Mai 1544.

3) Strozzii poetae, in den Erotica. L. VI, Fol. 183 in dem Gedicht: Hortatur se ipse, ut ad amicam properet.

4) Vgl. Thausing: Dürer, Leipzig 1876, S. 166.

S. 24, Anm. 1) Diese treffenden Ausdrücke sind aus dem VII. Bande von Michelet's Histoire de France (Introd.) entnommen.

S. 25, Anm. 1) Tomm. Gar. Relaz. della corte di Roma I, p. 278. 279. In der Rel. des Soriano vom J. 1533.

2) Prato, Arch. stor. III, p. 295 fg. — Dem Sinne nach ist saturnico sowohl „unglücklich" als „unglückbringend". — Das Verhältniß der Planeten zu den mensch-

[S. 25, Anm 2] lichen Charakteren überhaupt s. bei Corn. Agrippa, de occulta philosophia, c. 52.

S. 26, Anm. 1) Mitgetheilt von Trucchi, Poesie italiane inedite I, p. 165 fg.

S. 27, Anm. 1) Diese reimlosen Verse gewannen später bekanntlich die Herrschaft im Drama. Trissino in seiner Widmung der Sofonisba an Leo X. hofft, daß der Papst diese Versart erkennen werde als das, was sie sei, als besser, edler und weniger leicht als es den Anschein habe. Roscoe, Leone X, ed. Bossi VIII, 174.

2) Man vgl. z. B die sehr auffallenden Formen bei Dante, Vita nuova, ed. Witte (Leipz. 1876) p. 13 fg. und p. 16 fg. Beide haben je 20 unregelmäßige Verse; in dem ersteren kommt z. B. ein Reim 8 mal vor.

S. 28, Anm. 1) Trucchi, a. a. O. I, p. 181 fg.

S. 29, Anm. 1) Diese Canzonen und Sonette sind es, die jener Schmied und jener Eseltreiber sangen und entstellten, über welche Dante so böse wurde. (Vgl. Franco Sacchetti, Nov. 114. 115.) So rasch ging diese Poesie in den Mund des Volkes über.

S. 30, Anm 1) Vita nuova, ed. Witte S. 81, S. 82 fg. — Deh peregrini, das. S. 116 fg.

2) Für Dante's theoretische Psychologie ist Purgat. IV, Anfang, eine der wichtigsten Stellen. Außerdem vgl. die betreffenden Partien des Convito.

S. 31, Anm. 1) Die Porträts der Eyck'schen Schule würden für den Norden eher das Gegentheil beweisen. Sie bleiben allen Schilderungen in Worten noch auf lange Zeit überlegen.

S. 32, Anm. 1) Abgedruckt im XVI. Bande seiner Opere volgari. Ueber dieselben nun M. Landau: Giov. Boccaccio (Stuttg. 1877) S. 36—40, der besonders die Abhängigkeit B.'s von Dante und Petrarca betont.

2) Im Gesang des Hirten Teogapen, nach dem Venusfeste, Opp. ed. Moutier vol. XV, 2, p. 67 fg. vgl. Landau, S. 58—64; über die Fiammetta Landau S. 96—105, der unsere Stelle nicht beachtet.

3) Der berühmte Lionardo Aretino als Haupt des Humanismus zu Anfang des 15. Jahrh. meint zwar: che gli antichi Greci d'umanità e di gentilezza di cuore abbino avanzato di gran lunga i nostri Italiani,

[S. 32, Anm. 3] allein er sagt es am Eingang einer Novelle, welche die weichliche Geschichte vom kranken Prinzen Antiochus und seiner Stiefmutter Stratonice, also einen an sich zweideutigen und dazu halbasiatischen Beleg enthält. (Abgedruckt u. a. als Beilage zu den cento novelle antiche.)

S. 33, Anm. 1) Dem einzelnen Hofe oder Fürsten allerdings wurde von den Gelegenheitsdramatikern hinlänglich geschmeichelt

S. 34, Anm. 1) Vgl. den Widerspruch gegen die hier ausgeführten Ansichten bei Gregorovius, Gesch. Roms VII, 619.

S. 35, Anm 1) Paul. Jovius, Dialog. de viris lit. illustr., bei Tiraboschi, Tom. VII, IV. — Lil. Greg. Gyraldus, de poëtis nostri temp.

2) Isabella Gonzaga an ihren Gemahl, 3. Febr. 1502, Arch. stor. Append. II, p. 306 fg. Vgl. nun Näheres bei Gregorovius, Lucrezia Borgia, 3. Aufl. Bd. I, S. 255—266. Bei den französischen Mystères marschirten die Schauspieler selbst vorher in Procession auf, was man la montre hieß

S 36, Anm. 1) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 404. Andere Stellen über das dortige Theaterwesen Col. 278. 279. 282 bis 285. 361 380. 381. 393. 397, aus denen man u. A. ersieht, daß diese Aufführungen Plautus bevorzugten, nicht selten bis 3 Uhr Nachts dauerten und bisweilen im Freien stattfanden Auch diese Ballette waren freilich ohne Geist, ohne jede Beziehung auf die anwesenden Personen und das Ereigniß, das gefeiert werden sollte, so daß Isabella Gonzaga, die allerdings von Sehnsucht nach Gemahl und Kind ergriffen war und außerdem die Verbindung ihres Bruders mit Lucrezia nicht gern sah, von der „Frostigkeit und Kühle" der Hochzeit und der bei dieser gefeierten Festlichkeiten sprechen konnte.

2) Strozii poetae fol. 232, im IV. Buch der Aeolosticha des Tito Strozza. Die Verse lauten:
Ecce superveniens rerum argumenta retexit
Mimus et ad populum verba diserta refert.
Tum similes habitu formaque et voce Menaechmi
Dulcibus oblectant lumina nostra modis.
Die Menächmen auch 1486 in Ferrara, die Kosten betragen mehr als 1000 Dukaten. Mur. XXIV, 278.

S. 37, Anm. 1) Franc. Sansovino: Venezia, fol. 169. Die Stelle lautet im Original: „Si sono anco spesso recitate delle tragedie con grandi apparecchi, composte da Poeti antichi o da moderni. Alle quali per la fama degli apparati, concorrevano le genti estere et circonvicine per vederle et udirle. Ma hoggi le feste de particolari si fanno fra i parenti et essendosi la città regolata per se medesima da certi anni in quà, si passano i tempi del Carnovale in Comedie e in altri piu leti e honorati diletti. — B. ändert parenti in pareti, was wol nicht nöthig ist: die theilnehmenden Verwandten werden den ehemals anwesenden Fremden entgegengesetzt. Die gesperrt gedruckte Stelle bedeutet vielleicht: Da seit einigen Jahren die Stadt innerlich neu geordnet ist (Nach dem Frieden mit den Türken, 1573? Romanin, Storia di Ven. VI. 341.)

S. 38, Anm. 1) Dies meint wohl Sansovino, Venezia fol. 168, wenn er klagt, die recitanti verdürben die Comödien „con invenzioni o personnagi tropo ridicoli".

S. 39, Anm. 1) Sansovino, a. a. O.

2) Scardeonius, de urb. Patav. antiq. bei Graevius Thes. VI. III, Col. 288 fg. Eine wichtige Stelle auch für die Dialectliteratur überhaupt. Die eine der benutzten Stellen lautet: Huic ad recitandas comoedias socii scenici et gregales et aemuli fuere nobiles juvenes Patavini, Marcus Aurelius Alvarotus quem in comoediis suis Menatum appellitabat et Hieronymus Zanetus quem Vezzam et Castegnola quem Billoram vocitabat et alii quidam qui sermonem agrestium imitando prae ceteris callebant. Ich führe sie deshalb an, weil ich auf sie gestützt den Text geändert habe.

3) Daß Letzterer mindestens im 15. Jahrh. schon vorhanden ist, läßt sich aus dem Diario Ferrarese schließen, das zum 2. Febr. 1501 erzählt: Il duca Hercole fece una festa di Menechino secondo il suo uso. Diar. Ferr. bei Murat. XXIV, Col. 393. An ein Mißverständniß, hergeleitet aus Plautus' Menächmen ist hier nicht zu denken, denn diese werden (l. c. Col. 278) richtig genannt. Vgl. oben S. 36, A. 2.

S. 41, Anm. 1) Pulci in seinem Muthwillen fingirt für seine Geschichte des Riesen Margutte eine feierliche uralte Tradition. (Morgante, canto XIX, str. 153 fg.) — Noch drolliger lautet die kritische Einleitung des Limerno Pitocco (Orlandino. cap. 1, str. 12—22).

S. 42, Anm. 1) Der Morgante, gedichtet 1460 und in den folgenden Jahren, zuerst gedruckt Venedig 1481. Die letzte Ausgabe von P. Sermolli, Florenz 1872. — Das Turnierwesen s. u. 5. Abschn. 1. Cap. S. 109 fg. Für das hier und im Folgenden Behandelte mag kurz auf L. Ranke, Zur Geschichte der italienischen Poesie, Berlin 1837 verwiesen werden.

2) Der Orlando inamorato zuerst gedruckt 1496.

S. 43, Anm. 1) L'Italia liberata da Goti. Rom. 1547.

2) Vgl. oben S. 40, Landau, Boccaccio, S. 64—69. Doch ist zu beachten, daß das genannte Werk B.'s vor 1344 geschrieben ist, während das Werk Petrarca's nach Laura's Tode, also nach 1348 gedichtet wurde.

3) Vasari VIII, 71. im Commentar zur Vita di Raffaelle.

S. 44, Anm. 1) Wie vieles der Art würde nicht der jetzige Geschmack selbst in der Ilias entbehrlich finden?

2) Die erste Ausgabe 1516.

S. 45, Anm. 1) Die eingelegten Reden sind nämlich wiederum nur Erzählungen.

2) Was sich Pulci wohl erlaubt hatte. Morgante, Canto XIX. Str. 20 fg.

S. 46, Anm. 1) Sein Orlandino, erste Ausg., 1526.

S. 48, Anm. 1) Radevicus, de gestis Friderici imp., bes. II, 76. — Die ausgezeichnete Vita Heinrici IV. enthält gerade wenig Personalschilderung; ebenso die Vita Chuonradi imp. von Wipo.

2) Gemeint ist der Bibliothekar Anastasius, Mitte des 9. Jahrh., dem man früher, aber mit Unrecht, die ganze Sammlung der Papstleben (liber pontificalis) zuschrieb. Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 3. Aufl. I, S. 223 fg.

3) Um dieselbe Zeit, wie Anastasius, Verfasser einer Bisthumsgeschichte von Ravenna. Wattenbach a.a.O. S.227.

S. 49, Anm. 1) Wie früh auch Philostratus, wage ich nicht zu entscheiden.

S. 49, Anm. 2) Vgl. die schöne Würdigung bei M. Landau, Boccaccio S. 180—182.

3) S. oben Bd. 1, S. 164 A. 1. Das Original (lateinisch) ist erst Florenz 1847 von Galletti herausgegeben worden, u. d. T.: Philippi Villani liber de civitatis Florentiae famosis civibus; eine alte italienische Uebersetzung ist seit 1747 öfter gedruckt worden, zuletzt Triest 1858. Hierher gehört nur das 2. Buch; das erste, das niemals gedruckt worden, behandelt die Urgeschichte von Florenz und Rom. Besonders interessant in der Villani'schen Abhandlung ist die Abtheilung de semipoetis, d. h. solchen, die theils in Prosa, theils in Versen geschrieben oder solchen, die außer ihren anderen Berufsarbeiten auch Dichtungen veröffentlicht haben.

4) Hier ist wieder auf jene oben Bd. 1, S. 168 fg., excerpirte Biographie des L. B. Alberti hinzuweisen (vermuthlich Selbstbiographie, oben Bd. 1, S. 168 A. 2, 198), sowie auf die zahlreichen florentinischen Biographien bei Muratori, im Archivio storico u. a. O.

5) Storia fiorentina hgg. von F. L. Polidori, Florenz 1838.

S. 50, Anm. 1) De viris illustribus, in den Schriften des Stuttgarter literar. Vereins, Nr. I, Stuttgart 1839. Vgl. G. Voigt II, S. 324. Von den 65 Lebensbeschreibungen sind 21 verloren gegangen.

2) Sein Diarium Romanum von 1472—1484 bei Murat. XXIII. p. 81—202.

3) Auch Ugolini Verini poetae Florentini (eines Zeitgenossen Lorenzo's, eines Schülers des Landinus Fol. 13 und Lehrers des Petrus Crinitus Fol. 14) de illustratione urbis Florentinae libri tres. Paris 1583 bes. 2. Buch verdient eine Erwähnung. Dante, Petrarca, Boccaccio werden ohne jedes tadelnde Beiwort genannt und charakterisirt; auch einige Frauen Fol. 11.

4) Petri Candidi Decembrii Vita Philippi Mariae Vicecomitis, bei Murat XX. Vgl. oben Bd. I, S. 38 und Anm. 1, 128.

S. 51, Anm. 1) S. oben Bd. 1, S. 267 A. 1, 345.

S. 52, Anm. 1) Ueber Comines vgl. oben Bd. 1, 92 Anm. 3, 147. Während Comines, wie dort angedeutet ist, die Fähigkeit objectiven Urtheils z. Th. seinem italienischen Umgange zu danken hat, haben die deutschen Humanisten und Staatsmänner, trotz ihres oft jahrelangen Aufenthaltes in Italien und trotz ihres fleißigen, theilweise sehr erfolgreichen Eingehens in die classischen Studien, von der Gabe der Charakterschilderung und der biographischen Darstellung wenig oder nichts angenommen. Vielmehr sind Reiseberichte, Biographien, historische Skizzen deutscher Humanisten im 15. und sehr häufig noch in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts trockene Aufzählungen oder wortprächtige, aber inhaltsleere Deklamationen.

2) Vgl. oben 1, S. 92 fg.

3) Doch gibt es da auch Ausnahmen: Briefe Hutten's, welche autobiographische Mittheilungen enthalten, Abschnitte aus Bartholomäus Sastrow's Chronik und Joh. Keßler Sabbata führen uns trefflich in die inneren Kämpfe der redenden Personen ein, meist freilich nicht allgemein menschliche, sondern specifisch religiös-reformatorische.

S. 54, Anm. 1) Von den nordischen Selbstbiographien wird man vielleicht am ehesten hier die (freilich bedeutend spätere) des Agrippa d'Aubigné vergleichen können, wenn es sich um den völlig runden, sprechenden Ausdruck der Individualität handelt.

2) Verfaßt im hohen Alter, um 1576. — Ueber Cardano als Forscher und Entdecker vgl. Libri, Hist. des sciences mathém, III, p. 167 fg.

S. 55, Anm. 1) Z. B. die Hinrichtung seines ältesten Sohnes, der seine verbuhlte Gemahlin vergiftet hatte, Cap. 27. 50.

2) Discorsi della vita sobria, bestehend aus dem eigentlichen trattato, einem compendio, einer esortazione und einer lettera an Daniel Barbaro. — Oefter gedruckt.

S. 56, Anm. 1) Ist dieß wohl die S. 39 erwähnte Villa von Codevico?

S. 59, Anm. 1) Dieß zum Theil schon sehr früh, in den lombardischen Städten schon im 12. Jahrh. Vgl. Landulfus senior, Ricobaldus und (bei Murat. X.) den merkwürdigen Anonymus De laudibus Papiae, aus dem 14. Jahrh.

[S. 59, Anm. 1] — Sodann (bei Murat. I. b) Liber de situ urbis Mediol. Einige Anführungen von und Bemerkungen über einzelne italienische Lokalgeschichten jener Zeit bei O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit dem 13. Jahrh., Berlin 1877, II, S. 243 ff.: doch verzichtet dieser ausdrücklich auf eine selbständige Behandlung derselben.

2) Li Tresors ed. Chabaille. Paris 1863, p. 179—180. Vgl. Das. p. 577 (lib. III, p. II c. 1).

S. 60, Anm. 1) Ueber Paris, welches damals noch dem Italiener vom Mittelalter her weit mehr galt, als hundert Jahre später, s. Dittamondo IV. cap. 18. Den Gegensatz zwischen Frankreich und Italien hebt auch Petrarca in der Invectivae contra Gallum hervor.

2) Savonarola. bei Murat. XXIV, Col. 1186. Oben Bd. 1. S. 176 und 203. — Ueber Venedig s. oben Bd. 1, S. 62. Die älteste Beschreibung Roms von Signorili (handschriftlich) ist in dem Pontificat Martin's V (1417) geschrieben, vgl. Gregorovius VII, 569; die älteste Beschreibung Roms durch einen Deutschen N. Muffel (Mitte des 15. Jahrh.) herausgegeben von W. Vogt, Tübigen 1876.

3) Der Charakter der rastlos thätigen Bergamasken voll Argwohn und Neugier ist sehr artig geschildert bei Bandello, Parte I, Nov. 34.

4) So Varchi, im IX. Buch der Storie Fiorentine (Vol. III. p. 56 fg.)

5) Vasari, XII, p. 158, v. di Michelangelo. Anfang. Andere Male wird dann doch laut genug der Mutter Natur gedankt, wie z. B. in dem Sonett des Alfonso de' Pazzi an den Nicht-Toscaner Annibal Caro (bei Truchi, l. c. III, p. 187):

Misero il Varchi! e più infelici noi,
Se a vostri virtudi accidentali
Aggiunto fosse 'l natural, ch'è in noi!

S. 61, Anm. 1) Forcianae quaestiones, in quibus varia Italorum ingenia explicantur, multaque alia scitu non indigna. Autore Philalette Polytopiensi cive. Darunter: Mauritii Scaevae carmen.

[S. 61, Anm. 1] Quos hominum mores varios quas denique mentes
Diverso profert Itala terra solo
Quisve vinis animus, mulierum et strennua virtus
Pulchre hoc exili codice lector habes.

Neapoli excudebat Martinus de Ragusia. Anno MDXXXVI. 24 Bl. in kl. 8⁰. Das Schriftchen, von Ranke, Päpste I, S. 385 benutzt, gilt als Eigenthum des Ortensio Landi (vgl. Tiraboschi VII, 800 bis 812), ohne daß freilich in demselben der Verfasser irgendwie angedeutet wird. Der Titel erklärt sich aus dem Umstande, daß Unterhaltungen mitgetheilt sind, die in Forcium, einem Bade bei Lucca, von einer größern Gesellschaft von Männern und Frauen (ihre schwerlich fingirten Namen Fol. 3b, Fol. 14b) über die Frage, woher die unter den Menschen bestehende so große Verschiedenheit komme, gepflogen werden. Diese Frage wird nun zwar nicht beantwortet, wol aber eine Anzahl der unter den damaligen Italienern bemerkbaren Verschiedenheiten aufgezählt; nämlich folgende: Die der Studien, des Handels, der Kriegstüchtigkeit (dieß die von Ranke benützte Stelle), der Anfertigung von Kriegsgeräthen, der Lebensweise, der Kleidung, der Sprache, des Verstandes, der Geneigtheit zum Hasse und zur Liebe, der Art, Liebe zu gewinnen, der Aufnahme von Gästen, des Essens; den Schluß macht eine Betrachtung über die Verschiedenheit der philosophischen Systeme. Ein besonders großer Abschnitt ist den Frauen gewidmet: ihrer Verschiedenheit überhaupt, der Macht ihrer Schönheit, insbesondere der Frage, ob die Frauen den Männern gleich oder überlegen seien. Diese und andere Abschnitte des Schriftchens sind unten an einigen Stellen benutzt. Hier mag folgender zur Probe ausgewählter Abschnitt genügen (Fol. 7b fg.): Aperiam nunc quae sit in consilio aut dando aut accipiendo dissimilitudo. Praestant consilio Mediolanenses, sed aliorum gratia, potius quam sua. Sunt nullo consilio Genuenses. Rumor est Venetos abundare. Sunt perutili consilio Lucenses, idque aperte indicarunt, cum in tanto totius

[S. 61, Anm. 1] Italiae ardore, tot hostibus circumsepti suam libertatem, ad quam nati videntur semper tutati sint, nulla quidem, aut capitis, aut fortunarum (portunarum Text) ratione habita. Quis porro non vehementer admiretur? Quis callida consilia non stupeat? Equidem quostiescunque cogito, quanta prudentia ingruentes procellas evitarint, quanta solertia impendentia pericula effugerint, adducor in stuporem. Lucanis vero summum est studium, eos deludere qui consilii captandi gratia adeunt, ipsi vero omnia inconsulte et temere faciunt. Brutii optimo sunt consilio, sed ut incommodent, ac pernitiem afferant, in rebus quae sunt magnae deliberationis dictu mirum quam stupidi sint, eisdem plane dotibus instructi sunt Volsci quod ad caedes ac furta paulo propensiores sint. Pisani bouo quidem sunt consilio, sed parum constanti, si quis diversum ab eis senserit, mox acquiescunt, rursus si aliter suadeas, mutabunt consilium, illud in caussa fuit, quod tam duram ac diuturnam obsidionem ad extremum usque non pertulerint. Placentini utrisque abundant consiliis, scilicet salutaribus, ac pernitiosis, non facile tamen ab eis impetres pestilens consilium, apud Regienses neque consilii copiam invenias. Si sequare Mutinensium consilia, raro cedet infeliciter, sunt enim peracutissimo consilio, et voluntate plane bona. Providi sunt Florentini (si unum quemque seorsum accipias), si vero simul conjuncti sint, non admodum mihi illorum consilia probabuntur; feliciter cedunt Senensium consilia, subita sunt Perusinorum; salutaria Ferrariensium, fideli sunt consilio Veronenses; semper ambigui sunt in consiliis aut dandis aut accipiendis Patavini. Sunt pertinaces in eo quod coeperint consilio Bergomates, respuunt omnium consilia Neapolitani, sunt consultissimi Bononienses.

2) Commentario delle piu notabili et mostruose cose d'Italia et altri luoghi, di lingua Aramea in Italiana tradotto. Con un breve catalogo degli inventori delle cose che si mangiano et beveno, novamente ritrovato. In Venetia 1553 (zuerst gedruckt 1548, ge-

[S. 61, Anm. 1] schrieben auf Grund einer Reise, die Ortensio Landi 1543 und 44 durch Italien unternahm). Daß Landi wirklich der Verfasser des Commentario ist, geht aus dem Nachwort des Nicolo Morra (Fol. 46a) hervor: il presente commentario nato del costantissimo cervello di M. O. L. und aus der Unterschrift des Ganzen (Fol. 70a): SVISNETROH SVDNAL, ROTUA TSE-Hortensius Landus autor est. Nach einer Verkündigung über Italien aus dem Munde eines wunderbaren Greises enthält das Schriftchen die Beschreibung einer Reise von Sicilien durch ganz Italien nach Griechenland und dem Orient. Alle einzelnen Städte Italiens werden mehr oder minder ausführlich besprochen; daß Lucca besonders gerühmt wird, ist bei der Sinnesart des Verfassers erklärlich; vornemlich wird Venedig, wo er mit Pietro Aretino (oben 1, S. 190 fg.) mehrfach zusammen gewesen sein will und Mailand ausführlich besprochen, letzteres unter Anführung der tollsten Geschichten (Fol 25 fg.). Auch sonst fehlt es an solchen nicht: Rosen, die das ganze Jahr blühen, Sterne, die am Mittag scheinen, Vögel, die in Menschen verwandelt sind und Menschen, die mit Ochsenköpfen herumgehen, Seemenschen, Männer, die Feuer aus dem Munde speien u. s. w. Daneben mancherlei gute Nachrichten, von denen Einzelnes an gehörigem Orte benutzt werden wird, kurze Erwähnung der Lutheraner (Fol. 32a, 38a) und häufige Klagen über die elende Zeit und die traurigen Verhältnisse. in denen man sich befinde. So heißt es einmal (Fol. 22a): Son questi quelli Italiani liquali, in un fatto d'arme uccisero ducento mila Francesi? sono finalmente quelli, che di tutto'l mondo s'impadronirno? Hai quanto (per quel che io vego) degenerati sono. Hai quanto dissimili mi paiono dalli antichi padri loro, liquali et singolar virtu di cuore et disciplina militare ugualmente mostrarno havere — Ueber den unserer Schrift als Anhang folgenden Eßcatalog s. unten.

3) Descrizione di tutta l'Italia.

4) Possenhafte Aufzählungen der Städte giebt es fortan häufig; z. B. Macaroneide. Phantas. II. Für Frankreich ist dann Rabelais, welcher die Macaroneide ge-

[S. 61, Anm. 4] kannt hat, die große Quelle lokaler und provinzialer Späße, Anspielungen und Bosheiten.

S. 62, Anm. 1) Allerdings sind auch manche schon im Verfall begriffene Literaturen eifrig in peinlich genauen Beschreibungen. Vgl. z. B. bei Sidonius Apolinaris die Schilderungen eines westgothischen Königs (Epist. I. 2), die eines persönlichen Feindes (Epist. III, 13) oder in seinen Gedichten die Typen der einzelnen germanischen Völkerschaften.

2) Ueber Filippo Villani, vgl. S. 49 und Anm. 3, 87.

S. 63, Anm. 1) Parnasso teatrale. Lipsia 1829. Introd., p. VII.

2) Die Lesart ist hier offenbar verdorben. Die Stelle lautet (Ameto, Venezia 1586 p. 54) del mezo de' quali non camuso naso in linea diritta discende, quanto ad aquilineo non essere dimanda il dovere.

3) Due occhi ladri nel loro movimento. Die ganze Schrift ist reich an solchen Beschreibungen.

S. 64, Anm. 1) Das sehr schöne Liederbuch des Giusto de' Conti: la bella mano (häufig gedruckt, beste Ausgabe: Florenz 1715) meldet nicht einmal von dieser berühmten Hand seiner Geliebten so viel Specielles wie Boccaccio an zehn Stellen seines Ameto von den Händen seiner Nymphen erzählt.

2) Della bellezza delle donne, im I. Band der Opere di Firenzuola, Milano 1802. — Seine Ansicht über die Körperschönheit als Anzeige der Seelenschönheit vgl. vol. II. p. 48 bis 52, in den ragionamenti vor seinen Novellen. — Unter den vielen Anderen, welche dieß, zum Theil nach Art der Alten, verfechten, nennen wir nur Castiglione, il Cortigiano, L. IV, fol. 176.

3) Worüber Jedermann einverstanden war, nicht blos die Maler aus Gründen des Colorits. Vgl. auch unten.

S. 65, Anm. 1) Bei diesem Anlaß etwas über das Auge der Lucrezia Borgia, aus den Distichen eines ferraresischen Hofpoeten, Ercole Strozza. (Strozii poetae, fol. 85, 88). Die Macht ihres Blickes wird auf eine Weise bezeichnet, die nur in einer künstlerischen Zeit erklärlich ist, und die man sich jetzt verbitten würde. Bald heißt dies Auge entflammend, bald versteinernd. Wer die Sonne lange ansieht, wird blind; wer Medusa be-

[S. 65, Anm. 1] trachtete, wurde Stein; wer aber Lucrezien's Angesicht schaut:

Fit primo intuitu caesus et inde lapis.

Ja der marmorne schlafende Cupido in ihren Sälen soll von ihrem Blick versteinert sein:

Lumine Borgiados saxificatus Amor.

Man kann nur darüber streiten, ob der sogenannte praxitelische oder derjenige von Michelangelo gemeint sei, da sie beide besaß.

Und derselbe Blick erschien einem andern Dichter, dem Marcello Filosseno, nur mild und stolz, mansueto e altero. (Roscoe, Leone X, ed. Bossi, VII, p. 306.)

Vergleichungen mit antiken Idealgestalten kommen damals nicht selten vor (Bd. I, S. 30 fg., 228). Von einem zehnjährigen Knaben heißt es im Orlandino (II, Str. 47): er hat einen antiken Kopf, ed ha caporomano.

2) Bei diesem Anlaß, da das Aussehen der Schläfe durch die Anordnung der Haare modificirt werden kann, erlaubt sich F. einen komischen Ausfall gegen die allzuvielen Blumen im Haar, welche dem Gesicht ein Ansehen geben, „gleich einem Topf voll Nelken oder einem Geisviertel an einem Bratspieß." Ueberhaupt versteht er recht wohl zu cariren.

S. 66, Anm. 1) Das Schönheitsideal der Minnesinger, s. bei Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt, I. S. 85, ff.

S. 67, Anm. 1) Ueber die Wahrheit seines Raumsinns vgl. S. 7, Anm. 3.

2) Inferno XXI. 7. Purgat. XIII, 61.

S. 68, Anm. 1) Man muß es nicht zu ernst nehmen, daß er an seinem Hofe eine Art Spottdrossel, den Florentiner Greco hatte, hominem certe cuiusvis mores, naturam, linguam cum maximo omnium qui audiebant risu facile exprimentem. Platina, Vitae Pontiff. p. 310.

2) Pii II. Comment. VIII, p. 391.

3) Es sind zwei Turniere zu unterscheiden, das des Lorenzo 1468 und das des Giuliano 1475 (ein drittes 1481?) vgl. Reumont, Lorenzo v. Medici, I, 264 ff., 361, 267 A. 1, Bd. II, S. 55, 67 und die dort angeführten Schriften, durch welche der häufig geführte Streit über diese Fragen entschieden wird; über das erstere handelt das Gedicht des Luca Pulci in der Ausg. Ciriffo Calvaneo di Luca Pulci Gentilhuomo fioren-

[S. 68, Anm. 3] tino con la giostra del magnifico Lorenzo de Medici, Florenz 1572 p. 75—91, über das letztere ein unvollendetes Gedicht des Ang. Poliziano, am besten in der Ausgabe von G. Carducci: Le Stanze, l'Orfeo e le Rime di M. A. P. Florenz 1863. Freilich bricht Polizian's Gedicht bei der Schilderung des Aufbruchs Giuliano's zum Turnier ab, Pulci dagegen bringt eine ausführliche Beschreibung der Kämpfenden und der Kampfweise; die Beschreibung Lorenzo's ist besonders schön (p. 82).

S. 69, Anm. 1) Die sogenannte Caccia ist aus einer römischen Handschrift abgedruckt. Lettere del conte B. Castiglione, hgg. von Pierantonio Serassi, vol. II (Padua 1771) p. 269 (Commentar zu Castiglione's Ecloge).

2) S. die Serventese des Giannozzo von Florenz, bei Trucchi, poesie italiane inedite, II, p. 99. Die Worte sind zum Theil ganz unverständlich, d. h. wirklich oder scheinbar aus den Sprachen der fremden Söldner entlehnt. — Auch Macchiavell's Beschreibung von Florenz während der Pest von 1527 gehört gewissermaßen hierher. Lauter lebendig sprechende Einzelbilder eines schrecklichen Zustandes.

3) Schon Dante hat, wie zuerst Boccaccio (Vita di Dante p. 77) berichtet, zwei lateinische Eclogen gedichtet. Sie sind an Joh. de Virgiliis gerichtet. Vgl. Fraticelli. Opp. min. di D. vol. I, 417 ff. Petrarca's bukolisches Gedicht in P. Carmina minora ed. Rossetti I. Vgl. L. Geiger, Petr. S. 120—122 und 270 A. 6, besonders A. Hortis, Scritti inediti di F. P. Triest 1874.

4) Boccaccio giebt in seinem Ameto (oben S. 63) schon ein Art von mythisch verkleidetem Decamerone und fällt bisweilen auf komische Weise aus dem Costüm. Eine seiner Nymphen ist gut katholisch und wird in Rom von den Prälaten lüstern angesehen; eine andere heirathet Im Ninfale Fiesolano zieht die schwangere Nymphe Mensola eine „alte, weise Nymphe" zu Rathe, u. dgl.

5) Im Allgemeinen war aber die Wohlhabenheit der italienischen Bauern damals größer als die der Bauern in irgend einem andern Lande vgl. Sacchetti, nov. 88 und 222, L. Pulci, in der Beca da Dicomano (Villari, Machiavelli I, 198, A. 2).

S. 70, Anm. 1) Nullum est hominum genus aptius urbi. sagt Battista Mantovano (Ecl. VIII) von den zu allen Dingen brauchbaren Bewohnern des Monte Baldo und der Val Sassina. Bekanntlich haben einzelne Landbevölkerungen noch heute ein Vorrecht auf gewisse Beschäftigungen in großen Städten.

2) Vielleicht eine der stärksten Stellen: Orlandino, cap. V, str. 54—58. Auch der sehr ruhige und nicht gelehrte Vesp. Bisticci sagt einmal (Comm. sulla vita di Giov. Mannetti p. 96) Sono dua ispezie di uomini difficili a sopportare per la loro ignoranza, l'una sono i servi, la seconda i contadini.

3) In der Lombardei scheuten sich zu Anfang d. 16. Jahrh. die Edelleute nicht, mit den Bauern zu tanzen, zu ringen, zu springen und um die Wette zu laufen. Il cortigiano, L. II. fol. 54. — Ein Gutsbesitzer, der sich über Gier und Trug seiner Pachtbauern damit tröstet, daß man sich dabei in die Leute schicken lerne, ist A. Pandolfini (L. B. Alberti), im Trattato del governo della famiglia, p. 86.

4) Jovian. Pontan. de fortitudine, lib. II.

5) Die berühmte veltlinische Bäuerin Bona Lombarda als Gemahlin des Condottiere Pietro Brunoro lernt man kennen aus Jacobus Bergomensis und aus Porcellius, bei Murat. XXV, Col. 43. — Vgl. oben Bd. 1, S. 204.

6) Ueber das Schicksal der damaligen italienischen Bauern überhaupt und je nach den Landschaften insbesondere sind wir außer Stande, Näheres hier beizubringen. Wie sich der freie Grundbesitz damals zum gepachteten verhielt, welches die Belastung beider im Verhältniß zur jetzigen Zeit war, müssen Spezialwerke lehren, die uns nicht zu Gebote stehen. In stürmischen Zeiten pflegen die Bauern bisweilen schrecklich zu verwildern (Arch. stor. XVI. I, p. 451, fg. z. J. 1440. — Corio, fol. 259. — Annales Foroliv. bei Murat. XXII, Col. 227: hier heißt es nur, daß rustici machinantes contra statum scelera gehängt werden), aber nirgends kommt es zu einem großen gemeinsamen Bauernkrieg. Von einiger Bedeutung und an sich sehr interessant ist der Bauernaufstand um Piacenza 1462. Vgl. Corio, Storia di Milano, fol. 409. Annales Placent. bei

[S. 70, Anm. 6] Murat. XX, Col. 907. Sismondi, X, p. 138. — Vgl. auch unten 6. Abschn. 1. Cap.

7) F. Bapt. Mantuani Bucolica seu adolescentia in decem eclogas divisa; häufig gedruckt, z. B. Straßburg 1504. Die Abfassungszeit ergibt sich aus der 1498 geschriebenen Vorrede, aus der auch hervorgeht, daß die 9. und 10. Ecloge später hinzugefügt wurden. In der Aufschrift der letzten heißt es: post religionis ingressum, in der der 7. dagegen: cum jam autor ad religionem aspiraret. Die Eclogen haben es keineswegs ausschließlich mit dem Bauernleben zu thun; vielmehr handeln von diesem nur zwei, nämlich 6. de disceptatione rusticorum et civium (in welcher der Dichter mehr auf Seiten der Bauern steht) und 8. de rusticorum religione; die übrigen sprechen über Liebe, über das Verhältniß der Reichen zu den Dichtern, über Bekehrung zur Religion, über die Sitten der römischen Curie.

S. 71, Anm. 1) Poesie di Lorenzo magnif., I, p. 37. — Die sehr merkwürdigen Gedichte aus der Zeit des deutschen Minnegesanges, welche den Namen des Neithard von Reuenthal tragen, stellen das Bauernleben doch nur dar, insoweit sich der Ritter zu seinem Vergnügen darauf einläßt. Gegen die von Reuenthal ausgesprochenen Verspottungen richten sich die Bauern in ihren echten Liedern. Vgl. Karl Schröder: Die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters in Rich. Gosche: Jahrbuch für Literaturgeschichte 1. Bd Berlin 1875; S. 45—98, bes. S. 75 fg

2) Poesie di Lor. magn. II. p. 149.

3) U. a. in den Deliciae poetar. ital. und in den Werken Poliziano's. Erste Separatausgabe Florenz 1493. — Die Lehrgedichte des Rucellai Le Api zuerst gedruckt 1539 und La coltivazione zuerst Paris 1546, enthalten einiges Aehnliche.

S. 72, Anm. 1) Poesie di Lorenzo magn. II, p. 75.

2) Dahin gehört schon das Nachmachen verschiedener Dialecte, wozu das der Landesmanieren sich gesellt haben muß Vgl. Bd. 1, S. 182.

3) Jo. Pici oratio de hominis dignitate. Die betr. Stelle lautet: Statuit tandem optimus opifex ut cui dari

[S. 72, Anm. 3] nihil proprium poterat commune esset quidquid privatum singulis fuerat. Igitur hominem accepit indiscretae opus imaginis atque in mundi positum meditullio sic est alloquutus: Nec certam sedem, nec propriam faciem, nec munus ullum peculiare tibi dedimus, o Adam, ut quam sedem quam faciem quae munera tute optaveris, ea pro voto pro tua sententia habeas et possideas. Definita caeteris natura intra praescriptas a nobis leges coercetur, tu nullis angustiis coercitus pro tuo arbitrio, in cujus manus te posui, tibi illam praefinies. Medium te mundi posui ut circumspiceres inde commodius quidquid est in mundo. Nec te cælestem neque terrenum, neque mortalem, neque immortalem fecimus, ut tui ipsius quasi arbitrarius honorariusque plastes et fictor in quam malueris tute formam effingas. Poteris in inferiora quae sunt bruta degenerare, poteris in superiora quae sunt divina ex tui animi sententia regenerari. O summam dei patris liberalitatem, summam et admirandam hominis felicitatem. Cui datum id habere quod optat, id esse quod velit. Bruta simulatque nascuntur id secum afferunt, ut ait Lucilius (bei Non. 78, 14) e bulga matris quod possessura sunt; supremi spiritus aut ab initio aut paulo mox id fuerunt quod sunt futuri in perpetuas aeternitates. Nascenti homini omnifaria semina et omnigenae vitae germina indidit pater: quae quisque excoluerit illa adolescent et fructus suos ferent in illo. Si vegetalia, planta fiet, si sensualia, obbrutescet, si rationalia, caeleste evadet animal, si intellectualia, angelus erit et dei filius et si nulla creaturarum sorte contentus in unitatis centrum suae se receperit, unus cum deo spiritus factus in solitaria patris caligine qui est super omnia constitutus omnibus antestabit.
Die Rede findet sich zuerst in den commentationes des Joh. Picus, ohne besondern Titel; die Ueberschrift de hominis dignitate wurde erst später hinzugefügt. Sie ist nicht ganz passend, denn ein Haupttheil der Rede ist dazu bestimmt, die eigenthümliche Philosophie des Picus zu vertheidigen und die jüdische Cabbalah zu

[S. 72, Anm. 3] verherrlichen. Ueber Pico vgl. oben besonders Bd. 1. 243, 244 fg.; auch unten 6. Abschn. 4. Cap. ist nochmals näher auf ihn einzugehen. — Mehr als zwei Jahrhunderte früher hatte Brunetto Latini (Tesoro, lib. I, cap. 13 ed. Chabaille, Paris 1863 S. 20) gesagt: Toutes choses dou ciel en aval sont faites pour l'ome; mais li hom at faiz pour lui meisme. Die Aeußerung schien einem Zeitgenossen zu selbstbewußt menschlich; er setzte hinzu: et por Dieu amer et servir et por avoir la joie pardurable.

S. 73, Anm. 1) Eine Anspielung auf den Sturz Lucifers und seiner Genossen.

Fünfter Abschnitt.

Die Geselligkeit und die Feste.

Erstes Capitel.

Ausgleichung der Stände.

Jede Culturepoche, die in sich ein vollständig durchgebildetes Ganzes vorstellt, spricht sich nicht nur im staatlichen Zusammenleben, in Religion, Kunst und Wissenschaft kenntlich aus, sondern sie drückt auch dem geselligen Dasein ihren bestimmten Stempel auf. So hatte das Mittelalter seine nach Ländern nur wenig verschiedene Hof- und Adelssitte und Etikette, sein bestimmtes Bürgerthum.

Die Sitte der italienischen Renaissance ist hiervon in den wichtigsten Beziehungen das wahre Widerspiel. Schon die Basis ist eine andere, indem es für die höhere Geselligkeit keine Kastenunterschiede mehr, sondern einen gebildeten Stand im modernen Sinne giebt, auf welchen Geburt und Herkunft nur noch dann Einfluß haben, wenn sie mit ererbtem Reichthum und gesicherter Muße verbunden sind. In absolutem Sinne ist dieß nicht zu verstehen, indem die Standescategorien des Mittelalters bald mehr, bald weniger sich noch geltend zu machen suchen, und wäre es auch nur, um mit der außeritalienischen, europäischen Vornehmheit in irgend einem Rangverhältniß zu bleiben; aber der allgemeine Zug der Zeit war offenbar die Verschmelzung der Stände im Sinn der neuern Welt.

Von erster Wichtigkeit war hierfür das Zusammenwohnen von Adligen und Bürgern in den Städten mindestens seit dem 12. Jahrhundert[1]), wodurch Schicksale und Vergnügungen gemeinschaftlich wurden und die Anschauung der Welt vom Bergschloß aus von vornherein am Entstehen verhindert war. Sodann ließ sich die Kirche in Italien niemals zur Apanagirung der jüngeren Söhne des Adels gebrauchen, wie im Norden; Bisthümer, Domherrnstellen und Abteien wurden oft nach den unwürdigsten Rücksichten, aber doch nicht wesentlich nach Stammtafeln, vergeben, und wenn die Bischöfe viel zahlreicher, ärmer und aller weltlichen Fürstenhoheit in der Regel baar und ledig waren, so blieben sie dafür in der Stadt wohnen, wo ihre Cathedrale stand und bildeten sammt ihrem Domcapitel ein Element der gebildeten Bevölkerung derselben. Als hierauf absolute Fürsten und Tyrannen emporkamen, hatte der Adel in den meisten Städten allen Anlaß und alle Muße, sich ein Privatleben zu schaffen (Bd. 1, S. 163), welches politisch gefahrlos und mit jeglichem feinern Lebensgenusse geschmückt, dabei übrigens von dem der reichen Bürger gewiß kaum zu unterscheiden war. Und als die neue Poesie und Literatur seit Dante Sache eines Jeden[2]) wurde, als vollends die Bildung im Sinne des Alterthums und das Interesse für den Menschen als solchen hinzutrat, während Condottieren Fürsten wurden und nicht nur die Ebenbürtigkeit, sondern auch die eheliche Geburt aufhörten Requisite des Thrones zu sein (Bd. 1, S. 20), da konnte man glauben, ein Zeitalter der Gleichheit sei angebrochen, der Begriff des Adels völlig verflüchtigt.

Die Theorie, wenn sie sich auf das Alterthum berief, konnte schon aus dem einen Aristoteles die Berechtigung des Adels bejahen oder verneinen. Dante z. B. leitet noch[3]) aus der einen aristotelischen Definition „Adel beruhe auf

Trefflichkeit und ererbtem Reichthum" seinen Satz her: Adel beruhe auf eigener Trefflichkeit oder auf der der Vorfahren. Aber an anderen Stellen giebt er sich damit nicht mehr zufrieden; er tadelt sich [1]), weil er selbst im Paradies, im Gespräch mit seinem Ahn Cacciaguida, der edlen Herkunft gedacht habe, welche doch nur ein Mantel sei, von dem die Zeit beständig abschneide, wenn man nicht täglich neuen Werth hinzusetze. Und im Convito [2]) löst er den Begriff nobile und nobiltà fast gänzlich von jeder Bedingung der Geburt ab und identificirt ihn mit der Anlage zu jedem sittlichen und intellectuellen Vorrang; ein besonderer Accent wird dabei auf die höhere Bildung gelegt, indem die nobiltà die Schwester der filosofia sein soll.

Je consequenter hierauf der Humanismus sich die Anschauungsweise der Italiener dienstbar machte, desto fester überzeugte man sich auch, daß die Abstammung über den Werth des Menschen nicht entscheide. Im 15. Jahrhundert war dieß schon die herrschende Theorie. Poggio in seinem Gespräch „vom Adel" [3]) ist mit seinen Interlocutoren — Niccolò Niccoli und Lorenzo Medici, Bruder des großen Cosimo — schon darüber einverstanden, daß es keine andere Nobilität mehr gebe, als die des persönlichen Verdienstes. Mit den schärfsten Wendungen wird Manches von dem persiflirt, was nach dem gewöhnlichen Vorurtheil zum adligen Leben gehört. „Vom wahren Adel sei Einer nur um so „viel weiter entfernt, je länger seine Vorfahren kühne Missethäter gewesen. Der Eifer für Vogelbeize und Jagd rieche „nicht stärker nach Adel, als die Nester der betreffenden „Thiere nach Balsam. Landbau, wie ihn die Alten trieben, „wäre viel edler, als dieß unsinnige Herumrennen im Wald „und Gebirge, wobei man am meisten den Thieren selber „gleiche. Eine Erholung dürfe dergleichen etwa vorstellen,

„nicht aber ein Lebensgeschäft". Vollends unadlig erscheine das französische und englische Ritterleben auf dem Lande oder in Waldschlössern, oder gar das deutsche Raubritterthum. Der Medici nimmt hierauf einigermaßen die Partei des Adels, aber — bezeichnend genug — nicht mit Berufung auf ein angeborenes Gefühl, sondern weil Aristoteles im V. Buch der Politica den Adel als etwas Seiendes anerkenne und definire, nämlich eben als beruhend auf Trefflichkeit und ererbtem Reichthum. Allein Niccoli erwidert: Aristoteles sage dieß nicht als seine Ueberzeugung, sondern als allgemeine Meinung; in der Ethik, wo er sage was er denke, nenne er denjenigen adlig, welcher nach dem wahren Guten strebe. Umsonst hält ihm nun der Medici den griechischen Ausdruck für Adel, nämlich Wohlgeborenheit, Eugeneia, entgegen; Niccoli findet das römische Wort nobilis, d. h. bemerkenswerth, richtiger, indem selbiges den Adel von den Thaten abhängig mache[1]). Außer diesen Raisonnements wird die Stellung des Adels in den verschiedenen Gegenden Italiens folgendermaßen skizzirt. In Neapel ist der Adel träge, und giebt sich weder mit seinen Gütern, noch mit dem als schmachvoll geltenden Handel ab; entweder tagediebt er zu Hause[2]) oder sitzt zu Pferde. Auch der römische Adel verachtet den Handel, bewirthschaftet aber seine Güter selbst; ja, wer das Land baut, dem eröffnet sich von selbst der Adelsrang[3]); „es ist eine ehrbare, wenn auch bäurische Nobilität". Auch in der Lombardei leben die Adligen vom Ertrag der ererbten Landgüter; Abstammung und Enthaltung von gewöhnlichen Geschäften machen hier schon den Adel aus[4]). In Venedig treiben die Nobili, die regierende Kaste, sämmtlich Handel; ebenso sind in Genua Adlige und Nichtadlige sämmtlich Kaufleute und Seefahrer und nur durch die Geburt unterschieden; einige freilich lauern auch als Wegelagerer

in Bergschlössern. In Florenz hat sich ein Theil des alten Adels dem Handel ergeben; ein anderer Theil (gewiß der weit kleinere) erfreut sich seines Ranges und giebt sich mit gar nichts ab als mit Jagd und Vogelbeize[1].

Das Entscheidende war, daß fast in ganz Italien auch die, welche auf ihre Geburt stolz sein mochten, doch gegenüber der Bildung und dem Reichthum keinen Dünkel geltend machen konnten, und daß sie durch ihre politischen oder höfischen Vorrechte zu keinem erhöhten Standesgefühl provocirt wurden. Venedig macht hier nur eine scheinbare Ausnahme, weil das Leben der Nobili durchaus nur ein bürgerliches, durch wenige Ehrenrechte bevorzugtes war. Anders verhält es sich allerdings mit Neapel, welches durch die strengere Ausscheidung und die Pompsucht seines Adels mehr als aus irgend einem andern Grunde von der geistigen Bewegung der Renaissance abgeschnitten blieb. Zu einer starken Nachwirkung des langobardischen und normannischen Mittelalters und des spätfranzösischen Adelswesens kam hier schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts die aragonesische Herrschaft, und so vollzog sich hier am frühesten, was erst hundert Jahre später im übrigen Italien überhand nahm: die theilweise Hispanisirung des Lebens, deren Hauptelement die Verachtung der Arbeit und die Sucht nach Adelstiteln war. Der Einfluß hiervon zeigte sich schon vor dem Jahre 1500 selbst in kleinen Städten; aus La Cava wird geklagt: der Ort sei sprichwörtlich reich gewesen, so lange dort lauter Maurer und Tuchweber lebten; jetzt, da man statt Maurerzeug und Webstühlen nur Sporen, Steigbügel und vergoldete Gürtel sehe, da Jedermann Doktor der Rechte oder der Medicin, Notar, Officier und Ritter zu werden trachte, sei die bitterste Armuth eingekehrt[2]. In Florenz wird eine analoge Entwicklung erst unter Cosimo, dem ersten Groß-

herzog, constatirt; es wird ihm dafür gedankt, daß er die jungen Leute, welche jetzt Handel und Gewerbe verachteten, zur Ritterschaft in seinem Stephansorden heranziehe[1]). Es ist das directe Gegentheil jener frühern florentinischen Denkweise[2]), da die Väter den Söhnen eine Beschäftigung zur Bedingung des Erbes machten (Bd. 1, S. 78).

Aber eine besondere Art von Rangsucht kreuzt namentlich bei den Florentinern den gleichmachenden Cultus von Kunst und Bildung auf eine oft komische Weise; es ist das Streben nach der Ritterwürde, welches als Modethorheit erst recht in Schwung kam, als es bereits jeden Schatten von eigentlicher Geltung eingebüßt hatte.

„Vor ein paar Jahren, schreibt Franco Sacchetti[3]) gegen Ende des 14. Jahrhunderts, hat Jedermann sehen können, wie sich Handwerker, bis zu den Bäckern herunter, ja bis zu den Wollekratzern, Wucherern, Wechslern und Halunken zu Rittern machen ließen. Weshalb braucht ein Beamter, um als Rettore in eine Landstadt gehen zu können, die Ritterwürde? Zu irgend einem gewöhnlichen Broderwerb paßt dieselbe vollends nicht. O wie bist du gesunken, unglückliche Würde! von all der langen Liste von Ritterpflichten thun diese Ritter das Gegentheil. Ich habe von diesen Dingen reden wollen, damit die Leser inne werden, daß das Ritterthum gestorben ist[4]). So gut wie man jetzt sogar Verstorbene zu Rittern erklärt, könnte man auch eine Figur von Holz oder Stein, ja einen Ochsen zum Ritter machen". — Die Geschichten, welche Sacchetti als Beleg erzählt, sind in der That sprechend genug; da lesen wir, wie Bernabò Visconti den Sieger eines Saufduells und dann auch den Besiegten höhnisch mit jenem Titel schmückt, wie deutsche Ritter mit ihren Helmzierden und Abzeichen zum Besten gehalten werden u. dgl. Später moquirt sich Poggio[5]) über die

vielen Ritter ohne Pferd und ohne Kriegsübung. Wer die Ehrenrechte des Standes, z. B. das Ausreiten mit Fahnen, geltend machen wollte, hatte in Florenz, sowohl gegenüber der Regierung als gegen die Spötter, eine schwere Stellung [1]).

Bei näherer Betrachtung wird man inne, daß dieses von allem Geburtsadel unabhängige verspätete Ritterwesen allerdings zum Theil Sache der bloßen lächerlichen, titelsüchtigen Eitelkeit ist, daß es aber auch eine andere Seite hat. Die Turniere dauern nämlich fort, und wer daran Theil nehmen will, muß der Form wegen Ritter sein. Der Kampf in geschlossener Bahn aber, und zwar das regelrechte, je nach Umständen sehr gefährliche Lanzenrennen ist ein Anlaß, Kraft und Muth zu zeigen, welchen sich das entwickelte Individuum — abgesehen von aller Herkunft — nicht will entgehen lassen [2]).

Da half es nichts, daß schon Petrarca sich mit dem lebhaftesten Abscheu über das Turnier als über einen gefährlichen Unsinn ausgelassen hatte; er bekehrte die Leute nicht mit seinem pathetischen Ausruf: „man liest nirgends, daß Scipio oder Cäsar turniert hätten! [3])“ Die Sache wurde gerade in Florenz förmlich populär; der Bürger fing an, sein Turnier — ohne Zweifel in einer weniger gefährlichen Form — als eine Art von regelrechtem Vergnügen zu betrachten, und Franco Sacchetti [4]) hat uns das unendlich komische Bild eines solchen Sonntagsturnierers, eines siebzigjährigen Notars, aufbehalten. Derselbe reitet hinaus nach Peretola, wo man um ein Billiges turnieren konnte, auf einem gemietheten Färbergaul, welchem dann durch Bösewichter eine Distel unter den Schwanz gebunden wird; das Thier nimmt den Reißaus und jagt mit dem behelmten Ritter, der viele Verletzungen von dem tollen Ritte davonträgt, in die Stadt zurück. Der unvermeidliche Schluß der Geschichte ist die Gar-

dinenpredigt der über solche halsbrechende Streiche empörten Gattin [1]).

Endlich nehmen die ersten Medici sich des Turnierwesens mit einer wahren Leidenschaft an, als wollten sie, die unadligen Privatleute, gerade hierin zeigen, daß ihr geselliger Kreis jedem Hofe gleich stehe [2]). Schon unter Cosimo (1459) dann unter Pietro dem ältern fanden weitberühmte große Turniere in Florenz statt; Pietro der jüngere ließ über solchen Bestrebungen sogar das Regieren liegen und wollte nur noch im Harnisch abgemalt sein. Auch am Hofe Alexander's VI. kamen Turniere vor. Als Cardinal Ascanio Sforza den Türkenprinzen Dschem (Bd. 1, S. 104, 109) fragte, wie ihm dieß Schauspiel gefalle, antwortete derselbe sehr weise: in seiner Heimath lasse man dergleichen durch Sklaven aufführen, um welche es, wenn sie fielen, nicht Schade sei. Der Orientale stimmt hier unbewußt mit den alten Römern zusammen, gegenüber der Sitte des Mittelalters.

Abgesehen von diesem nicht unwesentlichen Anhalt der Ritterwürde gab es auch bereits, z. B. in Ferrara (Bd. 1, S. 53), wahre Hoforden, welche den Titel Cavaliere mit sich führten.

Welches aber auch die einzelnen Ansprüche und die Eitelkeiten der Adeligen und Cavaliere sein mochten, immerhin nahm der italienische Adel seine Stellung in der Mitte des Lebens und nicht an einem äußern Rande desselben. Jeden Augenblick verkehrt er mit allen Ständen auf dem Fuße der Gleichheit, und das Talent und die Bildung sind seine Hausgenossen. Allerdings wird für den eigentlichen Cortigiano des Fürsten der Adel einbedungen [3]), allein zugestandener Maßen hauptsächlich um des Vorurtheils der Leute

willen (per l'oppenion universale) und unter ausdrücklicher Verwahrung gegen den Wahn, als könnte der Nichtadlige nicht denselben innern Werth haben. Der sonstige Aufenthalt von Nichtadligen in der Nähe des Fürsten ist damit vollends nicht ausgeschlossen; es handelt sich nur darum, daß dem vollkommenen Menschen, dem Cortigiano, kein irgend denkbarer Vorzug fehle. Wenn ihm dann eine gewisse Zurückhaltung in allen Dingen zum Gesetze gemacht wird, so geschieht dieß nicht, weil er von edlerm Geblüte stammt, sondern weil seine zarte individuelle Vollendung es so verlangt. Es handelt sich um eine moderne Vornehmheit, wobei doch Bildung und Reichthum schon überall die Gradmesser des gesellschaftlichen Werthes sind, und zwar der Reichthum nur insofern er es möglich macht, das Leben der Bildung zu widmen und deren Interessen im Großen zu fördern.

Zweites Capitel.

Aeußere Verfeinerung des Lebens.

Je weniger nun die Unterschiede der Geburt einen bestimmten Vorzug verliehen, desto mehr war das Individuum als solches aufgefordert, all seine Vortheile geltend zu machen; desto mehr mußte auch die Geselligkeit sich aus eigener Kraft beschränken und veredeln. Das Auftreten des Einzelnen und die höhere Form der Geselligkeit werden ein freies, bewußtes Kunstwerk.

Schon die äußere Erscheinung und Umgebung des Menschen und die Sitte des täglichen Lebens ist vollkommener,

schöner, mehr verfeinert als bei den Völkern außerhalb Italiens. Von der Wohnung der höheren Stände handelt die Kunstgeschichte; hier ist nur hervorzuheben, wie sehr dieselbe an Bequemlichkeit und harmonischer, vernünftiger Anlage das Schloß und den Stadthof oder Stadtpalast der nordischen Großen übertraf. Die Kleidung wechselte dergestalt, daß es unmöglich ist, eine durchgehende Parallele mit den Moden anderer Länder zu ziehen, zumal da man sich seit Ende des 15. Jahrhunderts häufig den letzteren anschloß. Was die italienischen Maler als Zeittracht darstellen, ist insgemein das Schönste und Kleidsamste, was damals in Europa vorkam, allein man weiß nicht sicher, ob sie das Herrschende, und ob sie es genau darstellen. So viel bleibt aber doch wohl außer Zweifel, daß nirgends ein so großer Werth auf die Tracht gelegt wurde, wie in Italien. Die Nation war und ist eitel; außerdem aber rechneten auch ernste Leute die möglichst schöne und günstige Kleidung mit zur Vollendung der Persönlichkeit. Einst gab es ja in Florenz einen Augenblick, da die Tracht etwas Individuelles war, da Jeder seine eigene Mode trug (Bd. 1, S. 162 A. 1, 195), und noch bis tief in's 16. Jahrhundert gab es bedeutende Leute, die diesen Muth hatten [1]; die Uebrigen wußten wenigstens in die herrschende Mode etwas Individuelles zu legen. Es ist ein Zeichen des sinkenden Italiens, wenn Giovanni della Casa vor dem Auffallenden, vor der Abweichung von der herrschenden Mode warnt [2]. Unsere Zeit, welche wenigstens in der Männerkleidung das Nichtauffallen als höchstes Gesetz respectirt, verzichtet damit auf Größeres, als sie selber weiß. Sie erspart sich aber damit viele Zeit, wodurch allein schon (nach unserm Maßstab der Geschäftigkeit) jeder Nachtheil aufgewogen würde.

In Venedig [3]) und Florenz gab es zur Zeit der Renaissance für die Männer vorgeschriebene Trachten und für

die Frauen Luxusgesetze. Wo die Trachten frei waren, wie z. B. in Neapel, da constatiren die Moralisten, sogar nicht ohne Schmerz, daß kein Unterschied mehr zwischen Adel und Bürger zu bemerken sei [1]). Außerdem beklagen sie den bereits äußerst raschen Wechsel der Moden und (wenn wir die Worte richtig deuten) die thörichte Verehrung alles dessen, was aus Frankreich kommt, während es doch oft ursprünglich italienische Moden seien, die man nur von den Franzosen zurück erhalte. Insofern nun der häufige Wechsel der Kleiderformen und die Annahme französischer und spanischer Moden [2]) der gewöhnlichen Putzsucht diente, haben wir uns damit nicht weiter zu beschäftigen; allein es liegt darin außerdem ein culturgeschichtlicher Beleg für das rasche Leben Italiens überhaupt in den Jahrzehnten um 1500. Mit der Occupation einzelner Theile Italiens durch die Fremden wurden die Bewohner derselben nicht nur veranlaßt fremde Moden anzunehmen, sondern häufig zur Abschaffung des Kleiderluxus überhaupt gebracht; einen solchen Umschwung in der Gesinnung der Stadt Mailand constatirt Landi. Doch dauerte, wie derselbe bezeugt, die Verschiedenheit in den Trachten fort, Neapel that sich, wie ehedem, durch allzugroße Pracht hervor, die Mode von Florenz aber erschien dem Berichterstatter lächerlich [3]).

Eine besondere Beachtung verdient die Bemühung der Frauen, durch Toilettenmittel aller Art ihr Aussehen wesentlich zu verändern. In keinem Lande Europa's seit dem Untergange des römischen Reiches hat man wohl der Gestalt, der Hautfarbe, dem Haarwuchs von so vielen Seiten zugesetzt, wie damals in Italien [4]). Alles strebt einer Normalbildung zu, selbst mit den auffallendsten, sichtbarsten Täuschungen. Wir sehen hierbei gänzlich ab von der sonstigen Tracht, die im 14. Jahrhundert [5]) äußerst bunt und schmuckbeladen,

später von einem mehr veredelten Reichthum war, und beschränken uns auf die Toilette im engern Sinne.

Vor Allem werden falsche Haartouren, auch aus weißer und gelber Seide [1]), in Masse getragen, verboten und wieder getragen, bis etwa ein Bußprediger die weltlichen Gemüther rührt; da erhebt sich auf einem öffentlichen Platz ein zierlicher Scheiterhaufen (talamo), auf welchen neben Lauten, Spielgeräthen, Masken, Zauberzetteln, Liederbüchern und anderm Tand auch die Haartouren [2]) zu liegen kommen; die reinigende Flamme nimmt Alles mit in die Lüfte. Die Idealfarbe aber, welche man in den eigenen, wie in den aufgesetzten Haaren zu erreichen strebte, war blond. Und da die Sonne im Rufe stand, das Haar blond machen zu können [3]), so gab es Damen, welche bei gutem Wetter den ganzen Tag nicht aus der Sonne gingen [4]), sonst gebrauchte man auch Färbemittel und außerdem Mixturen für den Haarwuchs. Dazu kommt aber noch ein Arsenal von Schönheitswassern, Teigpflastern und Schminken für jeden einzelnen Theil des Gesichtes, selbst für Augenlider und Zähne, wovon unsere Zeit keinen Begriff mehr hat. Kein Hohn der Dichter [5]), kein Zorn der Bußprediger, keine Warnung vor frühem Verderben der Haut konnte die Weiber von dem Gebrauch abwendig machen, ihrem Antlitz eine andere Farbe und sogar eine theilweis andere Gestalt zu geben. Es ist möglich, daß die häufigen und prachtvollen Aufführungen von Mysterien, wobei hunderte von Menschen bemalt und geputzt wurden [6]), den Mißbrauch im täglichen Leben fördern halfen; jedenfalls war er ein allgemeiner, und die Landmädchen hielten dabei nach Kräften mit [7]). Man konnte lange predigen, daß dergleichen ein Abzeichen von Buhlerinnen sei; gerade die ehrbarsten Hausfrauen, die sonst das ganze Jahr keine Schminke anrührten, schminkten sich doch an Festtagen, wo sie sich öffent-

lich zeigten [1]). — Möge man nun diese ganze Unsitte betrachten als einen Zug von Barbarei, wofür sich das Schminken der Wilden als Parallele anführen läßt, oder als eine Consequenz des Verlangens nach normaler jugendlicher Schönheit in Zügen und Farbe, wofür die große Sorgfalt und Vielseitigkeit dieser Toilette spräche — jedenfalls haben es die Männer an Abmahnungen nicht fehlen lassen.

Das Parfumiren ging ebenfalls über alles Maaß hinaus und erstreckte sich auf die ganze Umgebung des Menschen. Bei Festlichkeiten wurden sogar Maulthiere mit Salben und Wohlgerüchen behandelt [2]), und Pietro Aretino dankt dem Cosimo I. für eine parfumirte Geldsendung [3]).

Sodann waren die Italiener damals überzeugt, daß sie reinlicher seien als die Nordländer. Aus allgemeinen culturgeschichtlichen Gründen kann man diesen Anspruch eher billigen als verwerfen, indem die Reinlichkeit mit zur Vollendung der modernen Persönlichkeit gehört, diese aber bei den Italienern am frühesten durchgebildet ist; auch daß sie eine der reichsten Nationen der damaligen Welt waren, spräche eher dafür, als dagegen. Ein Beweis wird sich jedoch natürlich niemals leisten lassen, und wenn es sich um die Priorität von Reinlichkeitsvorschriften handelt, so möchte die Ritterpoesie des Mittelalters deren ältere aufweisen können. Immerhin ist soviel gewiß, daß bei einigen ausgezeichneten Vertretern der Renaissance die ausgezeichnete Sauberkeit ihres ganzen Wesens, zumal bei Tische, mit Nachdruck hervorgehoben wird [4]), und daß als Inbegriff alles Schmutzes nach italienischem Vorurtheil der Deutsche gilt [5]). Was Massimiliano Sforza von seiner deutschen Erziehung für unreinliche Gewohnheiten mitbrachte, und wie sehr dieselben auffielen, erfahren wir aus Giovio [6]). Es ist dabei auffallend, daß man wenigstens im 15. Jahrhundert die Gast-

wirthschaft wesentlich in den Händen der Deutschen ließ [1]), welche sich wohl hauptsächlich um der Rompilger willen diesem Geschäfte widmeten. Doch könnte in der betreffenden Aussage vorzugsweise nur das offene Land gemeint sein, da in den größeren Städten notorisch italienische Wirthschaften den ersten Rang behaupteten [2]). Der Mangel an leiblichen Herbergen auf dem Lande würde sich auch durch die große Unsicherheit erklären.

Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben wir dann jene Schule der Höflichkeit, welche Giovanni della Casa, ein geborner Florentiner, unter dem Titel: Il Galateo herausgab. Hier wird nicht nur die Reinlichkeit im engern Sinne, sondern auch die Entwöhnung von allen Gewohnheiten, die wir „unschicklich" zu nennen pflegen, mit derselben untrüglichen Sicherheit vorgeschrieben, mit welcher der Moralist für die höchsten Sittengesetze redet. In anderen Literaturen wird dergleichen weniger von der systematischen Seite, als vielmehr mittelbar gelehrt, durch die abschreckende Schilderung des Unflätigen [3]).

Außerdem aber ist der Galateo eine schön und geistvoll geschriebene Unterweisung in der guten Lebensart, in Delicatesse und Tact überhaupt. Noch heute können ihn Leute jedes Standes mit großem Nutzen lesen, und die Höflichkeit des alten Europa's wird wohl schwerlich mehr über seine Vorschriften hinauskommen. Insofern der Tact Herzenssache ist, wird er von Anfang aller Cultur an bei allen Völkern gewissen Menschen angeboren gewesen sein, und Einige werden ihn auch durch Willenskraft erworben haben, allein als allgemeine gesellige Pflicht und als Kennzeichen von Bildung und Erziehung haben ihn erst die Italiener erkannt. Und Italien selbst hatte seit zwei Jahrhunderten sich sehr verändert. Man empfindet deutlich, daß die Zeit der bösen

Späße, zwischen Bekannten und Halbbekannten, der burle und beffe (Bd. 1, S. 181 f.) in der guten Gesellschaft vorüber ist [1]), daß die Nation aus den Mauern ihrer Städte heraustritt und eine cosmopolitische, neutrale Höflichkeit und Rücksicht entwickelt. Von der eigentlichen, positiven Geselligkeit wird weiterhin die Rede sein.

Das ganze äußere Dasein war überhaupt im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert verfeinert und verschönert wie sonst bei keinem Volke der Welt. Schon eine Menge jener kleinen und großen Dinge, welche zusammen die moderne Bequemlichkeit, den Comfort ausmachen, waren in Italien zum Theil erweislich zuerst vorhanden. Auf den wohlgepflasterten Straßen italienischer Städte [2]) wurde das Fahren allgemeiner, während man sonst überall ging oder ritt oder doch nicht zum Vergnügen fuhr. Weiche, elastische Betten, köstliche Bodenteppiche, Toilettengeräthe, von welchen sonst noch nirgends die Rede ist, lernt man besonders bei den Novellisten kennen [3]). Die Menge und Zierlichkeit des Weißzeugs wird öfter ganz besonders hervorgehoben. Manches gehört schon zugleich in das Gebiet der Kunst; man wird mit Bewunderung inne, wie sie von allen Seiten her den Luxus adelt, wie sie nicht blos das mächtige Buffet und die leichte Etagere mit herrlichen Gefäßen, die Mauern mit der beweglichen Pracht der Teppiche, den Nachtisch mit endlosem plastischen Confect schmückt, sondern vorzüglich die Schreinerarbeit auf wunderbare Weise völlig in ihren Bereich zieht. Das ganze Abendland versucht sich in den späteren Zeiten des Mittelalters, sobald die Mittel reichen, auf ähnlichen Wegen, allein es ist dabei theils in kindlicher, bunter Spielerei, theils in den Fesseln des einseitigen gothischen Decorationsstiles befangen, während die Renaissance sich frei bewegt, sich nach dem Sinn jeder Aufgabe richtet und für einen viel

größern Kreis von Theilnehmern und Bestellern arbeitet. Womit dann auch der leichte Sieg dieser italienischen Zierformen jeder Art über die nordischen im Lauf des 16. Jahrhunderts zusammenhängt, obwohl derselbe noch seine größeren und allgemeineren Ursachen hat.

Drittes Capitel.

Die Sprache als Basis der Geselligkeit.

Die höhere Geselligkeit, die hier als Kunstwerk, als eine höchste und bewußte Schöpfung des Volkslebens auftritt, hat ihre wichtigste Vorbedingung und Grundlage in der Sprache.

In der Blüthezeit des Mittelalters hatte der Adel der abendländischen Nationen eine „höfische" Sprache für den Umgang wie für die Poesie zu behaupten gesucht. So gab es auch in Italien, dessen Dialecte schon frühe so weit auseinander gingen, im 13. Jahrhundert ein sogenanntes „Curiale", welches den Höfen und ihren Dichtern gemeinsam war. Die entscheidende Thatsache ist nun, daß man dasselbe mit bewußter Anstrengung zur Sprache aller Gebildeten und zur Schriftsprache zu machen suchte. Die Einleitung der noch vor 1300 redigirten „hundert alten Novellen" gesteht diesen Zweck offen zu. Und zwar wird hier die Sprache ausdrücklich als von der Poesie emancipirt behandelt; das Höchste ist der einfach klare, geistig schöne Ausdruck in kurzen Reden, Sprüchen und Antworten. Dieser genießt eine Verehrung, wie nur je bei Griechen und Arabern: „Wie viele haben

in einem langen Leben doch kaum ein einziges bel parlare zu Tage gebracht!"

Allein die Angelegenheit, um welche es sich handelte, war um so schwieriger, je eifriger man sie von sehr verschiedenen Seiten aus betrieb. In diesen Kampf führt uns Dante mitten hinein; seine Schrift „von der italienischen Sprache" [1]) ist nicht nur für die Sprache selber wichtig, sondern auch das erste raisonnirende Werk über eine moderne Sprache überhaupt. Sein Gedankengang und seine Resultate gehören in die Geschichte der Sprachwissenschaft, wo sie auf immer einen hochbedeutenden Platz einnehmen. Hier ist nur zu constatiren, daß schon lange Zeit vor Abfassung der Schrift die Sprache eine tägliche, wichtige Lebensfrage gewesen sein muß, daß alle Dialecte mit parteiischer Vorliebe und Abneigung studirt worden waren, und daß die Geburt der allgemeinen Idealsprache von den stärksten Wehen begleitet war [2]).

Das beste that freilich Dante selber durch sein großes Gedicht. Der toscanische Dialect wurde wesentlich die Basis der neuen Idealsprache [3]). Wenn damit zu viel gesagt sein sollte, so darf der Ausländer um Nachsicht bitten, indem er schlechtweg in einer höchst bestrittenen Frage der vorherrschenden Meinung folgt.

In Literatur und Poesie mag nun der Hader über diese Sprache, der Purismus eben so viel geschadet als genützt, er mag manchem sonst sehr begabten Autor die Naivetät des Ausdruckes geraubt haben. Und Andere, die der Sprache im höchsten Sinne mächtig waren, verließen sich hinwiederum auf den prachtvoll wogenden Gang und Wohllaut derselben als auf einen vom Inhalt unabhängigen Vorzug. Auch eine geringe Melodie kann nämlich, von solch einem Instrument getragen, herrlich klingen. Allein wie dem auch sei, in gesellschaftlicher Beziehung hatte diese Sprache einen

hohen Werth. Sie war die Ergänzung zu dem edlen, stilgemäßen Auftreten überhaupt, sie nöthigte den gebildeten Menschen, auch im Alltäglichen Haltung und in ungewöhnlicheren Momenten äußere Würde zu behaupten. Schmutz und Bosheit genug hüllten sich allerdings auch in dies classische Gewand wie einst in den reinsten Atticismus, allein auch das Feinste und Edelste fand in ihr einen giltigen Ausdruck. Vorzüglich bedeutend aber ist sie in nationaler Beziehung, als ideale Heimath der Gebildeten aller Staaten des früh zerrissenen Landes [1]). Zudem gehört sie nicht nur den Adligen oder sonst irgend einem Stande, sondern der Aermste und Geringste hat Zeit und Mittel übrig, sich ihrer zu bemächtigen, sobald er nur will. Noch heutzutage (und vielleicht mehr als je) wird der Fremde in solchen Gegenden Italiens, wo sonst der unverständlichste Dialect herrscht, bei geringen Leuten und Bauern oft durch ein sehr reines und rein gesprochenes Italienisch überascht und besinnt sich vergebens auf Aehnliches bei denselben Menschenklassen in Frankreich oder gar in Deutschland, wo auch die Gebildeten an der provincialen Aussprache festhalten. Freilich ist das Lesenkönnen in Italien viel verbreiteter als man nach den sonstigen Zuständen mancher Provinzen denken sollte, allein wie weit würde dieß helfen ohne den allgemeinen, unbestrittenen Respect vor der reinen Sprache und Aussprache als einem hohen und werthen Besitzthum? Eine Landschaft nach der andern hat sich derselben officiell anbequemt, auch Venedig, Mailand und Neapel noch zur Zeit der Blüthe der Literatur und zum Theil wegen derselben. Piemont ist erst in unserm Jahrhundert durch freien Willensact ein recht italienisches Land geworden, indem es sich diesem wichtigsten Capital der Nation, der reinen Sprache, anschloß [2]). Der Dialectliteratur wurden schon seit Anfang des 16. Jahr-

hunderts gewisse Gegenstände freiwillig und mit Absicht überlassen, und zwar nicht etwa lauter komische, sondern auch ernste [1]). Der Stil, welcher sich darin entwickelte, war allen Aufgaben gewachsen. Bei anderen Völkern findet eine bewußte Trennung dieser Art erst sehr viel später statt.

Die Denkweise der Gebildeten über den Werth der Sprache als Medium der höhern Geselligkeit stellt der Cortigiano [2]) sehr vollständig dar. Es gab schon damals, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, Leute, welche geflissentlich die veralteten Ausdrücke aus Dante und den übrigen Toscanern seiner Zeit festhielten, blos weil sie alt waren. Für das Sprechen verbittet sich der Autor dieselben unbedingt und will sie auch für das Schreiben nicht gelten lassen, indem dasselbe doch nur eine Form des Sprechens sei. Hierauf folgt dann consequent das Zugeständniß: dasjenige Reden sei das Schönste, welches sich am meisten den schön verfaßten Schriften nähere. Sehr klar tritt der Gedanke hervor, daß Leute, die etwas Bedeutendes zu sagen haben, ihre Sprache selber bilden, und daß die Sprache beweglich und wandelbar, weil sie etwas Lebendiges ist. Man möge die schönsten beliebigen Ausdrücke gebrauchen, wenn nur das Volk sie noch gebrauche, auch solche aus nichttoscanischen Gegenden, ja hie und da französische und spanische, wenn sie der Gebrauch schon für bestimmte Dinge angenommen habe [3]). So entstehe, mit Geist und Sorgfalt, eine Sprache, welche zwar nicht eine rein antik toscanische, wohl aber eine italienische sei, reich an Fülle wie ein köstlicher Garten voller Blumen und Früchte. Es gehört sehr wesentlich mit zu der allgemeinen Virtuosität des Cortigiano, daß nur in diesem ganz vollkommenen Gewande seine feine Sitte, sein Geist und seine Poesie zu Tage treten.

Da nun die Sprache eine Angelegenheit der lebendigen

Gesellschaft geworden war, so setzten die Archaisten und Puristen trotz aller Anstrengung ihre Sache im Wesentlichen nicht durch. Es gab zu viele und treffliche Autoren und Conversationsmenschen in Toscana selbst, welche sich über das Streben Jener hinwegsetzten oder lustig machten; letzteres vorzüglich, wenn ein Weiser von draußen kam und ihnen, den Toscanern, darthun wollte, sie verständen ihre eigene Sprache nicht [1]). Schon das Dasein und die Wirkung eines Schriftstellers wie Macchiavelli riß alle jene Spinnweben durch, insofern seine mächtigen Gedanken, sein klarer, einfacher Ausdruck in einer Sprache auftraten, welche eher alle anderen Vorzüge hatte, als den eines reinen Trecentismo. Andererseits gab es zu viele Oberitaliener, Römer, Neapolitaner rc., welchen es lieb sein mußte, wenn man in Schrift und Conversation die Ansprüche auf Reinheit des Ausdruckes nicht zu hoch spannte. Sie verleugnen zwar Sprachformen und Ausdrücke ihres Dialectes völlig, und ein Ausländer wird es leicht für falsche Bescheidenheit halten, wenn z. B. Bandello öfter hoch und theuer protestirt: „ich habe keinen Stil; ich schreibe nicht florentinisch, sondern oft barbarisch; ich begehre nicht der Sprache neue Zierden zu verleihen; ich bin nur ein Lombarde und noch dazu von der ligurischen Grenze her“ [2]). Allein gegenüber der strengen Partei behauptete man sich in der That am ehesten, indem man auf höhere Ansprüche ausdrücklich verzichtete und sich dafür der großen allgemeinen Sprache nach Kräften bemächtigte. Nicht Jeder konnte es Pietro Bembo gleichthun, welcher als geborener Venezianer Zeitlebens das reinste Toscanisch, aber fast als eine fremde Sprache schrieb, oder einem Sannazaro, der es als Neapolitaner ebenso machte. Das Wesentliche war, daß Jeder die Sprache in Wort und Schrift mit Achtung behandeln mußte. Daneben mochte man den Puristen

ihren Fanatismus, ihre Sprachcongresse [1]) u. dgl. lassen; schädlich im Großen wurden sie erst später, als der originale Hauch in der Literatur ohnehin schwächer war und noch ganz anderen, viel schlimmeren Einflüssen unterlag. Endlich stand es der Academia della Crusca frei, das Italienische wie eine todte Sprache zu behandeln. Sie war aber so machtlos, daß sie nicht einmal die geistige Französirung desselben im vorigen Jahrhundert verhindern konnte.

Diese geliebte, gepflegte, auf alle Weise geschmeidig gemachte Sprache war es nun, welche als Conversation die Basis der ganzen Geselligkeit ausmachte. Während im Norden der Adel und die Fürsten ihre Muße entweder einsam oder mit Kampf, Jagd, Gelagen und Ceremonien, die Bürger die ihrige mit Spielen und Leibesübungen, allenfalls auch mit Verskünsten und Festlichkeiten hinbrachten, gab es in Italien zu all diesem noch eine neutrale Sphäre, wo Leute jeder Herkunft, sobald sie das Talent und die Bildung dazu hatten, der Unterredung und dem Austausch von Ernst und Scherz in veredelter Form oblagen. Da die Bewirthung dabei Nebensache war [2]), so konnte man stumpfe und gefräßige Individuen ohne Schwierigkeit fernhalten. Wenn wir die Verfasser von Dialogen beim Wort nehmen dürften, so hätten auch die höchsten Probleme des Daseins das Gespräch zwischen auserwählten Geistern ausgefüllt; die Hervorbringung der erhabensten Gedanken wäre nicht, wie bei den Nordländern in der Regel, eine einsame, sondern eine Mehreren gemeinsame gewesen. Doch wir beschränken uns hier gerne auf die spielende, um ihrer selbst willen vorhandene Geselligkeit.

Viertes Capitel.

Die höhere Form der Geselligkeit.

Sie war wenigstens zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine gesetzlich schöne und beruhte auf einem stillschweigenden, oft aber auch auf einem laut zugestandenen und vorgeschriebenen Uebereinkommen, welches sich frei nach der Zweckmäßigkeit und dem Anstand richtet und das gerade Gegentheil von aller bloßen Etikette ist. In derberen Lebenskreisen, wo dergleichen den Charakter einer dauernden Corporation annahm, gab es Statuten und förmlichen Eintritt, wie z. B. bei jenen tollen Gesellschaften florentinischer Künstler, von welchen Vasari erzählt [1]); ein solches Beisammenbleiben machte denn auch die Aufführung der wichtigsten damaligen Comödien möglich. Die leichtere Geselligkeit des Augenblickes dagegen nahm gerne die Vorschriften an, welche etwa die namhafteste Dame aussprach. Alle Welt kennt den Eingang von Boccaccio's Decamerone und hält das Königthum der Pampinea über die Gesellschaft für eine angenehme Fiction; um eine solche handelt es sich auch gewiß in diesem Falle, allein dieselbe beruht auf einer häufig vorkommenden wirklichen Uebung. Firenzuola, der fast zwei Jahrhunderte später (1523) seine Novellensammlung mit ausdrücklicher Berufung auf Boccaccio in ähnlicher Weise einleitet, kommt gewiß der Wirklichkeit noch viel näher, indem er seiner Gesellschaftskönigin eine förmliche Thronrede in den Mund legt über die Eintheilung der Zeit während des bevorstehenden gemeinsamen Landaufenthaltes: zuerst eine philosophische Morgenstunde, während man nach einer Anhöhe spaziert; dann die Tafel [2])

mit Lautenspiel und Gesang; darauf, in einem kühlen Raum, die Recitation einer frischen Canzone, deren Thema jedesmal am Vorabend aufgegeben wird; ein abendlicher Spaziergang zu einer Quelle, wo man Platz nimmt und Jedermann eine Novelle erzählt; endlich das Abendessen und heitere Gespräche „von solcher Art, daß sie für uns Frauen noch schicklich heißen „können und bei euch Männern nicht vom Weine eingegeben „scheinen müssen". Bandello giebt in den Einleitungen oder Widmungen zu den einzelnen Novellen zwar nicht solche Einweihungsreden, indem die verschiedenen Gesellschaften, vor welchen seine Geschichten erzählt werden, bereits als gegebene Kreise existiren, allein er läßt auf andere Weise errathen, wie reich, vielartig und anmuthig die gesellschaftlichen Voraussetzungen waren. Manche Leser werden denken, an einer Gesellschaft, welche so unmoralische Erzählungen anzuhören im Stande war, sei nichts zu verlieren noch zu gewinnen. Richtiger möchte der Satz so lauten: auf welchen sicheren Grundlagen mußte eine Geselligkeit ruhen, die trotz jener Historien nicht aus den äußeren Formen, nicht aus Rand und Band ging, die zwischen hinein wieder der ernsten Discussion und Berathung fähig war. Das Bedürfniß nach höheren Formen des Umganges war eben stärker als Alles. Man braucht dabei nicht die sehr idealisirte Gesellschaft als Maßstab zu nehmen, welche Castiglione am Hofe Guidobaldo's von Urbino, Pietro Bembo auf dem Schloß Asolo selbst über die höchsten Gefühle und Lebenszwecke reflectiren lassen. Gerade die Gesellschaft eines Bandello mitsammt den Frivolitäten, die sie sich bieten läßt, giebt den besten Maßstab für den vornehm leichten Anstand, für das Großweltswohlwollen und den echten Freisinn, auch für den Geist und den zierlichen poetischen und andern Dilettantismus, der diese Kreise belebte. Ein bedeutender Wink für den Werth einer solchen

Geselligkeit liegt besonders darin, daß die Damen, welche deren Mittelpunkte bildeten, damit berühmt und hochgeachtet wurden, ohne daß es ihrem Ruf im Geringsten schadete. Von den Gönnerinnen Bandello's z. B. ist wohl Isabella Gonzaga, geborne Este (Bd. 1, S. 44, 130) durch ihren Hof von lockeren Fräulein [1]), aber nicht durch ihr eigenes Benehmen in ungünstige Nachrede gerathen; Giulia Gonzaga Colonna, Ippolita Sforza vermählte Bentivoglio, Bianca Rangona, Cecilia Gallerana, Camilla Scarampa u. A. waren entweder völlig unbescholten, oder es wurde auf ihr sonstiges Benehmen kein Gewicht gelegt neben ihrem socialen Ruhm. Die berühmteste Dame von Italien, Vittoria Colonna (geb. 1490 gest. 1547.), die Freundin Castiglione's und Michelangelo's, war vollends eine Heilige. [2]) Was nun Specielles von dem zwanglosen Zeitvertreib jener Kreise in der Stadt, auf der Villa, in Badeorten gemeldet wird, läßt sich nicht so wiedergeben, daß daraus die Superiorität über die Geselligkeit des übrigen Europa buchstäblich klar würde. Aber man höre Bandello an [3]) und frage sich dann nach der Möglichkeit von etwas Aehnlichem z. B. in Frankreich, bevor diese Art von Geselligkeit eben durch Leute wie er aus Italien dorthin verpflanzt worden war. — Gewiß wurde auch damals das Größte im Gebiet des Geistes hervorgebracht ohne die Beihilfe solcher Salons und ohne Rücksicht auf sie; doch thäte man Unrecht, ihren Werth für die Bewegung von Kunst und Poesie gar zu gering zu schätzen, wäre es auch nur, weil sie das schaffen halfen, was damals in keinem Lande existirte: eine gleichartige Beurtheilung und Theilnahme für die Productionen. Abgesehen davon ist diese Art von Geselligkeit schon als solche eine nothwendige Blüthe jener bestimmten Cultur und Existenz, welche damals eine italienische war und seitdem eine europäische geworden ist.

In Florenz wird das Gesellschaftsleben stark bedingt von Seiten der Literatur und der Politik. Lorenzo magnifico ist vor Allem eine Persönlichkeit, welche nicht, wie man glauben möchte, durch die fürstengleiche Stellung, sondern durch das außerordentliche Naturell seine Umgebung vollständig beherrscht, eben weil er diese unter sich so verschiedenen Menschen in Freiheit sich ergehen läßt [1]). Man sieht z. B. wie er seinen großen Hauslehrer Poliziano schonte, wie die souveränen Manieren des Gelehrten und Dichters eben noch kaum verträglich waren mit den nothwendigen Schranken, welche der sich vorbereitende Fürstenrang des Hauses und die Rücksicht auf die empfindliche Gemahlin vorschrieben; dafür ist aber Poliziano der Herold und das wandelnde Symbol des mediceischen Ruhmes. Lorenzo freut sich dann auch recht in der Weise eines Medici, sein geselliges Vergnügen selber zu verherrlichen, monumental darzustellen. In der herrlich improvisirten „Falkenjagd" schildert er seine Genossen scherzhaft, in dem „Gelage" sogar höchst burlesk, allein so, daß man die Fähigkeit des ernsthaftesten Verkehrs deutlich durchfühlt [2]). Von diesem Verkehr geben dann seine Correspondenz und die Nachrichten über seine gelehrte und philosophische Conversation reichliche Kunde. Andere spätere gesellige Kreise in Florenz sind zum Theil theoretisirende politische Clubs, die zugleich eine poetische und philosophische Seite haben, wie z. B. die sogenannte platonische Academie, als sie sich nach Lorenzo's Tode in den Gärten der Ruccellai versammelte [3]).

An den Fürstenhöfen hing natürlich die Geselligkeit von der Person des Herrschers ab. Es gab ihrer allerdings seit Anfang des 16. Jahrhunderts nur noch wenige, und diese konnten nur geringerntheils in dieser Beziehung etwas bedeuten. Rom hatte seinen wahrhaft einzigen Hof Leo's X.,

eine Gesellschaft von so besonderer Art, wie sie sonst in der Weltgeschichte nicht wieder vorkommt.

Fünftes Capitel.

Der vollkommene Gesellschaftsmensch.

Für die Höfe, im Grunde aber noch viel mehr um seiner selber willen bildet sich nun der Cortigiano aus, welchen Castiglione schildert. Es ist eigentlich der gesellschaftliche Idealmensch, wie ihn die Bildung jener Zeit als nothwendige, höchste Blüthe postulirt, und der Hof ist mehr für ihn als er für den Hof bestimmt. Alles wohl erwogen, könnte man einen solchen Menschen an keinem Hofe brauchen, weil er selber Talent und Auftreten eines vollkommenen Fürsten hat, und weil seine ruhige, unaffectirte Virtuosität in allen äußeren und geistigen Dingen ein zu selbständiges Wesen voraussetzt. Die innere Triebkraft, die ihn bewegt, bezieht sich, obwohl es der Autor verhehlt, nicht auf den Fürstendienst, sondern auf die eigene Vollendung. Ein Beispiel wird dieß klar machen: im Kriege nämlich verbittet sich [1]) der Cortigiano selbst nützliche und mit Gefahr und Aufopferung verbundene Aufgaben, wenn dieselben stillos und unschön sind, wie etwa das Wegfangen einer Heerde; was ihn zur Theilnahme am Kriege bewegt, ist ja nicht die Pflicht an sich, sondern „l'honore". Die sittliche Stellung zum Fürsten, wie sie im vierten Buch verlangt wird, ist eine sehr freie und selbständige. Die Theorie der vornehmen Liebschaft (im dritten Buche) enthält

sehr viele feine psychologische Beobachtungen, die aber besserntheils dem allgemein menschlichen Gebiet angehören, und die große, fast lyrische Verherrlichung der idealen Liebe (am Ende des vierten Buches) hat vollends nichts mehr zu thun mit der speciellen Aufgabe des Werkes. Doch zeigt sich auch hier wie in den Asolani des Bembo die ungemeine Höhe der Bildung in der Art, wie die Gefühle verfeinert und analysirt auftreten. Dogmatisch beim Worte nehmen darf man diese Autoren allerdings nicht. Daß aber Reden dieser Art in der vornehmern Gesellschaft vorkamen, ist nicht zu bezweifeln, und daß nicht bloßes Schönthun, sondern auch wahre Leidenschaft in diesem Gewande erschien, werden wir unten sehen.

Von den äußerlichen Fertigkeiten werden beim Cortigiano zunächst die sogenannten ritterlichen Uebungen in Vollkommenheit verlangt, außerdem aber auch noch manches Andere, das nur an einem geschulten, gleichmäßig fortbestehenden, auf persönlichstem Wetteifer begründeten Hof gefordert werden konnte, wie es damals außerhalb Italiens keinen gab; mehreres beruht auch sichtlich nur auf einem allgemeinen, beinahe abstracten Begriff der individuellen Vollkommenheit. Der Cortigiano muß mit allen edlen Spielen vertraut sein, auch mit dem Springen, Wettlaufen, Schwimmen, Ringen; hauptsächlich muß er ein guter Tänzer sein und (wie sich von selbst versteht) ein nobler Reiter. Dazu aber muß er mehrere Sprachen, mindestens Italienisch und Latein besitzen, und sich auf die schöne Literatur verstehn, auch über die bildenden Künste ein Urtheil haben; in der Musik fordert man von ihm sogar einen gewissen Grad von ausübender Virtuosität, die er überdieß möglichst geheim halten muß. Gründlicher Ernst ist es natürlich mit nichts von Allem, ausgenommen die Waffen; aus der gegenseitigen Neutralisirung des Vielen

entsteht eben das absolute Individuum, in welchem keine Eigenschaft aufdringlich vorherrscht.

So viel ist gewiß, daß im 16. Jahrhundert die Italiener, sowohl als theoretische Schriftsteller, wie als praktische Lehrer, das ganze Abendland in die Schule nahmen für alle edleren Leibesübungen und für den höhern geselligen Anstand. Für Reiten, Fechten und Tanzen haben sie durch Werke mit Abbildungen und durch Unterricht den Ton angegeben; das Turnen, abgelöst von der Kriegsübung wie vom bloßen Spiel, ist vielleicht zu allererst von Vittorino da Feltre (Bd. 1, S. 256) gelehrt worden und dann ein Requisit der höhern Erziehung geblieben [1]). Entscheidend ist dabei, daß es kunstgemäß gelehrt wird; welche Uebungen vorkamen, ob die jetzt vorwiegenden auch damals gekannt waren, können wir freilich nicht ermitteln. Wie sehr aber außer der Kraft und Gewandtheit auch die Anmuth als Zweck und Ziel galt, geht nicht nur aus der sonst bekannten Denkweise der Nation, sondern auch aus bestimmten Nachrichten hervor. Es genügt, an den großen Federigo von Montefeltro (Bd. 1, S. 44) zu erinnern, wie er die abendlichen Spiele der ihm anvertrauten jungen Leute leitete.

Spiele und Wettübungen des Volkes unterschieden sich wohl nicht wesentlich von den im übrigen Abendlande verbreiteten. In den Seestädten kam natürlich das Wettrudern hinzu, und die venezianischen Regatten waren schon früh berühmt [2]). Das classische Spiel Italiens war und ist bekanntlich das Ballspiel, und auch dieses möchte schon zur Zeit der Renaissance mit viel größerm Eifer und Glanze geübt worden sein als anderswo in Europa. Doch ist es nicht wohl möglich, bestimmte Zeugnisse für diese Annahme zusammenzubringen.

An dieser Stelle muß auch von der Musik[1]) die Rede sein. Die Composition war noch um 1500 vorherrschend in den Händen der niederländischen Schule, welche wegen der ungemeinen Künstlichkeit und Wunderlichkeit ihrer Werke bestaunt wurde. Doch gab es schon daneben eine italienische Musik, welche ohne Zweifel unserm jetzigen Tongefühl etwas näher stand. Ein halb Jahrhundert später tritt Palestrina auf, dessen Gewalt sich auch heute noch alle Gemüther unterwirft; wir erfahren auch, er sei ein großer Neuerer gewesen, allein ob er oder Andere den entscheidenden Schritt in die Tonsprache der modernen Welt hinein gethan haben, wird nicht so erörtert, daß der Laie sich einen Begriff von dem Thatbestand machen könnte. Indem wir daher die Geschichte der musikalischen Composition gänzlich auf sich beruhen lassen, suchen wir die Stellung der Musik zur damaligen Gesellschaft auszumitteln.

Höchst bezeichnend für die Renaissance und für Italien ist vor Allem die reiche Specialisirung des Orchesters, das Suchen nach neuen Instrumenten, d. h. Klangarten, und — in engem Zusammenhange damit — das Virtuosenthum, d. h. das Eindringen des Individuellen im Verhältniß zu bestimmten Instrumenten.

Von denjenigen Tonwerkzeugen, welche eine ganze Harmonie ausdrücken können, ist nicht nur die Orgel frühe sehr verbreitet und vervollkommnet, sondern auch das entsprechende Saiteninstrument, das gravicembalo oder clavicembalo; Stücke von solchen aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts werden bekanntlich noch aufbewahrt, weil die größten Maler sie mit Bildern schmückten. Sonst nahm die Geige den ersten Rang ein und gewährte bereits große persönliche Celebrität. Bei Leo X., der schon als Cardinal sein Haus voller Sänger und Musiker gehabt hatte und der als Kenner und Mitspieler

eine hohe Reputation genoß, wurden der Jude Giovan Maria und Jacopo Sansecondo berühmt; ersterem gab Leo den Grafentitel und ein Städtchen [1]); letztern glaubt man in dem Apoll auf Raffael's Parnaß dargestellt zu sehen. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts bildeten sich dann Renommeen für jede Gattung, und Lomazzo (um 1580) nennt je drei namhaft gewordene Virtuosen für Gesang, Orgel, Laute, Lyra, Viola da Gamba, Harfe, Cither, Hörner und Posaunen; er wünscht, daß ihre Bildnisse auf die Instrumente selbst gemalt werden möchten [2]). Solch ein vielseitiges vergleichendes Urtheil wäre wohl in jener Zeit außerhalb Italiens ganz undenkbar, wenn auch fast dieselben Instrumente überall vorgekommen sein mögen.

Der Reichthum an Instrumenten sodann geht besonders daraus hervor, daß es sich lohnte, aus Curiosität Sammlungen derselben anzulegen. In dem höchst musikalischen Venedig [3]) gab es mehrere dergleichen, und wenn eine Anzahl Virtuosen sich dazu einfanden, so ergab sich gleich an Ort und Stelle ein Concert. (In einer dieser Sammlungen sah man auch viele nach antiken Abbildungen und Beschreibungen verfertigte Tonwerkzeuge, nur wird nicht gemeldet, ob sie Jemand spielen konnte und wie sie klangen.) Es ist nicht zu vergessen, daß solche Gegenstände zum Theil ein festlich prachtvolles Aeußeres hatten und sich schön gruppiren ließen. Auch in Sammlungen anderer Raritäten und Kunstsachen pflegen sie sich deßhalb als Zugabe einzufinden.

Die Executanten selbst sind außer den eigentlichen Virtuosen entweder einzelne Liebhaber oder ganze Orchester von solchen, etwa als „Academie" corporationsmäßig zusammengesellt [1]). Sehr viele bildende Künstler waren auch in der Musik bewandert und oft Meister. — Leuten von Stande wurden die Blasinstrumente abgerathen aus denselben

Gründen [1]), welche einst den Alcibiades und selbst Pallas Athene davon abgeschreckt haben sollen; die vornehme Geselligkeit liebte den Gesang entweder allein oder mit Begleitung der Geige; auch das Streichquartett [2]) und um der Vielseitigkeit willen das Clavier; aber nicht den mehrstimmigen Gesang, „denn Eine Stimme höre, genieße und beurtheile man weit besser". Mit anderen Worten, da der Gesang trotz aller conventionellen Bescheidenheit (S. 129) eine Exhibition des einzelnen Gesellschaftsmenschen bleibt, so ist es besser, man höre (und sehe) Jeden besonders. Wird ja doch die Wirkung der süßesten Gefühle in den Zuhörerinnen vorausgesetzt und deßhalb den alten Leuten eine ausdrückliche Abmahnung ertheilt, auch wenn sie noch so schön spielten nnd sängen. Es kam sehr darauf an, daß der Einzelne einen aus Ton und Gestalt harmonisch gemischten Eindruck hervorbringe. Von einer Anerkennung der Composition als eines für sich bestehenden Kunstwerkes ist in diesen Kreisen keine Rede. Dagegen kam es vor, daß der Inhalt der Worte ein furchtbares eigenes Schicksal des Sängers schilderte [3]).

Offenbar ist dieser Dilettantismus, sowohl der vornehmeren als der mittleren Stände, in Italien verbreiteter und zugleich der eigentlichen Kunst näher verwandt gewesen als in irgend einem anderen Lande Wo irgend Geselligkeit geschildert wird, ist auch immer und mit Nachdruck Gesang und Saitenspiel erwähnt; hunderte von Porträts stellen die Leute. oft Mehrere zusammen, musicirend oder doch mit der Laute rc. im Arm dar, und selbst in Kirchenbildern zeigen die Engelconcerte, wie vertraut die Maler mit der lebendigen Erscheinung der Musicirenden waren. Bereits erfährt man z. B. von einem Lautenspieler Antonio Rota in Padua (st. 1549), der vom Stundengeben reich wurde und auch eine Lautenschule drucken ließ [4]).

In einer Zeit, da noch keine Oper den musicalischen Genius zu concentriren und zu monopolisiren angefangen hatte, darf man sich wohl dieses Treiben geistreich, vielartig und wunderbar eigenthümlich vorstellen. Eine andere Frage ist, wie weit wir noch an jener Tonwelt Theil hätten, wenn unser Ohr sie wieder vernähme.

Sechstes Capitel.

Stellung der Frau.

Zum Verständniß der höhern Geselligkeit der Renaissance ist endlich wesentlich, zu wissen, daß das Weib dem Manne gleich geachtet wurde.[1]) Man darf sich ja nicht irre machen lassen durch die spitzfindigen und zum Theil boshaften Untersuchungen über die vermuthliche Inferiorität des schönen Geschlechtes, wie sie bei den Dialogenschreibern hin und wieder vorkommen,[2]) auch nicht durch eine Satire, wie die dritte des Ariosto[3]), welcher das Weib wie ein gefährliches großes Kind betrachtet, das der Mann zu behandeln wissen müsse, während es durch eine Kluft von ihm geschieden bleibt. Letzteres ist allerdings in einem gewissen Sinne wahr; gerade weil das ausgebildete Weib dem Manne gleich stand, konnte in der Ehe das, was man geistige und Seelengemeinschaft, oder höhere Ergänzung nennt, nicht so zur Blüthe gelangen, wie später in der gesitteten Welt des Nordens.

Vor Allem ist die Bildung des Weibes in den höchsten Ständen wesentlich dieselbe wie beim Manne. Es erregt den Italienern der Renaissance nicht das geringste Bedenken,

den literarischen und selbst den philologischen Unterricht auf Töchter und Söhne gleichmäßig wirken zu lassen (Bd. 1, S. 264); da man ja in dieser neuantiken Cultur den höchsten Besitz des Lebens erblickte, so gönnte man sie gerne auch den Mädchen. Wir sahen, bis zu welcher Virtuosität selbst Fürstentöchter im lateinischen Reden und Schreiben gelangten (Bd. 1, S. 276)[1]. Andere mußten wenigstens die Lectüre der Männer theilen, um dem Sachinhalt des Alterthums, wie er die Conversation großentheils beherrschte, folgen zu können. Weiter schloß sich daran die thätige Theilnahme an der italienischen Poesie durch Canzonen, Sonette und Improvisation, womit seit der Venezianerin Cassandra Fedele (Ende des 15. Jahrhunderts) eine Anzahl von Damen berühmt wurden[2]; Vittoria Colonna (S. 126) kann sogar unsterblich heißen. Wenn irgend etwas unsere obige Behauptung beweist, so ist es diese Frauenpoesie mit ihrem völlig männlichen Ton. Liebessonette wie religiöse Gedichte zeigen eine so entschiedene, präcise Fassung, sind von dem zarten Halbdunkel der Schwärmerei und von allem Dilettantischen, was sonst der weiblichen Dichtung anhängt, so weit entfernt, daß man sie durchaus für die Arbeiten eines Mannes halten würde, wenn nicht Namen, Nachrichten und bestimmte äußere Andeutungen das Gegentheil besagten.

Denn mit der Bildung entwickelt sich auch der Individualismus in den Frauen höherer Stände auf ganz ähnliche Weise wie in den Männern, während außerhalb Italiens bis auf die Reformation die Frauen, und selbst die Fürstinnen, noch sehr wenig persönlich hervortreten. Ausnahmen wie Isabeau von Baiern, Margarethe von Anjou, Isabella von Castilien u. s. w. kommen auch nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen, ja gleichsam nur gezwungen zum Vorschein. In Italien haben schon während des ganzen 15.

Jahrhunderts die Gemahlinnen der Herrscher und vorzüglich die der Condottieren fast alle eine besondere, kenntliche Physiognomie und nehmen an der Notorietät, ja am Ruhme ihren Antheil (Bd. 1, S. 167). Dazu kommt allmählich eine Schaar von berühmten Frauen verschiedener Art (Bd. 1, S. 177, 203), wäre auch ihre Auszeichnung nur darin zu finden gewesen, daß in ihnen Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit ein völlig harmonisches Ganzes bildeten [1]). Von einer aparten, bewußten „Emancipation" ist gar nicht die Rede, weil sich die Sache von selber verstand. Die Frau vom Stande mußte damals ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Derselbe Hergang in Geist und Herz, welcher den Mann vollkommen macht, sollte auch das Weib vollkommen machen. Active literarische Thätigkeit verlangt man nicht von ihr, und wenn sie Dichterin ist, so erwartet man wohl irgend einen mächtigen Klang der Seele, aber keine speciellen Intimitäten in Form von Tagebüchern und Romanen. An das Publikum dachten diese Frauen nicht; sie mußten vor Allem bedeutenden Männern imponiren [2]) und deren Willkür in Schranken halten.

Das Ruhmvollste, was damals von den großen Italienerinnen gesagt wird, ist, daß sie einen männlichen Geist, ein männliches Gemüth hätten. Man braucht nur die völlig männliche Haltung der meisten Weiber in den Heldengedichten, zumal bei Bojardo und Ariosto, zu beachten, um zu wissen, daß es sich hier um ein bestimmtes Ideal handelt. Der Titel einer „virago", den unser Jahrhundert für ein sehr zweideutiges Compliment hält, war damals reiner Ruhm; ihn gebraucht z. B. Jakob von Bergamo für die von ihm am meisten gerühmten Frauen. Ihn trug mit vollem Glanze Caterina Sforza, Gemahlin, dann Wittwe des Girolamo

Riario, dessen Erbe Forli sie zuerst gegen die Partei seiner Mörder, dann später gegen Cesare Borgia mit allen Kräften vertheidigte; sie unterlag, behielt aber doch die Bewunderung aller ihrer Landsleute und den Namen der „prima donna d'Italia“ [1]). Eine heroische Ader dieser Art erkennt man noch in verschiedenen Frauen der Renaissance, wenn auch keine mehr solchen Anlaß fand, sich als Heldin zu bethätigen. Isabella Gonzaga (Bd. 1, S. 44) verräth diesen Zug ganz deutlich, nicht minder Clarice aus dem Hause Medici, die Gemahlin des Filippo Strozzi [2]).

Frauen dieser Gattung konnten denn freilich auch in ihrem Kreise Novellen erzählen lassen, wie die des Bandello, ohne daß darunter die Geselligkeit Schaden litt. Der herrschende Genius der letztern ist nicht die heutige Weiblichkeit, d. h. der Respect vor gewissen Voraussetzungen, Ahnungen und Mysterien, sondern das Bewußtsein der Energie, der Schönheit, und einer gefährlichen, schicksalsvollen Gegenwart. Deßhalb geht neben den gemessensten Weltformen ein Etwas einher, das unserm Jahrhundert wie Schamlosigkeit vorkommt [3]), während wir nur eben das Gegengewicht, nämlich die mächtige Persönlichkeit der dominirenden Frauen des damaligen Italiens, uns nicht mehr vorstellen können.

Daß alle Tractate und Dialoge zusammengenommen keine entscheidende Aussage dieser Art enthalten, versteht sich von selbst, so weitläufig auch über die Stellung und die Fähigkeiten der Frauen und über die Liebe debattirt wird.

Was dieser Gesellschaft im Allgemeinen gefehlt zu haben scheint, war der Flor junger Mädchen [4]), welche man sehr davon zurückhielt, auch wenn sie nicht im Kloster erzogen wurden. Es ist schwer zu sagen, ob ihre Abwesenheit mehr die größere Freiheit der Conversation oder ob umgekehrt letztere jene veranlaßt hat.

Auch der Umgang mit Buhlerinnen nimmt bisweilen einen scheinbaren Aufschwung, als wollte sich das Verhältniß der alten Athener zu ihren Hetären erneuern. Die berühmte römische Courtisane Imperia war ein Weib von Geist und Bildung und hatte bei einem gewissen Domenico Campana Sonette machen gelernt, trieb auch Musik [1]). Die schöne Isabella de Luna, von spanischer Herkunft, galt wenigstens als amusant, war übrigens aus Gutherzigkeit und einem entsetzlich frechen Lästermaul, das ihr manchmal schlimme Geschichten eintrug, wunderlich zusammengesetzt [2]). In Mailand kannte Bandello die majestätische Caterina di San Celso [3]), welche herrlich spielte und sang und Verse recitirte. Aus Allem geht hervor, daß die berühmten und geistreichen Leute, welche diese Damen besuchten und zeitweise mit ihnen lebten, auch geistige Ansprüche an sie stellten, uud daß man den berühmteren Buhlerinnen mit der größten Rücksicht begegnete; auch nach Auflösung des Verhältnisses suchte man sich ihre gute Meinung zu bewahren [4]), weil die vergangene Leidenschaft doch einen bedeutenden Eindruck für immer zurückgelassen hatte. Im Ganzen kommt jedoch jener Umgang in geistigem Sinne nicht in Betracht neben der erlaubten, officiellen Geselligkeit, und die Spuren, welche er in Poesie und Literatur zurückläßt, sind vorherrschend scandalöser Art. Ja, man darf sich billig wundern, daß unter den 6800 Personen dieses Standes, welche man zu Rom im Jahre 1490 — also vor dem Eintreten der Syphilis — zählte [5]), kaum irgend ein Weib von Geist und höherm Talent hervortritt; die oben genannten sind erst aus der nächstfolgenden Zeit. Die Lebensweise, Moral und Philosophie der öffentlichen Weiber, namentlich den raschen Wechsel von Genuß, Gewinnsucht und tieferer Leidenschaft, sowie die Heuchelei und Teufelei Einzelner im spätern Alter schildert vielleicht am besten Giraldi

in den Novellen, welche die Einleitung zu seinen Hecatommithi ausmachen; Pietro Aretino dagegen in seinen Ragionamenti zeichnet wohl mehr sein eigenes Inneres als das jener unglücklichen Classe, wie sie wirklich war.

Die Maitressen der Fürsten, wie schon oben bei Anlaß des Fürstenthums (Bd. 1, S. 53) erörtert wurde, sind der Gegenstand von Dichtern und Künstlern und daher der Mit- und Nachwelt persönlich bekannt, während man von einer Alice Perries einer Clara Dettin (Maitresse Friedrich's des Siegreichen) kaum mehr als den Namen und von Agnes Sorel eine eher fingirte als wahre Minnesage übrig hat. Anders verhält es sich dann schon mit den Geliebten der Könige der Renaissance, Franz I. und Heinrich II.

Siebentes Capitel.

Das Hauswesen.

Nach der Geselligkeit verdient auch das Hauswesen der Renaissance einen Blick. Man ist im Allgemeinen geneigt, das Familienleben der damaligen Italiener wegen der großen Sittenlosigkeit als ein verlorenes zu betrachten, und diese Seite der Frage wird im nächsten Abschnitt behandelt werden. Einstweilen genügt es darauf hinzuweisen, daß die eheliche Untreue dort bei Weitem nicht so zerstörend auf die Familie wirkt wie im Norden, so lange dabei nur gewisse Schranken nicht überschritten werden.

Das Hauswesen unseres Mittelalters war ein Product

der herrschenden Volkssitte oder, wenn man will, ein höheres Naturproduct, beruhend auf den Antrieben der Völkerentwicklung und auf der Einwirkung der Lebensweise je nach Stand und Vermögen. Das Ritterthum in seiner Blüthezeit ließ das Hauswesen unberührt; sein Leben war das Herumziehen an Höfen und in Kriegen; seine Huldigung gehörte systematisch einer andern Frau als der Hausfrau, und auf dem Schloße daheim mochten die Dinge gehen wie sie konnten.[1]) Die Renaissance zuerst versucht das Hauswesen mit Bewußtsein als ein geordnetes, ja als ein Kunstwerk aufzubauen. Eine sehr entwickelte Oeconomie (Bd. 1, S. 77) und ein rationeller Hausbau kommt ihr dabei zu Hilfe, die Hauptsache aber ist eine verständige Reflexion über alle Fragen des Zusammenlebens, der Erziehung, der Einrichtung und Bedienung.

Das schätzbarste Actenstück hiefür ist der Dialog über die Leitung des Hauses von Agnolo Pandolfini (L. B. Alberti)[2]). Ein Vater spricht zu seinen erwachsenen Söhnen und weiht sie in seine ganze Handlungsweise ein. Man sieht in einen großen, reichlichen Hausstand hinein, der, mit vernünftiger Sparsamkeit und mit mäßigem Leben weiter geführt, Glück und Wohlergehen auf viele Geschlechter hinaus verheißt. Ein ansehnlicher Grundbesitz, der schon durch seine Producte den Tisch des Hauses versieht und die Basis des Ganzen ausmacht, wird mit einem industriellen Geschäft, sei es Seiden- oder Wollenweberei, verbunden. Wohnung und Nahrung sind höchst solid; Alles, was zur Einrichtung und Anlage gehört, soll groß, dauerhaft und kostbar, das tägliche Leben darin so einfach als möglich sein. Aller übrige Aufwand, von den größten Ehrenausgaben bis auf das Taschengeld der jüngeren Söhne, steht hierzu in einem rationellen, nicht in einem conventionellen Verhältniß. Das Wichtigste aber ist

die Erziehung, die der Hausherr bei Weitem nicht blos den Kindern, sondern dem ganzen Hause giebt. Er bildet zunächst seine Gemahlin aus einem schüchternen, in vorsichtigem Gewahrsam erzogenen Mädchen zur sichern Gebieterin der Dienerschaft, zur Hausfrau aus; dann erzieht er die Söhne ohne alle unnütze Härte [1]), durch sorgfältige Aufsicht und Zureden, „mehr mit Autorität als mit Gewalt,“ und endlich wählt und behandelt er auch die Angestellten und Diener nach solchen Grundsätzen, daß sie gerne und treu am Hause halten.

Noch einen Zug müssen wir hervorheben, der diesem Büchlein zwar keineswegs eigen, wohl aber mit besonderer Begeisterung darin hervorgehoben ist; die Liebe des gebildeten Italieners zum Landleben.[2]) Im Norden wohnten damals auf dem Lande die Adligen in ihren Bergschlössern und die vornehmeren Mönchsorden in ihren wohlverschlossenen Klöstern; der reichste Bürger aber lebte Jahr aus Jahr ein in der Stadt. In Italien dagegen war, wenigstens was die Umgebung gewisser Städte [3]) betrifft, theils die politische und polizeiliche Sicherheit größer, theils die Neigung zum Aufenthalt draußen so mächtig, daß man in Kriegsfällen sich auch einigen Verlust gefallen ließ. So entstand die Landwohnung des wohlhabenden Städters, die Villa. Ein köstliches Erbtheil des alten Römerthums lebt hier wieder auf, sobald Gedeihen und Bildung im Volke weit genug fortgeschritten sind.

Unser Autor findet auf seiner Villa lauter Glück und Frieden, worüber man ihn freilich selber hören muß. „Während jeder übrige Besitz Arbeiten und Gefahren, Furcht und Reue verschafft, gewährt die Villa großen und ehrenvollen Nutzen; die Villa bleibt Dir stets treu und freundlich; bewohnst Du sie nur zur rechten Zeit und mit Liebe, so wird

sie Dir nicht nur genügen, sondern Belohnung zu Belohnung fügen. Im Frühling macht sie Dich durch das Grün der Bäume und den Gesang der Vögel fröhlich und hoffnungsvoll; im Herbst beut sie Dir für geringe Anstrengung hundertfältige Frucht; das ganze Jahr läßt sie keine Melancholie in Dir aufkommen. Sie ist der Sammelpunkt guter und ehrlicher Menschen: Nichts geschieht hier heimlich, Nichts betrügerisch; Alle sehen Alles; hier bedarf es keiner Richter und Zeugen, denn alle sind friedlich und gut gegen einander. Hierher eile, um dem Stolz der Reichen und der Ehrlosigkeit der Schlechten zu entfliehen! Seliges Leben in der Villa, unbekanntes Glück." Die öconomische Seite der Sache ist, daß ein und dasselbe Gut womöglich Alles in sich enthalten soll: Korn, Wein, Oel, Futterland und Waldung, und daß man solche Güter gerne theuer bezahlt, weil man nachher nichts mehr auf dem Markt zu kaufen nöthig hat. Der höhere Genuß aber verräth sich in den Worten der Einleitung zu diesem Gegenstande. „Um Florenz liegen viele „Villen in krystallheller Luft, in heiterer Landschaft, mit herr„licher Aussicht; da ist wenig Nebel, kein verderblicher Wind; „Alles ist gut, auch das reine, gesunde Wasser; und von den „zahllosen Bauten sind manche wie Fürstenpaläste, manche „wie Schlösser anzuschauen, prachtvoll und kostbar." Er meint jene in ihrer Art mustergiltigen Landhäuser, von welchen die meisten 1529 durch die Florentiner selbst der Vertheidigung der Stadt — vergebens — geopfert wurden. [1])

In diesen Villen wie in denjenigen an der Brenta, in den lombardischen Vorbergen, am Posilipp und Vomero nahm dann auch die Geselligkeit einen freiern, ländlichen Charakter an als in den Sälen der Stadtpaläste. Das Zusammenwohnen der gastfrei Geladenen, die Jagd und der übrige

Verkehr im Freien werden hie und da ganz anmuthig geschildert. [1]) Aber auch die tiefste Geistesarbeit und das Edelste der Poesie ist bisweilen von einem solchen Landaufenthalt datirt.

Achtes Capitel.

Die Feste.

Es ist keine bloße Willkür, wenn wir an die Betrachtung des gesellschaftlichen Lebens die der festlichen Aufzüge und Aufführungen anknüpfen [2]). Die kunstvolle Pracht, welche das Italien der Renaissance dabei an den Tag legt [3]), wurde nur erreicht durch dasselbe Zusammenleben aller Stände, welches auch die Grundlage der italienischen Gesellschaft ausmacht. Im Norden hatten die Klöster, die Höfe und die Bürgerschaften ihre besonderen Feste und Aufführungen wie in Italien, allein dort waren dieselben nach Stil und Inhalt getrennt, hier dagegen durch eine allgemeine Bildung und Kunst zu einer gemeinsamen Höhe entwickelt. Die decorirende Architektur, welche diesen Festen zu Hilfe kam, verdient ein eigenes Blatt in der Kunstgeschichte, obgleich sie uns nur noch als ein Phantasiebild gegenübersteht, das wir aus den Beschreibungen zusammenlesen müssen. Hier beschäftigt uns das Fest selber als ein erhöhter Moment im Dasein des Volkes, wobei die religiösen, sittlichen und poetischen Ideale des letzteren eine sichtbare Gestalt annehmen. Das italienische Festwesen in seiner höhern Form ist ein wahrer Uebergang aus dem Leben in die Kunst.

Die beiden Hauptformen festlicher Aufführungen sind ursprünglich, wie überall im Abendlande, das Mysterium, d. h. die dramatisirte heilige Geschichte oder Legende und die Procession, d. h. der bei irgend einem kirchlichen Anlaß entstehende Prachtaufzug.

Nun waren in Italien schon die Aufführungen der Mysterien im Ganzen offenbar prachtvoller, zahlreicher und durch die parallele Entwicklung der bildenden Kunst und der Poesie geschmackvoller als anderswo. Sodann scheidet sich aus ihnen nicht blos wie im übrigen Abendlande zunächst die Posse aus und dann das übrige weltliche Drama, sondern frühe schon auch eine auf den schönen und reichen Anblick berechnete Pantomime mit Gesang und Ballett.

Aus der Procession aber entwickelt sich in den eben gelegenen italienischen Städten mit ihren breiten [1]) wohlgepflasterten Straßen der Trionfo, d. h. der Zug von Costümirten zu Wagen und zu Fuß, erst von überwiegend geistlicher, dann mehr und mehr von weltlicher Bedeutung. Fronleichnamsprocession [2]) und Carnevalszug berühren sich hier in einem gemeinsamen Prachtstil, welchem sich dann auch fürstliche Einzüge anschließen. Auch die übrigen Völker verlangten bei solchen Gelegenheiten bisweilen den größten Aufwand, in Italien allein aber bildete sich eine kunstgerechte Behandlungsweise, die den Zug als sinnvolles Ganzes componirte und ausstattete.

Was von diesen Dingen heute noch in Uebung ist, kann nur ein armer Ueberrest heißen. Kirchliche sowohl als fürstliche Aufzüge haben sich des dramatischen Elementes, der Costümirung, fast völlig entledigt, weil man den Spott fürchtet und weil die gebildeten Classen, welche ehemals diesen Dingen ihre volle Kraft widmeten, aus verschiedenen Gründen keine Freude mehr daran haben können. Auch am

Carneval sind die großen Maskenzüge außer Uebung. Was noch weiterlebt, wie z. B. die einzelnen geistlichen Masken bei Umzügen von Bruderschaften, ja selbst das pomphafte Rosalienfest zu Palermo, verräth deutlich, wie weit sich die höhere Bildung von diesen Dingen zurückgezogen hat.

Die volle Blüthe des Festwesens tritt erst mit dem entschiedenen Siege des Modernen, mit dem 15. Jahrhundert ein [1]), wenn nicht etwa Florenz dem übrigen Italien auch hierin vorangegangen war. Wenigstens war man hier schon früh quartierweise organisirt für öffentliche Aufführungen, welche einen sehr großen künstlerischen Aufwand voraussetzen. So jene Darstellung der Hölle auf einem Gerüst und auf Barken im Arno, 1. Mai 1304, wobei unter den Zuschauern die Brücke alla Carraja zusammenbrach [2]). Auch daß später Florentiner als Festkünstler, festaiuoli, im übrigen Italien reisen konnten [3]), beweist eine frühe Vervollkommnung zu Hause.

Suchen wir nun die wesentlichsten Vorzüge des italienischen Festwesens gegenüber dem Auslande vorläufig auszumitteln, so steht in erster Linie der Sinn des entwickelten Individuums für Darstellung des Individuellen, d. h. die Fähigkeit, eine vollständige Maske zu erfinden, zu tragen und zu agiren. Maler und Bildhauer halfen dann bei weitem nicht blos zur Decoration des Ortes, sondern auch zur Ausstattung der Personen mit, und gaben Tracht, Schminke (S. 114 f.) und anderweitige Ausstattung an. Das Zweite ist die Allverständlichkeit der poetischen Grundlage. Bei den Mysterien war dieselbe im ganzen Abendlande gleich groß, indem die biblischen und legendarischen Historien von vorn-

herein Jedermann bekannt waren, für alles übrige aber war Italien im Vortheil. Für die Recitationen einzelner heiliger oder profan-idealer Gestalten besaß es eine volltönende lyrische Poesie, welche Groß und Klein gleichmäßig hinreißen konnte [1]). Sodann verstand der größte Theil der Zuschauer (in den Städten) die mythologischen Figuren und errieth wenigstens leichter als irgendwo die allegorischen und geschichtlichen, weil sie einem allverbreiteten Bildungskreis entnommen waren.

Dieß bedarf einer nähern Bestimmung. Das ganze Mittelalter war die Zeit des Allegorisirens in vorzugsweisem Sinne gewesen; seine Theologie und Philosophie behandelte ihre Kategorien dergestalt als selbständige Wesen [2]), daß Dichtung und Kunst es scheinbar leicht hatten, dasjenige beizufügen, was noch zur Persönlichkeit fehlte. Hierin stehen alle Länder des Occidents auf gleicher Stufe; aus ihrer Gedankenwelt können sich überall Gestalten erzeugen, nur daß Ausstattung und Attribute in der Regel räthselhaft und unpopulär ausfallen werden. Letzteres ist auch in Italien häufig der Fall, und zwar selbst während der ganzen Renaissance und noch über dieselbe hinaus. Es genügt dazu, daß irgend ein Prädicat der betreffenden allegorischen Gestalt auf unrichtige Weise durch ein Attribut übersetzt werde. Selbst Dante ist durchaus nicht frei von solchen falschen Uebertragungen [3]), und aus der Dunkelheit seiner Allegorien überhaupt hat er sich bekanntlich eine wahre Ehre gemacht [4]). Petrarca in seinen Trionfi will wenigstens die Gestalten des Amor, der Keuschheit, des Todes, der Fama rc. deutlich, wenn auch in Kürze schildern. Andere dagegen überladen ihre Allegorien mit lauter verfehlten Attributen. In den Satiren des Vinciguerra [5]) z. B. wird der Neid mit „rauhen eisernen Zähnen,“ die Gefräßigkeit als sich auf die Lippen beißend, mit wirrem

struppigem Haar rc. geschildert, letzteres wahrscheinlich um sie als gleichgiltig gegen alles, was nicht essen ist zu bezeichnen. Wie übel sich vollends die bildende Kunst bei solchen Mißverständnissen befand, können wir hier nicht erörtern. Sie durfte sich wie die Poesie glücklich schätzen, wenn die Allegorie durch eine mythologische Gestalt, d. h. durch eine vom Alterthum her vor der Absurdität gesicherte Kunstform ausgedrückt werden konnte, wenn statt des Krieges Mars, statt der Jagdlust Diana [1]) rc. zu gebrauchen war.

Nun gab es in Kunst und Dichtung auch besser gelungene Allegorien, und von denjenigen Figuren dieser Art, welche bei italienischen Festzügen auftraten, wird man wenigstens annehmen dürfen, daß das Publicum sie deutlich und sprechend charakterisirt verlangte, weil es durch seine sonstige Bildung angeleitet war, dergleichen zu verstehen. Auswärts, zumal am burgundischen Hofe, ließ man sich damals noch sehr undeutsame Figuren, auch bloße Symbole gefallen, weil es noch eine Sache der Vornehmheit war, eingeweiht zu sein oder zu scheinen. Bei dem berühmten Fasanengelübde von 1453 [2]) ist die schöne junge Reiterin, welche als Freudenkönigin daherzieht, die einzige erfreuliche Allegorie; die colossalen Tischaufsätze mit Automaten und lebendigen Personen sind entweder bloße Spielereien oder mit einer platten moralischen Zwangsauslegung behaftet. In einer nackten weiblichen Statue am Buffet, die ein lebendiger Löwe hütete, sollte man Constantinopel und seinen künftigen Retter, den Herzog von Burgund ahnen. Der Rest, mit Ausnahme einer Pantomime (Jason in Kolchis) erscheint entweder sehr tiefsinnig oder ganz sinnlos; der Beschreiber des Festes, Olivier selbst, kam als „Kirche" costumirt in dem Thurme auf dem Rücken eines Elephanten, den ein

Riese führte, und sang eine lange Klage über den Sieg der Ungläubigen [1]).

Wenn aber auch die Allegorien der italienischen Dichtungen, Kunstwerke und Feste an Geschmack und Zusammenhang im Ganzen höher stehen, so bilden sie doch nicht die starke Seite. Der entscheidende Vortheil [2]) lag vielmehr darin, daß man hier außer den Personificationen des Allgemeinen auch historische Repräsentanten desselben Allgemeinen in Menge kannte, daß man an die dichterische Aufzählung wie an die künstlerische Darstellung zahlreicher berühmter Individuen gewöhnt war. Die göttliche Comödie, die Trionfi des Petrarca, die amorosa Visione des Boccaccio — lauter Werke, welche hierauf gegründet sind — außerdem die ganze große Ausweitung der Bildung durch das Alterthum hatten die Nation mit diesem historischen Elemente vertraut gemacht. Und nun erschienen diese Gestalten auch bei Festzügen entweder völlig individualisirt, als bestimmte Masken, oder wenigstens als Gruppen, als charakteristisches Geleite einer allegorischen Hauptfigur oder Hauptsache. Man lernte dabei überhaupt gruppenweise componiren, zu einer Zeit, da die prachtvollsten Aufführungen im Norden zwischen unergründliche Symbolik und buntes sinnloses Spiel getheilt waren.

Wir beginnen mit der vielleicht ältesten Gattung, den Mysterien [3]). Sie gleichen im Ganzen denjenigen des übrigen Europa; auch hier werden auf öffentlichen Plätzen, in Kirchen, in Klosterkreuzgängen große Gerüste errichtet, welche oben ein verschließbares Paradies, ganz unten bisweilen eine Hölle enthalten und dazwischen die eigentliche Scena, welche sämmtliche irdische Localitäten des Drama's neben einander darstellt; auch hier beginnt das biblische oder legendarische Drama nicht selten mit einem theologischen

Vordialog von Aposteln, Kirchenvätern, Propheten, Sibyllen und Tugenden und schließt je nach Umständen mit einem Tanz. Daß die halbkomischen Intermezzi von Nebenpersonen in Italien ebenfalls nicht fehlen, scheint sich von selbst zu verstehen, doch tritt dies Element nicht so derb hervor wie im Norden[1]). Für das Auf- und Niederschweben auf künstlichen Maschinen, einen Hauptreiz aller Schaulust, war in Italien wahrscheinlich die Uebung viel größer als anderswo, und bei den Florentinern gab es schon im 14. Jahrhundert spöttische Reden, wenn die Sache nicht ganz geschickt ging[2]). Bald darauf erfand Brunellesco für das Annunziatenfest auf Piazza S. Felice jenen unbeschreiblich kunstreichen Apparat einer von zwei Engelkreisen umschwebten Himmelskugel, von welcher Gabriel in einer mandelförmigen Maschine niederflog, und Cecca gab Ideen und Mechanik für ähnliche Feste an[3]). Die geistlichen Bruderschaften, oder die Quartiere, welche die Besorgung und zum Theil die Aufführung selbst übernahmen, verlangten je nach Maßgabe ihres Reichthums wenigstens in den größeren Städten den Aufwand aller erreichbaren Mittel der Kunst. Ebendasselbe darf man voraussetzen, wenn bei großen fürstlichen Festen neben dem weltlichen Drama oder der Pantomime auch noch Mysterien aufgeführt werden. Der Hof des Pietro Riario (Bd. 1, S. 101), der von Ferrara ꝛc. ließen es dabei gewiß nicht an der ersinnlichsten Pracht fehlen[4]). Vergegenwärtigt man sich das scenische Talent und die reichen Trachten der Schauspieler, die Darstellung der Oertlichkeiten durch ideale Decorationen des damaligen Baustils, durch Laubwerk und Teppiche, endlich als Hintergrund die Prachtbauten der Piazza einer großen Stadt oder die lichten Säulenhallen eines Palasthofes, eines großen Klosterhofes, so ergiebt sich ein überaus reiches Bild. Wie aber das weltliche Drama eben durch

eine solche Ausstattung zu Schaden kam, so ist auch wohl die höhere poetische Entwicklung des Mysteriums selber durch dieses unmäßige Vordrängen der Schaulust gehemmt worden. In den erhaltenen Texten findet man ein meist sehr dürftiges dramatisches Gewebe mit einzelnen schönen lyrisch-rhetorischen Stellen, aber nichts von jenem großartigen symbolischen Schwung, der die „Autos sagramentales“ eines Calderon auszeichnet.

Bisweilen mag in kleineren Städten, bei ärmerer Ausstattung, die Wirkung dieser geistlichen Dramen auf das Gemüth eine stärkere gewesen sein. Es kommt vor [1], daß einer jener großen Bußprediger, von welchen im letzten Abschnitt die Rede sein wird, Roberto da Lecce, den Kreis seiner Fastenpredigten während der Pestzeit 1448 in Perugia mit einer Charfreitagsaufführung der Passion streng nach der Darstellung des N. T. beschließt; nur wenige Personen traten auf, aber das ganze Volk weinte laut. Freilich kamen bei solchen Anläßen Rührungsmittel zur Anwendung, welche dem Gebiet des herbsten Naturalismus entnommen waren. Es bildet eine Parallele zu den Gemälden eines Matteo da Siena, zu den Thongruppen eines Guido Mazzoni, wenn der den Christus vorstellende Autor mit Striemen bedeckt und scheinbar Blut schwitzend, ja aus der Seitenwunde blutend auftreten mußte [2].

Die besonderen Anläße zur Aufführung von Mysterien, abgesehen von gewissen großen Kirchenfesten, fürstlichen Vermählungen rc. sind sehr verschieden. Als z. B. S. Bernardino von Siena durch den Papst heilig gesprochen wurde (1450), gab es, wahrscheinlich auf dem großen Platz seiner Vaterstadt, eine Art von dramatischer Nachahmung (rappresentazione) seiner Canonisation [3], und zweitägige Feste in der ganzen Stadt nebst Speise und Trank für Jedermann. Oder ein gelehrter Mönch feiert seine Promotion zum Doktor der

Theologie durch Aufführung der Legende des Stadtpatrons[1]). König Carl VIII. war kaum nach Italien hinabgestiegen, als ihn die Herzogin Wittwe Blanca von Savoyen zu Turin mit einer Art von halbgeistlicher Pantomime empfing[2]), wobei zuerst eine Hirtenscene „das Gesetz der Natur“, dann ein Zug der Erzväter „das Gesetz der Gnade“ vorzustellen censirt war; darauf folgten die Geschichten des Lancelot vom See, und die „von Athen“. Und sowie der König nur in Chieri anlangte, wartete man ihm wieder mit einer Pantomime auf, die ein Wochenbette mit vornehmem Besuch darstellte.

Wenn aber irgend ein Kirchenfest einen allgemeinen Anspruch auf die höchste Anstrengung hatte, so war es Fronleichnam, an dessen Feier sich ja in Spanien jene besondere Gattung von Poesie (S. 150) anschloß. Für Italien besitzen wir wenigstens die pomphafte Schilderung des Corpus Domini, welches Pius II. 1462 in Viterbo abhielt[3]). Der Zug selber, welcher sich von einem colossalen Prachtzelt vor S. Francesco durch die Hauptstraße nach dem Domplatz bewegte, war das wenigste dabei; die Cardinäle und reicheren Prälaten hatten den Weg stückweise unter sich vertheilt und nicht nur für fortlaufende Schattentücher, Mauerteppiche[4]), Kränze u. dgl. gesorgt, sondern lauter eigene Schaubühnen errichtet, wo während des Zuges kurze historische und allegorische Scenen aufgeführt wurden. Man ersieht aus dem Bericht nicht ganz klar, ob Alles von Menschen oder Einiges von drapirten Figuren dargestellt wurde[5]); jedenfalls war der Aufwand sehr groß. Da sah man einen leidenden Christus zwischen singenden Engelknaben, ein Abendmahl in Verbindung mit der Gestalt des S. Thomas von Aquino; den Kampf des Erzengels Michael mit den Dämonen; Brunnen mit Wein und Orchester von Engeln; ein Grab des Herrn mit der ganzen Scene der Auferstehung; endlich auf dem Domplatz das

Grab der Maria, welches sich nach dem Hochamt und dem Segen eröffnete; von Engeln getragen schwebte die Mutter Gottes singend nach dem Paradies, wo Christus sie krönte und dem ewigen Vater zuführte.

In der Reihe jener Scenen an der Hauptstraße sticht diejenige des Cardinal Vicekanzlers Roderigo Borgia — des spätern Alexander VI. — besonders hervor durch Pomp und dunkle Allegorie[1]). Außerdem tritt dabei die damals beginnende Vorliebe für festlichen Kanonendonner[2]) zu Tage, welche dem Haus Borgia noch ganz besonders eigen war.

Kürzer geht Pius II. hinweg über die in demselben Jahr zu Rom abgehaltene Procession mit dem aus Griechenland erworbenen Schädel des h. Andreas. Auch dabei zeichnete sich Roderigo Borgia durch besondere Pracht aus, sonst aber hatte das Fest etwas Profanes, indem sich außer den nie fehlenden Musikengeln auch noch andere Masken zeigten, auch „starke Männer“, d. h. Herculesse, welche allerlei Turnkünste mögen vorgebracht haben.

Die rein oder überwiegend weltlichen Aufführungen waren besonders an den größeren Fürstenhöfen ganz wesentlich auf die geschmackvolle Pracht des Anblicks berechnet, dessen einzelne Elemente in einem mythologischen und allegorischen Zusammenhang standen, soweit ein solcher sich gerne und angenehm errathen ließ. Das Barocke fehlte nicht: riesige Thierfiguren, aus welchen plötzlich Schaaren von Masken herauskamen, wie z. B. bei einem fürstlichen Empfang (1465) zu Siena[3]) aus einer goldenen Wölfin ein ganzes Ballet von zwölf Personen hervorstieg; belebte Tafelaufsätze, wenn auch nicht in der sinnlosen Dimension wie beim Herzog von Burgund (S. 147); das Meiste aber hatte einen künstlerischen

und poetischen Zug. Die Vermischung des Drama's mit der Pantomime am Hofe von Ferrara wurde bereits bei Anlaß der Poesie (S. 36) geschildert. Weltberühmt waren dann die Festlichkeiten, welche Cardinal Pietro Riario 1473 in Rom gab, bei der Durchreise der zur Braut des Prinzen Ercole von Ferrara bestimmten Lianora von Aragon [1]). Die eigentlichen Dramen sind hier noch lauter Mysterien kirchlichen Inhalts, die Pantomimen dagegen mythologisch; man sah Orpheus mit den Thieren, Perseus und Andromeda, Ceres von Drachen, Bacchus und Ariadne von Panthern gezogen, dann die Erziehung des Achill; hierauf ein Ballet der berühmten Liebespaare der Urzeit und einer Schaar von Nymphen; dieses wurde unterbrochen durch einen Ueberfall räuberischer Centauren, welche dann Hercules besiegte und von dannen jagte. Eine Kleinigkeit, aber für den damaligen Formensinn bezeichnend, ist folgende: Wenn bei allen Festen lebende Figuren als Statuen in Nischen, auf und an Pfeilern und Triumphbogen vorkamen und sich dann doch mit Gesang und Declamation als lebend erwiesen, so waren sie dazu durch natürliche Farbe und Gewandung berechtigt; in den Sälen des Riario aber fand sich unter anderen ein lebendes und doch völlig vergoldetes Kind, welches aus einem Brunnen Wasser um sich spritzte [2]).

Andere glänzende Pantomimen dieser Art gab es in Bologna bei der Hochzeit des Annibale Bentivoglio mit Lucrezia von Este [3]); statt des Orchesters wurden Chöre gesungen, während die Schönste aus Dianens Nymphenschaar zur Juno Pronuba hinüberfloh, während Venus mit einem Löwen, d. h. hier nur einem täuschend verkappten Menschen sich unter einem Ballet wilder Männer bewegte; dabei stellte die Decoration ganz naturwahr einen Hain vor. In Venedig feierte man 1491 die Anwesenheit der Fürstinen Leonora und Bea-

trice von Este [1]) durch Einholung mit den Bucintoro, Wettrudern und eine prächtige Pantomime „Meleager" im Hof des Dogenpalastes. In Mailand leitete Lionardo da Vinci [2]) die Feste des Herzogs und auch diejenigen anderer Großen; eine seiner Maschinen, welche wohl mit derjenigen des Brunellesco (S. 149) wetteifern mochte, stellte in colossaler Größe das Himmelssystem in voller Bewegung dar; jedesmal wenn sich ein Planet der Braut des jüngern Herzogs, Isabella, näherte, trat der betreffende Gott aus der Kugel hervor [3]) und sang die vom Hofdichter Bellincioni gedichteten Verse (1489). Bei einem andern Feste (1493) paradirte unter anderen schon das Modell zur Reiterstatue des Francesco Sforza, und zwar unter einem Triumphbogen auf dem Castellplatz. Aus Vasari ist weiter bekannt, mit welch sinnreichen Automaten Lionardo in der Folge die französischen Könige als Herren von Mailand bewillkommnen half. Aber auch in kleineren Städten strengte man sich bisweilen sehr an. Als Herzog Borso (Bd. 1, S. 49) 1453 zur Huldigung nach Reggio kam [4]), empfing man ihn am Thor mit einer großen Maschine, auf welcher S. Prospero, der Stadtpatron, zu schweben schien, überschattet durch einen von Engeln gehaltenen Baldachin, unter ihm eine drehende Scheibe mit acht Musikengeln, deren zwei sich hierauf von dem Heiligen die Stadtschlüssel und das Scepter erbaten, um beides dem Herzog zu überreichen, wobei Engel und Heilige Reden zum Lobe des Herzogs hielten. Dann folgte ein durch verdeckte Pferde bewegbares Gerüst, welches einen leeren Thron enthielt, hinten eine stehende Justitia mit einem Genius als Diener, an den Ecken vier greise Gesetzgeber, umgeben von sechs Engeln mit Fahnen; zu beiden Seiten geharnischte Reiter, ebenfalls mit Fahnen; es versteht sich, daß auch der Genius und die Göttin den Herzog nicht ohne Anrede ziehen ließen.

Ein zweiter Wagen, wie es scheint von einem Einhorn gezogen, trug eine Caritas mit brennender Fackel; dazwischen aber hatte man sich das antike Vergnügen eines von verborgenen Menschen vorwärts getriebenen Schiffwagens nicht versagen mögen. Dieser und die beiden Allegorien zogen nun dem Herzog voran; aber schon vor S. Pietro wurde wieder stille gehalten; ein heil. Petrus schwebte mit zwei Engeln in einer runden Glorie von der Fassade hernieder bis zum Herzog, setzte ihm einen Lorbeerkranz auf und schwebte wieder empor [1]. Auch noch für eine andere rein kirchliche Allegorie hatte der Clerus hier gesorgt; auf zwei hohen Säulen standen „der Götzendienst" und die „Fides"; nachdem letztere, ein schönes Mädchen, ihren Gruß hergesagt, stürzte die andere Säule sammt ihrer Puppe zusammen. Weiterhin begegnete man einem „Casär" mit sieben schönen Weibern, welche er dem Borso als die Tugenden präsentirte, welche derselbe zu erstreben habe. Endlich gelangte man zum Dom, nach dem Gottesdienst aber nahm Borso wieder draußen auf einem hohen goldenen Throne Platz, wo ein Theil der schon genannten Masken ihn noch einmal becomplimentirte. Den Schluß machten drei von einem nahen Gebäude niederschwebende Engel, welche ihm unter holdem Gesange Palmzweige als Sinnbilder des Friedens überreichten.

Betrachten wir nun diejenigen Festlichkeiten, wobei der bewegte Zug selber die Hauptsache ist.

Ohne Zweifel gewährten die kirchlichen Processionen seit dem frühen Mittelalter einen Anlaß zur Maskirung, mochten nun Engelkinder das Sacrament, die herumgetragenen heiligen Bilder und Reliquien begleiten, oder Personen der

Passion im Zuge mitgehen, etwa Christus mit dem Kreuz, die Schächer und Kriegsknechte, die heiligen Frauen. Allein mit großen Kirchenfesten verbindet sich schon frühe die Idee eines städtischen Aufzuges, der nach der naiven Art des Mittelalters eine Menge profaner Bestandtheile verträgt. Merkwürdig ist besonders der aus dem Heidenthum herübergenommene [1]) Schiffwagen, carrus navalis, der, wie schon an einem Beispiel bemerkt wurde, bei Festen sehr verschiedener Art mitgeführt werden mochte, dessen Name aber vorzugsweise auf dem „Carneval“ haften blieb. Ein solches Schiff konnte freilich als heiter ausgestattetes Prachtstück die Beschauer vergnügen, ohne daß man sich irgend noch der frühern Bedeutung bewußt war, und als z. B. Isabella von England mit ihrem Bräutigam Kaiser Friedrich II. in Köln zusammenkam, fuhren ihr eine ganze Anzahl von Schiffwagen mit musicirenden Geistlichen, von verdeckten Pferden gezogen, entgegen.

Aber die kirchliche Procession konnte nicht nur durch Zuthaten aller Art verherrlicht, sondern auch durch einen Zug geistlicher Masken geradezu ersetzt werden. Einen Anlaß hierzu gewährte vielleicht schon der Zug der zu einem Mysterium gehenden Schauspieler durch die Hauptstraßen einer Stadt, frühe aber möchte sich eine Gattung geistlicher Festzüge auch unabhängig hiervon gebildet haben. Dante schildert [2]) den „trionfo“ der Beatrice mit den vierundzwanzig Aeltesten der Offenbarung, den vier mystischen Thieren, den drei christlichen und den vier Cardinaltugenden, S. Lucas, S. Paulus und anderen Aposteln in einer solchen Weise, daß man beinahe genöthigt ist, das wirkliche frühe Vorkommen solcher Züge vorauszusetzen. Dieß verräth sich hauptsächlich durch den Wagen, auf welchem Beatrice fährt, und welcher in dem visionären Wunderwald nicht nöthig wäre, ja auffallend

heißen darf. Oder hat Dante etwa den Wagen nur als wesentliches Symbol des Triumphirens betrachtet, und ist vollends erst sein Gedicht die Anregung zu solchen Zügen geworden, deren Form von dem Triumph römischer Imperatoren entlehnt war? Wie dem nun auch sei, jedenfalls haben Poesie und Theologie an dem Sinnbilde mit Vorliebe festgehalten. Savonarola in seinem „Triumph des Kreuzes" stellt[1]) Christus auf einem Triumphwagen vor, über ihm die leuchtende Kugel der Dreifaltigkeit, in seiner Linken das Kreuz, in seiner Rechten die beiden Testamente; tiefer hinab die Jungfrau Maria; vor dem Wagen Patriarchen, Propheten, Apostel und Prediger; zu beiden Seiten die Märtyrer und die Doctoren mit den aufgeschlagenen Büchern; hinter ihm alles Volk der Bekehrten; in weiterer Entfernung die unzähligen Haufen der Feinde, Kaiser, Mächtige, Philosophen, Ketzer, alle besiegt, ihre Götzenbilder zerstört, ihre Bücher verbrannt. (Eine als Holzschnitt bekannte große Composition Tizian's kommt dieser Schilderung ziemlich nahe.) Von Sabellico's (Bd. 1, S. 62 fg.) dreizehn Elegien auf die Mutter Gottes enthalten die neunte und die zehnte einen umständlichen Triumphzug derselben, reich mit Allegorien ausgestattet und hauptsächlich interessant durch denselben antivisionären, räumlich wirklichen Charakter, den die realistische Malerei des 15. Jahrhunderts solchen Scenen mittheilt.

Weit häufiger aber als diese geistlichen Trionfi waren jedenfalls die weltlichen, nach dem unmittelbaren Vorbild eines römischen Imperatorenzuges, wie man es aus antiken Reliefs kannte und aus den Schriftstellern ergänzte[2]). Die Geschichtsanschauung der damaligen Italiener, womit dieß zusammenhing, ist oben (Bd. 1, S. 171, 223 fg.) geschildert worden.

Zunächst gab es hier und da wirkliche Einzüge siegreicher

Eroberer, welche man möglichst jenem Vorbilde zu nähern suchte, auch gegen den Geschmack des Triumphators selbst. Francesco Sforza hatte (1450) die Kraft, bei seinem Einzug in Mailand den bereit gehaltenen Triumphwagen auszuschlagen, indem dergleichen ein Aberglaube der Könige sei [1]). Alfonso der Große, bei seinem Einzug [2]) in Neapel (1443) enthielt sich wenigstens des Lorbeerkranzes, welchen bekanntlich Napoleon bei seiner Krönung in Notredame nicht verschmähte. Im Uebrigen war Alfonso's Zug (durch eine Mauerbresche und dann durch die Stadt bis zum Dom) ein wundersames Gemisch von antiken, allegorischen und rein possirlichen Bestandtheilen. Der von vier weißen Pferden gezogene Wagen, auf welchem er thronend saß, war gewaltig hoch und ganz vergoldet; zwanzig Patricier trugen die Stangen des Baldachins von Goldstoff, in dessen Schatten er einherfuhr. Der Theil des Zuges, den die anwesenden Florentiner übernommen hatten, bestand zunächst aus eleganten jungen Reitern, welche kunstreich ihre Speere schwangen, aus einem Wagen mit der Fortuna und aus sieben Tugenden zu Pferde. Die Glücksgöttin [3]) war nach derselben unerbittlichen Allegorik, welcher sich damals auch die Künstler bisweilen fügten, nur am Vorderhaupt behaart, hinten kahl, und der auf einem untern Absatz des Wagens befindliche Genius, welcher das leichte Zerrinnen des Glückes vorstellte, mußte deshalb die Füße in einem Wasserbecken stehen (?) haben. Dann folgte, von derselben Nation ausgestattet, eine Schaar von Reitern in den Trachten verschiedener Völker, auch als fremde Fürsten und Große costumirt, und nun auf hohem Wagen, über einer drehenden Weltkugel ein lorbeergekrönter Julius Cäsar [1]), welcher dem König in italienischen Versen alle bisherigen Allegorien erklärte und sich dann dem Zuge einordnete. Sechzig Florentiner, alle in Purpur und Schar-

lach, machten den Beschluß dieser prächtigen Exhibition der festkundigen Heimath. Dann aber kam eine Schaar von Catalanen zu Fuß, mit vorn und hinten angebundenen Scheinpferdchen und führten gegen eine Türkenschaar ein Scheingefecht auf, ganz als sollte das florentinische Pathos verspottet werden. Darauf fuhr ein gewaltiger Thurm einher, dessen Thür von einem Engel mit einem Schwert bewacht wurde; oben standen wiederum vier Tugenden, welche den König, jede besonders, ansangen. Der übrige Pomp des Zuges war nicht besonders charakteristisch.

Beim Einzug Ludwig's XII. in Mailand 1507[1]) gab es außer dem unvermeidlichen Wagen mit Tugenden auch ein lebendes Bild: Jupiter, Mars und eine von einem großen Netz umgebene Italia, ein Bild für das ganz dem Willen des Königs sich ergebende Land; hernach kam ein mit Trophäen beladener Wagen u. s. w.

Wo aber in Wirklichkeit keine Siegeszüge zu feiern waren, da hielt die Poesie sich und die Fürsten schadlos. Petrarca und Boccaccio hatten (S. 146) die Repräsentanten jeder Art von Ruhm als Begleiter und Umgebung einer allegorischen Gestalt aufgezählt; jetzt werden die Celebritäten der ganzen Vorzeit zum Gefolge von Fürsten. Die Dichterin Cleofe Gabrielli von Gubbio besang[2]) in diesem Sinne den Borso von Ferrara. Sie gab ihm zum Geleit sieben Königinnen (die freien Künste nämlich), mit welchen er einen Wagen besteigt, ferner ganze Schaaren von Helden, welche zu leichterer Unterscheidung ihre Namen an der Stirn geschrieben tragen; hernach folgen alle berühmten Dichter; die Götter aber kommen auf Wagen mitgefahren. Um diese Zeit ist überhaupt des mythologischen und allegorischen Herumkutschirens kein Ende, und auch das wichtigste erhaltene Kunstwerk aus Borso's Zeiten, der Freskencyclus im Palast Schifanoja, weist

einen ganzen Fries dieses Inhalts auf[1]). Raffael, als er die Camera della Segnatura auszumalen hatte, bekam überhaupt diesen ganzen Gedankenkreis schon in recht ausgelebter, entweihter Gestalt in seine Hände. Wie er ihm eine neue und letzte Weihe gab, wird denn auch ein Gegenstand ewiger Bewunderung bleiben.

Die eigentlichen triumphalen Einzüge von Eroberern waren nur Ausnahmen. Jeder festliche Zug aber, mochte er irgend ein Ereigniß verherrlichen oder nur um seiner selber willen vorhanden sein, nahm mehr oder weniger den Charakter und fast immer den Namen eines Trionfo an. Es ist ein Wunder, daß man nicht auch die Leichenbegängnisse in diesen Kreis hineinzog[2]).

Für's Erste führte man am Carneval und bei anderen Anläßen Triumphe bestimmter altrömischer Feldherrn auf. So in Florenz den des Paulus Aemilius (unter Lorenzo magnifico), den des Camillus (beim Besuche Leo's X.), beide unter der Leitung des Malers Francesco Grannacci[3]). In Rom war das erste vollständig ausgestattete Fest dieser Art der Triumph des Augustus nach dem Siege über Cleopatra[4]), unter Paul II., wobei außer heiteren und mythologischen Masken (die ja auch den antiken Triumphen nicht fehlten) auch alle anderen Requisite vorkamen: gefesselte Könige, seidene Schrifttafeln mit Volks- und Senatsbeschlüssen, ein antik costumirter Scheinsenat nebst Aedilen, Quästoren, Prätoren ꝛc., vier Wagen voll singender Masken, und ohne Zweifel auch Trophäenwagen. Andere Aufzüge versinnlichten mehr im Allgemeinen die alte Weltherrschaft Roms, und gegenüber der wirklich vorhandenen Türkengefahr prahlte man etwa mit einer Cavalcade gefangener Türken auf Kameelen. Später, im Carneval 1500, ließ Cesare Borgia, mit kecker Beziehung auf seine Person, den Triumph Julius Cäsar's,

eilf prächtige Wagen stark, aufführen[1], gewiß zum Aergerniß der Jubiläumspilger (Bd. 1, S. 110). — Sehr schöne und geschmackvolle Trionfi von allgemeiner Bedeutung waren die von zwei wetteifernden Gesellschaften in Florenz 1513 zur Feier der Wahl Leo's X. aufgeführten[2]): der eine stellte die drei Lebensalter der Menschen dar, der andere die Weltalter, sinnvoll eingekleidet in fünf Bilder aus der Geschichte Roms und in zwei Allegorien, welche das goldene Zeitalter Saturns und dessen endliche Wiederbringung schilderten. Die phantasiereiche Verzierung der Wagen, wenn große florentinische Künstler sich dazu hergaben, machte einen solchen Eindruck, daß man eine bleibende, periodische Wiederholung solcher Schauspiele wünschenswerth fand. Bisher hatten die Unterthanenstädte am alljährlichen Huldigungstag ihre symbolischen Geschenke (kostbare Stoffe und Wachskerzen) einfach überreicht; jetzt[3]) ließ die Kaufmannsgilde einstweilen zehn Wagen bauen (wozu in der Folge noch mehrere kommen sollten), nicht sowohl um die Tribute zu tragen als um sie zu symbolisiren, und Andrea del Sarto, der einige davon ausschmückte, gab denselben ohne Zweifel die herrlichste Gestalt. Solche Tribut- und Trophäenwagen gehörten bereits zu jeder festlichen Gelegenheit, auch wenn man nicht viel aufzuwenden hatte. Die Sienesen proclamirten 1477 das Bündniß zwischen Ferrante und Sixtus IV., an welchem auch sie theilnahmen, durch das Herumführen eines Wagens, in welchem „Einer als Friedensgöttin gekleidet auf einem Harnisch und anderen Waffen stand[4])".

Bei den venezianischen Festen entwickelte statt der Wagen die Wasserfahrt eine wundersame, phantastische Herrlichkeit. Eine Ausfahrt des Bucintoro zum Empfang der Fürstinnen Leonora und Beatrice von Ferrara 1491 (S. 154) wird uns als ein ganz mährchenhaftes Schauspiel geschildert[5]): ihm

zogen voran zahllose Schiffe mit Teppichen und Guirlanden, besetzt mit prächtig costumirter Jugend; auf Schwebemaschinen bewegten sich ringsum Genien mit Attributen der Götter; weiter unten waren Andere in Gestalt von Tritonen und Nymphen gruppirt; überall Gesang, Wohlgerüche und das Flattern goldgestickter Fahnen. Auf den Bucintoro folgte dann ein solcher Schwarm von Barken aller Art, daß man wohl eine Miglie weit (octo stadia sagt der gelehrte Beschreiber) das Wasser nicht mehr sah. Von den übrigen Festlichkeiten, welche einige Tage später gefeiert werden, ist außer der schon oben genannten Pantomime besonders eine Regatta von fünfzig starken Mädchen erwähnenswerth als etwas Neues. Im 16. Jahrhundert[1]) war der Adel in besondere Corporationen zur Abhaltung von Festlichkeiten getheilt, deren Hauptstück irgend eine ungeheure Maschine auf einem Schiff ausmachte. So bewegte sich z. B. 1541 bei einem Fest der Sempiterni durch den großen Canal ein rundes „Weltall", in dessen offenem Innern ein prächtiger Ball gehalten wurde. Auch der Carneval war hier berühmt durch Bälle, Aufzüge und Aufführungen aller Art. Bisweilen fand man selbst den Marcusplatz groß genug, um nicht nur Turniere (S. 68, 110), sondern auch Trionfi nach festländischer Art darauf abzuhalten. Bei einem Friedensfest[2]) übernahmen die frommen Brüderschaften (scuole) jede ihr Stück eines solchen Zuges und suchten eine die andre durch Pracht und Aufwand zu überbieten. Da sah man zwischen goldenen Candelabern mit rothen Wachskerzen, zwischen Schaaren von Musikern und von Flügelknaben mit goldenen Schalen und Füllhörnern einen Wagen, auf welchem Noah und David beisammen thronten; dann kam Abigail, ein mit Schätzen beladenes Kameel führend, und ein zweiter Wagen mit einer Gruppe politischen Inhalts: Italia zwischen Venezia und

Liguria, die beiden letzteren mit ihren Wappen, die erste mit einem Storch, dem Sinnbild der Eintracht, und auf einer erhöhten Stufe drei weibliche Genien mit den Wappen der drei verbündeten Fürsten, des Papstes Alexander VI, des Kaisers Maximilian und des Königs von Spanien. Es folgte unter anderen eine Weltkugel mit Sternbildern ringsum, wie es scheint. Auf anderen Wagen fuhren jene Fürsten in leibhaftiger Darstellung mit, sammt Dienern nnd Wappen, wenn wir die Aussage richtig deuten [1]). Auch fehlte bei diesen und ähnlichen Zügen die Musik nicht.

Der eigentliche Carneval, abgesehen von den großen Aufzügen, hatte vielleicht im 15. Jahrhundert nirgends eine so vielartige Physiognomie als in Rom [2]). Hier waren zunächst die Wettrennen am reichsten abgestuft; es gab solche von Pferden, Büffeln, Eseln, dann von Alten, von Burschen, von Juden u. s. w. Paul II. speiste auch wohl das Volk in Masse vor dem Palazzo di Venezia, wo er wohnte. Sodann hatten die Spiele auf Piazza Navona, welche vielleicht seit der antiken Zeit nie ganz ausgestorben waren, einen kriegerisch prächtigen Charakter; es war ein Scheingefecht von Reitern und eine Parade der bewaffneten Bürgerschaft. Ferner war die Maskenfreiheit sehr groß und dehnte sich bisweilen über mehrere Monate aus [3]). Sixtus IV. scheute sich nicht, in den volkreichsten Gegenden der Stadt, auf Campo Fiore und bei den Banchi, durch Schwärme von Masken hindurch zu passiren, nur einem beabsichtigten Besuch von Masken im Vatican wich er aus. Unter Innocenz VIII. erreichte eine schon früher vorkommende Unsitte der Cardinäle ihre Vollendung; im Carneval 1491 sandten sie einander Wagen voll prächtig costumirter Masken, Buffonen und Sängern zu, welche scandalöse Verse hersagten; sie waren freilich von Reitern begleitet [4]). — Außer dem Car-

neval scheinen die Römer zuerst den Werth eines großen Fackelzuges erkannt zu haben. Als Pius II. 1459 vom Congreß von Mantua zurückkam [1]), wartete ihm das ganze Volk mit einem Fackelritt auf, welcher sich vor dem Palast in einem leuchtenden Kreise herum bewegte. Sixtus IV. fand indeß einmal für gut, eine solche nächtliche Aufwartung des Volkes, das mit Fackeln und Oelzweigen kommen wollte, nicht anzunehmen [2]).

Der florentinische Carneval aber übertraf den römischen durch eine bestimmte Art von Aufzügen, welche auch in der Literatur ihr Denkmal hinterlassen hat [3]). Zwischen einem Schwarme von Masken zu Fuß und zu Roß erscheint ein gewaltiger Wagen in irgend einer Phantasieform, und auf diesem entweder eine herrschende allegorische Gestalt oder Gruppe sammt den ihr zukommenden Gefährten, z. B. die Eifersucht mit vier bebrillten Gesichtern an einem Kopfe, die vier Temperamente (S. 25) mit den ihnen zukommenden Planeten, die drei Parzen, die Klugheit thronend über Hoffnung und Furcht, die gefesselt vor ihr liegen, die vier Elemente, Lebensalter, Winde, Jahreszeiten u. s. w.; auch der berühmte Wagen des Todes mit den Särgen, die sich dann öffneten. Oder es fuhr einher eine prächtige mythologische Scene, Bacchus und Ariadne, Paris und Helena 2c. Oder endlich ein Chor von Leuten, welche zusammen einen Stand, eine Kategorie ausmachten, z. B. die Bettler, die Jäger mit Nymphen, die armen Seelen, welche im Leben unbarmherzige Weiber gewesen, die Eremiten, die Landstreicher, die Astrologen, die Teufel, die Verkäufer bestimmter Waaren, ja sogar einmal il popolo, die Leute als solche, die sich dann in ihrem Gesang als schlechte Sorte überhaupt anklagen müssen. Die Gesänge nämlich, welche gesammelt und erhalten sind, geben bald in pathetischer, bald in launiger, bald in höchst

unzüchtiger Weise die Erklärung des Zuges. Auch dem Lorenzo magnifico werden einige der schlimmsten zugeschrieben, wahrscheinlich, weil sich der wahre Autor nicht zu nennen wagte; gewiß aber ist von ihm der sehr schöne Gesang zur Scene mit Bacchus und Ariadne, dessen Refrain aus dem 15. Jahrhundert zu uns herübertönt wie eine wehmüthige Ahnung der kurzen Herrlichkeit der Renaissance selbst:

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza.

Anmerkungen.

S. 104, Anm. 1) Bei dem piemontesischen Adel fiel das Wohnen auf den Landschlössern als eine Ausnahme auf. Bandello, Parte II, Nov. 7 (?).

2) Dieß schon lange vor dem Bücherdruck. Eine Menge Manuscripte, und von den besten, gehörten florentinischen Arbeitern. Ohne Savonarola's Opferbrand wären noch viel mehr davon vorhanden. Vgl. Bd. 1, S. 246.

3) Dante, de monarchia L. II, cap. 3.

S. 105, Anm. 1) Paradiso XVI, Anfang.

2) Dante, Convito, fast der ganze Trattato IV. u. m. a. Stellen. Schon Brunetto Latini sagt (Il tesoro lib. I, p. II, cap. 50 ed. Chabaille p. 343): De ce (la vertu) nasqui premierement la nobleté de gentil gent, non pas de ces ancêtres und er warnt (lib. II. p. II. cap. 196 p. 440) man könne durch schlechte Handlungen den wahrhaften Adel verlieren Aehnlich dann Petrarca de rem. utr. fort. lib. I. dial. XVII, wo u. A. der Satz: Verus nobilis non nascitur sed fit.

3) Poggii opera, Dial. de nobilitate. — Aristoteles Ausspruch wird ausdrücklich bekämpft von B. Platina: de vera nobilitate (Opp. ed. Colon. 1573).

S. 106, Anm. 1) Dieselbe Verachtung des Geburtsadels findet sich dann bei den Humanisten häufig. Vgl. die scharfen Stellen bei Aen. Sylvius, Opera, p. 84 (Hist. bohem. cap. 2) und 640 (Gesch. von Lucretia und Euryalus).

2) Und zwar in der Hauptstadt. Vgl. Bandello, Parte II, Nov. 7. — Joviani Pontani Antonius (wo der Verfall der Adelskraft erst von den Aragonesen an datirt wird).

3) In ganz Italien galt wenigstens soviel, daß, wer bedeutende Landrenten hatte, vom Adel nicht mehr zu unterscheiden war. — Ist es bloße Schmeichelei, wenn J. A. Campanus bei der Bearbeitung von Pius' II Erzählung (Commentarii p. 1): er habe als Knabe seinen armen Eltern bei der ländlichen Arbeit geholfen, hinzufügt: dieß sei zur Erheiterung des Gemüths geschehn und eine Sitte junger Adligen gewesen? (G. Voigt, II, 339).

S. 106, Anm. 4) Für die Taxirung des Adels in Oberitalien ist Bandello mit seiner mehrmaligen Polemik gegen die Mißheirathen nicht ohne Bedeutung Parte I, Nov. 4. 26. Parte III, 60. IV. 8. Der Mailändische Nobile als Kaufmann ist eine Ausnahme. Parte III. Nov. 37. — Wie die lombardischen Adligen an den Spielen der Bauern Theil nahmen, vgl. S. 79, Anm. 3, 96.

S. 107, Anm. 1) Das strenge Urtheil Macchiavell's, Discorsi I, 55, bezieht sich blos auf den noch mit Lehnsrechten versehenen, völlig unthätigen und politisch zerstörenden Adel. — Agrippa von Nettesheim, der seine merkwürdigsten Ideen wesentlich seinem Leben in Italien verdankt, hat doch einen Abschnitt über Adel und Fürstenthum (de incert. et vanitate scient. cap. 80. opp. ed. Lugd. II, 212—230), der an radicaler Bitterkeit stärker als Alles ist und wesentlich der nordischen Geistergährung angehört. So lautet eine Stelle p. 213: Si.. nobilitatis primordia requiramus, comperiemus hanc nefaria perfidia et crudelitate partam, si ingressum spectemus, reperiemus hanc mercenaria militia et latrociniis auctam. Nobilitas revera nihil aliud est quam robusta improbitas atque dignitas non nisi scelere quaesita benedictio et haereditas pessimorum quorumcunque filiorum. Bei der Geschichte des Adels kommt er auch mit einem Worte auf den italienischen zu sprechen (p. 227).

2) Massuccio, nov. 19. (ed. Settembrini, Nap. 1874 p. 220) — Die erste Ausgabe der Novellen ist aus dem Jahre 1476.

S. 108, Anm. 1) Jac. Pitti an Cosimo I, Archiv. stor. IV, II, p. 99. — Auch in Oberitalien kam Aehnliches erst mit der spanischen Herrschaft auf. Bandello, Parte II, Nov. 40 stammt aus dieser Zeit

2) Wenn sich im 15. Jahrh. Vespasiano Fiorentino (p. 518. 632) dahin ausspricht, daß die Reichen ihr ererbtes Vermögen nicht vermehren, sondern jährlich ihre ganze Einnahme ausgeben sollten, so kann dieß im Munde eines Florentiners nur von den großen Grundbesitzern gelten.

3) Franco Sacchetti, Nov. 153. Vgl. Nov. 82 und 150.

4) Che la cavalleria è morta.

S. 108, Anm. 5) Poggius, de nobilitate. fol. 27. Vgl. auch oben Bd. 1, S. 18 fg. und 124 fg. nebst den dort angeführten Stellen. — Enea Silvio (hist. Fried. III. ed. Kollar p. 294) tadelt die von Friedrich allzuhäufig verliehenen Rittertitel in Italien.

S. 109, Anm. 1) Vasari III, 49 und Anm., Vita di Dello. Die Gemeinde in Florenz beansprucht das Recht, den Ritterschlag zu ertheilen. Ueber Ritterschlagsceremonien 1378 und 1389 s. Reumont, Lorenzo, II, S. 444 fg.

2) Senarega, de reb. Gen. bei Murat. XXIV. col. 525: Bei der Hochzeit des Joh. Adurnus mit der Leonora von Sanseverino certamina equestria in Sarzano edita sunt. . proposita et data victoribus praemia. Ludi multiformes in palatio celebrati a quibus tamquam a re nova pendebat plebs et integros dies illis spectantibu simpendebat. — Angel. Politianus schreibt an Joh. Picus von einem Reiterspiele seiner Schüler (Ang. Pol. epist. lib. XII, ep. 6.): tu tamen a me solos fieri poetas aut oratores putas, at ego non minus facio bellatores. — Ortensio Landi erzählt im Commentario (oben S. 61 A. 2), fol. 180 von einem Zweikampf zweier Soldaten in Coreggio mit tödtlichem Ausgange, der ganz an die alten Gladiatorenkämpfe erinnert. (Der Autor, sonst mit seiner Phantasie freiwaltend, macht hier den Eindruck der Wahrhaftigkeit). Aus den angeführten Stellen erhellt übrigens, daß zu solchen öffentlichen Kämpfen nicht nothwendig Ritter erforderlich waren.

3) Petrarca, epist. senil. XI, 13. an Ugo, Marchese von Este (es handelt sich also nicht um ein florentinisches Ereigniß). Eine andere Stelle, in den Epist. famil. lib. V. ep. 6 (ed. Fracassetti vol. I, p. 272, 1. Dec 1343), schildert das Grausen, das er empfand, als er bei einem Turnier in Neapel einen Ritter fallen sah. (Gesetzliche Bestimmungen über die Turniere in Neapel vgl. bei Fracassetti, ital. Uebersetzung der Briefe Petr. Florenz 1864, II, p. 34). — Auch L. B. Alberti tritt gegen das Gefährliche, Nutzlose und Kostspielige der Turniere auf; della famiglia, Opp. volg. II, p. 229

4) Nov. 64. — Deshalb heißt es auch im Orlandino (II.

[S. 109, Anm. 4] Str. 7) von einem Turnier unter Carl d. Großen ausdrücklich: da stritten nicht Köche und Küchenjungen, sondern Könige, Herzoge und Markgrafen.

S. 110, Anm. 1) Immerhin eine der frühesten Parodien des Turnierwesens. Es dauerte dann wohl noch 60 Jahre, bis Jacques Coeur, der bürgerliche Finanzminister Carl's VII., an seinem Palast zu Bourges ein Eselturnier ausmeißeln ließ (um 1450). Das Glänzendste in dieser Art, der ebencitirte zweite Gesang des Orlandino, ist erst im Jahre 1526 herausgegeben.

2) Vgl. die schon genannten Gedichte des Poliziano und Luca Pulci oben S. 68, A. 3, 94 fg. Ferner Paul. Jov. Vita Leonis X, L. I. — Macchiav., Storie fiorent. L. VII. — Pauli. Jov. Elogia p. 187 fg. und 332 fg. bei Anlaß des Petrus Medices, der über Turniere und Ritterspiele seine Amtsthätigkeit versäumte, und des Franc. Barbonius, der bei einem solchen sehr gefährlichen Spiele umkam. — Vasari IX, 219, v. di Granacci. — Im Morgante des Pulci, welcher unter Lorenzo's Augen gedichtet wurde, sind die Ritter oft komisch in ihrem Reden und Thun, aber ihre Hiebe sind echt und kunstgerecht. Auch Bojardo dichtet für genaue Kenner des Turniers und des Krieges, Vgl. S. 42. — Aus der frühern Florentiner Geschichte ein Turnier zu Ehren des Königs von Frankreich c. 1380 bei Leon. Aret. hist. Flor. lib. XI ed. Argent. p. 222. — Turniere in Ferrara 1464, Diario Ferrar. Muratori XXIV. Col. 208 — in Venedig, Sansovino, Venezia fol. 153 fg. — in Bologna 1470, seqq., Bursellis Annal. Bonon., Murat. XXIII. Col. 898, 903, 906, 908, 911, wobei eine wunderliche Vermischung mit dem Pathos zu bemerken ist, welches sich damals an die Aufführung römischer Triumphe knüpfte; ut antiquitas Romana renovata videretur heißt es einmal — Federigo von Urbino (Bd. 1, S. 44 fg.) verlor bei einem Turnier das rechte Auge ab ictu lanceae — Ueber das damalige nordische Turnierwesen ist statt aller anderen Autoren zu vergleichen: Olivier de la Marche, Mémoires, passim, bes. Cap. 8, 9, 14, 16, 18, 19, 21 &c.

3) Bald. Castiglione, il Cortigiano, L. I. fol. 18.

S. 112, Anm. 1) Paul. Jovii Elogia, vir. litt. ill. p. 138 fg., 112 fg. u. 143 fg. sub. tit. Petrus Gravina, Alex. Achillinus, Balth. Castellio etc.

2) Casa, il Galateo, p. 78.

3) Hierüber die venezian. Trachtenbücher und Sansovino: Venezia, fol. 150 fg. In Venedig die Einrichtung der Proveditori alle pompe 1514. Mittheilungen aus ihren Bestimmungen bei Armand Baschet: Souvenirs d'une mission, Paris 1857. — Verbot goldener Kleider in Venedig, 1481, die früher selbst von Bäckersfrauen getragen wurden, statt dessen alles mit gemmis unionibus verziert, so daß frugalissimus ornatus 4000 Goldgulden kostet. M. Ant. Sabellic. epist. lib. III. (an M. Anto. Barbavarus). Die Brauttracht bei der Verlobung — weiß, mit aufgelöst über die Schultern wallendem Haare — ist die von Tizian's Flora.

S. 113, Anm. 1) Jovian. Pontan. de principe: Utinam autem non eo inpudentiae perventum esset, ut inter mercatorem et patricium nullum sit in vestitu ceteroque ornatu discrimen. Sed haec tanta licentia reprehendi potest, coerceri non potest, quanquam mutari vestes sic quotidie videamus, ut quas quarto ante mense in deliciis habebamus, nunc repudiemus et tanquam veteramenta abjiciamus. Quodque tolerari vix potest nullum fere vestimenti genus probatur, quod e Galliis non fuerit adductum, in quibus levia pleraque in pretio sunt tametsi nostri persaepe homines modum illis et quasi formulam quandam praescribant.

2) Hierüber z. B. Diario Ferrarese. bei Murat. XXIV. Col. 297. 320. 376. 299. In der letzten Stelle wird auch deutsche Mode erwähnt, einmal sagt der Chronist: che pareno buffoni tali portatori.

3) Die interessante Stelle des sehr seltenen Schriftchens (s. o. S. 61 A. 1) mag hier mitgetheilt werden. (Der geschichtliche Vorgang, auf den angespielt wird, ist die Eroberung Mailands durch Antonio Leiva, den Feldherrn Carl's V. 1522). Olim splendidissime vestiebant Mediolanenses. Sed postquam Carolus Caesar in eam urbem tetram et monstruosam Bestiam immisit, ita consumpti et exhausti sunt, ut vestimentorum splendorem omnium maxime oderint, et quemadmodum

[S. 113, Anm. 3] ante illa durissima Antoniana tempora nihil aliud fere cogitabant quam de mutandis vestibus, nunc alia cogitant, ac mente versant. Non potuit tamen illa Leviana rabies tantum perdere, neque illa in exhausta depraedandi libidine tantum expilare, quin a re familiari adhuc belle parati fiant, atque ita vestiant quemadmodum decere existimant. Et certe nisi illa Antonii Levae studia egregios quosdam imitatores invenissent, meo quidem judicio, nulli cederent. Neapolitani nimios exercent in vestitu sumptus. Genuensium vestitum perelegantem judico, neque sagati sunt neque togati. Ferme oblitus eram Venetorum. Ii togati omnes. Decet quidem ille habitus adulta aetate homines, juvenes vero (si quid ego judico) minime utuntur panno quem ipsi vulgo Venetum appellant, ita probe confecto, ut perpetuo durare existimes, saepissime vero eas vestes gestant nepotes, quas olim tritavi gestarunt. Noctu autem dum scortantur, ac potant, Hispanicis palliolis utuntur. Ferrarienses ac Mantuani nihil tam diligenter curant, quam ut pileos habeant aureis quibusdam frustillis adornatos, atque nutanti capite incedunt seque quovis honore dignos existimant, Lucenses neque superbo, neque abjecto vestitu. Florentinorum habitus mihi quidem ridiculus (Druck: rediculus) videtur. Reliquos omitto, ne nimius sim. — Ugolinus Verinus, de illustratione urbis Florentiae sagt von der Einfachheit der alten Zeit

non externis advecta Britannis
Lana erat in pretio, non concha aut coccus in usu.

4) Man vgl. damit die betreffenden Stellen bei Falke: Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte 2 Theile. Leipzig 1858.

5) Ueber die Florentinerinnen vgl. die Hauptstellen bei Giov. Villani X, 10 und 152 (Kleiderverordnungen und Aufhebung derselben); Matteo Villani I, 4. (Der ungeheure Luxus in Folge der Pest.) Im großen Modenedict von 1330 werden u. a. nur eingewirkte Figuren auf den Frauengewändern erlaubt, die blos „aufgemalten" (dipinto) dagegen verboten. Soll man hiebei etwa an Modeldruck denken? — (Schwerlich; viel-

[S. 113, Anm. 5] mehr waren die Figuren wahrscheinlich mit der Hand aufgemalt, was die Kleider bei weitem kostspieliger machte, und dieß wird der Grund zum Verbot dieses ganz besondern Luxus gewesen sein. Modeldruck würde billiger gewesen sein, als gewebte Figuren.) Eine Aufzählung vieler von den Frauen angewendeten Toilettenkünste bei Boccaccio, de cas. vir. ill. lib. I. cap. 18. in mulieres.

S. 114, Anm. 1) Diejenigen aus echten Haaren heißen capelli morti. Perücken werden auch von Männern getragen: so von Giannozzo Manetti Vesp. Bist. commentario p. 103 (So wird wol die nicht ganz deutliche Stelle aufzufassen sein). — Falsche Zähne aus Elfenbein, die ein ital. Prälat, doch nur um der deutlichen Aussprache willen, einsetzt, bei Anshelm, Berner Chronik, IV. S. 30. (1508.) Elfenbeinzähne schon bei Boccaccio a. a. O.: Dentes casu sublatos reformare ebore fuscatos pigmentis gemmisque in albedinem revocare pristinam.

2) Infessura, bei Eccard, scriptores II, Col. 1874. — Allegretto, bei Murat XXIII, Col. 823. — Dann die Autoren über Savonarola, s. unten.

3) Sansovino, Venezia, fol. 152: capelli biondissimi per forza di sole. — Vgl. S. 65 und die seltenen, von Yriarte, Vie d'un patricien de Venise (1874) S. 56 citirten Schriften.

4) Wie auch in Deutschland geschah. — Poesie satiriche, Milano 1808 p. 119, in der Satire des Bern. Giambullari: per prender moglie (p. 107—126). Ein Inbegriff der ganzen Toilettenchemie, welche sich offenbar noch sehr an Aberglauben und Magie anlehnt.

5) Welche sich doch alle Mühe gaben, das Ekelhafte, Gefährliche und Lächerliche dieser Schmiererei hervorzuheben. Vgl. Ariosto Satira III, vs. 202, fg. — Aretino, il marescalco, Atto II, scena 5 und mehrere Stellen in den Ragionamenti. Dann Giambullari a. a. O. — Phil. Beroald. sen. Carmina. Auch Filelfo in seinen Satiren (Venedig 1502, IV, 2 f 5 fg.)

6) Cennino Cennini. Trattato della pittura (hgg. von Giuseppe Tambroni, Rom 1821) giebt cap. 161 p. 145 fg. ein Recept des Bemalens von Gesichtern, offenbar für Mysterien oder Maskeraden, denn cap. 162

[S. 114, Anm. 6] warnt er ernstlich vor Schminken und Schönheitswassern im Allgemeinen, deren Gebrauch, wie er sagt, hauptsächlich in Toskana heimisch sei. (p. 146 fg.)

7) Vgl. La Nencia di Barberino, Str. 20 und 40. (vgl. über dieses Gedicht Lorenzo's von Medici oben S. 71). Der Geliebte verspricht ihr Schminke und Bleiweiß aus der Stadt in einer Düte mitzubringen.

S. 115, Anm. 1) Agn. Pandolfini, Trattato del governo della famiglia, p. 118, der freilich auch sehr energisch gegen diesen Mißbrauch auftritt.

2) Tristan. Caracciolo, bei Murat. XXII, Col. 87. — Bandello, Parte II, Nov. 47.

3) Capitolo I. an Cosimo: Quei cento scudi nuovi e profumati che l'altro dì mi mandaste a donare. Gegenstände aus jener Zeit riechen noch jetzt bisweilen.

4) Vespasiano Fiorent. p. 458 im Leben des Donato Acciajuoli, und p. 625 im Leben des Niccoli. Vgl. auch oben Bd. 1, S. 259.

5) Giraldi Hecatommithi, Introduz. nov. 6. — Ein paar Notizen über Deutsche in Italien mögen hier zusammengestellt werden. Ueber die Furcht vor deutscher Invasion vgl. oben Bd. 1, S. 145, Anm. 3 zu S. 88; über Deutsche als Abschreiber und Drucker S. 238. 239 und die dazu gehörigen Anmerkungen S. 331 fg.; über den Spott gegen den Papst Hadrian VI. als gegen den Deutschen S. 189 fg. und 214. — Die Gesinnung der Italiener war den Deutschen zumeist abgeneigt; diese Abneigung äußerte sich in Spott. Schon Boccaccio im Decamerone VIII, 1 sagt: un Tedesco in soldo prò della persona è assai leale a coloro ne' cui servigi si mettea; il che rade volte suole de' Tedeschi avenire; die Erzählung dann ein Beweis für die Schlauheit des Deutschen. Die italienischen Humanisten sind voll von Wendungen gegen die Deutschen, die Barbaren, am schlimmsten diejenigen, welche, wie Poggio, Deutschland gesehen hatten. Vgl. im Allgem. G. Voigt, Wiederbelebung S. 374 ff., L. Geiger: Beziehungen zwischen Deutschland und Italien zur Zeit des Humanismus in: Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1875, S. 104—124; einzelnes Anderes bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I (1876) S. 262 ff. Einer der schlimmsten Gegner der Deut-

[S. 115, Anm. 5] schen war Joh. Ant. Campanus s. dessen epistolae et poemata 1707, Opera selectiora Lpz. 1734 ed. Menken, der auch eine Rede de Campani odio in Germanos gehalten hat. Fil. Beroaldo, der Deutschland schön zu loben wußte (L. Geiger a. a. O. S. 111 fg.) gebrauchte einmal einen hübschen Spott gegen einen Deutschen: Castiglione, il cortegiano lib. II. cap. 63. Der Haß gegen die Deutschen wurde durch Hadrian VI. genährt, durch das Verfahren der Landsknechte bei der Eroberung Roms (Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom VIII, 548 A. 1) noch mehr befördert. Bandello III, nov. 30 hat den Deutschen als Typus des schmutzigen und einfältigen Menschen geschildert (über einen andern Deutschen das. III, nov. 51.) Wenn der Italiener einen Deutschen loben will, so sagt er wol (wie Petrus Alcyonius in der Widmung seines Dialogs de exilio an Nikolaus Schomberg ed. Menken p. 9): Itaque etsi in Misnensi clarissima Germaniae provincia illustribus natalibus ortus es, tamen in Italiae luce cognosceris. Selten ein uneingeschränktes Lob z. B. das der deutschen Frauen zur Zeit des Marius: Il cortegiano lib. III. cap. 33. (ed. Flor. 1854, p. 198). —

Freilich soll erwähnt werden, daß die Italiener der Renaissance, ähnlich wie die Griechen im Alterthum von Abneigung gegen alle Barbaren erfüllt waren; Boccaccio de claris mulieribus spricht in dem Artikel Carmenta von „deutscher Barbarei, gallischer Wuth, englischer Arglist und spanischer Rohheit".

6) Paul. Jov. Elogia. p. 289, der aber bei dieser Aufzählung der deutschen Erziehung nicht gedenkt. Mass. konnte u. A. selbst von berühmten Frauen nicht dazu gebracht werden, seine Unterkleider zu wechseln.

S. 116, Anm. 1) Aeneas Sylvius (Vitae Paparum, ap. Murat. III, II, Col. 880) sagt bei Anlaß von Baccano: pauca sunt mapalia, eaque hospitia faciunt Theutonici; hoc hominum genus totam fere Italiam hospitalem facit; ubi non repereris hos, neque diversorium quaeras.

2) Franco Sacchetti, Nov. 21. — Padua rühmte sich um 1450 eines sehr großen palastähnlichen Gasthofes zum Ochsen, welcher Ställe für 200 Pferde hatte. Michele Savonar. ap. Murat. XXIV, Col. 1175 fg. — Florenz

[S. 116, Anm. 2] hatte vor Porta S. Gallo eine von den größten und schönsten Osterien, die man kannte, doch wie es scheint, nur als Erholungsort für die Leute aus der Stadt. Varchi, Stor. fiorent. III, p. 86. Dagegen war noch zur Zeit Alexander's VI. das beste Gasthaus Roms in der Hand eines Deutschen. Vgl. die sehr merkwürdige Notiz aus der Handschrift des Burcardus bei Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom VII, S. 361 Anm. 2, vgl. auch das. S. 93, Anm. 2, 3.

3) Man vgl. z. B. die betreffenden Partien in Sebastian Brant's Narrenschiff, in Erasmus Colloquien, in dem lateinischen Gedicht Grobianus ꝛc. und Gedichte über die Tischzucht, wo außer der Schilderung übler Angewohnheiten auch Regeln zur Bewahrung des guten Anstands mitgetheilt werden; eines derselben z. B. bei E. Weller, Deutsche Gedichte des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1875.

S. 117, Anm. 1) Die Mäßigung der Burla geht u. a. aus den Beispielen im Cortigiano, L. II, (Venezia 1549) fol. 96. fg. hervor. In Florenz hielt sich die bösartige Burla doch so lange sie konnte. Die Novellen des Antonio Francesco Grazini gen. il Lasca (geb. 1503, gest. 1582), welche in Florenz 1750 erschienen, sind ein Zeugniß hievon.

2) Für Mailand eine Hauptstelle: Bandello, Parte I, Nov. 9. Es gab über 60 vierspännige und zahllose zweispännige Wagen, zum Theil reich vergoldet und geschnitzt, mit seidenen Decken, vgl. ebenda Nov. 4. — Ariosto, sat. III, vs. 127.

3) Bandello, Parte I, Nov. 3. III. 42. IV, 25.

S. 119, Anm. 1) De Vulgari eloquio ed. Corbinelli, Parisiis 1577. Laut Boccaccio, vita di Dante, p. 77, kurz vor seinem Tode verfaßt; vgl. dagegen die Bemerkungen von Wegele, Dante S. 261 ff. — Ueber die rasche und merkliche Veränderung der Sprache bei seinen Lebzeiten äußert er sich im Anfang des Convito.

2) Hierher gehören auch Untersuchungen, wie sie z. B. von Leonardo Aretino (Epist. ed. Mehus, II, p. 62 ff. lib. VI, 10) und Poggio (Historiae disceptativae convivales tres in Opp. fol. 14 ff.) angestellt werden: ob in früheren Zeiten Volks- und Gelehrtensprache dieselbe gewesen. Leonardo verneint die Frage, Poggio,

[S. 119, Anm. 2] mit ausdrücklicher Bekämpfung seines Vorgängers, bejaht sie. — Vgl. auch die ausführliche Auseinandersetzung des L. B. Alberti in der Einleitung zu della famiglia, Buch 3: von der Nothwendigkeit der italienischen Sprache für den geselligen Verkehr.

3) Das allmähliche Vordringen derselben in Literatur und Leben könnte ein einheimischer Kenner leicht tabellarisch darstellen. Es müßte constatirt werden, wie lange sich während des 14. und 15. Jahrh. die einzelnen Dialecte in der täglichen Correspondenz, in den Regierungsschriften und Gerichtsprotocollen, endlich in den Chroniken und in der freien Literatur ganz oder gemischt behauptet haben. Auch das Fortleben der ital. Dialecte neben einem reinern oder geringern Latein, welches dann als officielle Sprache diente, käme dabei in Betracht. — Die Art und Weise der Sprache und Aussprache in den verschiedenen Städten Italiens wird von Landi, Forcianae questiones fol. 7a zusammengestellt. In Bezug auf die erstere heißt es z. B.: Hetrusci vero quanquam caeteris excellant, effugere tamen non possunt, quin et ipsi ridiculi sint, aut saltem quin se mutuo lacerent; in Bezug auf die letztere werden Sienesen, Luchesen und Florentiner besonders gerühmt, über Florenz aber bemerkt: plus (jucunditatis) haberet, si voces non ingurgitaret aut non ita palato lingua jungeretur.

S. 120, Anm. 1) So empfindet es schon Dante: De vulgari eloquio I, c. 17. 18.

2) Man schrieb und las in Piemont schon lange vorher toscanisch, aber man schrieb und las eben wenig.

S. 121, Anm. 1) Man wußte auch recht wohl, wohin im täglichen Leben der Dialect gehörte und wohin nicht. Giovianni Pontano darf den Kronprinzen von Neapel ausdrücklich vor dessen Gebrauch warnen (Jov. Pontan. de principe). Bekanntlich waren die letzten Bourbons darin weniger bedenklich. — Den Hohn über einen mailändischen Cardinal, der in Rom seinen Dialect behaupten wollte, s. bei Bandello Parte II. Nov. 31.

2) Bald. Castiglione, il cortigiano, L. I, fol. 27, fg, Aus der dialogischen Form leuchtet doch überall die eigene Meinung hervor. Sehr bemerkenswerth ist in

[S. 121, Anm. 2] dieser Auseinandersetzung der bewußte Gegensatz gegen Boccaccio und Petrarca (Dante wird, soviel ich sehe, in dem ganzen Werke nicht genannt). Auch Poliziano, Lorenzo de Medici u. A. seien ja Toskaner gewesen und mindestens ebenso nachahmungswerth als jene e forse di non minor dottrina e giudizio.

3) Nur durfte man darin nicht zu weit gehen. Die Satiriker mischen spanische und Folengo (unter dem Pseudonym Limerno Pitocco, in seinem Orlandino) französische Brocken immer nur Hohnes wegen ein. In den Comödien spricht etwa ein Spanier ein lächerliches Kauderwelsch von Spanisch und Italienisch. Es ist schon sehr außergewöhnlich, daß eine Straße in Mailand, welche zur Franzosenzeit, 1500 bis 1512, 1515 bis 1522, Rue belle hieß, noch heute Rugabella heißt. Von der langen spanischen Herrschaft ist an der Sprache fast keine Spur, an Gebäuden und Straßen höchstens hie und da der Name eines Vicekönigs haften geblieben. Erst im 18. Jahrh. drangen mit den Gedanken der französischen Literatur auch viele Wendungen und Einzelausdrücke in's Italienische ein; der Purismus unsers Jahrhunderts war und ist noch bemüht, sie wieder wegzuschaffen.

S. 122, Anm. 1) Firenzuola, opere I, in der Vorrede zur Frauenschönheit, und II, in den Ragionamenti vor den Novellen.

2) Bandello, Parte I, Proemio und Nov. 1 und 2. — Ein anderer Lombarde, der eben genannte Teofilo Folengo in seinem Orlandino, erledigt die Sache mit heiterm Spott.

S. 123, Anm. 1) Ein solcher sollte in Bologna zu Ende 1531 unter Bembo's Vorsitz stattfinden, nachdem ein früherer Versuch gescheitert war. S. den Brief an Claud. Tolomei, bei Firenzuola, opere, vol. II, Beilagen p. 231 fg. Doch handelt es sich hier wol weniger um den Purismus als um den alten Streit zwischen Toskanern und Lombarden.

2) Luigi Cornaro klagt gegen 1550 (zu Anfang seines Trattato della vita sobria): erst seit nicht langer Zeit nehmen in Italien überhand: Die (spanischen) Ceremonien und Complimente, das Lutherthum und die Schlemmerei. (Die Mäßigkeit und die freie, leichte Geselligkeit schwanden zu gleicher Zeit.) Vgl. S. 103.

S. 124, Anm. 1) Vasari XII, p. 9 und 11, Vita di Rustici. — Dazu die medisante Clique von verlumpten Künstlern, XI, 216, fg. Vita d'Aristotile. — Macchiavell's Capitoli für eine Vergnügensgesellschaft (in den opere minori p. 407) sind eine komische Caricatur von Gesellschafsstatuten, im Stil der verkehrten Welt. — Unvergleichlich ist und bleibt die bekannte Schilderung jenes römischen Künstlerabends bei Benvenuto Cellini, I, cap. 30.

2) Die man sich wohl Vormittags um 10—11 Uhr zu denken hat. Vgl. Bandello, Parte II. Nov. 10.

S. 126, Anm. 1) Prato, Arch. stor. III, p. 309 nennt die Damen alquante ministre di Venere.

2) Lebensnachrichten und einige ihrer Briefe jetzt bei A. v. Reumont, Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freib. i. Br. 1877 S. 225 ff.

3) Die wichtigeren Stellen: Parte I, Nov. 1. 3. 21. 30. 44. II, 10. 34. 55. III, 17. etc.

S. 127, Anm. 1) Vgl. Lor. magnif. de' Medici, Poesie I, 204 (das Gelage); 291 (die Falkenjagd). — Roscoe, Vita di Lorenzo, III, p. 140 und Beilagen 17 bis 19.

2) Der Titel Simposio ist ungenau; es sollte heißen: die Heimkehr von der Weinlese. Lorenzo schildert in höchst vergnüglicher Weise, nämlich in einer Parodie nach Dante's Hölle, wie er, zumeist in Via Faënza, alle seine guten Freunde nacheinander mehr oder weniger benebelt vom Lande her kommend antrifft. Von der schönsten Komik ist im 8. Capitolo das Bild des Piovanno Arlotto, welcher auszieht seinen verlorenen Durst zu suchen und zu diesem Endzweck an sich hängen hat: dürres Fleisch, einen Häring, einen Reif Käse, ein Würstchen und vier Sardellen, e tutte si cocevan nel sudore.

3) Ueber Cosimo Ruccellai als Mittelpunkt dieses Kreises zu Anfang des 16. Jahrh. vgl. Macchiavelli, Arte della guerra, L. I.

S. 128, Anm. 1) Il cortigiano, L. II, fol. 53. — Ueber den cortigiano vgl. oben S. 111, 121.

S. 130, Anm. 1) Coelius Calcagninus (Opera, p. 514) schildert die Erziehung eines jungen Italieners von Stande um 1500 (in der Leichenrede auf Antonio Costabili) wie folgt: zuerst artes liberales et ingenuae disciplinae; tum adolescentia in iis exercitationibus acta, quae

S. 130, Anm. 1] ad rem militarem corpus animumque praemuniunt. Nunc gymnastae (d. h. dem Turnlehrer) operam dare, luctari, excurrere, natare, equitare, venari, aucupari, ad palum et apud lanistam ictus inferre aut declinare, caesim punctimve hostem ferire, hastam vibrare, sub armis hyemem juxta et aestatem traducere, lanceis occursare, veri ac communis Martis simulacra imitari. — Cardanus (de propria vita. c. 7) nennt unter seinen Turnübungen auch das Hinaufspringen auf das hölzerne Pferd. — Vgl. Rabelais, Gargantua I, 23. 24: die Erziehung überhaupt, und 35: die Künste der Gymnasten. — Auch für die Philosophen verlangt Marsilius Ficinus (Epist. IV, 171 Galeotto) gymnastische Ausbildung; für die Knaben Maffeo Vegio de puerorum educatione, lib. III, c. 5.

2) Sansovino, Venezia, fol. 172 fg. Sie sollen entstanden sein bei Anlaß des Hinauffahrens zum Lido, wo man mit der Armbrust zu schießen pflegte; die große allgemeine Regatta am St. Paulstage war gesetzlich seit 1315. — Früher wurde in Venedig auch viel geritten, ehe die Straßen gepflastert und die ebenen hölzernen Brücken in hochgewölbte steinerne verwandelt waren. Noch Petrarca (Epist. seniles. IV, 3, Fracassetti, vol. I. p. 227 ff. und Fr.'s Anmerkungen p. 235 fg.) schildert 1364 ein prächtiges Reiterturnier auf dem Marcusplatz, und der Doge Steno hielt um 1400 einen Marstall so herrlich wie der irgend eines italienischen Fürsten. Doch war das Reiten in der Umgegend jenes Platzes schon seit 1291 in der Regel verboten. — Später galten die Venezianer natürlich für schlechte Reiter. Vgl. Ariosto, Sat. V, vs. 208.

S. 131, Anm. 1) Im Allgemeinen s.: Ueber den Einfluß der Renaissance auf die Entwicklung der Musik von Bernhard Loos, Basel 1875; eine Schrift, die aber für unsere Zeit fast nur das hier Gebotene wiederholt. — Ueber Dante's Verhältniß zur Musik und über die Weisen zu Petrarca's und Boccaccio's Gedichten vgl. Trucchi. poesie ital. inedite II, p. 139. Vgl. ferner Poesie musicali dei secoli XIV, XV e XVI tratte da vari codici per cura di Antonio Cappelli. Bologna 1868. — Ueber Theoretiker des 14. Jahrh. Filippo Villani, vite, p. 46

[S. 131, Anm. 1] und Scardeonius, de urb. Patav. antiq. bei Graev. Thesaur. VI, III, Col. 297. — Ueber die Musik am Hofe des Federigo von Urbino, umständlich Vespasiano Fior. p. 122. — Die Kindercapelle (? 10 Kinder, von 6—8 Jahren, die F. in seinem Hause erziehen, auch im Gesang unterrichten ließ), Ercole's I, Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 359. — Außerhalb Italiens war den angesehenen Leuten das persönliche Musiciren noch kaum gestattet am niederländischen Hofe des jungen Carl V. kommt es darüber zu gefährlichem Streit; vgl. Hubert. Leod. de vita Frid. II. Palat., L. III. — Heinrich VIII. v. England macht darin eine Ausnahme und ganz besonders der deutsche Kaiser Maximilian I., der, wie alle Künste, so auch die Musik begünstigte. Joh. Cuspinian † 1529 nennt im Leben M's. den Kaiser: Musices singularis amator und sagt dann: Quod vel hinc maxime patet, quod nostra aetate musicorum principes omnes, in omni genere musices omnibusque instrumentis in ejus curia, veluti in fertilissimo agro succreverant. Scriberem catalogum musicorum quos novi, nisi magnitudinem operis vererer. In Folge dieser Liebhaberei wurde die Musik auf der Universität Wien sehr gepflegt. Auch die Anwesenheit des musikliebenden jungen Herzogs Franz Sforza von Mailand trug zu dieser Pflege bei.. S. Aschbach, Gesch. d. Wiener Universität, Bd. II, (1877) S. 79 ff.

Eine merkwürdige und umfangreiche Stelle über die Musik findet sich, wo man sie nicht suchen würde, Macaroneide, Phant. XX. Es wird ein Quartettgesang komisch geschildert, wobei man erfährt, daß auch französische und spanische Lieder gesungen wurden, daß die Musik bereits ihre Feinde hatte (um 1520), und daß Leo's X. Capelle und der noch frühere Componist Josquin de Prés das Höchste waren, wofür man schwärmte; die Hauptwerke des letztern werden genannt. Derselbe Autor (Folengo) legt auch in seinem (unter dem Namen Limerno Pitocco herausgegebenen) Orlandino III, 23 fg. einen ganz modernen Musikfanatismus an den Tag. — Barth. Facius, de vir. ill. p. 12 rühmt den Leonardus Justinianus als Componisten,

[S. 131, Anm. 1] der Liebeslieder in seiner Jugend, religiöse Gesänge in seinem Alter verfertigt habe. — J. A. Campanus (Epist. I, 4 ed. Menken p. 30) rühmt den Musiker Zacarus in Teramo und sagt von ihm: inventa pro oraculis habentur. — Thomas aus Forli, musicien du pape in Burchardi diarium, ed. Leibnitz p. 62 fg.

S. 132, Anm. 1) Leonis vita anonyma, bei Roscoe, ed. Bossi, XII, p. 171. Ob dieß vielleicht der Violinspieler der Galerie Sciarra ist? In Gerdes' Lautenbuch von 1552 stehen 14 Nummern von Giovan Maria. — Ein Giovan Maria de Cornetto wird gepriesen im Orlandino (Milano 1584, III, 27.)

2) Lomazzo, Trattato dell' arte della pittura, p. 347 fg. Von der letzten Aeußerung findet sich nichts im Text. Etwa ein Mißverständniß des Schlußsatzes: Et insieme vi si possono gratiosamente rappresentar convitti et simili abbellimenti, che il pittore leggendo i poeti et gli historici può trovare copiosamente et anco essendo ingenioso et ricco d'invenzione può per se stesso imaginare? — Bei der Lyra ist Lionardo da Vinci mitgenannt, auch Alfonso (Herzog?) von Ferrara. Der Verf. nimmt überhaupt die Berühmtheiten des Jahrhunderts zusammen. Mehrere Juden sind darunter. — Die größte Aufzählung von berühmten Musikern des 16. Jahrh., in eine frühere und eine spätere Generation getrennt, bei Rabelais im „neuen Prolog" zum IV. Buche.— Ein Virtuose, der blinde Francesco von Florenz (st. 1390), wird schon frühe in Venedig von dem anwesenden König von Cypern mit einem Lorbeerkranze gekrönt.

3) Sansovino, Venezia, fol. 138: è vera cosa, che la musica ha la sua propria sede in questa città. (Vgl. auch Sabellico in der unten S. 161 A. 5 anzuführenden Stelle). Natürlich sammelten dieselben Liebhaber auch Notenbücher.

4) Die Accademia de' filarmonici zu Verona erwähnt schon Vasari XI, 133 im Leben des Sanmichele. — Um Lorenzo magnifico hatte sich bereits 1480 eine „Harmonieschule" von 15 Mitgliedern gesammelt, darunter der berühmte Organist und Orgelbauer Antonio Squarcialupi. Vgl. Delécluze, Florence et ses vicis-

[S. 132, Anm. 4] situdes, Vol. II. p. 256, und Ausführung im Einzelnen Reumont, Lorenzo di Medici I, S. 177 fg., II, S. 471—473. Marsilio Ficino z. B. nahm an diesen Uebungen Theil und gibt in seinen Briefen (Epist. I, 73, III, 52, V, 15.) merkwürdige Vorschriften über Musik. Von Lorenzo scheint sein Sohn Leo X. die Musikbegeisterung geerbt zu haben. Auch sein ältester Sohn Pietro war sehr musicalisch.

S. 133, Anm. 1) Il cortigiano, fol. 56. vgl. fol. 41.

2) Quattro viole da arco, gewiß ein hoher und damals im Ausland sehr seltener Grad von Dilettantenbildung.

3) Bandello, Parte I. Nov. 26. Der Gesang des Antonio Bologna im Hause der Ippolita Bentivoglia. Vgl. III, 26. In unserer zimperlichen Zeit würde man dieß eine Profanation der heiligsten Gefühle nennen. — (Vgl. das letzte Lied des Britannicus, Tacit., Annal. XIII, 15.) — Die Recitation zur Laute oder Viola ist in den Aussagen nicht leicht vom eigentlichen Gesang zu scheiden.

4) Scardeonius, a. a. O.

S. 134, Anm. 1) Biographieen von Frauen s. o. Bd. 1, S. 177, 203 fg. Zu vergleichen ist dazu die ausgezeichnete Arbeit von Attilio Hortis: Le donne famose descritte da Giovanni Boccacci. Triest 1877.

2) z. B. in Castiglione: Il Cortigiano. — Dahin gehören ähnliche Schriften, wie Francesco Barbaro: de re uxoria, Poggio: An seni sit uxor ducenda, in denen viel Schlimmes über die Frauen gesagt ist, die Spöttereien des Codro Urceo besonders seine sehr merkwürdige Rede: An uxor sit ducenda Opera 1506. fol. XVIII—XXI und die Stichelreden mancher lateinisch schreibenden Epigrammatisten. Marcellus Palingenius (Bd. 1, S. 304 fg.) preist mehrfach lib. IV, 275 fg. V, 466—585 die Ehelosigkeit; den Verheiratheten empfiehlt er als Mittel gegen ungehorsame Frauen:

tu verbera misce

Tergaque tunc duro resonent pulsata bacillo.

Italienische Schriften für die Frauen sind z. B. Benedetto da Cesena: de honore mulierum Venedig 1500, Dardano: La difesa della donna. Ven. 1554, Per donne Romane ed. Manfredi. Bol. 1575. — Dasselbe Thema (Bekämpfung oder Vertheidigung der Frauen

[S. 134, Anm. 2] mit Anführung der berühmten und berüchtigten Frauen bis auf ihre Zeit) ist auch von den Juden in Italien, theils in hebräischer, theils in italienischer Sprache behandelt worden und zwar im Anschluß an eine jüdische Literatur, die schon am Anfang des 13. Jahrhunderts beginnt. Erwähnt seien Abr. Sarteano und Eliah Gennazzano, welcher Letztere den Ersteren gegen Angriffe des Abigdor vertheidigt. (Ihre dies Thema behandelnden Gedichte, ums Jahr 1500 handschr. in Florenz vgl. Steinschneider, Hebr. Bibliogr. VI, S. 48).

3) An Annibale Maleguccio, sonst auch als 5te und 6te bezeichnet.

S. 135, Anm. 1) Als die ungarische Königin Beatrix, eine neapolitanische Princessin, 1485 nach Wien kam, wurde sie lateinisch angeredet und arrexit diligentissime aures domina regina saepe, cum placida audierat, subridendo. Aschbach, a. a. O. Bd. 2, S. 10 Anm.

2) Wogegen die Betheiligung der Frauen an den bildenden Künsten nur äußerst gering ist. Mit einem Worte mag wenigstens die gelehrte Isotta Nogarola genannt sein; über ihren Verkehr mit Guarino vgl. Rosmini II, 67 fg., mit Pius II. G. Voigt III, 515 fg.

S. 136, Anm. 1) So muß man z. B. bei Vespasiano Fiorentino (Mai, Spicileg. rom. I, p. 593 fg.) die Biographie der Alessandra de' Bardi auffassen. Der Autor ist, beiläufig gesagt, ein großer laudator temporis acti, und man darf nicht vergessen, daß fast hundert Jahre vor dem, was er die gute alte Zeit nennt, schon Boccaccio den Decamerone schrieb. Ueber Bildung und Erziehung der damaligen italienischen Frauen sind besonders die zahlreichen Mittheilungen bei Gregorovius, Lucrezia Borgia (3. Aufl., Stuttg. 1876) zu vergleichen. Es ist uns aus den Jahren 1502 und 3 ein Verzeichniß der im Besitze Lucrezia Borgia's befindlichen Bücher erhalten (bei Gregorovius, L. B. 3. Aufl. I, S. 310, II, S. 167 fg.), das für die italienischen Damen jener Zeit überhaupt charakteristisch sein mag. Dieses Verzeichniß führt folgende Bücher auf: „ein Breviarium; ein Büchlein mit den sieben Psalmen und anderen Gebeten; ein pergamentnes Buch mit Miniatur in Gold, genannt de Coppelle ala Spagnola; die gedruckten

[S. 136, Anm. 1] Briefe der heiligen Catarina von Siena; die gedruckten Episteln und Evangelien in Vulgär; ein spanisches Buch religiösen Inhalts; eine handschriftliche Sammlung von spanischen Canzonen mit den Sprichwörtern des Domenico Lopez; ein gedrucktes Buch, genannt Aquila volante; ein gedrucktes Buch, genannt Supplement von Chroniken in Vulgär; den „Spiegel des Glaubens", gedruckt und in Vulgär; einen gedruckten und commentirten Dante; ein Buch in Vulgär über die Philosophie; die Legende der Heiligen in Vulgär; ein altes Buch de Ventura; einen Donatus; ein Leben Christi in spanischer Sprache; einen Petrarca, handschriftlich auf Pergament in Duodez." In einem zweiten Verzeichnisse vom J. 1516 findet sich aber kein profanes Buch mehr.

2) Ant. Galateo, epist. 3, an die junge Bona Sforza, die spätere Gemahlin des Sigismund von Polen: Incipe aliquid de viro sapere, quoniam ad imperandum viris nata es ... Ita fac, ut sapientibus viris placeas, ut te prudentes et graves viri admirentur, et vulgi et muliercularum studia et judicia despicias etc. Auch sonst ein merkwürdiger Brief. (Mai, Spicileg. rom. VIII, p. 532.)

S. 137, Anm. 1) So heißt sie in dem Hauptbericht: Chron. venetum bei Murat. XXIV, Col. 121; in dem Bericht über ihren großartigen Vertheidigungskampf das. col. 128 fg. wird für sie die Bezeichnung virago gebraucht. Vgl. Infessura bei Eccard, scriptt. II, Col. 1981. Arch. stor. Append. II, p. 250 und die archiv. Notiz bei Gregorovius VII, S. 437 Anm. 1.

2) Gleichzeitige Chronisten sprechen von ihrem mehr als weiblichen Geiste, ihrer mehr als weiblichen Beredsamkeit. Vgl. Ranke: Filippo Strozzi in Historisch-biographische Studien, Lpz. 1878, S. 371, Anm. 2.

3) Und es zu Zeiten auch ist. — Wie sich die Damen bei solchen Erzählungen zu benehmen haben, lehrt der Cortigiano, L. III, fol. 107. Daß schon die Damen, welche bei seinen Dialogen zugegen waren, sich gelegentlich mußten zu benehmen wissen, zeigt z. B. die starke Stelle L. II, Fol. 100. — Was von dem Gegenstück des Cortigiano, der Donna di palazzo gesagt

[S. 137, Anm. 3] wird, sie solle weder leichtfertige Gesellschaft fliehen, noch ungebührliche Reden führen, ist deßhalb nicht entscheidend, weil diese Palastdame bei Weitem mehr Dienerin der Fürstin ist als der Cortigiano Diener des Fürsten. — Bei Bandello I, Nov. 44, erzählt Bianca d'Este die schauerliche Liebesgeschichte ihres eigenen Ahn's Niccolò von Ferrara und der Parisina. — Auch die den Frauen in den Mund gelegten Erzählungen im Decameron mögen als Beispiele solcher Schamlosigkeit gelten. Für Bandello oben S. 125 und die Zusammenstellung bei Landau, Beitr. z. Gesch. d. ital. Nov. Wien 1875, S. 101 Anm. 32.

4) Sansovino, Venezia fol. 152 fg. Wie sehr die gereisten Italiener den freien Umgang mit den Mädchen in England und den Niederlanden zu würdigen wußten, zeigt Bandello II, Nov. 42 und IV, Nov. 27. — Für die venezianischen und italienischen Frauen überhaupt das oben angeführte Buch von Yriarte 1874, p. 50 fg.

S. 138, Anm. 1) Paul. Jov. de rom. piscibus, cap. 5. — Bandello, Parte III, Nov. 42. (Gregorovius VIII, 278 fg.) — Aretin, im Ragionamento del Zoppino p. 327 sagt von einer Buhlerin: sie weiß auswendig den ganzen Petrarca und Boccaccio und zahllose schöne lateinische Verse aus Vergil, Horaz, Ovid und tausend anderen Autoren.

2) Bandello II, 51. IV, 16.

3) Bandello IV, 8.

4) Ein sehr bezeichnendes Beispiel hiervon bei Giraldi, Hecatommithi VI, Nov. 7.

5) Infessura, bei Eccard, scriptores, II, Col. 1997. Es sind nur die öffentlichen Weiber, nicht die Concubinen mitgerechnet. Die Zahl ist übrigens im Verhältniß zur vermuthlichen Bevölkerung von Rom enorm hoch, vielleicht durch einen Schreibfehler. Nach Giraldi VI, 7 war Venedig ganz besonders reich di quella sorte di donne che cortigiane son dette, vgl. auch das Epigramm das Pasquinus (Gregor. VIII, 279, A. 2.), aber Rom stand dieser Stadt nicht nach (Giraldi, Introduz. nov. 2.) Vgl. die Notiz über die meretrices in Rom (1480), die sich in einer Kirche versammeln und ihrer Kostbarkeiten beraubt werden. Murat. XXII, 342 fg.

[S. 138, Anm. 5] und die Notizen in Burchardi diarium ed. Leibnitz, p. 75, 77 fg. Landi (Commentario, fol. 76) nennt Rom, Neapel, Venedig als Hauptstädte der cortigiane; das. fol. 286 ist der Ruhm der Frauen von Chiavenna wol auch ironisch zu verstehen. Desselben Autors Quaestiones Forcianae fol. 9 fg. geben höchst interessante Notizen über Liebe und Liebesgenuß, Art und Bedeutung der Frauen in den verschiedenen Städten Italiens. — Gegenüber den genannten Autoren lobt Egnatius (De exempl. ill. vir. Ven. fol. 212b fg.) die Keuschheit der Venezianerinnen, öffentliche Weiber seien nur die jährlich aus Deutschland herbeigebrachten. Ueber die Venetianer oben S. 176. — Corn. Agr. de van. scientiae cap. 63 (Opp. ed. Lugd. II, 158) sagt: Vidi ego nuper atque legi sub titulo Cortosanae Italica lingua editum et Venetiis typis excusum de arte meretricia dialogum utriusque Veneris omnium flagitiosissimum dignissimumque, qui ipse cum autore suo ardeat. — Ambr. Traversari (Epistolae lib VIII, 2 fg.) nennt die Geliebte des Niccolo Niccoli (oben Bd. 1, S. 343) fœmina fidelissima. — In den lettere de' principi I, 108 (Bericht des Negro 1. Sept. 1522) werden die donne Greche als fonte d'ogni cortesia et amorevolezza bezeichnet. — Eine Hauptquelle für dieses Unwesen Ant. Panormitanus: Hermaphroditus, besonders für Siena. Die Aufzählung der lenae lupaeque in Florenz (lib. II. 37) ist schwerlich fingirt; darin die Stelle: Annaque Theutonico tibi se dabit obvia cantu.

S. 140, Anm. 1) Ob wirklich verheirathete Ritter herumzogen?

2) Trattato del governo della famiglia. Vgl. oben Bd. 1, S. 164. Anm. 2, 196. Pandolfini starb 1446, L. B. Alberti, dem das Werk eigentlich angehört, im J. 1472 — Vgl. auch S. 82 (22, A. 2).

S. 141, Anm. 1) Eine gründliche, mit psychologischem Geiste gearbeitete Geschichte des Prügelns bei den germanischen und romanischen Völkern wäre wohl soviel werth, als ein paar Bände Depeschen und Unterhandlungen. (Einen kleinen Anfang macht Lichtenberg, Vermischte Schriften, Bd. 5, S. 276—283: Etwas über Nutzen und Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe u. s. w. bei den ver-

[S. 141, Anm. 1] schiedenen Völkern.") Wann und durch welchen Einfluß ist das Prügeln in der deutschen Familie zu einem alltäglichen Gebrauch geworden? Es geschah wohl erst lange nachdem Walther gesungen: Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten. In Italien hört das Schlagen ziemlich früh auf. Maffeo Vegio († 1458) empfiehlt (de educ. liber. lib. I, c. 19) Mäßigkeit im Schlagen, sagt aber doch: caedendos magis esse filios quam pestilentissimis blanditiis lactandos. Später bekommt ein siebenjähriges Kind keine Schläge mehr. Der kleine Roland (Orandino, cap. VII, str, 42) stellt das Prinzip auf:

Sol gli asini si ponno bastonare,
Se una tal bestia fussi, patirei.

Die deutschen Humanisten der Renaissancezeit, z. B. Rudolf Agricola und Erasmus treten energisch gegen das Prügeln auf, das die alten Schulmeister als das nothwendigste Erziehungsrequisit betrachteten. Auch in den Lebensbeschreibungen der „fahrenden Schüler" am Ende des 15. Jahrh. (Thomas Platters Lebensbeschreibung ed. Fechter, Basel 1840; Butzbach's Wanderbuch ed. Becker, Regensburg 1869) finden sich crasse Beispiele der Prügelmethode jener Zeit.

2) Doch finden sich auch einige Gegenstimmen. J. A. Campanus (epist. IV, 4 ed. Menken) spricht sich sehr kräftig gegen Landleben und Villa aus. Freilich sagt er: ego si rusticus natus non essem facile tangerer voluptate. Da er aber als Bauer geboren sei, quod tibi delitiae mihi satietas est.

3) Giovanni Villani XI, 93: Hauptaussage über den Villenbau der Florentiner schon vor der Mitte des 14. Jahrhunderts; sie hatten schönere Villen als Stadthäuser, und sollen sich damit auch überangestrengt haben, onde erano tenuti matti.

S. 142, Anm. 1) Trattato del governo della famiglia (Torino 1829) p. 84. 88.

S. 143, Anm. 1) Vgl. schon oben 4. Abschn. 2. Cap. Schon Petrarca erhält als Städtehasser und Waldliebhaber den Namen Silvanus, Epp. fam. ed. Frac. vol. II, p. 87 fg. — Guarino's Villabeschreibung an Giambatista Candrata

[S. 143, Anm. 1] bei Rosmini, II, p. 13 ff. 157 f. — Poggio in einem Briefe an Facius (dessen de vir. ill. p. 106): Sum enim deditior senectutis gratia rei rusticae quam antea. Andere Ausrufungen und Beschreibungen desselben, Poggio Opp. (1513) p. 112 fg. und bei Shepherd-Tonelli I. 255 und 261. — Aehnlich Maffeo Vegio (de lib. educ. VI, 4) und B. Platina am Anfange seines Dialogs de vera nobilitate. — Schilderung eines Landhauses, ländlichen Gastmahles und der Jagd bei Cardinal Hadrian Venatio, (Straßb. 1512) Aa. 5 fg. — Polizian's Beschreibungen mediceischer Landhäuser bei Reumont, Lorenzo II, S. 73 und 87. — Die Farnesina, Gregorovius VIII, 114 fg.

2) Zu dem folgenden Abschnitt ist J. Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien (Stuttgart 1868) S. 320—332 zu vergleichen.

3) Man vgl. S. 34, wo diese Pracht der Festausstattung als ein Hinderniß für die höhere Entwicklung des Drama's nachgewiesen wurde.

S. 144, Anm. 1) Dieß im Vergleich mit den Städten des Nordens.

2) Die Fronleichnamsprocession in Venedig wird erst 1407 eingerichtet: Cecchetti: Venezia e la corte di Roma I, 108.

S. 145, Anm. 1) Die Festlichkeiten bei der Erhebung des Visconti zum Herzog von Mailand 1395 (Corio, fol. 274) haben bei größter Pracht noch etwas roh mittelalterliches, und das dramatische Element fehlt noch ganz. Vgl. auch die relative Geringfügigkeit der Aufzüge in Pavia während des 14. Jahrh. (Anonymus de laudibus Papiae, bei Murat. XI, Col. 34 fg.).

2) Giov. Villani. VIII, 70.

3) Vgl. z. B. Jnfessura, bei Eccard, scrip tt. II. Col. 1896 — Corio, fol. 417. 421.

S. 146, Anm. 1) Der Dialog der Mysterien bewegte sich gern in Ottaven, der Monolog in Terzinen. Für die Mysterien, J. L. Klein, Geschichte des italienischen Drama's, Bd. 1, S. 153 ff.

2) Wobei man nicht einmal an den Realismus der Scholastiker zu denken braucht. Schon um 970 schrieb Bischof Wibold von Cambray seinen Clerikern statt des

[S. 146, Anm. 2] Würfelspiels etwas wie ein geistliches Tarokspiel vor, mit nicht weniger als 56 Namen abstrakter Personen und Zustände. Vgl. Gesta episcoporum Camerac. in Mon. Germ. SS. VII. p. 433.

3) Dahin darf man es z. B. rechnen, wenn er Bilder an Metaphern baut, wenn an der Pforte des Fegefeuers die mittlere, geborstene Stufe die Zerknirschung des Herzens bedeuten soll (Purgat. IX, 97), während doch die Steinplatte durch das Bersten ihren Werth als Stufe verliert; oder wenn (Purgat. XVIII, 94) die auf Erden Lässigen ihre Buße im Jenseits durch Rennen bezeigen müssen, während doch das Rennen auch ein Zeichen der Flucht 2c. sein könnte.

4) Inferno IX, 61. Purgat. VIII, 19.

5) Poesie satiriche, ed. Milan. 1808, p. 70 fg. — Vom Ende des 14. Jahrhunderts.

S. 147, Anm. 1) Letzteres z. B. in der venatio des Card. Adriano da Corneto, häufig gedruckt, auch in Deutschland z. B. Straßburg 1512. Es soll darin Ascanio Sforza durch das Jagdvergnügen über den Sturz seines Hauses getröstet werden. — Vgl. oben Bd. 1, S. 302.

2) Eigentlich 1454. Vgl. Olivier de la Marche, mémoires chap. 29.

S. 148, Anm. 1) Für andere französische Feste s. z. B.: Juvénal des Ursins (Paris 1614) ad a. 1389 (Einzug der Königin Isabeau); — Jean des Troyes (sehr häufig gedruckt) ad a. 1461 (Einzug Ludwig's XI.). Auch hier fehlt es nicht ganz an Schwebemaschinen, an lebendigen Statuen u. dgl., aber Alles ist bunter, zusammenhangloser und die Allegorien meist unergründlich. — Höchst lebhaft und bunt die vieltägigen Feste zu Lissabon 1452 bei der Abreise der Infantin Eleonora als Braut Kaiser Friedrich's III. S. Freher-Struve, Rer. Germ. Scriptores II, fol. 51, die Relation des Nikolaus Lauckmann.

2) D. h. ein Vortheil für sehr große Dichter und Künstler, die etwas damit anzufangen wußten.

3) Vgl. Bartol. Gamba, Notizie intorno alle opere di Feo Belcari, Milano 1808, und bes. die Einleitung der Schrift: le rappresentazioni di Feo Belcari ed

[S. 148, Anm. 3] altre di lui poesie, Firenze 1833. — Als Parallele die Einleitung des Bibliophile Jacob zu seiner Ausgabe des Pathelin. (Paris 1859).

S. 149, Anm. 1) Freilich schloß ein Mysterium vom bethlehemitischen Kindermord in einer Kirche von Siena damit, daß die unglücklichen Mütter einander bei den Haaren nehmen mußten. Della Valle, lettere sanesi, III, p. 53. — Es war ein Hauptstreben des eben genannten Feo Belcari (st. 1484), die Mysterien von solchen Auswüchsen zu reinigen.

2) Franco Sacchetti, Nov. 72.

3) Vasari III, 232, fg. Vita di Brunellesco. V, 36, fg. Vita del Cecca. Vgl. V, 52. Vita di Don Bartolommeo.

4) Arch. stor. Append. II, p. 310. Das Mysterium von Mariä Verkündigung in Ferrara bei der Hochzeit des Alfonso, mit kunstreichen Schwebemaschinen und Feuerwerk. Die Aufführung der Susanna, des Täufers Johannes und einer Legende beim Card. Riario s. bei Corio, fol. 417. Das Mysterium von Constantin d. Gr., im päpstl. Palast, Carneval 1484, s. bei Jac. Volaterran., Murat. XXIII, Col. 194. Der Träger der Hauptrolle war ein Genuese, der in Constantinopel geboren un d erzogen war.

S. 150, Anm. 1) Graziani, Cronaca di Perugia, Arch. stor. XVI, I, p. 598 fg. Bei der Kreuzigung wurde eine bereit gehaltene Figur untergeschoben.

2) Für letzteres z. B. Graziani a. a. O., ferner Pii II. comment. L. VIII., p. 383. 386. — Auch die Poesie des 15. Jahrh. stimmt bisweilen denselben rohen Ton an. Eine Canzone des Andrea da Basso constatirt bis in's Einzelne die Verwesung der Leiche einer hartherzigen Geliebten. Freilich in einem Klosterdrama des 12. Jahrh. hatte man sogar auf der Scene gesehen, wie König Herodes von den Würmern gefressen wird. Carmina Burana, p. 80 fg. Parallelen dazu bieten manche deutsche Dramen des 17. Jahrhunderts.

3) Allegretto, Diarii sanesi, bei Murat. XXIII, Col. 767.

S. 151, Anm. 1) Matarazzo, Arch. stor. XVI. II, p. 36 fg. Der Mönch hatte vorher eine Reise nach Rom unternommen, um Studien für sein Fest zu machen.

S. 151, Anm. 2) Auszüge aus dem Vergier d'honneur bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi, I, p. 220 und III, p. 263.

3) Pii II. Comment. L. VIII, p. 382 fg. — Ein ähnliches besonders prächtiges Fronleichnamsfest wird erwähnt von Bursellis, Annal. Bonon., bei Murat. XXIII, Col. 911, zum J. 1492. (Die Darstellungen aus dem A. und N. T.)

4) Bei solchen Anlässen mußte es heißen: Nulla di muro si potea vedere.

5) Dasselbe gilt von manchen ähnlichen Schilderungen.

S. 152, Anm. 1) Fünf Könige mit Bewaffneten, ein Waldmensch, der mit einem (gezähmten?) Löwen kämpfte, letzteres vielleicht mit Bezug auf den Namen des Papstes, Sylvius.

2) Beispiele unter Sixtus IV., Jac. Volaterran., bei Murat. XXIII, Col. 135. (bombardarum et sclopulorum crepitus) 139. Auch beim Amtsantritt Alexander's VI. wurde furchtbar kanonirt. — Das Feuerwerk, eine schönere Erfindung des italienischen Festwesens, gehört sammt der festlichen Decoration eher in die Kunstgeschichte als hierher. — Ebenso die prächtige Beleuchtung (vgl. S. 37; die Erhebung Julius' II. auf den päpstlichen Thron wird in Venedig durch dreitägige Beleuchtung gefeiert. Brosch, Julius II., S. 325 A. 17.), welche bei manchen Festen gerühmt wird, und selbst die Tischaufsätze und Jagdtrophäen.

3) Allegretto, bei Murat. XXIII, Col. 772. — Vgl. außerdem Col. 770, den Empfang Pius II. 1459: ein Engelchor oder Paradies wurde dargestellt, aus welchem ein Engel herabkam, den Papst ansang, in modo che il Papa si commosse a lagrime per gran tenerezza di sì dolci parole.

S. 153, Anm. 1) Vgl. die bei Favre, Mélanges d'hist. lit. I, 138, angeführten Quellenstellen. Corio, fol. 417, fg. Der Küchenzettel nimmt bei ihm fast 2 enggedruckte Seiten ein. „Unter anderen Speisen brachte man auch einen Berg herein, aus welchem ein lebender Mensch hervorstieg, mit Zeichen der Verwunderung, sich mitten in diesem strahlenden Feste zu finden, worüber er einige Verse sagte und dann verschwand." (Gregorovius VII, S. 241). — Infessura, bei Eccard, scriptt. II, Col.

[S. 153, Anm. 1] 1896. — Strozii poetae fol. 193 fg. in dem ersten Buche der Aeolostichen. Vgl. Bd. 1, S. 47, 52. — Mittheilungen über Essen und Trinken würden hier am Platze sein Nur ein paar Notizen. Leon. Aretino (Epist. lib. III, ep. 18) klagt, wieviel er für Hochzeitsmahl, Kleidung u. s. w. habe ausgeben müssen, so daß er an demselben Tage matrimonium geschlossen und patrimonium verbraucht habe. — Ermolao Barbaro beschreibt in einem Briefe an Pietro Cara das Menu eines Hochzeitsmahles bei Trivulzio (Angeli Politiani, epist. lib. III.). — Von ganz besonderm Interesse ist das Speisen- und Getränkverzeichniß im Anhang zu Landi's Commentario (oben S. 92). Landi spricht von der großen Mühe, die er auf die Zusammenstellung verwendet; er habe sie aus 500 Schriftstellern gezogen. Er nennt die Namen, Männer und Frauen durcheinander, meist aus dem Alterthum, Römer, Griechen und Barbaren, auch ein Schweizer ist darunter. Die Stelle ist viel zu lang, um mitgetheilt zu werden; einmal heißt es: Li antropophagi furono i primi che mangiassero carne humana! — Poggio (Opera 1513 fol. 14 fg.) erörtert die Frage: Uter alteri gratias debeat pro convivio impenso isne qui vocatus est ad convivium an qui vocarit? — Platina schrieb einen Tractat de arte coquinaria, der mehrfach gedruckt sein soll, und unter den verschiedensten Titeln citirt wird, der aber nach seinen eigenen Andeutungen (dissert. Vossiane I, 253 fg.) mehr Warnungen vor Schlemmerei und Schwelgerei, als Belehrungen über dieselbe enthält.

2) Vasari XI, p. 37, Vita di Puntormo erzählt, wie ein solches Kind 1513 bei einem florentinischen Fest an den Folgen der Anstrengung — oder vielleicht der Vergoldung? — starb. Der arme Knabe hatte „das goldene Zeitalter" vorstellen müssen.

3) Phil. Beroaldi; nuptiae Bentivolorum in den Orationes Ph. B. Paris 1492 e 3 fg. Auch die Schilderung der übrigen bei dieser Hochzeit stattgehabten Festlichkeiten ist sehr bemerkenswerth.

S. 154, Anm. 1) M. Anton. Sabellici Epist. L. III.

2) Amoretti, Memorie etc. su Lionardo da Vinci p. 38. fg.

3) Wie die Astrologie dies Jahrhundert bis in die Feste

[S. 154, Anm. 3] hinein verfolgte, zeigen auch die (undeutlich geschilderten) Planetenaufzüge beim Empfang fürstlicher Bräute in Ferrara. Diario Ferrarese, bei Muratori XXIV. Col. 248, ad a. 1473. Col. 282, ad a. 1491. — Ebenso in Mantua. Arch. stor., append. II, p. 233.

4) Annal. Estens. bei Murat. XX, Col. 468 ff. Die Beschreibung ist undeutlich und überdieß nach einer incorrecten Abschrift gedruckt.

S. 155, Anm. 1) Man erfährt, daß die Stricke dieser Maschinerie als Guirlanden maskirt waren.

S. 156, Anm. 1) Eigentlich das Isisschiff, das am 5. März als Symbol der wieder eröffneten Meerfahrt in's Wasser gelassen wird. — Die Analogie im deutschen Cult s. bei Jac. Grimm, deutsche Mythologie.

2) Purgatorio XXIX, 43 bis Ende, und XXX, Anfang. — Der Wagen ist laut Vs. 115 fg. herrlicher als der Triumphwagen des Scipio, des Augustus, ja als der des Sonnengottes. (Der italienische Uebersetzer des Burckhardtschen Werkes D. Valbusa sagt: Il carro occupa 115 versi ed è u. s. w.)

S. 157, Anm. 1) P. Villari, Savonarola, Uebersetzung von M. Berduschek, 1868) II, S. 181—191; unsere Stelle S. 183. Vgl. Ranke, Geschichte der roman. und german. Völker. 2. Aufl. (1874). S. 95.

2) Auch Fazio degli Uberti, Il Dittamondo hat ein besonderes Capitel (lib. II, cap. 3) del modo del triumphare.

S. 158, Anm. 1) Corio, fol. 401: dicendo, tali cose essere superstizioni de' Re. — Vgl. Cagnola, Arch. stor. III, p. 127. der sagt, der Herzog habe es aus Bescheidenheit abgelehnt.

2) S. oben Bd. 1, S. 267 fg. — Vgl. das. S. 11, Anm. 1, 122. — Triumphus Alphonsi, als Beilage zu den Dicta et Facta Alfonsi von Ant. Panormitanus ed. 1538. p. 129—139, 256 fg. — Eine Scheu vor allzugroßem triumphalem Glanz zeigt sich schon bei den tapferen Komnenen. Vgl. Cinnamus, Epitome rer. ab Comnenis gestarum I, 5. VI, 1.

3) Es gehört zu den rechten Naivetäten der Renaissance, daß man der Fortuna eine solche Stelle anweisen durfte. Beim Einzug des Massimiliano Sforza in Mailand (1512) stand sie als Hauptfigur eines Triumph-

[S. 158, Anm. 3] bogens über der Fama, Speranza, Audazia und Penitenza; lauter lebendige Personen. Vgl. Prato, Arch. stor. III, p. 305.

4) Der oben S. 154 fg. geschilderte Einzug des Borso von Este in Reggio zeigt, welchen Eindruck der alfonsinische Triumph in ganz Italien gemacht hatte. — Ueber den Einzug des Cesare Borgia in Rom 1500 vgl. Gregorovius VII, 439.

S. 159, Anm. 1) Prato, Arch. stor. III, p. 260 ff. Der Autor sagt ausdrücklich le quali cose da li triumfanti Romani se soliano anticamente usare.

2) Ihre drei Capitoli in Terzinen, Anecdota litt. IV, p. 461 fg.

S. 160, Anm. 1) Auch Tafelbilder ähnlichen Inhalts kommen nicht selten vor, gewiß oft als Erinnerung an wirkliche Maskeraden. Die Großen gewöhnen sich bald bei jeder Feierlichkeit an's Fahren. Annibale Bentivoglio, der älteste Sohn des Stadtherrn von Bologna, fährt als Kampfrichter von einem ordinären Waffenspiel nach dem Palast cum triumpho more romano. Bursellis, bei Murat. XXIII, Col. 909, ad a. 1490.

2) Bei der merkwürdigen Leichenfeier des 1437 vergifteten Malatesta Baglione zu Perugia (Graziani, Arch. stor. XVI, I, p. 413) wird man beinahe an den Leichenpomp des alten Etruriens erinnert. Indeß gehören die Trauerritter u. dgl. der allgemeinen abendländischen Adelssitte an. Vgl. z. B.: Die Exequien des Bertrand Duguesclin bei Juvénal des Ursins. ad. a. 1389. — S. auch Graziani, l. c. p. 360.

3) Vasari, IX. p. 218, Vita di Granacci. Ueber die Triumphe und Festzüge in Florenz vgl. Reumont, Lorenzo II, 433 ff.

4) Mich. Cannesius, Vita Pauli II, bei Murat. III, II, Col. 118, fg.

S. 161, Anm. 1) Tommassi, Vita di Cesare Borgia, p. 251.

2) Vasari XI, p. 34 fg. Vita di Puntormo. Eine Hauptstelle in ihrer Art.

3) Vasari VIII. p. 264, Vita di A. del Sarto.

4) Allegretto, bei Murat. XXIII. Col. 783. Daß ein Rad zerbrach, galt als ein böses Vorzeichen.

5) M. Anton. Sabellici Epist. L. III, Brief an M. An-

[S. 161, Anm. 5] ton. Barbavarus; der sagt: Vetus est mos civitatis in illustrium hospitum adventu eam navim auro et purpura insternere.

S. 162, Anm. 1) Sansovino, Venezia, fol. 151, fg. — Die Gesellschaften heißen: Pavoni, Accesi, Eterni, Reali, Sempiterni; es sind wohl dieselben, welche dann in Academien übergingen.

2) Wahrscheinlich 1495. Vgl. M. Anton. Sabellici Epist. L. V. Letzter Brief an M. Anton. Barbavarus.

S. 163, Anm. 1) Terrae globum socialibus signis circunquaque figuratum und: quinis pegmatibus, quorum singula foederatorum regum, principumque suas habuere effigies et cum his ministros signaque in auro affabre caelata. —

2) Infessura, bei Eccard. scrippt. II. Col. 1893. 2000.— Mich. Cannesius, Vita Pauli II, bei Murat. III, II, Col. 1012. — Platina, Vitae pontiff. p. 318. — Jac. Volaterran. bei Muratori XXIII, Col. 163. 194 — Paul. Jov. Elogiar. p. 98 sub Juliano Caesarino. — Anderswo gab es auch Wettrennen von Weibern; Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 384. Vgl. auch Gregorovius VI, 690 fg., VII, 219, 616 fg.

3) Unter Alexander VI. einmal vom Oktober bis zu den Fasten. Vgl. Tommasi. l. c. p. 322.

4) Baluze. Miscell. IV, 517. (vgl. Gregorov.VII. 288 fg.)

S. 164, Anm. 1) Pii II. Comment. L. IV, p. 211.

2) Nantiporto, bei Murat. III, II, Col. 1080. Sie wollten ihm für einen Friedensschluß danken, fanden aber die Thore des Palastes verschlossen und auf allen Plätzen Truppen aufgestellt.

3) Tutti i trionfi, carri, mascherate, o canti, carnascialeschi, Cosmopoli 1760. — Macchiavelli, Opere minori, p. 505. — Vasari, VII, p. 115 fg., vita di Piero di Cosimo, welchem letztern ein Hauptantheil an der Ausbildung dieser Züge zugeschrieben wird. — Vgl. B. Loos (ob. S. 131, A. 1, 179), S. 12 fg. Reumont, Lorenzo II, 443 fg., wo besonders auch die Quellenstellen gesammelt sind, welche bekunden, daß und wie man frühzeitig dem Faschingstreiben entgegentritt. Vgl. auch das. II, S. 24.

Sechster Abschnitt.

Sitte und Religion.

Sechster Abschnitt.

Sitte und Religion.

Erstes Capitel.

Die Moralität.

Das Verhältniß der einzelnen Völker zu den höchsten Dingen, zu Gott, Tugend und Unsterblichkeit, läßt sich wohl bis zu einem gewissen Grade erforschen, niemals aber in strenger Parallele darstellen. Je deutlicher die Aussagen auf diesem Gebiete zu sprechen scheinen, desto mehr muß man sich vor einer unbedingten Annahme, einer Verallgemeinerung derselben hüten.

Vor Allem gilt dieß von dem Urtheil über die Sittlichkeit. Man wird viele einzelne Contraste und Nuancen zwischen den Völkern nachweisen können, die absolute Summe des Ganzen aber zu ziehen ist menschliche Einsicht zu schwach. Die große Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gerne allgemeine Censuren und zwar bisweilen im heftigsten Tone schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber

glücklicher Weise nicht richten. Eine große Nation, die durch Cultur, Thaten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neuern Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker.

So ist denn auch, was hier folgt, kein Urtheil, sondern eine Reihe von Randbemerkungen, wie sie sich bei mehrjährigem Studium der italienischen Renaissance von selber ergaben. Ihre Geltung ist eine um so beschränktere, als sie sich meist auf das Leben der höheren Stände beziehen, über welche wir hier im Guten wie im Bösen unverhältnißmäßig reichlicher unterrichtet sind, als bei anderen europäischen Völkern. Weil aber Ruhm und Schmach hier lauter tönen als sonst irgendwo, so sind wir deshalb der allgemeinen Bilanz der Sittlichkeit noch um keinen Schritt näher.

Wessen Auge dringt in die Tiefen, wo sich Charaktere und Schicksale der Völker bilden? wo Angeborenes und Erlebtes zu einem neuen Ganzen gerinnt und zu einem zweiten, dritten Naturell wird? wo selbst geistige Begabungen, die man auf den ersten Blick für ursprünglich halten würde, sich erst relativ spät und neu bilden? Hatte z. B. der Italiener vor dem 13. Jahrhundert schon jene leichte Lebendigkeit und Sicherheit des ganzen Menschen, jene mit allen Gegenständen spielende Gestaltungskraft in Wort und Form, die ihm seitdem eigen ist? — Und wenn wir solche Dinge nicht wissen, wie sollen wir das unendlich reiche und feine Geäder beurtheilen, durch welches Geist und Sittlichkeit unaufhörlich in einander überströmen? Wohl giebt es eine persönliche Zurechnung und ihre Stimme ist das Gewissen, aber die Völker möge man mit Generalsentenzen in Ruhe lassen. Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes kann einen mächtig

entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Cultur der Renaissance auf ihrer Höhe angelangt und zugleich das politische Unglück der Nation so viel als unabwendbar entschieden war, fehlte es nicht an ernsten Denkern, welche dieses Unglück mit der großen Sittenlosigkeit in Verbindung brachten. Es sind keine von jenen Bußpredigern, welche bei jedem Volke und zu jeder Zeit über die schlechten Zeiten zu klagen sich verpflichtet glauben, sondern ein Macchiavell ist es, der mitten in einer seiner wichtigsten Gedankenreihen [1]) es offen ausspricht: ja, wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse. — Ein anderer hätte vielleicht gesagt: wir sind vorzugsweise individuell entwickelt; die Race hat uns aus den Schranken ihrer Sitte und Religion entlassen, und die äußeren Gesetze verachten wir, weil unsere Herrscher illegitim und ihre Beamten und Richter verworfene Menschen sind. — Macchiavell selber setzt hinzu: weil die Kirche in ihren Vertretern das übelste Beispiel giebt.

Sollen wir hier noch beifügen: „weil das Alterthum ungünstig einwirkte?" — jedenfalls bedürfte eine solche Annahme sorgfältiger Beschränkungen. Bei den Humanisten (Bd. 1, S. 313 fg.) wird man am ehesten davon reden dürfen, zumal in Betreff ihres wüsten Sinnenlebens. Bei den übrigen möchte sich die Sache ungefähr so verhalten haben, daß an die Stelle des christlichen Lebensideals, der Heiligkeit, das der historischen Größe trat, seit sie das Alterthum kannten (Bd. 1, S. 177, A. 1, 203 fg). Durch einen naheliegenden Mißverstand hielt man dann auch die Fehler

für indifferent, trotz welcher die großen Männer groß gewesen waren. Vermuthlich geschah dieß fast unbewußt, denn wenn theoretische Aussagen dafür angeführt werden sollen, so muß man sie wieder bei den Humanisten suchen, wie z. B. bei Paolo Giovio, der den Eidbruch des Giangaleazzo Visconti, insofern dadurch die Gründung eines Reiches ermöglicht wurde, mit dem Beispiel des Julius Cäsar entschuldigt[1]). Die großen florentinischen Geschichtsschreiber und Politiker sind von so knechtischen Citaten völlig frei, und was in ihren Urtheilen und Thaten antik erscheint, ist es, weil ihr Staatswesen eine nothwendig dem Alterthum einigermaßen analoge Denkweise hervorgetrieben hatte.

Immerhin aber fand Italien um den Anfang des 16. Jahrhunderts sich in einer schweren sittlichen Crisis, aus welcher die Besseren kaum einen Ausweg hofften.

Beginnen wir damit, die dem Bösen auf's Stärkste entgegenwirkende sittliche Kraft namhaft zu machen. Jene hochbegabten Menschen glaubten sie zu erkennen in Gestalt des Ehrgefühls. Es ist die räthselhafte Mischung aus Gewissen und Selbstsucht, welche dem modernen Menschen noch übrig bleibt, auch wenn er durch oder ohne seine Schuld alles Uebrige, Glauben, Liebe und Hoffnung eingebüßt hat. Dieses Ehrgefühl verträgt sich mit vielem Egoismus und großen Lastern und ist ungeheurer Täuschungen fähig; aber auch alles Edle, das in einer Persönlichkeit übrig geblieben, kann sich daran anschließen und aus diesem Quell neue Kräfte schöpfen. In viel weiterm Sinne, als man gewöhnlich denkt, ist es für die heutigen individuell entwickelten Europäer eine entscheidende Richtschnur des Handelns geworden; auch Viele von denjenigen, welche noch außerdem Sitte und Religion treulich festhalten, fassen doch die wichtigsten Entschlüsse unbewußt nach jenem Gefühl[2]).

Es ist nicht unsere Aufgabe, nachzuweisen, wie schon das Alterthum eine eigenthümliche Schattirung dieses Gefühles kannte, und wie dann das Mittelalter die Ehre in einem speciellen Sinne zur Sache eines bestimmten Standes machte. Auch dürfen wir mit denjenigen nicht streiten, welche das Gewissen allein statt des Ehrgefühls als die wesentliche Triebkraft ansehen; es wäre schöner und besser, wenn es sich so verhielte, allein sobald man doch zugeben muß, daß die besseren Entschlüsse aus einem „von Selbstsucht mehr oder weniger getrübten Gewissen" hervorgehen, so nenne man lieber die Mischung mit ihrem Namen [1]). Allerdings ist es bei den Italienern der Renaissance bisweilen schwer, dieses Ehrgefühl von der directen Ruhmbegier zu unterscheiden, in welche dasselbe häufig übergeht. Doch bleiben es wesentlich zwei verschiedene Dinge.

An Aussagen über diesen Punkt fehlt es nicht. Eine besonders deutliche mag statt vieler hier ihre Stelle finden; sie stammt aus den neuerdings an den Tag getretenen [2]) Aphorismen des Guicciardini. „Wer die Ehre hochhält, dem „gelingt Alles, weil er weder Mühe, Gefahr noch Kosten „scheut; ich habe es an mir selbst erprobt und darf es sagen „und schreiben: eitel und todt sind diejenigen Handlungen „der Menschen, welche nicht von diesem starken Antrieb aus„gehen." Wir müssen freilich hinzusetzen, daß nach anderweitiger Kunde vom Leben des Verfassers hier durchaus nur vom Ehrgefühl und nicht vom eigentlichen Ruhme die Rede sein kann. Schärfer aber als vielleicht alle Italiener hat Rabelais die Sache betont. Zwar nur ungern mischen wir diesen Namen in unsere Forschung; was der gewaltige, stets barocke Franzose giebt, gewährt uns ungefähr ein Bild davon, wie die Renaissance sich ausnehmen würde ohne Form und ohne Schönheit [3]). Aber seine Schilderung eines Idealzu-

standes im Thelemitenkloster ist culturgeschichtlich entscheidend, so daß ohne diese höchste Phantasie das Bild des 16. Jahrhunderts unvollständig wäre. Er erzählt [1]) von diesen seinen Herren und Damen vom Orden des freien Willens unter anderm wie folgt:

En leur reigle nestoit que ceste clause: Fay ce que vouldras. Parce que gens liberes, bien nayz [2]), bien instruictz, conversans en compeignies honnestes, ont par nature ung instinct et aguillon qui tousjours les poulse à faictz vertueux, et retire de vice: lequel ilz nommoyent honneur.

Es ist derselbe Glaube an die Güte der menschlichen Natur, welcher auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beseelte und der französischen Revolution die Wege bereiten half. Auch bei den Italienern appellirt Jeder individuell an diesen seinen eigenen edlen Instinct, und wenn im Großen und Ganzen — hauptsächlich unter dem Eindruck des nationalen Unglücks — pessimistischer geurtheilt oder empfunden wird, gleichwohl wird man immer jenes Ehrgefühl hoch halten müssen. Wenn einmal die schrankenlose Entwicklung des Individuums eine welthistorische Fügung, wenn sie stärker war als der Wille des Einzelnen, so ist auch diese gegenwirkende Kraft, wo sie im damaligen Italien vorkommt, eine große Erscheinung. Wie oft und gegen welch heftige Angriffe der Selbstsucht sie den Sieg davon trug, wissen wir eben nicht, und deßhalb reicht unser menschliches Urtheil überhaupt nicht aus, um den absoluten moralischen Werth der Nation richtig zu schätzen.

Was nun der Sittlichkeit des höher entwickelten Italieners der Renaissance als wichtigste allgemeine Voraussetzung gegenübersteht, ist die Phantasie. Sie vor allem verleiht seinen Tugenden und Fehlern ihre besondere Farbe; unter ihrer Herrschaft gewinnt seine entfesselte Selbstsucht erst ihre volle Furchtbarkeit.

Um ihretwillen wird er z. B. der frühste große Hazardspieler der neuern Zeit, indem sie ihm die Bilder des künftigen Reichthums und der künftigen Genüsse mit einer solchen Lebendigkeit vormalt, daß er das Aeußerste daran setzt. Die mohammedanischen Völker wären ihm hierin ohne allen Zweifel vorangegangen, hätte nicht der Koran von Anfang an das Spielverbot als die nothwendigste Schutzwehr islamitischer Sitte festgestellt und die Phantasie seiner Leute an Auffindung vergrabener Schätze gewiesen. In Italien wurde eine Spielwuth allgemein, welche schon damals häufig genug die Existenz des Einzelnen bedrohte oder zerstörte. Florenz hat schon zu Ende des 14. Jahrhunderts seinen Casanova, einen gewissen Buonaccorso Pitti, welcher auf beständigen Reisen als Kaufmann, Parteigänger, Speculant, Diplomat und Spieler von Profession enorme Summen gewann und verlor und nur noch Fürsten zu Partnern gebrauchen konnte, wie die Herzoge von Brabant, Baiern und Savoyen [1]). Auch der große Glückstopf, welchen man die römische Curie nannte, gewöhnte seine Leute an ein Bedürfniß der Aufregung, welches sich in den Zwischenpausen der großen Intriguen nothwendig durch Würfelspiel Luft machte. Franceschetto Cybò verspielte z. B. einst in zweien Malen an Cardinal Raffaele Riario 14,000 Ducaten und klagte hernach beim Papst, sein Mitspieler habe ihn betrogen [2]). In der Folge wurde bekanntlich Italien die Heimath des Lotteriewesens.

Die Phantasie ist es auch, welche hier der Rachsucht ihren

besondern Character giebt. Das Rechtsgefühl wird wohl im ganzen Abendland von jeher ein und dasselbe gewesen und seine Verletzung, so oft sie ungestraft blieb, auf die gleiche Weise empfunden worden sein. Aber andere Völker, wenn sie auch nicht leichter verzeihen, können doch leichter vergessen, während die italienische Phantasie das Bild des Unrechts in furchtbarer Frische erhält [1]). Daß zugleich in der Volksmoral die Blutrache als eine Pflicht gilt und oft auf das Gräßlichste geübt wird, giebt dieser allgemeinen Rachsucht noch einen besondern Grund und Boden. Regierungen und Tribunale der Städte erkennen ihr Dasein und ihre Berechtigung an und suchen nur den schlimmsten Excessen zu steuern. Aber auch unter den Bauern kommen thyesteische Mahlzeiten und weit sich ausbreitender Wechselmord vor; hören wir nur einen Zeugen [2]).

In der Landschaft von Acquapendente hüteten drei Hirtenknaben das Vieh und Einer sagte: wir wollen versuchen, wie man die Leute henkt. Als der Eine dem Andern auf der Schulter saß und der Dritte den Strick zuerst um dessen Hals schlang und dann an eine Eiche band, kam der Wolf, so daß die Beiden entflohen uud jenen hängen ließen. Hernach fanden sie ihn todt und begruben ihn. Sonntags kam sein Vater um ihm Brod zu bringen, und einer von den Beiden gestand ihm den Hergang und zeigte ihm das Grab. Der Alte aber tödtete diesen mit einem Messer, schnitt ihn auf, nahm die Leber und bewirthete damit zu Hause dessen Vater; dann sagte er ihm, wessen Leber er gegessen. Hierauf begann das wechselseitige Morden zwischen den beiden Familien, und binnen einem Monat waren 36 Personen, Weiber sowohl als Männer, umgebracht.

Und solche Vendetten, erblich bis auf mehrere Generationen, auf Seitenverwandte und Freunde, erstreckten sich

auch weit in die höheren Stände hinauf. Chroniken sowohl als Novellensammlungen sind voll von Beispielen, zumal von Racheübungen wegen entehrter Weiber. Der classische Boden hierfür war besonders die Romagna, wo sich die Vendetta mit allen erdenklichen sonstigen Parteiungen verflocht. In furchtbarer Symbolik stellt die Sage bisweilen die Verwilderung dar, welche über dieses kühne, kräftige Volk kam. So z. B. in der Geschichte von jenem vornehmen Ravennaten, der seine Feinde in einem Thurm beisammen hatte und sie hätte verbrennen können, statt dessen aber sie herausließ, umarmte und herrlich bewirthete, worauf die wüthende Scham sie erst recht zur Verschwörung antrieb [1]. Unablässig predigten fromme, ja heilige Mönche zur Versöhnung, aber es wird Alles gewesen sein, was sie erreichten, wenn sie die schon im Gange befindlichen Vendetten einschränkten; das Entstehen von neuen werden sie wohl schwerlich gehindert haben. Die Novellen schildern uns nicht selten auch diese Einwirkung der Religion, die edle Aufwallung und dann deren Sinken durch das Schwergewicht dessen, was vorangegangen und doch nicht mehr zu ändern ist. Hatte doch der Papst in Person nicht immer Glück im Friedenstiften: „Papst Paul II. wollte, daß der Hader zwischen Antonio Caffarello und dem Hause Alberino aufhöre und ließ Giovanni Alberino und Antonio Caffarello vor sich kommen und befahl ihnen, einander zu küssen und kündigte ihnen 2000 Ducaten Strafe an, wenn sie einander wieder ein Leid anthäten, und zwei Tage darauf wurde Antonio von demselben Giacomo Alberino, Sohn des Giovanni, gestochen, der ihn vorher schon verwundet hatte, und Papst Paul wurde sehr unwillig und ließ dem Alberino die Habe confisciren und die Häuser schleifen und Vater und Sohn aus Rom verbannen [2]." Die Eide und Ceremonien, wodurch die Versöhnten sich vor dem Rückfall zu

sichern suchen, sind bisweilen ganz entsetzlich; als am Sylvesterabend 1494 im Dom von Siena[1]) die Parteien der Nove und der Popolari sich paarweise küssen mußten, wurde ein Schwur dazu verlesen, worin dem künftigen Uebertreter alles zeitliche und ewige Heil abgesprochen wurde, „ein Schwur, so erstaunlich und schrecklich, wie noch keiner erhört worden"; selbst die letzten Tröstungen in der Todesstunde sollten sich in Verdammniß verkehren für den, welcher ihn verletzen würde. Es leuchtet ein, daß dergleichen mehr die verzweifelte Stimmung der Vermittler, als eine wirkliche Garantie des Friedens ausdrückte, und daß gerade die wahrste Versöhnung am wenigsten solcher Worte bedurfte.

Das individuelle Rachebedürfniß des Gebildeten und des Hochstehenden, ruhend auf der mächtigen Grundlage einer analogen Volkssitte, spielt nun natürlich in tausend Farben und wird von der öffentlichen Meinung, welche hier aus den Novellisten redet, ohne allen Rückhalt gebilligt[2]). Alle Welt ist darüber einig, daß bei denjenigen Beleidigungen und Verletzungen, für welche die damalige italienische Justiz kein Recht schafft, und vollends bei denjenigen, gegen die es nie und nirgends ein genügendes Gesetz gegeben hat noch geben kann, Jeder sich selber Recht schaffen dürfe. Nur muß Geist in der Rache sein und die Satisfaction sich mischen aus thatsächlicher Schädigung und geistiger Demüthigung des Beleidigers; brutale plumpe Uebermacht allein gilt in der öffentlichen Meinung für keine Genugthuung. Das ganze Individuum, mit seiner Anlage zu Ruhm und Hohn muß triumphiren, nicht blos die Faust.

Der damalige Italiener ist vieler Verstellung fähig um bestimmte Zwecke zu erreichen, aber gar keiner Heuchelei in Sachen von Principien, weder vor Anderen noch vor sich selber. Mit völliger Naivetät wird deßhalb auch diese

Rache als ein Bedürfniß zugestanden. Ganz kühle Leute preisen sie vorzüglich dann, wenn sie, getrennt von eigentlicher Leidenschaft, um der bloßen Zweckmäßigkeit willen auftritt, „damit andere Menschen lernen dich unangefochten „zu lassen [1])". Doch werden solche Fälle eine kleine Minderzahl gewesen sein gegenüber von denjenigen, da die Leidenschaft Abkühlung suchte. Deutlich scheidet sich hier diese Rache von der Blutrache; während letztere sich eher noch innerhalb der Schranken der Vergeltung, des jus talionis hält, geht die erstere nothwendig darüber hinaus, indem sie nicht nur die Beistimmung des Rechtsgefühls verlangt, sondern die Bewunderer und je nach Umständen die Lacher auf ihrer Seite haben will.

Hierin liegt denn auch der Grund des oft langen Aufschiebens. Zu einer „bella vendetta" gehört in der Regel ein Zusammentreffen von Umständen, welches durchaus abgewartet werden muß. Mit einer wahren Wonne schildern die Novellisten hier und da das allmähliche Heranreifen solcher Gelegenheiten.

Ueber die Moralität von Handlungen, wobei Kläger und Richter eine Person sind, braucht es weiter keines Urtheils. Wenn diese italienische Rachsucht sich irgendwie rechtfertigen wollte, so müßte dieß geschehen durch den Nachweis einer entsprechenden nationalen Tugend, nämlich der Dankbarkeit; dieselbe Phantasie, welche das erlittene Unrecht auffrischt und vergrößert, müßte auch das empfangene Gute im Andenken erhalten [2]). Es wird niemals möglich sein, einen solchen Nachweis im Namen des ganzen Volkes zu führen, doch fehlt es nicht an Spuren dieser Art im jetzigen italienischen Volkscharakter. Dahin gehört bei den gemeinen Leuten die große Erkenntlichkeit für honette Behandlung und bei den höheren Ständen das gute gesellschaftliche Gedächtniß.

Dieses Verhältniß der Phantasie zu den moralischen Eigenschaften des Italieners wiederholt sich nun durchgängig. Wenn daneben scheinbar viel mehr kalte Berechnung zu Tage tritt in Fällen, da der Nordländer mehr dem Gemüthe folgt, so hängt dieß wohl davon ab, daß der Italiener häufiger sowohl als früher und stärker individuell entwickelt ist. Wo dieß außerhalb Italiens ebenfalls stattfindet, da ergeben sich auch ähnliche Resultate; die zeitige Entfernung vom Hause und von der väterlichen Autorität z. B. ist der italienischen und der nordamerikanischen Jugend gleichmäßig eigen. Später stellt sich dann bei den edleren Naturen das Verhältniß einer freien Pietät zwischen Kindern und Eltern ein.

Es ist überhaupt ganz besonders schwer, über die Sphäre des Gemüthes bei anderen Nationen zu urtheilen. Dasselbe kann sehr entwickelt vorhanden sein, aber in so fremdartiger Weise, daß der von draußen kommende es nicht erkennt, es kann sich auch wohl vollkommen vor ihm verstecken. Vielleicht sind alle abendländischen Nationen in dieser Beziehung gleichmäßig begnadigt.

Wenn aber irgendwo die Phantasie als gewaltige Herrin sich in die Moralität gemischt hat, so ist dieß geschehen im unerlaubten Verkehr der beiden Geschlechter. Vor der gewöhnlichen Hurerei scheute sich bekanntlich das Mittelalter überhaupt nicht, bis die Syphilis kam, und eine vergleichende Statistik der damaligen Prostitution jeder Art gehört nicht hierher. Was aber dem Italien der Renaissance eigen zu sein scheint, ist, daß die Ehe und ihr Recht vielleicht mehr und jedenfalls bewußter als anderswo mit

Füßen getreten wird. Die Mädchen der höheren Stände, sorgfältig abgeschlossen, kommen nicht in Betracht; auf verheirathete Frauen bezieht sich alle Leidenschaft.

Dabei ist bemerkenswerth, daß die Ehen doch nicht nachweisbar abnahmen, und daß das Familienleben bei weitem nicht diejenige Zerstörung erlitt, welche es im Norden unter ähnlichen Umständen erleiden würde. Man wollte völlig nach Willkür leben, aber durchaus nicht auf die Familie verzichten, selbst wenn zu fürchten stand, daß es nicht ganz die eigene sei. Auch sank die Race deshalb weder physisch noch geistig — denn von derjenigen scheinbaren geistigen Abnahme, welche sich gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts zu erkennen giebt, lassen sich ganz bestimmte äußere Ursachen politischer und kirchlicher Art namhaft machen, selbst wenn man nicht zugeben will, daß der Kreis der möglichen Schöpfungen der Renaissance durchlaufen gewesen sei. Die Italiener fuhren fort, trotz aller Ausschweifung zu den leiblich und geistig gesundesten und wohlgeborensten Bevölkerungen Europas zu gehören [1], und behaupten diesen Vorzug bekanntlich bis auf diesen Tag, nachdem sich die Sitten sehr gebessert haben.

Wenn man nun der Liebesmoral der Renaissance näher nachgeht, so findet man sich betroffen von einem merkwürdigen Gegensatz in den Aussagen. Die Novellisten und Comödiendichter machen den Eindruck, als bestände die Liebe durchaus nur im Genusse und als wären zu dessen Erreichung alle Mittel, tragische wie komische, nicht nur erlaubt, sondern je kühner und frivoler, desto interessanter. Liest man dagegen die besseren Lyriker und Dialogenschreiber, so lebt in ihnen die edelste Vertiefung und Vergeistigung der Leidenschaft, ja der letzte und höchste Ausdruck derselben wird gesucht in einer Aneignung antiker

Ideen von einer ursprünglichen Einheit der Seelen im göttlichen Wesen. Und beide Anschauungen sind damals wahr und in einem und demselben Individuum vereinbar. Es ist nicht durchaus rühmlich, aber es ist eine Thatsache, daß in dem modernen gebildeten Menschen die Gefühle auf verschiedenen Stufen zugleich nicht nur stillschweigend vorhanden sind, sondern auch zur bewußten, je nach Umständen künstlerischen Darstellung kommen. Erst der moderne Mensch ist, wie der antike, auch in dieser Beziehung ein Microcosmus, was der mittelalterliche nicht war und nicht sein konnte.

Zunächst ist die Moral der Novellen beachtenswerth. Es handelt sich in den meisten derselben, wie bemerkt, um Ehefrauen und also um Ehebruch.

Höchst wichtig erscheint nun hier jene oben (S. 134, fg.) erwähnte Ansicht von der gleichen Geltung des Weibes mit dem Manne. Die höher gebildete, individuell entwickelte Frau verfügt über sich mit einer ganz andern Souveränetät als im Norden, und die Untreue macht nicht jenen furchtbaren Riß durch ihr Leben, sobald sie sich gegen die äußeren Folgen sichern kann. Das Recht des Gemahles auf ihre Treue hat nicht denjenigen festen Boden, den es bei den Nordländern durch die Poesie und Leidenschaft der Werbung und des Brautstandes gewinnt; nach flüchtigster Bekanntschaft, unmittelbar aus dem elterlichen oder klösterlichen Gewahrsam tritt die junge Frau in die Welt, und nun erst bildet sich ihre Individualität ungemein schnell aus. Hauptsächlich deßhalb ist jenes Recht des Gatten nur ein sehr bedingtes, und auch wer es als ein jus quæsitum ansieht, bezieht es doch nur auf die äußere That, nicht auf das Herz. Die schöne junge Gemahlin eines Greises z. B. weist die Geschenke und Botschaften eines jungen Liebhabers

zurück, im festen Vorsatz, ihre Ehrbarkeit (honestà) zu behaupten. „Aber sie freute sich doch der Liebe des Jüng„lings wegen seiner großen Trefflichkeit, und sie erkannte, „daß ein edles Weib einen ausgezeichneten Menschen lieben „darf ohne Nachtheil ihrer Ehrbarkeit [1])." Wie kurz ist aber der Weg von einer solchen Distinction bis zu völliger Hingebung.

Letztere erscheint dann soviel als berechtigt, wenn Untreue des Mannes hinzukommt. Das individuell entwickelte Weib empfindet dieselbe bei Weitem nicht blos als einen Schmerz, sondern als Hohn und Demüthigung, namentlich als Ueberlistung, und nun übt sie, oft mit ziemlich kaltem Bewußtsein, die Rache, welche der Gemahl verdient hat. Ihrem Tact bleibt es überlassen, das für den betreffenden Fall richtige Strafmaß zu treffen. Die tiefste Kränkung kann z. B. einen Ausweg zur Versöhnung und zu künftigem ruhigem Leben anbahnen, wenn sie völlig geheim bleibt. Die Novellisten, welche dergleichen dennoch erfahren oder es gemäß der Atmosphäre ihrer Zeit erdichten, sind voll von Bewunderung, wenn die Rache höchst angemessen, wenn sie ein Kunstwerk ist. Es versteht sich, daß der Ehemann ein solches Vergeltungsrecht doch im Grunde nie anerkennt und sich nur aus Furcht oder aus Klugheitsgründen fügt. Wo diese wegfallen, wo er um der Untreue seiner Gemahlin willen ohnehin erwarten oder wenigstens besorgen muß, von dritten Personen ausgehöhnt zu werden, da wird die Sache tragisch. Nicht selten folgt die gewaltsamste Gegenrache und der Mord. Es ist höchst bezeichnend für die wahre Quelle dieser Thaten, daß außer dem Gemahl auch die Brüder [2]) und der Vater der Frau sich dazu berechtigt, ja verpflichtet glauben; die Eifersucht hat also nichts mehr damit zu thun, das sittliche Gefühl wenig, der Wunsch, dritten Personen ihren

Spott zu verleiden das Meiste. „Heute“, sagt Bandello [1]), „sieht man Eine um ihre Lüste zu erfüllen den Gemahl vergiften, als dürfte sie dann, weil sie Wittwe geworden, thun was ihr beliebt. Eine Andere, aus Furcht vor Entdeckung ihres unerlaubten Umganges, läßt den Gemahl durch den Geliebten ermorden. Dann erheben sich Väter, Brüder und Gatten, um sich die Schande aus den Augen zu schaffen, mit Gift, Schwert und anderen Mitteln, und dennoch fahren viele Weiber fort, mit Verachtung des eigenen Lebens und der Ehre, ihren Leidenschaften nachzuleben“. Ein andermal, in milderer Stimmung, ruft er aus: „Wenn man doch nur nicht täglich hören müßte: Dieser hat seine Frau ermordet, weil er Untreue vermuthete, Jener hat die Tochter erwürgt, weil sie sich heimlich vermählt hatte, Jener endlich hat seine Schwester tödten lassen, weil sie sich nicht nach seinen Ansichten vermählen wollte! Es ist doch eine große Grausamkeit, daß wir Alles thun wollen, was uns in den Sinn kommt und den armen Weibern nicht dasselbe zugestehen. Wenn sie etwas thun, was uns mißfällt, so sind wir gleich mit Strick, Dolch und Gift bei der Hand. Welche Narrheit der Männer, vorauszusetzen, daß ihre und des ganzen Hauses Ehre von der Begierde eines Weibes abhänge!“ Leider wußte man den Ausgang solcher Dinge bisweilen so sicher voraus, daß der Novellist auf einen bedrohten Liebhaber Beschlag legen konnte, während derselbe noch lebendig herumlief. Der Arzt (und Lautenspieler) Antonio Bologna [2]) hatte sich insgeheim mit der verwittweten Herzogin von Malfi, vom Hause Aragon, vermählt; bereits hatten ihre Brüder sie und ihre Kinder wieder in ihre Gewalt bekommen und in einem Schloß ermordet. Antonio, der letzteres noch nicht wußte und mit Hoffnungen hingehalten wurde, befand sich

in Mailand, wo ihm schon gedungene Mörder auflauerten, und sang in Gesellschaft bei der Ippolita Sforza die Geschichte seines Unglückes zur Laute. Ein Freund des genannten Hauses, Delio, „erzählte die Geschichte bis zu diesem Punkte dem Scipione Atellano und fügte bei, er werde dieselbe in einer seiner Novellen behandeln, da er gewiß wisse, daß Antonio ermordet werden würde". Die Art, wie dieß fast unter den Augen Delio's und Atellano's eintraf, ist bei Bandello (I, 26) ergreifend geschildert.

Einstweilen aber nehmen die Novellisten doch fortwährend Partei für alles Sinnreiche, Schlaue und Komische, was beim Ehebruch vorkommt: mit Vergnügen schildern sie das Versteckspiel in den Häusern, die symbolischen Winke und Botschaften, die mit Kissen und Confect zum Voraus versehenen Truhen, in welchen der Liebhaber verborgen und fortgeschafft werden kann, u. dgl. m. Der betrogene Ehemann wird je nach Umständen ausgemalt als eine ohnehin von Hause aus lächerliche Person, oder als ein furchtbarer Rächer; ein drittes giebt es nicht, es sei denn, daß das Weib als böse und grausam und der Mann oder Liebhaber als unschuldiges Opfer geschildert werden soll. Man wird indeß bemerken, daß Erzählungen dieser letztern Art nicht eigentliche Novellen, sondern nur Schreckensbeispiele aus dem wirklichen Leben sind [1].

Mit der Hispanisirung des italienischen Lebens im Verlauf des 16. Jahrhunderts nahm die in den Mitteln höchst gewaltsame Eifersucht vielleicht noch zu, doch muß man dieselbe unterscheiden von der schon vorher vorhandenen, im Geist der italienischen Renaissance selbst begründeten Vergeltung der Untreue. Mit der Abnahme des spanischen Cultureinflusses schlug dann die auf die Spitze getriebene Eifersucht gegen Ende des 17. Jahrhunderts in ihr Gegen-

theil um, in jene Gleichgiltigkeit, welche den Cicisbeo als unentbehrliche Figur im Hause betrachtete und außerdem noch einen oder mehrere Geduldete (Patiti) sich gefallen ließ.

Wer will es nun unternehmen, die ungeheure Summe von Immoralität, welche in den geschilderten Verhältnissen liegt, mit dem zu vergleichen, was in anderen Ländern geschah? War die Ehe z. B. in Frankreich während des 15. Jahrhunderts wirklich heiliger als in Italien? Die Fabliaux und Farcen erregen starke Zweifel, und man sollte glauben, daß die Untreue eben so häufig, nur der tragische Ausgang seltener gewesen, weil das Individuum mit seinen Ansprüchen weniger entwickelt war. Eher möchte zu Gunsten der germanischen Völker ein entscheidendes Zeugniß vorhanden sein, nämlich jene größere gesellschaftliche Freiheit der Frauen und Mädchen, welche den Italienern in England und in den Niederlanden so angenehm auffiel. (S. 137, Anm. 4.) Und doch wird man auch hierauf kein zu großes Gewicht legen dürfen. Die Untreue war gewiß ebenfalls sehr häufig, und der individuell entwickeltere Mensch treibt es auch hier bis zur Tragödie. Man sehe nur, wie die damaligen nordischen Fürsten bisweilen auf den ersten Verdacht hin mit ihren Gemahlinnen umgehen.

Innerhalb des Unerlaubten aber bewegte sich bei den damaligen Italienern nicht nur das gemeine Gelüste, nicht nur die dumpfe Begier des gewöhnlichen Menschen, sondern auch die Leidenschaft der Edelsten und Besten; nicht blos weil die unverheiratheten Mädchen sich außerhalb der Gesellschaft befanden, sondern auch weil gerade der vollkommene Mann am stärksten angezogen wurde von dem bereits durch die Ehe ausgebildeten weiblichen Wesen. Diese Männer sind es, welche die höchsten Töne der lyrischen Poesie angeschlagen und auch in Abhandlungen und Dialogen von

der verzehrenden Leidenschaft ein verklärtes Abbild zu geben versucht haben: l'amor divino. Wenn sie über die Grausamkeit des geflügelten Gottes klagen, so ist damit nicht blos die Hartherzigkeit der Geliebten oder ihre Zurückhaltung gemeint, sondern auch das Bewußtsein der Unrechtmäßigkeit der Verbindung. Ueber dieses Unglück suchen sie durch jene Vergeistigung der Liebe sich zu erheben, welche sich an die platonische Seelenlehre anlehnt und in Pietro Bembo ihren berühmtesten Vertreter gefunden hat. Man hört ihn unmittelbar im dritten Buch seiner Asolani und mittelbar durch Castiglione, welcher ihm jene prachtvolle Schlußrede des vierten Buches des Cortigiano in den Mund legt. Beide Autoren waren im Leben keine Stoiker, aber in jener Zeit wollte es schon etwas heißen, wenn man ein berühmter und zugleich ein guter Mann war und diese Prädicate kann man Beiden nicht versagen. Die Zeitgenossen nahmen das, was sie sagten, für wahrhaft gefühlt, und so dürfen auch wir es nicht als bloßes Phrasenwerk verachten. Wer sich die Mühe nimmt, die Rede im Cortigiano nachzulesen, wird einsehen, wie wenig ein Excerpt einen Begriff davon geben könnte. Damals lebten in Italien einige vornehme Frauen, welche wesentlich durch Verhältnisse dieser Art berühmt wurden, wie Giulia Gonzaga, Veronica da Coreggio und vor allen Vittoria Colonna. Das Land der stärksten Wüstlinge und der größten Spötter respectirte diese Gattung von Liebe und diese Weiber: Größeres läßt sich nicht zu ihren Gunsten sagen. Ob etwas Eitelkeit dabei war, ob Vittoria den sublimirten Ausdruck hoffnungsloser Liebe von Seiten der berühmtesten Männer Italiens gerne um sich herum tönen hörte, wer mag es entscheiden? Wenn die Sache stellenweise eine Mode wurde, so war es immerhin kein Kleines, daß Vittoria wenigstens nicht aus der Mode kam und daß sie in

der spätesten Zeit noch die stärksten Eindrücke hervorbrachte. — Es dauerte lange, bis andere Länder irgend ähnliche Erscheinungen aufwiesen.

Die Phantasie, welche dieses Volk mehr als ein anderes beherrscht, ist dann überhaupt eine allgemeine Ursache davon, daß jede Leidenschaft in ihrem Verlauf überaus heftig und je nach Umständen verbrecherisch in den Mitteln wird. Man kennt eine Heftigkeit der Schwäche, die sich nicht beherrschen kann; hier dagegen handelt es sich um eine Ausartung der Kraft. Bisweilen knüpft sich daran eine Entwicklung ins Colossale; das Verbrechen gewinnt eine eigene, persönliche Consistenz.

Schranken giebt es nur noch wenige. Der Gegenwirkung des illegitimen, auf Gewalt gegründeten Staates mit seiner Polizei fühlt sich Jedermann, auch das gemeine Volk, innerlich entwachsen, und an die Gerechtigkeit der Justiz glaubt man allgemein nicht mehr. Bei einer Mordthat ist, bevor man irgend die näheren Umstände kennt, die Sympathie unwillkürlich auf Seiten des Mörders [1]). Ein männliches, stolzes Auftreten vor und während der Hinrichtung erregt vollends solche Bewunderung, daß die Erzähler darob leicht vergessen zu melden, warum der Betreffende verurtheilt war [2]). Wenn aber irgendwo zu der innerlichen Verachtung der Justiz und zu den vielen aufgesparten Vendetten noch die Straflosigkeit hinzutritt, etwa in Zeiten politischer Unruhen, dann scheint sich bisweilen der Staat und das bürgerliche Leben auflösen zu wollen. Solche Momente hatte Neapel beim Uebergang von der aragonesischen auf die französische und auf die spanische Herrschaft, solche hatte auch

Mailand bei der mehrmaligen Vertreibung und Wiederkehr der Sforza. Da kommen jene Menschen zum Vorschein, welche den Staat und die Gesellschaft insgeheim niemals anerkannt haben und nun ihre räuberische und mörderische Selbstsucht ganz souverän walten lassen. Betrachten wir beispielshalber ein Bild dieser Art aus einem kleineren Kreise.

Als das Herzogthum Mailand bereits um 1480 durch die inneren Krisen nach dem Tode des Galeazzo Maria Sforza (oben Bd. 1, S. 40 fg. u. 120 fg.) erschüttert war, hörte in den Provinzialstädten jede Sicherheit auf. So in Parma [1]), wo der mailändische Gubernator, nachdem er durch Belohnung der Denuncianten vergeblich die Verbrecher hatte entdecken wollen, durch Mordanschläge in Schrecken gesetzt, sich die Freilassung furchtbarer Menschen abdringen ließ, wo Einbrüche, Demolitionen von Häusern, öffentliche Mordthaten, Plünderungen, besonders der Juden, schamlose Vergehen gegen die Sittlichkeit etwas Gewöhnliches wurden, wo zuerst maskirte Verbrecher einzeln, dann ohne Scheu jede Nacht große bewaffnete Schaaren herumzogen; dabei circulirten frevelhafte Späße, Satiren, Drohbriefe, und es erschien ein Spottsonett gegen die Behörden, welches dieselben offenbar mehr empörte als der entsetzliche Zustand selbst. Daß in vielen Kirchen die Tabernakel sammt den Hostien geraubt wurden, verräth noch eine besondere Farbe und Richtung jener Ruchlosigkeit. Nun ist es wohl unmöglich zu errathen, was in jedem Lande der Welt auch heute geschehen würde, wenn Regierung und Polizei ihre Thätigkeit einstellten und dennoch durch ihr Dasein die Bildung eines provisorischen Regimentes unmöglich machten; allein was damals in Italien bei solchen Anlässen geschah, trägt doch wohl einen besondern Charakter durch starke Einmischung der Rache.

Im Allgemeinen macht das Italien der Renaissance den

Eindruck, als ob auch in gewöhnlichen Zeiten die großen Verbrechen häufiger gewesen wären als in anderen Ländern. Freilich könnte uns wohl der Umstand täuschen, daß wir hier verhältnißmäßig weit mehr Specielles davon erfahren als irgend anderswo, und daß dieselbe Phantasie, welche auf das thatsächliche Verbrechen wirkt, auch das nichtgeschehene ersinnt. Die Summe der Gewaltthaten war vielleicht anderswo dieselbe. Ob der Zustand z. B. in dem kraftvollen, reichen Deutschland um 1500, mit seinen kühnen Landstreichern, gewaltigen Bettlern und wegelagernden Rittern im Ganzen sicherer gewesen, ob das Menschenleben wesentlich besser garantirt war, läßt sich schwer ermitteln. Aber so viel ist sicher, daß das prämeditirte, besoldete, durch dritte Hand geübte, auch das zum Gewerb gewordene Verbrechen in Italien eine große und schreckliche Ausdehnung gewonnen hatte.

Blicken wir zunächst auf das Räuberwesen, so wird vielleicht Italien damals nicht mehr, in glücklicheren Gegenden wie z. B. Toscana sogar weniger davon heimgesucht gewesen sein, als die meisten Länder des Nordens. Aber es giebt wesentlich italienische Figuren. Schwerlich findet sich anderswo z. B. die Gestalt des durch Leidenschaft verwilderten, allmählich zum Räuberhauptmann gewordenen Geistlichen, wovon jene Zeit unter anderen folgendes Beispiel liefert[1]). Am 12. August 1495 wurde in einem eisernen Käfig außen am Thurm von S. Giuliano zu Ferrara eingeschlossen der Priester Don Nicolò de' Pelegati von Figarolo. Derselbe hatte zweimal seine erste Messe gelesen; das erstemal hatte er an demselben Tage einen Mord begangen und war darauf in Rom absolvirt worden; nachher tödtete er vier Menschen und heirathete zwei Weiber, mit welchen er herumzog. Dann war er bei vielen Tödtungen anwesend, nothzüchtigte Weiber, führte andere mit Gewalt fort, übte Raub in Masse, tödtete

noch Viele und zog im Ferraresischen mit einer uniformirten bewaffneten Bande herum, Nahrung und Obdach mit Mord und Gewalt erzwingend. — Wenn man sich das Dazwischenliegende hinzudenkt, so ergiebt sich für den Priester eine ungeheure Summe des Frevels. Es gab damals überall viele Mörder und andere Missethäter unter den so wenig beaufsichtigten und so hoch privilegirten Geistlichen und Mönchen, aber kaum einen Pelegati. Etwas Anderes, obwohl auch nichts Rühmliches, ist es, wenn verlorene Menschen sich in die Kutte stecken dürfen, um der Justiz zu entgehen, wie z. B. jener Corsar, den Massuccio in einem Kloster zu Neapel kannte[1]). Wie es sich mit Papst Johann XXIII. in dieser Beziehung verhielt, ist nicht näher bekannt.[2])

Die Zeit der individuell berühmten Räuberhauptleute beginnt übrigens erst später, im 17. Jahrhundert, als die politischen Gegensätze, Guelfen und Ghibellinen, Spanier und Franzosen, das Land nicht mehr in Bewegung setzten; der Räuber löst den Parteigänger ab.

In gewissen Gegenden von Italien, wo die Cultur nicht hindrang, waren die Landleute permanent mörderisch gegen Jeden von draußen, der ihnen in die Hände fiel. So namentlich in den entlegeneren Theilen des Königreiches Neapel, wo eine uralte Verwilderung vielleicht seit der römischen Latifundienwirthschaft sich erhalten hatte, und wo man den Fremden und den Feind, hospes und hostis, noch in aller Unschuld für gleichbedeutend halten mochte. Diese Leute waren gar nicht irreligiös; es kam vor, daß ein Hirt voll Angst im Beichtstuhl erschien, um zu bekennen, daß ihm während der Fasten beim Käsemachen ein paar Tropfen Milch in den Mund gekommen. Freilich fragte der sittenkundige Beichtvater bei diesem Anlaß auch noch aus ihm heraus, daß er oft mit seinen Gefährten Reisende beraubt

und ermordet hatte, nur daß dieß als etwas Landübliches keine Gewissensbisse rege machte[1]). Wie sehr in Zeiten politischer Unruhen die Bauern auch anderswo verwildern konnten, ist bereits (S. 96) angedeutet worden.

Ein schlimmeres Zeichen der damaligen Sitte als die Räuberei ist die Häufigkeit der bezahlten, durch dritte Hand geübten Verbrechen. Darin ging zugestandener Maßen Neapel allen anderen Städten voran. „Hier ist gar nichts billiger zu kaufen als ein Menschenleben," sagt Pontano[2]). Aber auch andere Gegenden weisen eine furchtbare Reihe von Missethaten dieser Art auf. Man kann dieselben natürlich nur schwer nach den Motiven sondern, indem politische Zweckmäßigkeit, Parteihaß, persönliche Feindschaft, Rache und Furcht durcheinander wirkten. Es macht den Florentinern die größte Ehre, daß damals bei ihnen, dem höchstentwickelten Volke von Italien, dergleichen am wenigsten vorkommt[3]), vielleicht weil es für berechtigte Beschwerden noch eine Justiz gab, die man anerkannte, oder weil die höhere Cultur den Menschen eine andere Ansicht verlieh über das verbrecherische Eingreifen in das Rad des Schicksals; wenn irgendwo, so erwog man in Florenz, wie eine Blutschuld unberechenbar weiter wirkt, und wie wenig der Anstifter auch bei einem sogenannten nützlichen Verbrechen eines überwiegenden und dauernden Vortheils sicher ist. Nach dem Untergang der florentinischen Freiheit scheint der Meuchelmord, hauptsächlich der gedungene, rasch zugenommen zu haben, bis die Regierung Cosimo's I. so weit zu Kräften kam, daß seine Polizei[4]) allen Missethaten gewachsen war.

Im übrigen Italien wird das bezahlte Verbrechen häufiger oder seltener gewesen sein, je nachdem zahlungsfähige hochgestellte Anstifter vorhanden waren. Es kann Niemandem einfallen, dergleichen statistisch zusammenzufassen, allein wenn

von all den Todesfällen, die das Gerücht als gewaltsam herbeigeführt betrachtete, auch nur ein kleiner Theil wirkliche Mordthaten waren, so macht dieß schon eine große Summe aus. Fürsten und Regierungen gaben allerdings das schlimmste Beispiel: sie machten sich gar kein Bedenken daraus, den Mord unter die Mittel ihrer Allmacht zu zählen. Es bedurfte dazu noch keines Cesare Borgia; auch die Sforza, die Aragonesen, die Republik Venedig [1]), später auch die Werkzeuge Carls V. erlaubten sich was zweckmäßig schien.

Die Phantasie der Nation erfüllte sich allmählich dergestalt mit Voraussetzungen dieser Art, daß man bei Mächtigen kaum mehr an einen natürlichen Tod glaubte. Freilich machte man sich von der Wirkungskraft der Gifte bisweilen fabelhafte Vorstellungen. Wir wollen glauben, daß jenes furchtbare weiße Pulver (Bd. 1, S. 109) der Borgia auf bestimmte Termine berechnet werden konnte, und so mag auch dasjenige Gift wirklich ein venenum atterminatum gewesen sein, welches der Fürst von Salerno dem Cardinal von Aragon reichte mit den Worten: „in wenigen Tagen wirst du sterben, „weil dein Vater, König Ferrante, uns alle hat zertreten „wollen“ [2]). Aber der vergiftete Brief, welchen Caterina Riario an Papst Alexander VI. sandte [3]), würde diesen schwerlich umgebracht haben, auch wenn er ihn gelesen hätte; und als Alfons der Große von den Aerzten gewarnt wurde, ja nicht in dem Livius zu lesen, den ihm Cosimo de' Medici übersandte, antwortete er ihnen gewiß mit Recht: höret auf, so thöricht zu reden [4]). Vollends hätte jenes Gift nur sympathetisch wirken können, womit der Secretär Piccinino's den Tragstuhl des Papstes Pius II. nur ein wenig anstreichen wollte [5]). Wie weit es sich durchschnittlich um mineralische oder Pflanzengifte handelte, läßt sich nicht bestimmen; die Flüssigkeit, mit welcher der Maler Rosso Fiorentino (1541)

sich das Leben nahm, war offenbar eine heftige Säure [1]), welche man keinem Andern hätte unbemerkt beibringen können. — Für den Gebrauch der Waffen, zumal des Dolches, zu heimlicher Gewaltthat hatten die Großen in Mailand, Neapel und anderswo leider einen unaufhörlichen Anlaß, indem unter den Schaaren von Bewaffneten, welche sie zu ihrem eigenen Schutze nöthig hatten, schon durch den bloßen Müssiggang hier und da sich eine wahre Mordlust ausbilden mußte. Manche Gräuelthat wäre wohl unterblieben, wenn der Herr nicht gewußt hätte, daß es bei Diesem und Jenem aus seinem Gefolge nur eines Winkes bedürfe.

Unter den geheimen Mitteln des Verderbens kommt — wenigstens der Absicht nach — auch die Zauberei vor [2]), doch nur in sehr untergeordneter Weise. Wo etwa maleficii, malie u. dgl. erwähnt werden, geschieht es meist, um auf ein ohnehin gehaßtes oder abscheuliches Individuum alle erdenklichen Schrecken zu häufen. An den Höfen von Frankreich und England im 14. und 15. Jahrhundert spielt der verderbliche, tödtliche Zauber eine viel größere Rolle als unter den höheren Ständen von Italien.

Endlich erscheinen in diesem Lande, wo das Individuelle in jeder Weise culminirt, einige Menschen von absoluter Ruchlosigkeit, bei welchen das Verbrechen auftritt um seiner selber willen, nicht mehr als Mittel zu einem Zweck, oder wenigstens als Mittel zu Zwecken, welche sich aller psychologischen Norm entziehen.

Zu diesen entsetzlichen Gestalten scheinen zunächst auf den ersten Anblick einige Condottieren zu gehören [3]), ein Braccio von Montone, ein Tiberto Brandolino, und schon ein Werner von Urslingen, dessen silbernes Brustschild die Inschrift trug: Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit. Daß diese Menschenklasse im Ganzen zu den frühesten völlig eman-

cipirten Frevlern gehörte, ist gewiß. Man wird jedoch behutsamer urtheilen, sobald man inne wird, daß das allerschwerste Verbrechen derselben — nach dem Sinne der Aufzeichner — im Trotz gegen den geistlichen Bann liegt, und daß die ganze Persönlichkeit erst von da aus mit jenem fahlen, unheimlichen Lichte bestrahlt erscheint. Bei Braccio war diese Gesinnung allerdings so weit ausgebildet, daß er z. B. über psallirende Mönche in Wuth gerathen konnte und sie von einem Thurm herunter werfen ließ [1]), „allein gegen seine Soldaten war er doch loyal und ein großer Feldherr“. Ueberhaupt werden die Verbrechen der Condottieren doch wohl meist um des Vortheils willen begangen worden sein, auf Antrieb ihrer höchst demoralisirenden Stellung, und auch die scheinbar muthwillige Grausamkeit möchte in der Regel ihren Zweck gehabt haben, wäre es auch nur der einer allgemeinen Einschüchterung gewesen. Die Grausamkeiten der Aragonesen hatten, wie wir (Bd. 1, S. 347 fg.) sahen, ihre Hauptquelle in Rachsucht und Angst. Einen unbedingten Blutdurst, eine teuflische Lust am Verderben wird man am ehesten bei dem Spanier Cesare Borgia finden, dessen Gräuel die vorhandenen oder denkbaren Zwecke in der That um ein Bedeutendes überschreiten (Bd. 1, S. 105 fg.). Sodann ist eine eigentliche Lust am Bösen in Sigismondo Malatesta, dem Gewaltherrscher von Rimini (Bd. 1, S. 33 und 271 fg.) erkennbar; es ist nicht nur die römische Curie [2]), sondern auch das Urtheil der Geschichte, welches ihm Mord, Nothzucht, Ehebruch, Blutschande, Kirchenraub, Meineid und Verrath und zwar in wiederholten Fällen Schuld giebt; das Gräßlichste aber, die versuchte Nothzucht am eigenen Sohn Roberto, welche dieser mit gezücktem Dolche zurückwies [3]), möchte doch wohl nicht blos Sache der Verworfenheit, sondern eines astrologischen oder magischen Aberglaubens gewesen sein. Dasselbe hat man

schon vermuthet, um die Nothzüchtigung des Bischofs von Fano [1]) durch Pierluigi Farnese von Parma, Sohn Paul's III., zu erklären.

Wenn wir uns nun erlauben dürfen, die Hauptzüge des damaligen italienischen Charakters, wie er uns aus dem Leben der höheren Stände überliefert ist, zusammenzufassen, so würde sich etwa Folgendes ergeben. Der Grundmangel dieses Charakters erscheint zugleich als die Bedingung seiner Größe: der entwickelte Individualismus. Dieser reißt sich zuerst innerlich los von dem gegebenen meist tyrannischen und illegitimen Staatswesen, und was er nun sinnt und thut, das wird ihm zum Verrath angerechnet, mit Recht oder mit Unrecht. Beim Anblick des siegreichen Egoismus unternimmt er selbst, in eigener Sache, die Vertheidigung des Rechtes und verfällt durch die Rache, die er übt, den dunklen Gewalten, während er seinen innern Frieden herzustellen glaubt. Seine Liebe wendet sich am ehesten einem andern entwickelten Individualismus zu, nämlich der Gattin seines Nächsten. Gegenüber von allem Objectiven, von Schranken und Gesetzen jeder Art hat er das Gefühl eigener Souveränetät und entschließt sich in jedem einzelnen Fall selbständig, je nachdem in seinem Innern Ehrgefühl und Vortheil, kluge Erwägung und Leidenschaft, Entsagung und Rachsucht sich vertragen.

Wenn nun die Selbstsucht im weitern wie im engsten Sinne Wurzel und Hauptstamm alles Bösen ist, so wäre schon deßhalb der entwickelte Italiener damals dem Bösen näher gewesen als andere Völker.

Aber diese individuelle Entwickelung kam nicht durch

seine Schuld über ihn, sondern durch einen weltgeschichtlichen Rathschluß; sie kam auch nicht über ihn allein, sondern wesentlich vermittels der italienischen Cultur auch über alle anderen Völker des Abendlandes und ist seitdem das höhere Medium, in welchem dieselben leben. Sie ist an sich weder gut noch böse, sondern nothwendig; innerhalb derselben entwickelt sich ein modernes Gutes und Böses, eine sittliche Zurechnung, welche von der des Mittelalters wesentlich verschieden ist.

Der Italiener der Renaissance aber hatte das erste gewaltige Daherwogen dieses neuen Weltalters zu bestehen. Mit seiner Begabung und seinen Leidenschaften ist er für alle Höhen und alle Tiefen dieses Weltalters der kenntlichste, bezeichnendste Repräsentant geworden; neben tiefer Verworfenheit entwickelt sich die edelste Harmonie des Persönlichen und eine glorreiche Kunst, welche das individuelle Leben verherrlichte, wie weder Alterthum noch Mittelalter dieß wollten oder konnten.

Zweites Capitel.

Die Religion im täglichen Leben.

Mit der Sittlichkeit eines Volkes steht in engstem Zusammenhange die Frage nach seinem Gottesbewußtsein, d. h. nach seinem größern oder geringern Glauben an eine göttliche Leitung der Welt, mag nun dieser Glaube die Welt für eine zum Glück oder zum Jammer und baldigen Untergang bestimmte halten [1]). Nun ist der damalige italienische

Unglaube im Allgemeinen höchst berüchtigt, und wer sich noch die Mühe eines Beweises nimmt, hat es leicht, hunderte von Aussagen und Beispielen zusammenzustellen. Unsere Aufgabe ist auch hier, zu sondern und zu unterscheiden; ein abschließendes Gesammturtheil werden wir uns auch hier nicht erlauben.

Das Gottesbewußtsein der frühern Zeit hatte seine Quelle und seinen Anhalt im Christenthum und in dessen äußerer Machtgestalt, der Kirche, gehabt. Als die Kirche ausartete, hätte die Menschheit distinguiren und ihre Religion trotz Allem behaupten sollen. Aber ein solches Postulat läßt sich leichter aufstellen als erfüllen. Nicht jedes Volk ist ruhig oder stumpfsinnig genug, um einen dauernden Widerspruch zwischen einem Princip und dessen äußerer Darstellung zu ertragen. Die sinkende Kirche ist es, auf welche jene schwerste Verantwortlichkeit fällt, die je in der Geschichte vorgekommen ist: sie hat eine getrübte und zum Vortheil ihrer Allmacht entstellte Lehre mit allen Mitteln der Gewalt als reine Wahrheit durchgesetzt, und im Gefühl ihrer Unantastbarkeit sich der schwersten Entsittlichung überlassen; sie hat, um sich in solchem Zustande zu behaupten, gegen den Geist und das Gewissen der Völker tödtliche Streiche geführt und viele von den Höherbegabten, welche sich ihr innerlich entzogen, dem Unglauben und der Verbitterung in die Arme getrieben.

Hier stellt sich uns auf dem Wege die Frage entgegen: warum das geistig so mächtige Italien nicht kräftiger gegen die Hierarchie reagirt, warum es nicht eine Reformation gleich der deutschen und vor derselben zu Stande gebracht habe?

Es giebt eine scheinbare Antwort: die Stimmung Italiens habe es nicht über die Verneinung der Hierarchie hinaus-

gebracht, während Ursprung und Unbezwingbarkeit der deutschen Reformation den positiven Lehren, zumal von der Rechtfertigung durch den Glauben und vom Unwerth der guten Werke, verdankt werde.

Es ist gewiß, daß diese Lehren erst von Deutschland her auf Italien wirkten, und zwar viel zu spät, als die spanische Macht bei weitem groß genug war, um theils unmittelbar, theils durch das Papstthum und dessen Werkzeuge Alles zu erdrücken [1]). Aber schon in den früheren religiösen Bewegungen Italiens von den Mystikern des 13. Jahrhunderts bis auf Savonarola war auch sehr viel positiver Glaubensinhalt, dem zur Reife nichts als das Glück fehlte, wie es ja dem sehr positiv christlichen Hugenottenthum auch fehlte. Colossale Ereignisse, wie die Reform des 16. Jahrhunderts, entziehen sich wohl überhaupt, was das Einzelne, den Ausbruch und Hergang betrifft, aller geschichtsphilosophischen Deduction, so klar man auch ihre Nothwendigkeit im Großen und Ganzen erweisen kann. Die Bewegungen des Geistes, ihr plötzliches Aufblitzen, ihre Verbreitung, ihr Innehalten sind und bleiben unseren Augen wenigstens insoweit ein Räthsel, als wir von den dabei thätigen Kräften immer nur diese und jene, aber niemals alle kennen.

Die Stimmung der höheren und mittleren Stände Italiens gegen die Kirche zur Zeit der Höhe der Renaissance ist zusammengesetzt aus tiefem, verachtungsvollem Unwillen, aus Accommodation an die Hierarchie, insofern sie auf alle Weise in das äußere Leben verflochten ist, und aus einem Gefühl der Abhängigkeit von den Sacramenten, Weihen und Segnungen. Als etwas für Italien speciell Bezeichnendes

dürfen wir noch die große individuelle Wirkung heiliger Prediger beifügen.

Ueber den antihierarchischen Unwillen der Italiener, wie er sich zumal seit Dante in Literatur und Geschichte offenbart, sind eigene umfangreiche Arbeiten vorhanden. Von der Stellung des Papstthums zur öffentlichen Meinung haben wir selber oben (Bd. 1, S. 97 fg, 265.) einige Rechenschaft geben müssen, und wer das Stärkste aus erlauchten Quellen schöpfen will, der kann die berühmten Stellen in Macchiavell's Discorsi und in (dem unverstümmelten) Guicciardini nachlesen. Außerhalb der römischen Curie genießen noch am ehesten die besseren Bischöfe einigen sittlichen Respect [1]), auch manche Pfarrer; dagegen sind die bloßen Pfründner, Chorherren und Mönche fast ohne Ausnahme verdächtig und oft mit der schmachvollsten Nachrede, die den ganzen betreffenden Stand umfaßt, übel beladen.

Man hat schon behauptet, die Mönche seien zum Sündenbock für den ganzen Clerus geworden, weil man nur über sie gefahrlos habe spotten dürfen [2]). Allein dieß ist auf alle Weise irrig. In den Novellen und Comödien kommen sie deßhalb vorzugsweise vor, weil diese beiden Literaturgattungen stehende, bekannte Typen lieben, bei welchen die Phantasie leicht das nur Angedeutete ergänzt. Sodann schont die Novelle auch den Weltclerus nicht [3]). Drittens beweisen zahllose Aufzeichnungen aus der ganzen übrigen Literatur, wie keck über das Papstthum und die römische Curie öffentlich geredet und geurtheilt wurde; in den freien Schöpfungen der Phantasie muß man aber dergleichen nicht erwarten. Viertens konnten sich auch die Mönche bisweilen furchtbar rächen.

So viel ist immerhin richtig, daß gegen die Mönche der Unwille am stärksten war, und daß sie als lebendiger Beweis

figurirten von dem Unwerth des Klosterlebens, der ganzen geistlichen Einrichtung, des Glaubenssystems, ja der Religion überhaupt, je nachdem man die Folgerungen mit Recht oder Unrecht auszudehnen beliebte. Man darf hierbei wohl annehmen, daß Italien eine deutlichere Erinnerung von dem Aufkommen der beiden großen Bettelorden bewahrt hatte, als andere Länder, daß es noch ein Bewußtsein davon besaß, dieselben seien ursprünglich die Träger jener Reaction [1]) gegen das, was man die Ketzerei des 13. Jahrhunderts nennt, d. h. gegen eine frühe starke Regung des modernen italienischen Geistes. Und das geistliche Polizeiamt, welches den Dominikanern insbesondere dauernd anvertraut blieb, hat gewiß nie ein anderes Gefühl rege gemacht als heimlichen Haß und Hohn.

Wenn man den Decamerone und die Novellen des Franco Sacchetti liest, sollte man glauben, die frevelhafte Rede gegen Mönche und Nonnen wäre erschöpft. Aber gegen die Zeit der Reformation hin steigert sich dieser Ton noch um ein Merkliches. Gerne lassen wir Aretino aus dem Spiel, da er in den Ragionamenti das Klosterleben nur zum Vorwand braucht, um seinem eigenen Naturell den Zügel schießen zu lassen. Aber einen Zeugen statt aller müssen wir hier nennen: Massuccio in den zehn ersten von seinen fünfzig Novellen. Sie sind in der tiefsten Entrüstung und mit dem Zweck, dieselbe zu verbreiten, geschrieben und den vornehmsten Personen, selbst dem König Ferrante und dem Prinzen Alfonso von Neapel dedicirt. Die Geschichten selbst sind zum Theil älter und einzelne schon aus Boccaccio bekannt; Anderes aber hat eine furchtbare neapolitanische Actualität. Die Bethörung und Aussaugung der Volksmassen durch falsche Wunder, verbunden mit einem schändlichen Wandel, bringen hier einen denkenden Zuschauer zu einer wahren Verzweiflung. Von

herumziehenden Minoriten Conventualen heißt es: „Sie betrügen, rauben und huren, und wo sie nicht mehr weiter wissen, stellen sie sich als Heilige und thun Wunder, wobei der Eine das Gewand von S. Vincenzo, der Andere die Schrift [1]) S. Bernardino's, ein Dritter den Zaum von Capistrano's Esel vorzeigt." . . Andere „bestellen sich Helfershelfer, welche, scheinbar blind oder todtkrank, durch Berührung des Saumes ihrer Kutte oder der mitgebrachten Reliquien plötzlich mitten im Volksgewühl genesen; dann schreit Alles Misericordia! man läutet die Glocken und nimmt lange feierliche Protocolle auf." Es kommt vor, daß ein Mönch auf der Kanzel von einem andern, welcher unter dem Volke steht, keck als Lügner angeschrien wird; dann aber fühlt sich der Rufende plötzlich von Besessenheit ergriffen, worauf ihn der Prediger bekehrt und heilt — alles reine Comödie. Der Betreffende mit seinem Helfershelfer sammelte so viel Geld, daß er von einem Cardinal ein Bisthum kaufen konnte, wo beide gemächlich auslebten. Massuccio macht keinen besondern Unterschied zwischen Franciscanern und Dominicanern, indem beide einander werth seien. „Und da läßt sich das unvernünftige Publicum noch in ihren Haß und ihre Parteiung hineinziehen und streitet darüber auf öffentlichen Plätzen [2]) und theilt sich in Franceschiner und Domenichiner!" Die Nonnen gehören ausschließlich den Mönchen; sobald sie sich mit Laien abgeben, werden sie eingekerkert und verfolgt, die anderen aber halten mit Mönchen förmliche Hochzeit, wobei sogar Messen gesungen, Contracte aufgesetzt und Speise und Trank reichlich genossen werden. „Ich selber", sagt der Verfasser, „bin nicht ein, sondern mehrere Male dabei gewesen, habe es gesehen und mit Händen gegriffen. Solche Nonnen gebären dann entweder niedliche Mönchlein oder sie treiben die Frucht ab. Und wenn Jemand behaupten möchte, dieß

sei eine Lüge, so untersuche er die Cloaken der Nonnenklöster, und er wird darin einen Vorrath von zarten Knöchlein finden, nicht viel anders als in Bethlehem zu Herodes' Zeiten."[1]) Solche und andere Sachen birgt das Klosterleben. Freilich machen einander die Mönche es in der Beichte bequem und dictiren ein Paternoster für Dinge, um derentwillen sie einem Laien alle Absolution versagen würden gleich einem Ketzer. „Darum öffne sich die Erde und verschlinge solche Verbrecher lebendig sammt ihren Gönnern." An einer andern Stelle äußert Massuccio, weil die Macht der Mönche doch wesentlich auf der Furcht vor dem Jenseits beruhe, einen ganz merkwürdigen Wunsch: „es gäbe keine bessere Züchtigung für sie, als wenn Gott recht bald das Fegefeuer aufhöbe; dann könnten sie nicht mehr von Almosen leben und müßten wieder zur Hacke greifen."

Wenn man unter Ferrante und an ihn so schreiben durfte, so hing dieß vielleicht damit zusammen, daß der König durch ein auf ihn gemünztes falsches Wunder erbittert war[2]). Man hatte ihn nämlich durch eine bei Tarent vergrabene und hernach gefundene Bleitafel mit Inschrift im Namen des h. Cataldus zu einer Judenverfolgung, ähnlich der spanischen und der von den Päpsten nachgeahmten[3]) zu zwingen gesucht, und, als er den Betrug durchschaute, ihm Trotz geboten. Auch einen falschen Faster hatte er entlarven lassen, wie schon früher einmal sein Vater König Alfonso that[4]). Der Hof hatte wenigstens am dumpfen Aberglauben keine Mitschuld[5]).

Wir haben einen Autor angehört, dem es ernst war, und er ist lange nicht der einzige in seiner Art. Spott und Schimpf über die Bettelmönche sind vollends massenweise vorhanden und durchdringen die ganze Literatur[6]). Man kann kaum daran zweifeln, daß die Renaissance binnen Kurzem mit diesen Orden aufgeräumt haben würde, wenn nicht die deutsche Reformation und die Gegenreformation

darüber gekommen wäre. Ihre populären Prediger und ihre Heiligen hätten sie schwerlich gerettet. Es wäre nur darauf angekommen, daß man sich mit einem Papst, der die Bettelorden verachtete, wie z. B. Leo X., zu rechter Zeit verabredet hätte. Wenn der Zeitgeist sie doch nur noch entweder komisch oder abscheulich fand, so waren sie für die Kirche weiter nichts mehr als eine Verlegenheit. Und wer weiß, was damals dem Papstthum selber bevorstand, wenn die Reformation es nicht gerettet hätte.

Die Machtübung, welche sich fortwährend der Pater Inquisitor eines Dominicanerklosters über die betreffende Stadt erlaubte, war im spätern 15. Jahrhundert gerade noch groß genug, um die Gebildeten zu geniren und zu empören, aber eine dauernde Furcht und Devotion ließ sich nicht mehr erzwingen[1]). Bloße Gesinnungen zu strafen, wie vor Zeiten, (S. 8, f.) war nicht mehr möglich, und vor eigentlichen Irrlehren konnte sich auch Derjenige leicht hüten, der sonst gegen den ganzen Clerus als solchen die loseste Zunge führte. Wenn nicht eine mächtige Partei mithalf (wie bei Savonarola) oder böser Zauber bestraft werden sollte (wie öfter in den oberitalischen Städten), so kam es am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts nur noch selten bis zum Scheiterhaufen. In mehreren Fällen begnügten sich die Inquisitoren, wie es scheint, mit höchst oberflächlichem Widerruf, anderemale kam es sogar vor, daß man ihnen den Verurtheilten auf dem Gange zum Richtplatz aus den Händen nahm. In Bologna (1452) war der Priester Nicolò da Verona als Necromant, Teufelsbanner und Sakramentsschänder bereits auf einer hölzernen Bühne vor San Domenico degradirt worden und sollte nun auf die Piazza zum Scheiterhaufen geführt werden, als ihn unterwegs eine Schaar von Leuten befreite, welche der Johanniter Achille Malvezzi

ein bekannter Ketzerfreund und Nonnenschänder, gesandt hatte. Der Legat (Cardinal Bessarion) konnte hernach von den Thätern nur Eines habhaft werden, der gehenkt wurde; Malvezzi lebte ungestört weiter[1]).

Es ist bemerkenswerth, daß die höheren Orden, also die Benedictiner mit ihren Abzweigungen, trotz ihres großen Reichthums und Wohllebens weit weniger perhorrescirt waren als die Bettelorden; auf zehn Novellen, die von frati handeln, kommt höchstens eine, welche einen monaco zum Gegenstand und Opfer hat. Nicht wenig kam diesen Orden zu Gute, daß sie älter und ohne polizeiliche Absicht gegründet waren und sich nicht in das Privatleben einmischten. Es gab darunter fromme, gelehrte und geistreiche Leute, aber den Durchschnitt schildert einer von ihnen, Firenzuola[2]), wie folgt: „Diese Wohlgenährten in ihren weiten Kutten bringen ihr Leben nicht hin mit barfüßigem Herumziehen und Predigen, sondern in zierlichen Corduanpantoffeln sitzen sie in ihren schönen Cellen mit Cypressengetäfel und falten die Hände über dem Bauch. Und wenn sie je einmal sich von der Stelle bemühen müssen, so reiten sie gemächlich auf Maulthieren und fetten Pferdchen wie zur Erholung herum. Den Geist ermüden sie nicht zu sehr durch Studium vieler Bücher, damit das Wissen ihnen nicht statt ihrer mönchischen Einfalt einen Lucifershochmuth beibringe."

Wer die Literatur jener Zeit kennt, wird zugeben, daß hier nur das zum Verständniß des Gegenstandes Nothwendigste mitgetheilt ist[3]). Daß eine solche Reputation von Weltclerus und Mönchen bei Unzähligen den Glauben an das Heilige überhaupt erschüttern mußte, springt in die Augen

Was für schreckliche Gesammturtheile bekommt man da zu hören! Wir theilen schließlich nur eines davon mit, weil es erst neuerlich gedruckt und noch wenig bekannt ist.

Guicciardini, der Geschichtschreiber und vieljährige Beamte der mediceischen Päpste, sagt (1529) in seinen Aphorismen[1]: „Keinem Menschen mißfällt mehr als mir der Ehrgeiz, die Habsucht und die Ausschweifung der Priester, sowohl weil jedes dieser Laster an sich hassenswerth ist, als auch weil jedes allein oder alle sich wenig ziemen bei Leuten, die sich zu einem von Gott besonders abhängigen Stand bekennen, und vollends weil sie unter sich so entgegengesetzt sind, daß sie sich nur in ganz absonderlichen Individuen vereinigt finden können. Gleichwohl hat meine Stellung bei mehreren Päpsten mich gezwungen, die Größe derselben zu wollen, meines eigenen Vortheils wegen. Aber ohne diese Rücksicht hätte ich Martin Luther geliebt, wie mich selbst, nicht um mich loszumachen von den Gesetzen, welche das Christenthum, so wie es insgemein erklärt und verstanden wird, uns auferlegt, sondern um diese Schaar von Nichtswürdigen (questa caterva di scelerati) in ihre gebührenden Grenzen gewiesen zu sehen, so daß sie entweder ohne Laster oder ohne Macht leben müßten.“

Derselbe Guicciardini hält denn auch dafür[2], daß wir in Betreff alles Uebernatürlichen im Dunkel bleiben, daß Philosophen und Theologen nur Thorheiten darüber vorbringen, daß die Wunder in allen Religionen vorkommen, für keine besonders beweisen und sich am Ende auf noch unbekannte Naturphänomene zurückführen lassen. Den bergversetzenden Glauben, wie er sich damals bei den Nachfolgern Savonarola's zu erkennen gab, constatirt er als ein curioses Phänomen, doch ohne bittere Bemerkung.

Gegenüber von solchen Stimmungen hatten Clerus und Mönchthum den großen Vortheil, daß man an sie gewöhnt war, und daß ihr Dasein sich mit dem Dasein von Jedermann berührte und verflocht. Es ist der Vortheil, den alle alten und mächtigen Dinge von jeher in der Welt gehabt haben. Jedermann hatte irgend einen Verwandten im Priesterrock oder in der Kutte, irgend eine Aussicht auf Protection oder künftigen Gewinn aus dem Schatz der Kirche, und in der Mitte von Italien saß die römische Curie, welche ihre Leute bisweilen plötzlich reich machte. Doch muß man sehr hervorheben, daß dieß Alles die Zunge und die Feder nicht band. Die Autoren der lästerlichen Komik sind ja selber meist Mönche, Pfründner u. s. w.; Poggio, der die Facetien schrieb, war Geistlicher, Francesco Berni, der Satiriker, hatte ein Canonicat, Teofilo Folengo, der Dichter des Orlandino, war Benedictiner, freilich ein sehr unbeständiger, Matteo Bandello, der in seinen Novellen seinen eigenen Orden lächerlich macht, war Dominicaner und zwar Nepot eines Generals dieses Ordens. Treibt sie ein Uebermaß des Sicherheitsgefühles? oder ein Bedürfniß, die eigene Person von der Verrufenheit des Standes zu sondern? oder jene pessimistische Selbstsucht mit dem Wahlspruch: „uns hält's noch aus"? Vielleicht war etwas von Allem dabei. Bei Folengo wirkt freilich schon das Lutherthum kenntlich ein [1]).

Die Abhängigkeit von Segnungen und Sacramenten, von welcher bereits (Bd. 1, S. 98) bei Anlaß des Papstthums die Rede gewesen ist, versteht sich bei dem gläubigen Theil des Volkes von selbst; bei den Emancipirten bedeutet und bezeugt sie die Stärke der Jugendeindrücke und die gewaltige magische Kraft altgewohnter Symbole. Das Verlangen des Sterbenden — wer er auch sein mochte — nach priesterlicher Absolution beweist einen Rest von Höllenfurcht, selbst

bei einem Menschen wie jener Vitellozzo (a. a. O.) war. Ein belehrenderes Beispiel als das seinige wird schwer zu finden sein. Die kirchliche Lehre von dem Character indelebilis des Priesters, woneben seine Persönlichkeit indifferent wird, hat so weit Früchte getragen, daß man wirklich den Priester verabscheuen und doch seine geistlichen Spenden begehren kann. Freilich gab es auch Trotzköpfe, wie z. B. Fürst Galeotto von Mirandola [1]), der 1499 in einer bereits sechzehnjährigen Excommunication starb. Während dieser ganzen Zeit war auch die Stadt um seinetwillen im Interdict gewesen, so daß weder Messe noch geweihtes Begräbniß stattfand.

Glänzend tritt endlich neben all diesen Zweideutigkeiten hervor das Verhältniß der Nation zu ihren großen Bußpredigern. Das ganze übrige Abendland ließ sich von Zeit zu Zeit durch die Rede heiliger Mönche rühren, allein was wollte dieß heißen neben der periodischen Erschütterung der italienischen Städte und Landschaften? Zudem ist z. B. der einzige, der während des 15. Jahrhunderts in Deutschland eine ähnliche Wirkung hervorbrachte [2]), ein Abruzzese von Geburt gewesen, nämlich Giovanni Capistrano. Diejenigen Gemüther, welche einen so gewaltigen Ernst und einen solchen religiösen Beruf in sich tragen, sind damals im Norden intuitiv, mystisch; im Süden expansiv, practisch, verbündet mit der hohen Achtung der Nation vor Sprache und Rede. Der Norden bringt eine Imitatio Christi hervor, welche im Stillen, anfangs nur in Klöstern, aber auf Jahrhunderte wirkt; der Süden producirt Menschen, welche auf Menschen einen colossalen Eindruck des Augenblickes machen.

Dieser Eindruck beruht wesentlich auf Erregung des Gewissens. Es sind Moralpredigten, ohne Abstraction, voll specieller Anwendung, unterstützt von einer geweihten, ascetischen Persönlichkeit, woran sich dann von selbst durch die erregte Phantasie das Mirakel anschließt, auch gegen den Willen des Predigers [1]). Das gewaltigste Argument war weniger die Drohung mit Fegefeuer und Hölle, als vielmehr die höchst lebendige Entwicklung der maledizione, des zeitlichen, in der Person wirkenden Fluches, der sich an das Böse knüpft. Die Betrübung Christi und der Heiligen hat ihre Folgen im Leben. Nur so konnte man die in Leidenschaft, Racheschwüre und Verbrechen verrannten Menschen zur Sühne und Buße bringen, was bei Weitem der wichtigste Zweck war.

So predigten im 15. Jahrhundert Bernardino da Siena und seine zwei Schüler Alberto da Sarteano und Jacopo della Marca, Giovanni Capistrano, Roberto da Lecce (S. 150) und Andere; endlich Girolamo Savonarola. Es gab kein stärkeres Vorurtheil als dasjenige gegen die Bettelmönche; sie überwanden es. Der hochmüthige Humanismus criticirte und höhnte [2]); wenn sie ihre Stimme erhoben, so dachte man seiner nicht mehr. Die Sache war nicht neu, und ein Spöttervolk, wie die Florentiner, hatte schon im 14. Jahrhundert die Caricatur davon, wo sie sich auf seinen Kanzeln blicken ließ, malträtiren gelernt [3]); als Savonarola auftrat, riß er sie doch soweit hin, daß bald ihre ganze geliebte Bildung und Kunst in dem Gluthfeuer, das er entzündete, zusammengeschmolzen wäre. Selbst die stärkste Profanation durch heuchlerische Mönche, welche mit Hilfe von Einverstandenen die Rührung beliebig in ihren Zuhörern hervorzubringen und zu verbreiten wußten (vgl. S. 232), war nicht im Stande der Sache selbst zu schaden. Man fuhr fort, über gemeine

Mönchspredigten mit erdichteten Wundern und Vorzeigung falscher Reliquien [1]) zu lachen und die echten großen Bußprediger hoch zu achten. Dieselben sind eine wahre italienische Specialität des 15. Jahrhunderts.

Der Orden — in der Regel der des h. Franciscus und zwar von der sogenannten Observanz — schickt sie aus, je nachdem sie begehrt werden. Dieß geschieht hauptsächlich bei schwerer öffentlicher oder Privatzwietracht in den Städten, auch wohl bei schrecklicher Zunahme der Unsicherheit und Unsittlichkeit oder bei großen Krankheiten. Ist dann aber der Ruhm eines Predigers gewachsen, so begehren ihn die Städte alle auch ohne besondern Anlaß; er geht, wohin ihn die Oberen senden. Ein besonderer Zweig dieser Thätigkeit ist die Kreuzpredigt gegen die Türken [2]); wir haben es aber hier wesentlich mit der Bußpredigt zu thun.

Die Reihenfolge der Predigten, wenn eine solche methodisch beobachtet wurde, scheint sich einfach an die kirchliche Aufzählung der Todsünden angeschlossen zu haben; je dringender aber der Moment ist, um so eher geht der Prediger unmittelbar auf das Hauptziel los. Er beginnt vielleicht in einer jener gewaltig großen Ordenskirchen oder im Dom; binnen Kurzem ist die größte Piazza zu klein für das von allen Gegenden herbeiströmende Volk, und das Kommen und Gehen ist für ihn selbst mit Lebensgefahr verbunden [3]). In der Regel schließt die Predigt mit einer ungeheuren Procession, allein die ersten Stadtbeamten, welche ihn in die Mitte nehmen, können ihn auch da kaum vor den Frauen sichern, welche ihm Hände und Füße küssen und Stücke von seiner Kutte schneiden wollen [4]).

Die nächsten Erfolge, welche sich am leichtesten ergeben, nachdem gegen Wucher, Vorkauf und unehrbare Moden gepredigt worden, sind das Eröffnen der Gefängnisse, d. h.

wohl nur die Freilassung ärmerer Schuldgefangener und das Verbrennen von Luxussachen und Werkzeugen gefährlichen sowohl als unschuldigen Zeitvertreibes: als da sind Würfel, Karten, Spiele aller Art, „Maskengesichter", Musikinstrumente, Gesangbücher, geschriebene Zauberformeln [1]), falsche Haartouren ꝛc. Dieß Alles wurde auf einem Gerüste (talamo) ohne Zweifel zierlich gruppirt, oben drauf etwa noch eine Teufelsfigur befestigt und dann Feuer angelegt. (Vgl. S. 114.)

Nun kommen die härteren Gemüther an die Reihe; wer längst nicht mehr gebeichtet hat, beichtet nunmehr; ungerecht vorenthaltenes Gut wird zurückgegeben, unheilschwangere Schmähreden werden zurückgenommen. Redner wie Bernardino da Siena [2]) gingen sehr emsig und genau auf den täglichen Verkehr der Menschen und dessen Sittengesetz ein. Wenige unserer heutigen Theologen möchten wohl eine Morgenpredigt zu halten versucht sein „über Contracte, Restitutionen, Staatsrenten (monte) und Ausstattung von Töchtern", wie er einst im Dom von Florenz eine hielt. Unvorsichtigere Prediger begingen dabei leicht den Fehler, so stark gegen einzelne Menschenclassen, Gewerbe, Beamtungen loszuziehen, daß sich das aufgeregte Gemüth der Zuhörer sofort durch Thätlichkeiten gegen diese entlud [3]). Auch eine Predigt des Bernardino da Siena, die er einmal in Rom (1424) hielt, hatte außer dem Brand von Putz- und Zaubersachen auf dem Capitol noch eine andere Folge: „Hernach, heißt es [4]), wurde auch die Hexe Finicella verbrannt, weil sie mit teuflischen Mitteln viele Kinder tödtete und viele Personen verhexte, und ganz Rom ging hin, es zu sehen."

Das wichtigste Ziel der Predigt aber ist, wie oben bemerkt, die Versöhnung von Streit und Verzichtung auf Rache. Sie wird wohl in der Regel erst gegen Ende des Predigt-

curses erfolgt sein, wenn der Strom allgemeiner Bußfertigkeit allmählich die ganze Stadt ergriff, wenn die Luft erbebte [1]) von dem Geschrei des ganzen Volkes: misericordia! — Da kam es zu jenen feierlichen Friedensschlüssen und Umarmungen, auch wenn schon Wechselmord zwischen den streitenden Parteien lag. Man ließ wohl die bereits Verbannten zu so heiligem Vorhaben absichtlich in die Stadt kommen. Es scheint, daß solche „paci" im Ganzen beobachtet worden sind, auch wenn die gehobene Stimmung vorüber war, und dann blieb das Andenken des Mönches im Segen auf viele Geschlechter hinaus. Aber es gab wilde, furchtbare Crisen wie die der Familien della Valle und Croce zu Rom (1482), wobei selbst der große Roberto da Lecce seine Stimme umsonst erhob [2]). Kurz vor der Charwoche hatte er noch auf dem Platz vor der Minerva zahllosem Volk gepredigt; da erfolgte in der Nacht vor dem grünen Donnerstag die schreckliche Straßenschlacht vor Palazzo della Valle beim Ghetto; am Morgen gab Papst Sixtus den Befehl zu dessen Schleifung und hielt dann die gewohnten Ceremonien dieses Tages ab; am Charfreitag predigte Roberto wieder, in den Händen ein Crucifix; er und seine Zuhörer konnten aber nichts als weinen.

Gewaltsame, mit sich zerfallene Gemüther faßten häufig unter dem Eindruck der Bußpredigten den Entschluß ins Kloster zu treten. Es waren darunter Räuber und Verbrecher aller Art, auch wohl brodlose Soldaten [3]). Dabei wirkt die Bewunderung mit, welche dem heiligen Mönche sich wenigstens in der äußern Lebensstellung nach Kräften zu nähern sucht.

Die Schlußpredigt ist dann ein lauterer Segensspruch, der sich in den Worten zusammenfaßt: la pace sia con voi! Große Schaaren begleiten den Prediger nach der nächsten Stadt und hören daselbst seinen ganzen Kreis von Reden noch einmal an.

Bei der ungeheuren Macht, welche diese heiligen Männer ausübten, war es dem Clerus und den Regierungen erwünscht, sie wenigstens nicht zu Gegnern zu haben. Ein Mittel hierzu war, daß man darauf hielt, nur Mönche [1]) oder Geistliche, welche wenigstens die minderen Weihen hatten, in solcher Qualität auftreten zu lassen, so daß der Orden oder die betreffende Corporation einigermaßen für sie haftbar war. Aber eine scharfe Grenze ließ sich auch hier nicht festhalten, da die Kirche und also auch die Kanzel längst für allerlei Zwecke der Oeffentlichkeit, gerichtliche Acte, Publicationen, Vorlesungen rc. in Anspruch genommen war, und da selbst bei eigentlichen Predigten bisweilen dem Humanisten und Laien das Wort gelassen wurde (Bd. 1, S. 277 ff.) Nun gab es ohnehin eine zwitterhafte Menschenclasse [2]), welche weder Mönche noch Geistliche waren und doch der Welt entsagt hatten, nämlich die in Italien sehr zahlreichen Einsiedler, und solche erschienen bisweilen ohne allen Auftrag und rissen die Bevölkerung hin. Ein Fall dieser Art ereignete sich zu Mailand nach der zweiten französischen Eroberung (1516), freilich in einer Zeit großer öffentlicher Unordnung; ein toscanischer Einsiedler, Hieronymus aus Siena, vielleicht von der Partei Savonarola's, behauptete mehrere Monate lang die Kanzel des Domes, polemisirte auf das Heftigste gegen die Hierarchie, stiftete einen neuen Leuchter und einen Altar im Dom, that Wunder und räumte nur nach heftigen Kämpfen das Feld [3]). In jenen für das Schicksal Italiens entscheidenden Decennien erwacht überall die Weissagung, und diese läßt sich, wo sie vorkommt, nirgends auf einen bestimmten Stand einschränken. Man weiß z. B., wie vor der Verwüstung Roms die Einsiedler mit einem wahren Trotze der Prophetie auftraten (Bd. 1, S. 115). In Ermanglung eigener Beredtsamkeit schicken solche Leute auch

wohl Boten mit Symbolen, wie z. B. der Ascet Filippo de' Mancini bei Siena, der (1496) ein „Eremitlein", (romitello) d. h. einen Schüler in die geängstigte Stadt sandte mit einem Todtenkopf auf einem Stecken, woran ein Zettel mit einem drohenden Bibelspruch hing [1]).

Aber auch die Mönche selber schonten oft Fürsten, Behörden, Clerus und ihren eigenen Stand durchaus nicht. Zwar eine directe Predigt zum Sturz eines Tyrannenhauses, wie die des Fra Jacopo Bussolaro zu Pavia im 14. Jahrhundert gewesen war [2]), trifft man in den folgenden Zeiten nicht mehr an, wohl aber muthigen Tadel, selbst gegen den Papst in dessen eigener Capelle (Bd. 1, S. 279 A. 4, 350), und naive politische Rathschläge in Gegenwart von Fürsten, die dessen nicht zu bedürfen glaubten [3]). Auf dem Castellplatz zu Mailand durfte 1494 ein blinder Prediger aus der Incoronata (also ein Augustiner) dem Lodovico Moro von der Kanzel her zurufen: „Herr, zeige den Franzosen den Weg nicht, denn Du wirst es bereuen! [4])" Es gab weissagende Mönche, welche vielleicht nicht direct politisirten, aber so schreckliche Bilder der Zukunft entwarfen, daß den Zuhörern die Besinnung verging. Ein ganzer Verein von solchen, zwölf Franciscaner Conventualen, durchzogen bald nach der Wahl Leo's X. (1513) die verschiedenen Landschaften Italiens, wie sie dieselben unter sich vertheilt hatten: Derjenige von ihnen, welcher in Florenz predigte [5]), Fra Francesco di Montepulciano, erregte ein steigendes Entsetzen unter dem ganzen Volke, indem seine Aeußerungen, gewiß eher verstärkt als gemildert, auch zu denjenigen gelangten, welche vor Gedränge nicht selber in seine Nähe kommen konnten. Nach einer solchen Predigt starb er plötzlich „an einem Brustwehe"; Alles kam, der Leiche die Füße zu küssen, weßhalb man sie Nachts in aller Stille begrub. Aber den neu entzündeten Geist der

Weissagung, der nun selbst Weiber und Bauern ergriff, konnte man nur mit größter Mühe dämpfen. „Um die Leute wieder einigermaßen heiter zu stimmen, veranstalteten hierauf die Medici, Giuliano (Bruder Leo's) und Lorenzo, auf St. Johannistag 1514 jene prächtigen Feste, Jagden, Aufzüge und Turniere, wozu sich von Rom her außer einigen großen Herren auch sechs Cardinäle, diese allerdings verkleidet, einfanden."

Der größte Bußprediger und Prophet aber war in Florenz schon 1498 verbrannt worden: Fra Girolamo Savonarola von Ferrara [1]). Hier müssen uns einige Winke über ihn genügen.

Das gewaltige Werkzeug, durch welches er Florenz umgestaltet und beherrscht (1494—1498), ist seine Rede, wovon die erhaltenen, meist an Ort und Stelle ungenügend nachgeschriebenen Predigten offenbar nur einen beschränkten Begriff geben. Nicht als ob die äußeren Mittel seines Auftretens sehr groß gewesen wären, denn Stimme, Aussprache, rhetorische Redaction u. dgl. bildeten vielmehr eher die schwache Seite, und wer einen Stil- und Kunstprediger verlangte, ging zu seinem Rivalen Fra Mariano da Genazzano — aber in Savonarola's Rede lag jene hohe persönliche Gewalt, welche wohl von da bis auf Luther nicht wieder vorgekommen ist. Er selber hielt es für Erleuchtung und taxirte deßhalb ohne Unbescheidenheit das Predigtamt sehr hoch: über dem Prediger folge in der großen Hierarchie der Geister unmittelbar der unterste der Engel.

Diese völlig zu Feuer und Flammen gewordene Persönlichkeit vollbrachte zunächst noch ein anderes, größeres Wunder; das eigene Kloster S. Marco Dominicaner Ordens und dann alle Dominicanerklöster Toscana's werden desselben Sinnes und unternehmen eine freiwillige große Reform. Wenn man weiß, was die Klöster damals waren und wie

unendlich schwer die geringste Veränderung bei Mönchen durchzusetzen ist, so wird man doppelt erstaunen über eine völlige Sinnesänderung wie diese. Als die Sache im Gange war, befestigte sie sich dadurch, daß Gleichgesinnte jetzt in bedeutender Zahl Dominicaner wurden. Söhne aus den ersten Häusern traten in S. Marco als Novizen ein.

Diese Reform des Ordens für ein bestimmtes Land war nun der erste Schritt zu einer Nationalkirche, zu welcher es bei längerer Dauer dieses Wesens unfehlbar hätte kommen müssen. Savonarola selber wollte freilich eine Reform der ganzen Kirche und schickte deßhalb noch gegen Ende seiner Wirksamkeit an alle großen Potentaten dringende Mahnungen, sie möchten ein Concil versammeln. Allein sein Orden und seine Partei waren bereits für Toscana das allein mögliche Organ seines Geistes, das Salz der Erde geworden, während die Nachbargegenden im alten Zustande verharrten. Mehr und mehr baut sich aus Entsagung und Phantasie ein Zustand auf, der Florenz zu einem Reiche Gottes auf Erden machen will.

Die Weissagungen, deren theilweises Eintreffen dem Savonarola ein übermenschliches Ansehen verlieh, sind derjenige Punkt, auf welchem die allmächtige italienische Phantasie auch das bestverwahrte, liebevollste Gemüth bemeisterte. Anfangs meinten die Franciscaner von der Observanz, im Widerschein des Ruhmes, welchen ihnen S. Bernardino da Siena vermacht hatte, sie könnten den großen Dominicaner durch Concurrenz bändigen. Sie verschafften einem der Ihrigen die Domkanzel und ließen die Unglücksprophezeiungen Savonarola's durch noch schlimmere überbieten, bis Pietro de' Medici, der damals noch über Florenz herrschte, einstweilen Beiden Ruhe gebot. Bald darauf, als Carl VIII. nach Italien kam und die Medici vertrieben wurden, wie

Savonarola mit klaren Worten geweissagt hatte, glaubte man nur noch ihm.

Und hier muß nun zugestanden werden, daß er gegen seine eigenen Ahnungen und Visionen keine Kritik übte und gegen diejenigen Anderer eine ziemlich strenge. In der Leichenrede auf Pico della Mirandola geht er mit dem verstorbenen Freunde etwas unbarmherzig um. Weil Pico trotz einer innern Stimme, die von Gott kam, doch nicht in den Orden treten wollte, habe er selber Gott gebeten, Jenen etwas zu züchtigen; seinen Tod aber habe er wahrlich nicht gewünscht; nun sei durch Almosen und Gebet so viel erwirkt, daß die Seele sich einstweilen im Fegefeuer befinde. In Betreff einer tröstlichen Vision, die Pico auf dem Krankenbette gehabt, wobei ihm die Madonna erschien und versprach, er solle nicht sterben, gesteht Savonarola, er habe es lange für eine dämonische Täuschung gehalten, bis ihm geoffenbart worden sei, die Madonna habe den zweiten Tod, nämlich den ewigen gemeint.[1]) — Wenn dieß und Aehnliches Ueberhebung war, so hat dieses große Gemüth wenigstens dafür gebüßt, so bitter es dafür büßen konnte; in seinen letzten Tagen scheint Savonarola die Nichtigkeit seiner Gesichte und Weissagungen erkannt zu haben, und doch blieb ihm innerer Friede genug übrig, um in heiliger Stimmung zum Tode zu gehen. Seine Anhänger aber hielten außer seiner Lehre auch seine Prophezeiungen noch drei Jahrzehnte hindurch fest.

Als Reorganisator des Staates hatte er nur gearbeitet, weil sonst statt seiner feindselige Kräfte sich der Sache bemächtigt haben würden. Es ist unbillig, ihn nach der halbdemocratischen Verfassung (Bd. 1, Seite 81, Anm. 1. u. S. 142) vom Anfang des Jahres 1495 zu beurtheilen. Sie ist nicht besser und nicht schlechter, als andere florentinische Verfassungen auch [2]).

Er war zu solchen Dingen im Grunde der ungeeignetste

Mensch, den man finden konnte. Sein wirkliches Ideal war eine Theocratie, bei welcher sich Alles in seliger Demuth vor dem Unsichtbaren beugt und alle Conflicte der Leidenschaft von vornherein abgeschnitten sind. Sein ganzer Sinn liegt in jener Inschrift des Signorenpalastes, deren Inhalt schon Ende 1495 sein Wahlspruch war [1]), und die 1527 von seinen Anhängern erneuert wurde: „Jesus Christus Rex populi florentini S. P. Q. decreto creatus." Zum Erdenleben und seinen Bedingungen hatte er so wenig ein Verhältniß, als irgend ein echter und strenger Mönch. Der Mensch soll sich nach seiner Ansicht nur mit dem abgeben, was mit dem Seelenheil in unmittelbarer Verbindung steht.

Wie deutlich verräth sich dieß bei seinen Ansichten über die antike Literatur. „Das einzige Gute, predigt er, was Plato und Aristoteles geleistet haben, ist, daß sie viele Argumente vorbrachten, welche man gegen die Ketzer gebrauchen kann. Sie und andere Philosophen sitzen doch in der Hölle. Ein altes Weib weiß mehr vom Glauben als Plato. Es wäre gut für den Glauben, wenn viele sonst nützlich scheinende Bücher vernichtet würden. Als es noch nicht so viele Bücher und nicht so viele Vernunftgründe (ragioni naturali) und Disputen gab, wuchs der Glaube rascher als er seither gewachsen ist." Die klassische Lectüre der Schulen will er auf Homer, Vergil und Cicero beschränkt und den Rest aus Hieronymus und Augustin ergänzt wissen; dagegen sollen nicht nur Catull und Ovid, sondern auch Tibull und Terenz verbannt bleiben. Hier spricht einstweilen wohl nur eine ängstliche Moralität, allein er giebt in einer besondern Schrift die Schädlichkeit der Wissenschaft im Allgemeinen zu. Eigentlich sollten, meint er, einige wenige Leute dieselbe erlernen, damit die Tradition der menschlichen Kenntnisse nicht unterginge, besonders aber, damit immer einige Athleten zur Be-

kämpfung ketzerischer Sophismen vorräthig wären; alle Uebrigen dürften nicht über Grammatik, gute Sitten und Religionsunterricht (sacræ literæ) hinaus. So würde natürlich die ganze Bildung wieder an Mönche zurückfallen, und da zugleich die „Wissendsten und Heiligsten" auch Staaten und Reiche regieren sollten, so wären auch dieses wiederum Mönche. Wir wollen nicht einmal fragen, ob der Autor so weit hinaus gedacht hat.

Kindlicher kann man nicht raisonniren. Die einfache Erwägung, daß das wiederentdeckte Alterthum und die riesige Ausweitung des ganzen Gesichtskreises und Denkkreises eine je nach Umständen ruhmvolle Feuerprobe für die Religion sein möchten, kommt dem guten Menschen nicht in den Sinn. Er möchte gern verbieten, was sonst nicht zu beseitigen ist. Ueberhaupt war er nichts weniger als liberal; gegen gottlose Astrologen z. B. hält er denselben Scheiterhaufen in Bereitschaft, auf welchem er hernach selbst gestorben ist [1]).

Wie gewaltig muß die Seele gewesen sein, die bei diesem engen Geiste wohnte! Welch ein Feuer bedurfte es, um den Bildungsenthusiasmus der Florentiner vor dieser Anschauung sich beugen zu lehren!

Was sie ihm noch von Kunst und von Weltlichkeit Preis zu geben bereit waren, das zeigen jene berühmten Opferbrände, neben welchen gewiß alle talami des Bernardino da Siena und Anderer nur wenig besagen wollten.

Es ging dabei allerdings nicht ab ohne einige tyrannische Polizei von Seiten Savonarola's. Ueberhaupt sind seine Eingriffe in die hochgeschätzte Freiheit des italienischen Privatlebens nicht gering, wie er denn z. B. Spionage der Dienerschaft gegen den Hausherrn verlangte, um seine Sittenreform durchführen zu können. Was später in Genf dem eisernen Calvin, bei dauerndem Belagerungszustande von außen, doch nur mühsam gelang, eine Umgestaltung des

öffentlichen und Privatlebens, das mußte in Florenz vollends nur ein Versuch bleiben und als solcher die Gegner auf das Aeußerste erbittern. Dahin gehört vor Allem die von Savonarola organisirte Schaar von Knaben, welche in die Häuser drangen und die für den Scheiterhaufen geeigneten Gegenstände mit Gewalt verlangten; sie wurden hier und da mit Schlägen abgewiesen, da gab man ihnen, um die Fiction einer heranwachsenden heiligen Bürgerschaft dennoch zu behaupten, Erwachsene als Beschützer mit.

Und so konnten am letzten Carnevalstage des Jahres 1497 und an demselben Tage des folgenden Jahres die großen Autodafés auf dem Signorenplatz stattfinden. Da ragte eine Stufenpyramide, ähnlich dem rogus, auf welchem römische Imperatorenleichen verbrannt zu werden pflegten. Unten zunächst der Basis waren Larven, falsche Bärte, Maskenkleider u. dgl. gruppirt; drüber folgten die Bücher der lateinischen und italienischen Dichter, unter anderen der Morgante des Pulci, der Boccaccio, der Petrarca, zum Theil kostbare Pergamentdrucke und Manuscripte mit Miniaturen; dann Zierden und Toilettengeräthe der Frauen, Parfüms, Spiegel, Schleier, Haartouren; weiter oben Lauten, Harfen, Schachbretter, Trictracs, Spielkarten; endlich enthielten die beiden obersten Absätze lauter Gemälde, besonders von weiblichen Schönheiten, theils unter den klassischen Namen der Lucretia, Cleopatra, Faustina, theils unmittelbare Porträts, wie die der schönen Bencina, Lena Morella, Bina und Maria de' Lenzi; sämmtliche Gemälde des Bartolomeo della Porte, der sie freiwillig darbrachte, und, wie es scheint, auch einige Frauenköpfe, Meisterwerke von Bildhauern des Alterthums. Das erstemal bot ein anwesender venezianischer Kaufmann der Signorie 22,000 Goldthaler für den Inhalt der Pyramide; die einzige Antwort war, daß man ihn eben-

falls porträtiren und das Bild zu den übrigen hinauf stellen ließ. Beim Anzünden trat die Signorie auf den Balcon; Gesang, Trompetenschall und Glockengeläute erfüllte die Lüfte. Nachher zog man auf den Platz vor S. Marco, wo die ganze Partei eine dreifache concentrische Runde tanzte: zu innerst die Mönche dieses Klosters abwechselnd mit Engelknaben, dann junge Geistliche und Laien, zu äußerst endlich Greise, Bürger und Priester, diese mit Olivenzweigen bekränzt [1]).

Der ganze Spott der siegreichen Gegenpartei, die doch wahrlich einigen Anlaß und überdieß das Talent dazu hatte, genügte später doch nicht, um das Andenken Savonarola's herabzusetzen. Je trauriger die Schicksale Italiens sich entwickelten, desto heller verklärte sich im Gedächtniß der Ueberlebenden die Gestalt des großen Mönches und Propheten. Seine Weissagungen mochten im Einzelnen unbewährt geblieben sein — das große allgemeine Unheil, das er verkündet hatte, war nur zu schrecklich in Erfüllung gegangen.

So groß aber die Wirkung der Bußprediger war, und so deutlich Savonarola dem Mönchsstande als solchem das rettende Predigtamt vindicirte [2]), so wenig entging dieser Stand doch dem allgemeinen verwerfenden Urtheil. Italien gab zu verstehen, daß es sich nur für die Individuen begeistern könne.

Wenn man nun die Stärke des alten Glaubens, abgesehen von Priesterwesen und Mönchthum, verificiren soll, so kann dieselbe bald sehr gering, bald sehr bedeutend erscheinen, je nachdem man sie von einer bestimmten Seite, in einem bestimmten Lichte anschaut. Von der Unentbehrlichkeit der Sacramente und Segnungen ist schon die Rede gewesen (Bd. 1, S. 98, Bd. 2, S. 237); überblicken wir einstweilen die Stellung des Glaubens und des Cultus im täglichen

Leben. Hier ist die Masse und ihre Gewöhnung und die Rücksicht der Mächtigen auf Beides von bestimmendem Gewicht.

Alles, was zur Buße und zur Erwerbung der Seligkeit mittels guter Werke gehört, war bei den Bauern und bei den unteren Classen überhaupt wohl in derselben Ausbildung und Ausartung vorhanden, wie im Norden, und auch die Gebildeten wurden davon stellenweise ergriffen und bestimmt. Diejenigen Seiten des populären Katholicismus, wo er sich dem antiken, heidnischen Anrufen, Beschenken und Versöhnen der Götter anschließt, haben sich im Bewußtsein des Volkes auf das Hartnäckigste festgesetzt. Die schon bei einem andern Anlaß citirte achte Ecloge des Battista Mantovano [1]) enthält unter anderen das Gebet eines Bauern an die Madonna, worin dieselbe als specielle Schutzgöttin für alle einzelnen Interessen des Landlebens angerufen wird. Welche Begriffe machte sich das Volk von dem Werthe bestimmter Madonnen als Nothhelferinnen, was dachte sich jene Florentinerin [2]), die ein Fäßchen von Wachs als ex voto nach der Annunziata stiftete, weil ihr Geliebter, ein Mönch, allmählich ein Fäßchen Wein bei ihr austrank, ohne daß der abwesende Gemahl es bemerkte. Ebenso regierte damals ein Patronat einzelner Heiligen für bestimmte Lebenssphären, gerade wie jetzt noch. Es ist schon öfter versucht worden, eine Anzahl von allgemeinen ritualen Gebräuchen der katholischen Kirche auf heidnische Ceremonien zurückzuführen, und daß außerdem eine Menge örtlicher und volksthümlicher Bräuche, die sich an Kirchenfeste geknüpft haben, unbewußte Reste der verschiedenen alten Heidenthümer Europa's sind, giebt Jedermann zu. In Italien aber kam auf dem Lande noch dieß und jenes vor, worin sich ein bewußter Rest heidnischen Glaubens gar nicht verkennen ließ. So das Hinstellen von Speise für die Todten, vier Tage vor Petri Stuhlfeier, also noch am

Tage der alten Feralien, 18. Februar[1]). Manches Andere dieser Art mag damals noch in Uebung gewesen und erst seither ausgerottet worden sein. Vielleicht ist es nur scheinbar parador, zu sagen, daß der populäre Glaube in Italien ganz besonders fest gegründet war, so weit er Heidenthum war.

Wie weit nun die Herrschaft dieser Art von Glauben sich auch in die oberen Stände erstreckte, ließe sich wohl bis zu einem gewissen Punkte näher nachweisen. Derselbe hatte, wie bereits bei Anlaß des Verhältnisses zum Clerus bemerkt wurde, die Macht der Gewöhnung und der frühen Eindrücke für sich; auch die Liebe zum kirchlichen Festpomp wirkte mit, und hier und da kam eine jener großen Bußepidemien hinzu, welchen auch Spötter und Läugner schwer widerstehen konnten.

Es ist aber bedenklich, in diesen Fragen rasch auf durchgehende Resultate hinzusteuern. Man sollte z. B. meinen, daß das Verhalten der Gebildeten zu den Reliquien von Heiligen einen Schlüssel gewähren müsse, der uns wenigstens einige Fächer ihres religiösen Bewußtseins öffnen könnte. In der That lassen sich Gradunterschiede nachweisen, doch lange nicht so deutlich, wie es zu wünschen wäre. Zunächst scheint die Regierung von Venedig im 15. Jahrhundert durchaus diejenige Andacht zu den Ueberresten heiliger Leiber getheilt zu haben, welche damals durch das ganze Abendland herrschte (Bd. 1, S. 72). Auch Fremde, welche in Venedig lebten, thaten wohl, sich dieser Befangenheit zu fügen[2]). Wenn wir das gelehrte Padua nach seinem Topographen Michele Savonarola (Bd. 1, S. 176) beurtheilen dürften, so wäre es hier nicht anders gewesen, als in Venedig. Mit einem Hochgefühl, in welches sich frommes Grausen mischt, erzählt uns Michele, wie man bei großen Gefahren des Nachts durch die ganze Stadt die Heiligen seufzen höre, wie der Leiche einer heiligen Nonne zu S. Chiara beständig Nägel

und Haare wachsen, wie sie bei bevorstehendem Unheil Lärm macht, die Arme erhebt, u. dgl.[1]). Bei der Beschreibung der Antoniuscapelle im Santo verliert sich der Autor völlig ins Stammeln und Phantasiren. In Mailand zeigte wenigstens das Volk einen großen Reliquienfanatismus, und als einst (1517) die Mönche in S. Simpliciano beim Umbau des Hochaltars sechs heilige Leichen unvorsichtig aufdeckten und mächtige Regenstürme über das Land kamen, suchten die Leute[2]) die Ursache der letzteren in jenem Sacrilegium und prügelten die betreffenden Mönche auf öffentlicher Straße durch, wo sie sie antrafen. In anderen Gegenden Italiens aber, selbst bei den Päpsten, sieht es mit diesen Dingen schon viel zweifelhafter aus, ohne daß man doch einen bündigen Schluß ziehen könnte. Es ist bekannt, unter welchem allgemeinen Aufsehen Pius II. das aus Griechenland zunächst nach S. Maura geflüchtete Haupt des Apostels Andreas erwarb und (1462) feierlich im S. Peter niederlegte; allein aus seiner eigenen Relation geht hervor, daß er dieß that aus einer Art von Scham, als schon viele Fürsten sich um die Reliquie bewarben. Jetzt erst fiel es ihm ein, Rom zu einem allgemeinen Zufluchtsort der aus ihren Kirchen vertriebenen Reste der Heiligen zu machen[3]). Unter Sixtus IV. war die Stadtbevölkerung in diesen Dingen eifriger als der Papst, so daß der Magistrat sich (1483) bitter beklagte, als Sixtus dem sterbenden Ludwig XI. Einiges von den lateranensischen Reliquien verabfolgte[4]). In Bologna erhob sich um diese Zeit eine muthige Stimme, welche verlangte, man solle dem König von Spanien den Schädel des h. Dominicus verkaufen und aus dem Erlös etwas zum öffentlichen Nutzen Dienendes stiften[5]). Die wenigste Reliquienandacht zeigen die Florentiner. Zwischen ihrem Beschluß, den Stadtheiligen S. Zanobi durch einen neuen Sarcophag zu ehren, und der definitiven

Bestellung bei Ghiberti vergehen 19 Jahre (1409—1428), und auch dann erfolgt der Auftrag nur zufällig, weil der Meister eine kleinere ähnliche Arbeit schön vollendet hatte [1]). Vielleicht war man der Reliquien etwas überdrüssig, seitdem man (1352) durch eine verschlagene Aebtissin im Neapolitanischen mit einem falschen, aus Holz und Gyps nachgemachten Arm der Schutzpatronin des Domes, S. Reparata, war betrogen worden [2]). Oder dürfen wir etwa annehmen, daß der ästhetische Sinn es war, welcher sich hier vorzüglich entschieden von den zerstückelten Leichnamen, den halbvermoderten Gewändern und Geräthen abwandte? oder gar der moderne Ruhmessinn, welcher lieber die Leichen eines Dante und Petrarca in den herrlichsten Gräbern beherbergt hätte als alle zwölf Apostel miteinander? Vielleicht war aber in Italien überhaupt, abgesehen von Venedig und dem ganz exceptionellen Rom, der Reliquiendienst schon seit langer Zeit mehr zurückgetreten [3]) vor dem Madonnendienst, als irgendwo sonst in Europa, und darin läge dann zugleich, wenn auch verhüllt, ein frühes Ueberwiegen des Formsinnes.

Man wird fragen, ob denn im Norden, wo die riesenhaftesten Cathedralen fast alle Unserer Frauen gewidmet sind, wo ein ganzer reicher Zweig der Poesie im Lateinischen wie in den Landessprachen die Mutter Gottes verherrlichte, eine größere Verehrung derselben auch nur möglich gewesen wäre? Allein diesem gegenüber macht sich in Italien eine ungemein viel größere Anzahl von wunderthätigen Marienbildern geltend, mit einer unaufhörlichen Intervention in das tägliche Leben. Jede beträchtliche Stadt besitzt ihrer eine ganze Reihe, von den uralten oder für uralt geltenden „Malereien des St. Lucas" bis zu den Arbeiten von Zeitgenossen, welche die Mirakel ihrer Bilder nicht selten noch erleben konnten. Das Kunstwerk ist hier gar nicht so harmlos wie Battista Man-

tovano [1]) glaubt; es gewinnt je nach Umständen plötzlich eine magische Gewalt. Das populäre Wunderbedürfniß, zumal der Frauen, mag dabei vollständig gestillt worden sein und schon deßhalb der Reliquien wenig mehr geachtet haben. Inwiefern dann noch der Spott der Novellisten gegen falsche Reliquien auch den für echt geltenden Eintrag that [2]), mag auf sich beruhen.

Das Verhältniß der Gebildeten zum Mariendienst zeichnet sich dann schon etwas klarer, als das zum Reliquiendienst. Es darf zunächst auffallen, daß in der Literatur Dante mit seinem Paradies [3]) eigentlich der letzte bedeutende Mariendichter der Italiener geblieben ist, während im Volk die Madonnenlieder bis auf den heutigen Tag neu hervorgebracht werden. Man wird vielleicht Sannazaro, Sabellico [4]) und andere lateinische Dichter namhaft machen wollen, allein ihre wesentlich literarischen Zwecke benehmen ihnen ein gutes Theil der Beweiskraft. Diejenigen italienisch abgefaßten Gedichte des 15. Jahrhunderts [5]) und des beginnenden 16., aus welchen eine unmittelbare Religiosität zu uns spricht, könnten meist auch von Protestanten geschrieben sein; so die betreffenden Hymnen rc. des Lorenzo magnifico, die Sonette der Vittoria Colonna, des Michelangelo, der Gaspara Stampa, u. s. w. Abgesehen von dem lyrischen Ausdruck des Theismus redet meist das Gefühl der Sünde, das Bewußtsein der Erlösung durch den Tod Christi, die Sehnsucht nach der höhern Welt, wobei die Fürbitte der Mutter Gottes nur ganz ausnahmsweise erwähnt [6]) wird. Es ist dasselbe Phänomen, welches sich in der classischen Bildung der Franzosen, in der Literatur Ludwig's XIV. wiederholt. Erst die Gegenreformation brachte in Italien den Mariendienst wieder in die Kunstdichtung zurück. Freilich hatte inzwischen die bildende Kunst das höchste gethan zur Verherrlichung der Ma-

donna. Der Heiligendienst endlich nahm bei den Gebildeten nicht selten (Bd. 1, S. 57, 305 fg.) eine wesentlich heidnische Farbe an.

Wir könnten nun noch verschiedene Seiten des damaligen italienischen Catholicismus auf diese Weise prüfend durchgehen und das vermuthliche Verhältniß der Gebildeten zum Volksglauben bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ermitteln, ohne doch je zu einem durchgreifenden Resultat zu gelangen. Es giebt schwer zu deutende Contraste. Während z. B. an und für Kirchen rastlos gebaut, gemeißelt und gemalt wird, vernehmen wir aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts die bitterste Klage über Erschlaffung im Cultus und Vernachlässigung derselben Kirchen: Templa ruunt, passim sordent altaria, cultus Paulatim divinus abit [1])! ... Es ist bekannt, wie Luther in Rom durch das weihelose Benehmen der Priester bei der Messe geärgert wurde. Und daneben waren die kirchlichen Feste mit einer Pracht und einem Geschmack ausgestattet, wovon der Norden keinen Begriff hatte. Man wird annehmen müssen, daß das Phantasievolk im vorzugsweisen Sinne das Alltägliche gern vernachlässigte, um dann von dem Außergewöhnlichen sich hinreißen zu lassen.

Durch die Phantasie erklären sich auch jene Bußepidemien, von welchen hier noch die Rede sein muß. Sie sind wohl zu unterscheiden von den Wirkungen jener großen Bußprediger; was sie hervorruft, sind große allgemeine Calamitäten oder die Furcht vor solchen.

Im Mittelalter kam von Zeit zu Zeit über ganz Europa irgend ein Sturm dieser Art, wobei die Massen sogar in strömende Bewegung geriethen, wie z. B. bei den Kreuzzügen und Geißelfahrten. Italien betheiligte sich bei beiden;

die ersten ganz gewaltigen Geißlerschaaren traten hier auf, gleich nach dem Sturze Ezzelino's und seines Hauses, und zwar in der Gegend desselben Perugia [1]), das wir bereits (S. 242, Anm. 2) als eine Hauptstation der späteren Bußprediger kennen lernten. Dann folgten die Flagellanten [2]), von 1310 und 1334 und dann die große Bußfahrt ohne Geißelung, von welcher Corio [3]) zum Jahre 1399 erzählt. Es ist nicht undenkbar, daß die Jubiläen zum Theil eingerichtet wurden, um diesen unheimlichen Wandertrieb religiös aufgeregter Massen möglichst zu reguliren und unschädlich zu machen; auch zogen die inzwischen neu berühmt gewordenen Wallfahrtsorte Italiens, wie z. B. Loreto, einen Theil jener Aufregung an sich [4]).

Aber in schrecklichen Augenblicken erwacht hie und da ganz spät die Gluth der mittelalterlichen Buße, und das geängstigte Volk, zumal wenn Prodigien hinzukommen, will mit Geißelungen und lautem Geschrei um Barmherzigkeit mit Fasten, feierlichen Aufzügen und Sittlichkeitsgeboten den Himmel erweichen. So war es bei Pest und Erdbeben des J. 1457 zu Bologna [5]), so bei den inneren Wirren von 1496 in Siena [6]), um aus zahllosen Beispielen nur zwei zu wählen. Wahrhaft erschütternd aber ist, was 1529 zu Mailand geschah, als die drei furchtbaren Geschwister Krieg, Hunger und Pest sammt der spanischen Aussaugerei die höchste Verzweiflung über das Land gebracht hatten [7]). Zufällig war es ein spanischer Mönch, Fra Tommaso Nieto, auf den man jetzt hörte; bei den barfüßigen Processionen von Alt und Jung ließ er das Sacrament auf eine neue Weise mittragen, nämlich befestigt auf einer geschmückten Bahre, welche auf den Schultern von vier Priestern im Linnengewande ruhte — eine Nachahmung der Bundeslade [8]), wie sie einst das Volk Israel um die Mauern von Jericho trug. So

erinnerte das gequälte Volk von Mailand den alten Gott an seinen alten Bund mit den Menschen, und als die Procession wieder in den Dom einzog und es schien, als müsse von dem Jammerruf misericordia! der Riesenbau einstürzen, da mochte wohl Mancher glauben, der Himmel müsse in die Gesetze der Natur und der Geschichte eingreifen durch irgend ein rettendes Wunder.

Es gab aber eine Regierung in Italien, welche sich in solchen Zeiten sogar an die Spitze der allgemeinen Stimmung stellte und die vorhandene Bußfertigkeit polizeilich ordnete: die des Herzogs Ercole I. von Ferrara[1]). Als Savonarola in Florenz mächtig war, und Weissagungen und Buße in weiten Kreisen, auch über den Apennin hinaus, das Volk zu ergreifen begannen, kam auch über Ferrara großes freiwilliges Fasten bei Wasser und Brot (Anfang 1496); ein Lazarist verkündete nämlich von der Kanzel den baldigen Eintritt der schrecklichsten Krieges- und Hungersnoth, welche die Welt gesehen; wer jetzt faste, könne diesem Unheil entgehen, so habe es die Madonna frommen heiligen Leuten[2]) verkündigt. Darauf konnte auch der Hof nicht umhin zu fasten, aber er ergriff nun selber die Leitung der Devotion. Am 3. April (Ostertag) erschien ein Sitten- und Andachtsedict gegen Lästerung Gottes und der heil. Jungfrau, verbotene Spiele, Sodomie, Concubinat, Häuservermiethen an Huren und deren Wirthe, Oeffnung der Buden an Festtagen mit Ausnahme der Bäcker und Gemüsehändler u. s. w.; die Juden und Marannen, deren viele aus Spanien hergeflüchtet waren, sollten wieder ihr gelbes O auf der Brust genäht tragen. Die Zuwiderhandelnden wurden bedroht nicht nur mit den im bisherigen Gesetz verzeichneten Strafen, sondern auch „mit den noch größeren, welche der Herzog zu verhängen für gut finden wird“, von denen ein Viertel dem Herzog,

die drei anderen Viertel dem Ankläger und öffentlichen Anstalten zufallen sollten. Darauf ging der Herzog sammt dem Hofe vier Tage nach einander zur Predigt; am 10. April mußten sogar alle Juden von Ferrara dabei sein [1]). Allein am 3. Mai ließ der Polizeidirector — der schon oben (Bd. 1, S. 51) erwähnte Gregorio Zampante — ausrufen: wer den Schergen Geld gegeben habe, um nicht als Lästerer angezeigt zu werden, möge sich melden, um es sammt weiterer Vergütung zurück zu erhalten; diese schändlichen Menschen nämlich hatten von Unschuldigen bis auf 2, 3 Ducaten erpreßt durch die Androhung der Denunciation, und einander dann gegenseitig verrathen, worauf sie selbst in den Kerker kamen. Da man aber eben nur bezahlt hatte, um nicht mit dem Zampante zu thun zu haben, so möchte auf sein Ausschreiben kaum Jemand erschienen sein. — Im Jahr 1500, nach dem Sturze des Lodovico Moro, als ähnliche Stimmungen wiederkehrten, verordnete Ercole von sich aus [2]) eine Folge von neun Processionen, wobei auch die weißgekleideten Kinder (über 4000) mit der Jesusfahne nicht fehlen durften; er selber ritt mit im Zuge, weil er schlecht zu Fuße war. Dann folgte ein Edict ganz ähnlichen Inhaltes wie das von 1496. Die zahlreichen Kirchen- und Klosterbauten dieser Regierung sind bekannt, aber selbst eine leibhaftige Heilige, die Suor Colomba [3]), ließ sich Ercole kommen, ganz kurz bevor er seinen Sohn Alfonso mit der Lucrezia Borgia vermählen mußte (1502). Ein Cabinetscourier [4]) holte die Heilige von Viterbo mit 15 anderen Nonnen ab, und der Herzog selber führte sie bei der Ankunft in Ferrara in ein bereitgehaltenes Kloster ein. Thun wir ihm Unrecht, wenn wir in all diesen Dingen die stärkste politische Absichtlichkeit voraussetzen? Zu der Herrscheridee des Hauses Este, wie sie oben (Bd. 1, S. 47

u. ff.) nachgewiesen wurde, gehört eine solche Mitbenützung und Dienstbarmachung des Religiösen beinahe schon nach den Gesetzen der Logik.

Drittes Capitel.

Die Religion und der Geist der Renaissance.

Um aber zu den entscheidenden Schlüssen über die Religiosität der Menschen der Renaissance zu gelangen, müssen wir einen andern Weg einschlagen. Aus der geistigen Haltung derselben überhaupt muß ihr Verhältniß sowohl zu der bestehenden Landesreligion als zu der Idee des Göttlichen klar werden.

Diese modernen Menschen, die Träger der Bildung des damaligen Italiens, sind religiös geboren wie die Abendländer des Mittelalters, aber ihr mächtiger Individualismus macht sie darin wie in anderen Dingen völlig subjectiv, und die Fülle von Reiz, welche die Entdeckung der äußern und der geistigen Welt auf sie ausübt, macht sie überhaupt vorwiegend weltlich. Im übrigen Europa dagegen bleibt die Religion noch länger ein objectiv Gegebenes, und im Leben wechselt Selbstsucht und Sinnengenuß unmittelbar mit Andacht und Buße; letztere hat noch keine geistige Concurrenz wie in Italien, oder doch eine unendlich geringere.

Ferner hatte von jeher der häufige und nahe Contact mit Byzantinern und mit Mohammedanern eine neutrale Toleranz aufrecht erhalten, vor welcher der ethnographische

Begriff einer bevorrechteten abendländischen Christenheit einigermaßen zurücktrat. Und als vollends das classische Alterthum mit seinen Menschen und Einrichtungen ein Ideal des Lebens wurde, weil es die größte Erinnerung Italiens war, da überwältigte die antike Speculation und Skepsis bisweilen den Geist der Italiener vollständig.

Da ferner die Italiener die ersten neueren Europäer waren, welche sich schrankenlos dem Nachdenken über Freiheit und Nothwendigkeit hingaben, da sie dieß thaten unter gewaltsamen, rechtlosen politischen Verhältnissen, die oft einem glänzenden und dauernden Siege des Bösen ähnlich sahen, so wurde ihr Gottesbewußtsein schwankend, ihre Weltanschauung theilweise fatalistisch. Und wenn ihre Leidenschaftlichkeit bei dem Ungewissen nicht wollte stehen bleiben, so nahmen manche fürlieb mit einer Ergänzung aus dem antiken, orientalischen und mittelalterlichen Aberglauben; sie wurden Astrologen und Magier.

Endlich aber zeigen die geistig Mächtigen, die Träger der Renaissance, in religiöser Beziehung eine häufige Eigenschaft jugendlicher Naturen: sie unterscheiden recht scharf zwischen gut und böse, aber sie kennen keine Sünde; jede Störung der innern Harmonie getrauen sie sich vermöge ihrer plastischen Kraft wiederherzustellen und kennen deßhalb keine Reue; da verblaßt denn auch das Bedürfniß der Erlösung, während zugleich vor dem Ehrgeiz und der Geistesanstrengung des Tages der Gedanke an das Jenseits entweder völlig verschwindet oder eine poetische Gestalt annimmt statt der dogmatischen.

Denkt man sich dieses Alles vermittelt und theilweise verwirrt durch die allherrschende Phantasie, so ergiebt sich ein Geistesbild jener Zeit, das wenigstens der Wahrheit näher kommt, als bloße unbestimmte Klagen über modernes Heiden-

thum. Und bei näherm Forschen wird man erst noch inne werden, daß unter der Hülle dieses Zustandes ein starker Trieb echter Religiosität lebendig blieb.

Die nähere Ausführung des Gesagten muß sich hier auf die wesentlichsten Belege beschränken.

Daß die Religion überhaupt wieder mehr Sache des einzelnen Subjectes und seiner besondern Auffassung wurde, war gegenüber der ausgearteten, tyrannisch behaupteten Kirchenlehre unvermeidlich und ein Beweis, daß der europäische Geist noch am Leben sei. Freilich offenbart sich dieß auf sehr verschiedene Weise; während die mystischen und ascetischen Secten des Nordens für die neue Gefühlswelt und Denkart sogleich auch eine neue Disciplin schufen, ging in Italien jeder seinen eigenen Weg, und Tausende verloren sich auf dem hohen Meer des Lebens in religiöse Indifferenz. Um so höher muß man es Denjenigen anrechnen, welche zu einer individuellen Religion durchdrangen und daran festhielten. Denn daß sie an der alten Kirche, wie sie war und sich aufdrang, keinen Theil mehr hatten, war nicht ihre Schuld; daß aber der Einzelne die ganze große Geistesarbeit, welche dann den deutschen Reformatoren zufiel, in sich hätte durchmachen sollen, wäre ein unbilliges Verlangen gewesen. Wo es mit dieser individuellen Religion der Besseren in der Regel hinaus wollte, werden wir am Schlusse zu zeigen suchen.

Die Weltlichkeit, durch welche die Renaissance einen ausgesprochenen Gegensatz zum Mittelalter zu bilden scheint, entsteht zunächst durch das massenhafte Ueberströmen der neuen Anschauungen, Gedanken und Absichten in Bezug auf Natur und Menschheit. An sich betrachtet, ist sie der Reli-

gion nicht feindlicher als das, was jetzt ihre Stelle vertritt, nämlich die sogenannten Bildungsinteressen, nur daß diese, so wie wir sie betreiben, uns blos ein schwaches Abbild geben von der allseitigen Aufregung, in welche damals das viele und große Neue die Menschen versetzte. So war diese Weltlichkeit eine ernste, überdieß durch Poesie und Kunst geadelte. Es ist eine erhabene Nothwendigkeit des modernen Geistes daß er dieselbe gar nicht mehr abschütteln kann, daß er zur Erforschung der Menschen und der Dinge unwiderstehlich getrieben wird und dieß für seine Bestimmung hält [1]. Wie bald und auf welchen Wegen ihn dieß Forschen zu Gott zurückführen, wie es sich mit der sonstigen Religiosität des Einzelnen in Verbindung setzen wird, das sind Fragen, welche sich nicht nach allgemeinen Vorschriften erledigen lassen. Das Mittelalter, welches sich im Ganzen die Empirie und das freie Forschen erspart hatte, kann in dieser großen Angelegenheit mit irgend einem dogmatischen Entscheid nicht aufkommen.

Mit dem Studium des Menschen, aber auch noch mit vielen anderen Dingen, hing dann die Toleranz und die Indifferenz zusammen, mit welcher man zunächst dem Mohammedanismus begegnete. Die Kenntniß und Bewunderung der bedeutenden Culturhöhe der islamitischen Völker, zumal vor der mongolischen Ueberschwemmung, war gewiß den Italienern seit den Kreuzzügen eigen; dazu kam die halbmohammedanische Regierungsweise ihrer eigenen Fürsten, die stille Abneigung, ja Verachtung gegen die Kirche, wie sie war, die Fortdauer der orientalischen Reisen und des Handels nach den östlichen und südlichen Häfen des Mittelmeeres [2]. Erweislich schon im 13. Jahrhundert offenbart sich bei den Italienern die Anerkennung eines mohammedanischen Ideals von Edelmuth, Würde und Stolz, das am liebsten mit der

Person eines Sultans verknüpft wird. Man hat dabei insgemein an ejubidische oder mamelukische Sultane von Aegypten zu denken; wenn ein Name genannt wird, so ist es höchstens Saladin [1]). Selbst die osmanischen Türken, deren zerstörende, aufbrauchende Manier wahrlich kein Geheimniß war, flößen dann den Italienern, wie oben (Bd. 1, S. 89 fg.) gezeigt wurde, doch nur einen halben Schrecken ein, und ganze Bevölkerungen gewöhnen sich an den Gedanken einer möglichen Abfindung mit ihnen. Neben dieser Toleranz zeigt sich aber auch die starke christliche Intoleranz gegen die mohammedanische Religion; gegen diese sollten, so ermahnt Filelfo, die Geistlichen auftreten, weil sie als Beherrscherin eines großen Theils der Welt der christlichen Religion gefährlicher sei, als das Judenthum [2]); neben den Gedanken, sich mit den Türken abzufinden, tritt das sehnsüchtige Verlangen nach einem Türkenkriege, das Pius II. während seines ganzen Pontifikats erfüllte und viele Humanisten zu hochtönenden Deklamationen veranlaßte.

Der wahrste und bezeichnendste Ausdruck der religiösen Indifferenz ist die berühmte Geschichte von den drei Ringen, welche unter anderen Lessing seinem Nathan in den Mund legte, nachdem sie schon vor vielen Jahrhunderten zaghafter in den „hundert alten Novellen“ (Nov. 72 oder 73) und etwas rückhaltsloser bei Boccaccio [3]) vorgebracht worden war. In welchem Winkel des Mittelmeeres und in welcher Sprache sie zuerst Einer dem Andern erzählt haben mag, wird man nie herausbringen; wahrscheinlich lautete sie ursprünglich noch viel deutlicher, als in den beiden italienischen Redactionen. Der geheime Vorbehalt, der ihr zu Grunde liegt, nämlich der Deismus, wird unten in seiner weiteren Bedeutung an den Tag treten. In roher Mißgestalt und Verzerrung giebt der bekannte Spruch von „den Dreien, die die Welt betro-

gen", nämlich Moses, Christus und Mohammed, dieselbe Idee wieder [1]). Wenn Kaiser Friedrich II., von dem diese Rede stammen soll, ähnlich gedacht hat, so wird er sich wohl geistreicher ausgedrückt haben. Aehnliche Reden kommen auch im damaligen Islam vor.

Auf der Höhe der Renaissance, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, tritt uns dann eine ähnliche Denkweise entgegen bei Luigi Pulci, im Morgante maggiore. Die Phantasiewelt, in welcher sich seine Geschichten bewegen, theilt sich, wie bei allen romantischen Heldengedichten, in ein christliches und ein mohammedanisches Heerlager. Gemäß dem Sinne des Mittelalters war nun der Sieg und die Versöhnung zwischen den Streitern gerne begleitet von der Taufe des unterliegenden mohammedanischen Theiles, und die Improvisatoren, welche dem Pulci in der Behandlung solcher Stoffe vorangegangen waren, müssen von diesem Motiv reichlichen Gebrauch gemacht haben. Nun ist es Pulci's eigentliches Geschäft, diese seine Vorgänger, besonders wohl die schlechten darunter, zu parodiren, und dieß geschieht schon durch die Anrufungen an Gott, Christus und die Madonna, womit seine einzelnen Gesänge anheben. Noch viel deutlicher aber macht er ihnen die raschen Bekehrungen und Taufen nach, deren Sinnlosigkeit dem Leser oder Hörer ja recht in die Augen springen soll. Allein dieser Spott führt ihn weiter bis zum Bekenntniß seines Glaubens an die relative Güte aller Religionen [2]), dem trotz seiner Betheuerungen der Orthodoxie [3]) eine wesentlich theistische Anschauung zu Grunde liegt. Außerdem thut er noch einen großen Schritt über alles Mittelalter hinaus nach einer andern Seite hin. Die Alternativen der vergangenen Jahrhunderte hatten gelautet: Rechtgläubiger oder Ketzer, Christ oder Heide und Mohammedaner; nun zeichnet Pulci die Gestalt des Riesen Mar-

gutte [1]), der sich gegenüber von aller und jeglicher Religion zum sinnlichsten Egoismus und zu allen Lastern fröhlich bekennt und sich nur das eine vorbehält: daß er nie einen Verrath begangen habe. Vielleicht hatte der Dichter mit diesem auf seine Manier ehrlichen Scheusal nichts Geringes vor, möglicher Weise eine Erziehung zum Bessern durch Morgante, allein die Figur ward ihm bald verleidet und er gönnte ihr bereits im nächsten Gesang ein komisches Ende [2]). Margutte ist schon als Beweis von Pulci's Frivolität geltend gemacht worden; er gehört aber nothwendig mit zu dem Weltbilde der Dichtung des 15. Jahrhunderts. Irgendwo mußte sie in grotesker Größe den für alles damalige Dogmatisiren unempfindlich gewordenen, wilden Egoismus zeichnen, dem nur ein Rest von Ehrgefühl geblieben ist. Auch in anderen Gedichten wird den Riesen, Dämonen, Heiden und Mohammedanern in den Mund gelegt, was kein christlicher Ritter sagen darf.

Wieder auf eine ganz andere Weise als der Islam wirkte das Alterthum ein, und zwar nicht durch seine Religion, denn diese war dem damaligen Katholicismus nur zu homogen, sondern durch seine Philosophie. Die antike Literatur, die man jetzt als etwas Unvergleichliches verehrte, war ganz erfüllt von dem Siege der Philosophie über den Götterglauben; eine ganze Anzahl von Systemen und Fragmente von Systemen stürzten über den italienischen Geist herein, nicht mehr als Curiositäten oder gar als Häresien, sondern fast als Dogmen, die man nun nicht sowohl zu unterscheiden als miteinander zu versöhnen bestrebt war. Fast in all diesen verschiedenen Meinungen und Philosophemen lebte irgend eine

Art von Gottesbewußtsein, aber in ihrer Gesammtheit bildeten sie doch einen starken Gegensatz zu der christlichen Lehre von der göttlichen Weltregierung. Nun giebt es eine wahrhaft centrale Frage, um deren Lösung sich schon die Theologie des Mittelalters ohne genügenden Erfolg bemüht hatte, und welche jetzt vorzugsweise von der Weisheit des Alterthums eine Antwort verlangte: Das Verhältniß der Vorsehung zur menschlichen Freiheit und Nothwendigkeit. Wenn wir die Geschichte dieser Frage seit dem 14. Jahrhundert auch nur oberflächlich durchgehen wollten, so würde hieraus ein eigenes Buch werden. Wenige Andeutungen müssen hier genügen.

Hört man Dante und seine Zeitgenossen, so wäre die antike Philosophie zuerst gerade von derjenigen Seite her auf das italienische Leben gestoßen, wo sie den schroffsten Gegensatz gegen das Christenthum bildete; es stehen nämlich in Italien Epicureer auf. Nun besaß man Epicurs Schriften nicht mehr, und schon das spätere Alterthum hatte von seiner Lehre einen mehr oder weniger einseitigen Begriff; immerhin aber genügte schon diejenige Gestalt des Epicureismus, welche man aus Lucretius und ganz besonders aus Cicero studiren konnte, um eine völlig entgötterte Welt kennen zu lernen. Wie weit man die Doctrin buchstäblich faßte, und ob nicht der Name des räthselhaften griechischen Weisen ein bequemes Schlagwort für die Menge wurde, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich hat die dominicanische Inquisition das Wort auch gegen solche gebraucht, welchen man sonst auf keine andere Weise beikommen konnte. Es waren hauptsächlich frühentwickelte Verächter der Kirche, welche man doch schwer wegen bestimmter ketzerischer Lehren und Aussagen belangen konnte; ein mäßiger Grad von Wohlleben mag dann genügt haben, um jene Anklage hervorzubringen. In diesem conventionellen Sinne braucht z. B. Giovanni Villani das Wort,

wenn er [1]) bereits die florentinischen Feuersbrünste von 1115 und 1117 als göttliche Strafe für die Ketzereien geltend macht, „unter anderen wegen der lüderlichen und schwelgerischen Secte der Epicureer". Von Manfred sagt er: „Sein Leben war epicureisch, indem er nicht an Gott noch an die Heiligen und überhaupt nur an leibliches Vergnügen glaubte".

Deutlicher redet Dante im neunten und zehnten Gesange der Hölle. Das furchtbare, von Flammen durchzogene Gräberfeld mit den halb offenen Sarkophagen, aus welchen Töne des tiefsten Jammers hervordringen, beherbergt die zwei großen Kategorien der von der Kirche im 13. Jahrhundert Besiegten oder Ausgestoßenen. Die Einen waren Ketzer und setzten sich der Kirche entgegen durch bestimmte, mit Absicht verbreitete Irrlehren; die Anderen waren Epicureer, und ihre Sünde gegen die Kirche lag in einer allgemeinen Gesinnung, welche sich in dem Satze sammelt, daß die Seele mit dem Leib vergehe [2]). Die Kirche aber wußte recht gut, daß dieser eine Satz, wenn er Boden gewänne, ihrer Art von Macht verderblicher werden müßte, als alles Manichäer- und Paterinerwesen, weil er ihrer Einmischung in das Schicksal des einzelnen Menschen nach dem Tode allen Werth benahm. Daß sie selber durch die Mittel, welche sie in ihren Kämpfen brauchte, gerade die Begabtesten in Verzweiflung und Unglauben getrieben hatte, gab sie natürlich nicht zu.

Dante's Abscheu gegen Epicur oder gegen das, was er für dessen Lehre hielt, war gewiß aufrichtig; der Dichter des Jenseits mußte den Läugner der Unsterblichkeit hassen, und die von Gott weder geschaffene noch geleitete Welt, so wie der niedrige Zweck des Daseins, den das System aufzustellen schien, waren dem Wesen Dante's so entgegengesetzt als möglich. Sieht man aber näher zu, so haben auch auf ihn gewisse Philosopheme der Alten einen Eindruck gemacht, vor

welchem die biblische Lehre von der Weltlenkung zurücktritt. Oder war es eigene Speculation, Einwirkung der Tagesmeinung, Grauen vor dem die Welt beherrschenden Unrecht, wenn er [1]) die specielle Vorsehung völlig aufgab? Sein Gott überläßt nämlich das ganze Detail der Weltregierung einem dämonischen Wesen, der Fortuna, welche für nichts als für Veränderung, für das Durcheinanderrütteln der Erdendinge zu sorgen hat und in indifferenter Seligkeit den Jammer der Menschen überhören darf. Dafür hält er aber die sittliche Verantwortung des Menschen unerbittlich fest: er glaubt an den freien Willen.

Der Populärglaube an den freien Willen herrscht im Abendlande von jeher, wie man denn auch zu allen Zeiten Jeden persönlich für das, was er gethan, verantwortlich gemacht hat, als verstehe sich die Sache ganz von selbst. Anders verhält es sich mit der religiösen und philosophischen Lehre, welche sich in der Lage befindet, die Natur des menschlichen Willens mit den großen Weltgesetzen in Einklang bringen zu müssen. Hier ergiebt sich ein Mehr oder Weniger, wonach sich die Taxirung der Sittlichkeit überhaupt richtet. Dante ist nicht völlig unabhängig von den astrologischen Wahngebilden, welche den damaligen Horizont mit falschem Lichte erhellen, aber er rafft sich nach Kräften empor zu einer würdigen Anschauung des menschlichen Wesens. „Die Gestirne, läßt er [2]) seinen Marco Lombardo sagen, geben wohl die ersten Antriebe zu eurem Thun, aber Licht ist euch gegeben über Gutes und Böses, und freier Wille, der nach anfänglichem Kampf mit den Gestirnen alles besiegt, wenn er richtig genährt wird."

Andere mochten die der Freiheit gegenüberstehende Nothwendigkeit in einer andern Potenz suchen, als in den Sternen — jedenfalls war die Frage seitdem eine offene, nicht mehr

zu umgehende. Soweit sie eine Frage der Schulen, oder vollends nur eine Beschäftigung isolirter Denker blieb, dürfen wir dafür auf die Geschichte der Philosophie verweisen. Sofern sie aber in das Bewußtsein weiterer Kreise überging, wird noch davon die Rede sein müssen.

Das 14. Jahrhundert ließ sich vorzüglich durch die philosophischen Schriften Cicero's anregen, welcher bekanntlich als Eklektiker galt, aber als Sceptiker wirkte, weil er die Theorien verschiedener Schulen vorträgt, ohne genügende Abschlüsse beizufügen. In zweiter Linie kommen Seneca und die wenigen ins Lateinische übersetzten Schriften des Aristoteles. Die Frucht dieses Studiums war einstweilen die Fähigkeit, über die höchsten Dinge zu reflectiren, wenigstens außerhalb der Kirchenlehre, wenn auch nicht im Widerspruch mit ihr.

Mit dem 15. Jahrhundert vermehrte sich, wie wir sahen, der Besitz und die Verbreitung der Schriften des Alterthums außerordentlich; endlich kamen auch die sämmtlichen noch vorhandenen griechischen Philosophen wenigstens in lateinischer Uebersetzung unter die Leute. Nun ist es zunächst sehr bemerkenswerth, daß gerade einige der Hauptbeförderer dieser Literatur der strengsten Frömmigkeit, ja der Ascese ergeben sind. (Bd. 1, S. 313.) Fra Ambrogio Camaldolese, als hoher geistlicher Würdenträger scheinbar ausschließlich mit kirchlichen Angelegenheiten, literarisch mit dem Uebertragen der griechischen Kirchenväter beschäftigt, vermag den humanistischen Ehrgeiz nicht zu unterdrücken und beginnt, mehr dem innern Drang als äußerer Anregung folgend, die lateinische Uebersetzung des Diogenes Laertius [1]). Seine Zeitgenossen Niccolò Niccoli, Gianozzo Mannetti, Donato Acciajuoli, Papst Nicolaus V. vereinigen [2]) mit allseitigem Humanismus eine sehr gelehrte Bibelkunde und eine tiefe Andacht An Vittorino da Feltre wurde

bereits (Bd. 1, S. 255 fg.) eine ähnliche Richtung hervorgehoben. Derselbe Maffeo Vegio, welcher das dreizehnte Buch zur Aeneide dichtete, hatte für das Andenken S. Augustin's und dessen Mutter Monica eine Begeisterung, welche nicht ohne höhern Bezug gewesen sein wird. Frucht und Folge solcher Bestrebungen war dann, daß die platonische Academie zu Florenz sich es förmlich zum Ziele setzte, den Geist des Alterthums mit dem des Christenthums zu durchdringen; eine merkwürdige Oase innerhalb des damaligen Humanismus [1]).

Letzterer war im Ganzen eben doch profan und wurde es bei der Ausdehnung der Studien im 15. Jahrhundert immer mehr. Seine Leute, die wir oben als die rechten Vorposten des entfesselten Individualismus kennen lernten, entwickelten in der Regel einen solchen Charakter, daß uns selbst ihre Religiosität, die bisweilen mit sehr bestimmten Ansprüchen auftritt, gleichgiltig sein darf. In den Ruf von Atheisten gelangten sie etwa, wenn sie indifferent waren und dabei ruchlose Reden gegen die Kirche führten; einen irgendwie speculativ begründeten Ueberzeugungsatheismus hat keiner aufgestellt [2]), noch aufzustellen wagen dürfen. Wenn sie sich auf einen leitenden Gedanken besannen, so wird es am ehesten eine Art von oberflächlichem Rationalismus gewesen sein, ein flüchtiger Niederschlag aus den vielen widersprechenden Ideen der Alten, womit sie sich beschäftigen mußten, und aus der Verachtung der Kirche und ihrer Lehre. Dieser Art war wohl jenes Raisonnement, welches den Galeottus Martius [3]) beinahe auf den Scheiterhaufen brachte, wenn ihn nicht sein früherer Schüler Papst Sixtus IV., vielleicht durch Bitten des Lorenzo von Medici bewogen, aus den Händen der venetianischen Inquisition herausgerissen hätte. Galeotto hatte nämlich geschrieben: wer sich recht

aufführe und nach dem innern angeborenen Gesetz handle, aus welchem Volk er auch sei, der komme in den Himmel.

Betrachten wir beispielsweise das religiöse Verhalten eines der Geringeren aus der großen Schaar, des Codrus Urceus,[1]) der erst Hauslehrer des letzten Ordelaffo, Fürsten von Forli, und dann lange Jahre Professor in Bologna gewesen ist. Ueber Hierarchie und Mönche bringt er die obligaten Lästerungen im vollsten Maß; sein Ton im Allgemeinen ist höchst frevelhaft, dazu erlaubt er sich eine beständige Einmischung seiner Person nebst Stadtgeschichten und Possen. Aber er kann auch erbaulich von dem wahren Gottmenschen Christus reden und sich brieflich in das Gebet eines frommen Priesters empfehlen[2]). Einmal fällt es ihm ein, nach Aufzählung der Thorheiten der heidnischen Religion also fortzufahren: „auch unsere Theologen wackeln oft und „zanken de lana caprina, über unbefleckte Empfängniß, Antichrist, Sacramente, Vorherbestimmung und einiges Andere, „was man lieber beschweigen, als herauspredigen sollte". Einst verbrannte sein Zimmer sammt fertigen Manuscripten, da er nicht zu Hause war; als er es vernahm, auf der Gasse, stellte er sich gegen ein Madonnenbild und rief an dasselbe hinauf: „Höre, was ich dir sage, ich bin nicht verrückt, ich „rede mit Absicht! wenn ich dich einst in der Stunde meines „Todes zu Hilfe rufen sollte, so brauchst du mich nicht zu „erhören und zu den Deinigen hinüberzunehmen! denn mit „dem Teufel will ich wohnen bleiben in Ewigkeit!"[3]) Eine Rede, auf welche hin er doch für gut fand, sich sechs Monate hindurch bei einem Holzhacker verborgen zu halten. Dabei war er so abergläubisch, daß ihn Augurien und Prodigien beständig ängstigten; nur für die Unsterblichkeit hatte er keinen Glauben übrig. Seinen Zuhörern sagte er auf Befragen: was nach dem Tode mit dem Menschen, mit seiner

Seele oder seinem Geiste geschehe, das wisse man nicht, und alle Reden über das Jenseits seien Schreckmittel für alte Weiber. Als es aber an's Sterben ging, empfahl er doch in seinem Testament seine Seele oder seinen Geist [1]) dem allmächtigen Gott, vermahnte auch jetzt seine weinenden Schüler zur Gottesfurcht und insbesondere zum Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode, und empfing die Sacramente mit großer Inbrunst. — Man hat keine Garantie dafür, daß ungleich berühmtere Leute desselben Faches, auch wenn sie bedeutende Gedanken ausgesprochen haben, im Leben viel consequenter gewesen seien. Die Meisten werden innerlich geschwankt haben zwischen Freigeisterei und Fragmenten des anerzogenen Katholicismus, und äußerlich hielten sie sich schon aus Klugheit zur Kirche.

Insofern sich dann ihr Rationalismus mit den Anfängen der historischen Kritik verband, mochte auch hier und da eine schüchterne Kritik der biblischen Geschichte auftauchen. Es wird ein Wort Pius' II. überliefert [2]), welches wie mit der Absicht des Vorbauens gesagt ist: „wenn das Christenthum auch nicht durch Wunder bestätigt wäre, so hätte es doch schon um seiner Moralität willen angenommen werden müssen". Wenn Lorenzo Valla Moses und die Evangelisten bloße Historiker nennt, so will er damit zwar ihrer Würde und ihrem Ansehn nichts nehmen, ist sich aber wohl bewußt, daß er durch diese Behauptung in einen ebenso großen Gegensatz zur hergebrachten kirchlichen Anschauung tritt, wie mit dem Widerspruch gegen die Abfassung des apostolischen Symbolums durch alle Apostel und gegen die Echtheit des Briefes des Abgarus an Christus [3]). Ueber die Legenden, insoweit sie willkürliche Uebertragungen der biblischen Wunder enthalten, erlaubte man sich ohnehin zu spot-

ten [1]), und dieß wirkte dann weiter zurück. Wenn judasirende Ketzer erwähnt werden, so wird man dabei vor Allem an Läugnung der Gottheit Christi zu denken haben; so verhielt es sich vielleicht mit Giorgio da Novara, welcher um 1500 in Bologna verbrannt wurde [2]). Aber in demselben Bologna mußte um diese Zeit (1497) der dominicanische Inquisitor den wohl protegirten Arzt Gabrielle da Salò mit einer bloßen Reuerklärung [3]) durchschlüpfen lassen, obwohl derselbe folgende Reden zu führen pflegte: Christus sei nicht Gott gewesen, sondern Sohn des Joseph und der Maria aus einer gewöhnlichen Empfängniß; er habe die Welt mit seiner Arglist ins Verderben gebracht; den Kreuzestod möge er wohl erlitten haben wegen begangener Verbrechen; auch werde seine Religion nächstens aufhören; in der geweihten Hostie sei sein wahrer Leib nicht; seine Wunder habe er nicht vollbracht aus göttlicher Kraft, sondern sie seien durch Einfluß der Himmelskörper geschehen. Letzteres ist wiederum höchst bezeichnend; der Glaube ist dahin, aber die Magie behält man sich vor [4]). Schlimmer war es einige Jahrzehnte vorher (1459) einem Domherrn von Bergamo, Zanino de Solcia, ergangen, der gleichfalls behauptet hatte, Christus habe nicht aus Liebe zum Menschengeschlecht, sondern unter Einfluß der Sterne gelitten und der außer dieser Ansicht andre seltsame naturwissenschaftliche und moralische Ideen aussprach; er mußte seine Irrthümer abschwören und büßte dieselben mit ewiger Klosterhaft [5]).

In Betreff der Weltregierung raffen sich die Humanisten insgemein nicht weiter auf als bis zu einer kalt resignirten Betrachtung dessen, was unter der ringsum herrschenden Gewalt und Mißregierung geschieht. Aus dieser Stimmung sind hervorgegangen die vielen Bücher „vom Schicksal" oder wie die Varietäten des Titels lauten mögen. Sie consta-

tiren meist nur das Drehen des Glücksrades, die Unbeständigkeit der irdischen, zumal der politischen Dinge; die Vorsehung wird herbeigezogen, offenbar nur weil man sich des nackten Fatalismus, des Verzichtens auf Erkenntniß von Ursachen und Wirkungen, oder des baaren Jammers schämt. Nicht ohne Geist construirt Gioviano Pontano die Naturgeschichte des dämonischen Etwas, Fortuna genannt, aus hundert meist selbsterlebten Erfahrungen [1]). Mehr scherzhaft, in Form eines Traumgesichtes, behandelt Aeneas Sylvius den Gegenstand [2]). Poggio's Streben dagegen, in einer Schrift seines Greisenalters [3]), geht dahin, die Welt als ein Jammerthal darzustellen und das Glück der einzelnen Stände so niedrig als möglich zu taxiren. Dieser Ton bleibt dann im Ganzen der vorherrschende; von einer Menge ausgezeichneter Leute wird das Soll und Haben ihres Glückes und Unglückes untersucht und die Summe daraus in vorwiegend ungünstigem Sinn gezogen. In höchst würdiger Weise, fast elegisch, schildert uns vorzüglich Tristan Caracciolo [4]) das Schicksal Italiens und der Italiener, soweit es sich um 1510 überschauen ließ. Mit specieller Anwendung dieses herrschenden Grundgefühls auf die Humanisten selber verfaßte dann später Pierio Valeriano seine berühmte Abhandlung (Bd. 1, S. 316—318). Es gab einzelne, ganz besonders anregende Themata dieser Art, wie z. B. das Glück Leo's X. Was von politischer Seite darüber günstiges gesagt werden kann, das hat Francesco Vettori in scharfen Meisterzügen zusammengefaßt; das Bild seines Genußlebens geben Paolo Giovio und die Biographie eines Ungenannten [5]); die Schattenseiten dieses Glückes verzeichnet unerbittlich wie das Schicksal selbst der ebengenannte Pierio.

Daneben erregt es beinahe Grauen, wenn hier und da sich Jemand öffentlich in lateinischer Inschrift des Glückes

rühmt. So wagte Giovanni II. Bentivoglio, Herrscher von Bologna, an dem neuerbauten Thurme bei seinem Palaste es in Stein hauen zu lassen: sein Verdienst und sein Glück hätten ihm alle irgend wünschbaren Güter reichlich gewährt [1]) — wenige Jahre vor seiner Verjagung. Die Alten, wenn sie in diesem Sinne redeten, empfanden wenigstens das Gefühl vom Neid der Götter. In Italien hatten es wahrscheinlich die Condottieren (Bd. 1, S. 21) aufgebracht, daß man sich laut der Fortuna rühmen durfte.

Der stärkste Einfluß des wiederentdeckten Alterthums auf die Religion kam übrigens nicht von irgend einem philosophischen System oder von einer Lehre und Meinung der Alten her, sondern von einem alles beherrschenden Urtheil. Man zog die Menschen und zum Theil auch die Einrichtungen des Alterthums denjenigen des Mittelalters vor, strebte ihnen auf alle Weise nach und wurde dabei über den Religionsunterschied völlig gleichgiltig. Die Bewunderung der historischen Größe absorbirte Alles. (Vgl. Bd. 1, S. 177, A. 1, S. 201 fg. Bd. 2, S. 201.)

Bei den Philologen kam dann noch manche besondere Thorheit hinzu, durch welche sie die Blicke der Welt auf sich zogen. Wie weit Papst Paul II. berechtigt war, das Heidenthum seiner Abbreviatoren und ihrer Genossen zur Rechenschaft zu ziehen, bleibt allerdings sehr zweifelhaft, da sein Hauptopfer und Biograph Platina (Bd. 1, S. 273, Bd. 2, S. 50) es meisterlich verstanden hat, ihn dabei als rachsüchtig wegen anderer Dinge und ganz besonders als komische Figur erscheinen zu lassen. Die Anklage auf Unglauben, Heidenthum [2]), Läugnung der Unsterblichkeit 2c. wurde gegen die Verhafteten erst erhoben, nachdem der Hochverrathsproceß nichts ergeben hatte; auch war Paul, wenn wir recht berichtet werden, gar nicht der Mann dazu, irgend etwas

Geistiges zu beurtheilen, wie er denn, der lateinischen Sprache nicht mächtig, bei Consistorien und geheimen Verhandlungen der italienischen sich bedienend, die Römer ermahnte, ihren Kindern über Lesen und Schreiben hinaus keinen weiteren Unterricht mehr geben zu lassen. Es ist eine ähnliche priesterliche Beschränktheit wie bei Savonarola (S. 248), nur daß man Papst Paul hätte erwidern können, er und seinesgleichen trügen mit die Hauptschuld, wenn die Bildung den Menschen von der Religion abwendig mache. Daran aber ist doch nicht zu zweifeln, daß er eine wirkliche Besorgniß wegen der heidnischen Tendenzen in seiner Nähe verspürte. Was mögen sich vollends die Humanisten am Hofe des heidnisch ruchlosen Sigismondo Malatesta (S. 266, Anm. 4) erlaubt haben? Gewiß kam es bei diesen meist haltungslosen Menschen wesentlich darauf an, wie weit ihre Umgebung ihnen zu gehen gestattete. Und wo sie das Christenthum anrühren, da paganisiren sie es (Bd. 1, S. 300, 305.) Man muß sehen, wie weit z. B. ein Gioviano Pontano die Vermischung treibt; ein Heiliger heißt bei ihm nicht nur Divus, sondern Deus; die Engel hält er schlechtweg mit den Genien des Alterthums für identisch [1]), und seine Ansicht von der Unsterblichkeit gleicht einem Schattenreiche. Es kommt zu einzelnen ganz wunderbaren Excessen in dieser Beziehung. Als 1526 Siena [2]) von der Partei der ausgetriebenen angegriffen wurde, stand der gute Domherr Tizio, der uns dieß selber erzählt, am 22. Juli vom Bette auf, gedachte dessen, was im dritten Buch des Macrobius [3]) geschrieben steht, las eine Messe und sprach dann die in jenem Autor aufgezeichnete Devotionsformel gegen die Feinde aus, nur daß er statt Tellus mater teque Jupiter obtestor sagte: Tellus teque Christe Deus obtestor. Nachdem er damit noch an den zwei folgenden Tagen fortgefahren, zogen die Feinde ab.

Von der einen Seite sieht dergleichen aus wie eine unschuldige Stil- und Modesache, von der andern aber wie ein religiöser Abfall.

Viertes Capitel.

Verflechtung von antikem und neuerem Aberglauben.

Doch das Alterthum hatte noch eine ganz besonders gefährliche Wirkung, und zwar dogmatischer Art: es theilte der Renaissance seine Art des Aberglaubens mit. Einzelnes davon hatte sich in Italien durch das Mittelalter hindurch am Leben erhalten; um so viel leichter lebte jetzt das Ganze neu auf. Daß dabei die Phantasie mächtig mitspielte, versteht sich von selbst. Nur sie konnte den forschenden Geist der Italiener so weit zum Schweigen bringen.

Der Glaube an die göttliche Weltregierung war, wie gesagt, bei den einen durch die Masse des Unrechtes und Unglückes erschüttert; die Anderen, wie z. B. Dante, gaben wenigstens das Erdenleben dem Zufall und seinem Jammer Preis, und wenn sie dabei dennoch einen starken Glauben behaupteten, so kam dieß daher, daß sie die höhere Bestimmung des Menschen für das Jenseits festhielten. Sobald nun auch diese Ueberzeugung von der Unsterblichkeit wankte, bekam der Fatalismus das Uebergewicht — oder wenn Letzteres geschah, so war ersteres die Folge davon.

In die Lücke trat zunächst die Astrologie des Alterthums, auch wohl die der Araber. Aus der jedesmaligen Stellung

der Planeten unter sich und zu den Zeichen des Thierkreises errieth sie künftige Ereignisse und ganze Lebensläufe und bestimmte auf diesem Wege die wichtigsten Entschlüsse. In vielen Fällen mag die Handlungsweise, zu welcher man sich durch die Gestirne bestimmen ließ, an sich nicht unsittlicher gewesen sein, als diejenige, welche man ohnedieß befolgt haben würde; sehr oft aber muß der Entscheid auf Unkosten des Gewissens und der Ehre erfolgt sein. Es ist ewig lehrreich zu sehen, wie alle Bildung und Aufklärung gegen diesen Wahn lange Zeit nicht aufkamen, weil derselbe seine Stütze hatte an der leidenschaftlichen Phantasie, an dem heißen Wunsch, die Zukunft voraus zu wissen und zu bestimmen, und weil das Alterthum ihn bestätigte.

Die Astrologie tritt mit dem 13. Jahrhundert plötzlich sehr mächtig in den Vordergrund des italienischen Lebens. Kaiser Friedrich II. führt seinen Astrologen Theodorus mit sich, und Ezzelino da Romano [1]) einen ganzen, stark besoldeten Hof von solchen Leuten, darunter den berühmten Guido Bonatto und den langbärtigen Saracenen Paul von Bagdad. Zu allen wichtigen Unternehmungen mußten sie ihm Tag und Stunde bestimmen, und die massenhaften Gräuel, welche er verüben ließ, mögen nicht geringen Theils auf bloßer Deduction aus ihren Weissagungen beruht haben. Seitdem scheut sich Niemand mehr, die Sterne befragen zu lassen; nicht nur die Fürsten, sondern auch einzelne Stadtgemeinden [2]) halten sich regelmäßige Astrologen, und an den Universitäten [3]) werden vom 14. bis zum 16. Jahrhundert besondere Professoren dieser Wahnwissenschaft sogar neben eigentlichen Astronomen angestellt. Man wußte wohl, daß Augustinus und andere Kirchenväter die Astrologie bekämpft hatten, aber man setzte sich mit einem gewissen Hohn gegen diese altväterische Meinung über diesen Widerspruch hinweg [4]).

So bekennen sich die Päpste [1]) großentheils offen zur Sternbefragung; allerdings macht Pius II. eine ehrenvolle Ausnahme [2]), wie er denn auch Traumdeutung Prodigien und Zauber verachtete; Julius II. dagegen läßt den Tag für seine Krönung und für seine Rückkehr aus Bologna von Astrologen ausrechnen [3]); und selbst Leo X. scheint einen Ruhm seines Pontificates darin zu finden, daß die Astrologie blühe [4]), endlich Paul III. hat kein Consistorium gehalten [5]), ohne daß ihm die Sterngucker die Stunde bestimmt hätten.

Bei den besseren Gemüthern darf man nun wohl voraussetzen, daß sie sich nicht über einen gewissen Grad hinaus in ihrer Handlungsweise von den Sternen bestimmen ließen, daß es eine Grenze gab, wo Religion und Gewissen Einhalt geboten. In der That haben nicht nur treffliche und fromme Leute an dem Wahn Theil genommen, sondern sind selbst als Repräsentanten desselben aufgetreten. So Maestro Pagolo von Florenz [6]), bei welchem man beinahe diejenige Absicht auf Versittlichung des Astrologenthums wiederfindet, welche bei dem späten Römer Firmicus Maternus kenntlich wird [7]). Sein Leben war das eines heiligen Asceten; er genoß beinahe nichts, verachtete alle zeitlichen Güter und sammelte nur Bücher; als gelehrter Arzt beschränkte er seine Praxis auf seine Freunde, machte ihnen aber zur Bedingung, daß sie beichten mußten. Seine Conversation war der enge aber berühmte Kreis, welcher sich im Kloster zu den Engeln um Fra Ambrogio Camaldolese (S. 271) sammelte, — außerdem die Unterredungen mit Cosimo dem ältern, zumal in dessen letzten Lebensjahren; denn auch Cosimo achtete und benutzte die Astrologie, wenngleich nur für bestimmte, wahrscheinlich untergeordnete Gegenstände. Sonst gab Pagolo nur den vertrautesten Freunden astrologischen Bescheid. Aber auch ohne solche Sittenstrenge konnte der Sterndeuter ein geach-

teter Mann sein und sich überall zeigen; auch gab es ihrer ohne Vergleich viel mehr als im übrigen Europa, wo sie nur an bedeutenden Höfen, und selbst da nicht durchgängig, vorkommen. Wer in Italien irgend ein größeres Haus machte, hielt sich auch, sobald der Eifer für die Sache groß genug war, einen Astrologen, der freilich bisweilen Hunger leiden mochte [1]). Durch die schon vor dem Bücherdruck stark verbreitete Literatur dieser Wissenschaft war überdieß ein Dilettantismus entstanden, der sich so viel als möglich an die Meister des Faches anschloß. Die schlimme Gattung der Astrologen war die, welche die Sterne nur zu Hilfe nahm, um Zauberkünste damit zu verbinden oder vor den Leuten zu verdecken.

Doch selbst ohne eine solche Zuthat ist die Astrologie ein trauriges Element des damaligen italienischen Lebens. Welchen Eindruck machen alle jene hochbegabten, vielseitigen, eigenwilligen Menschen, wenn die blinde Begier, das Künftige zu wissen und zu bewirken, ihr kräftiges individuelles Wollen und Entschließen auf einmal zur Abdication zwingt! Dazwischen, wenn die Sterne etwa gar zu Ungünstiges verkünden, raffen sie sich auf, handeln unabhängig und sprechen dazu: Vir sapiens dominabitur astris [2]), der Weise wird über die Gestirne Meister; — um bald wieder in den alten Wahn zurückzufallen.

Zunächst wird allen Kindern angesehener Familien das Horoscop gestellt, und bisweilen schleppt man sich hierauf das halbe Leben hindurch mit irgend einer nichtsnutzigen Voraussetzung von Ereignissen, die nicht eintreffen [3]). Dann werden für jeden wichtigen Entschluß der Mächtigen, zumal für die Stunde des Beginnens, die Sterne befragt. Abreisen fürstlicher Personen, Empfang fremder Gesandten [4]), Grundsteinlegungen großer Gebäude hängen davon ab. Ein gewaltiges Beispiel der letztern Art findet sich im Leben des oben

genannten Guido Bonatto, welcher überhaupt durch seine Thätigkeit sowohl als durch ein großes systematisches Werk [1]) der Wiederhersteller der Astrologie im 13. Jahrhundert heißen darf. Um dem Parteikampf der Guelfen und Ghibellinen in Forli ein Ende zu machen, beredete er die Einwohner zu einem Neubau ihrer Stadtmauern und zum feierlichen Beginn desselben unter einer Constellation, die er angab; wenn dann Leute beider Parteien in demselben Moment Jeder seinen Stein in das Fundament würfen, so würde in Ewigkeit keine Parteiung mehr in Forli sein. Man wählte einen Guelfen und einen Ghibellinen zu diesem Geschäfte; der hehre Augenblick erschien, Beide hielten ihre Steine in der Hand, die Arbeiter warteten mit ihrem Bauzeug, und Bonatto gab das Signal — da warf der Ghibelline sogleich seinen Stein hinunter, der Guelfe aber zögerte und weigerte sich dann gänzlich, weil Bonatto selber als Ghibelline galt und etwas Geheimnißvolles gegen die Guelfen im Schilde führen konnte. Nun fuhr ihn der Astrolog an: Gott verderbe dich und deine Guelfenpartei mit eurer mißtrauischen Bosheit! dieß Zeichen wird 500 Jahre lang nicht mehr am Himmel über unserer Stadt erscheinen! In der That verdarb Gott nachher die Guelfen von Forli, jetzt aber (schreibt der Chronist um 1480) sind Guelfen und Ghibellinen hier doch gänzlich versöhnt, und man hört ihre Parteinamen nicht mehr [2]).

Das Nächste, was von den Sternen abhängig wird, sind die Entschlüsse im Kriege. Derselbe Bonatto verschaffte dem großen Ghibellinenhaupt Guido da Montefeltro eine ganze Anzahl von Siegen, indem er ihm die richtige Sternenstunde zum Auszug angab [3]); als Montefeltro ihn nicht mehr bei sich hatte [4]), verlor er allen Muth, seine Tyrannis weiter zu behaupten und ging in ein Minoritenkloster; noch lange Jahre sah man ihn als Mönch terminiren. Die Florentiner

ließen sich noch im pisanischen Krieg von 1362 durch ihren Astrologen die Stunde des Auszuges bestimmen [1]); man hätte sich beinahe verspätet, weil plötzlich ein Umweg in der Stadt befohlen wurde. Frühere Male war man nämlich durch Via di Borgo S. Apostolo ausgezogen und hatte schlechten Erfolg gehabt; offenbar war mit dieser Straße, wenn man gegen Pisa zu Felde zog, ein übles Augurium verknüpft, und deßhalb wurde das Heer jetzt durch Porta rossa hinausgeführt; weil aber dort die gegen die Sonne ausgespannten Zelte nicht waren weggenommen worden, so mußte man — ein neues übles Zeichen — die Fahnen gesenkt tragen. Ueberhaupt war die Astrologie vom Kriegswesen schon deßhalb nie zu trennen, weil ihr die meisten Condottieren anhingen. Jacopo Caldora war in der schwersten Krankheit wohlgemuth, weil er wußte, daß er im Kampfe fallen würde, wie denn auch geschah [2]); Bartolommeo Alviano war davon überzeugt, daß seine Kopfwunden ihm so gut wie sein Commando durch Beschluß der Gestirne zu Theil geworden [3]); Nicoló Orsini-Pitigliano bittet sich für den Abschluß seines Soldvertrages mit Venedig (1495) von dem Physicus und Astrologen Alessandro Benedetto [4]) eine gute Sternenstunde aus. Als die Florentiner den 1. Juni 1498 ihren neuen Condottiere, Paolo Vitelli, feierlich mit seiner Würde bekleideten, war der Commandostab, den man ihm überreichte, mit der Abbildung von Constellationen versehen [5]), und zwar auf Vitelli's eigenen Wunsch. Doch gibt es auch Kriegsmänner, welche sich in ihren Zügen durch Vorhersagungen nicht bestimmen lassen z. B. Alfonso der Große von Neapel [6]).

Bisweilen wird es nicht ganz klar, ob bei wichtigen politischen Ereignissen die Sterne vorher befragt wurden, oder ob die Astrologen nur nachträglich aus Curiosität die Constellation berechneten, welche den betreffen-

den Augenblick beherrscht haben sollte. Als Giangaleazzo Visconti (Bd. 1, S. 13) mit einem Meisterstreich seinen Oheim Bernabó und dessen Familie gefangen nahm (1385), standen Jupiter, Saturn und Mars im Hause der Zwillinge — so meldet ein Zeitgenosse [1]), aber wir erfahren nicht, ob dieß den Entschluß zur That bestimmte. Nicht selten mag auch politische Einsicht und Berechnung den Sterndeuter mehr geleitet haben als der Gang der Planeten [2]).

Hatte sich Europa schon das ganze spätere Mittelalter hindurch von Paris und Toledo aus durch astrologische Weissagungen von Pest, Krieg, Erdbeben, großen Wassern u. dgl. ängstigen lassen, so blieb Italien hierin vollends nicht zurück. Dem Unglücksjahr 1494, das den Fremden für immer Italien' öffnete, gingen unläugbar schlimme Weissagungen nahe voraus [3]), nur müßte man wissen, ob solche nicht längst für jedes beliebige Jahr bereit lagen.

In seiner vollen, antiken Consequenz dehnt sich aber das System in Regionen aus, wo man nicht mehr erwarten würde ihm zu begegnen. Wenn das ganze äußere und geistige Leben des Individuums von dessen Genitura bedingt ist, so befinden sich auch größere geistige Gruppen, z. B. Völker und Religionen, in einer ähnlichen Abhängigkeit, und da die Constellationen dieser großen Dinge wandelbar sind, so sind es auch die Dinge selbst. Die Idee, daß jede Religion ihren Welttag habe, kommt auf diesem astrologischen Wege in die italienische Bildung hinein und zwar zunächst aus arabischen und jüdischen Quellen [4]). Die Conjunction des Jupiter, hieß [5]) es, mit Saturn habe den hebräischen Glauben hervorgebracht, die mit Mars den chaldäischen, die mit der Sonne den ägyptischen, die mit Venus den mohammedanischen, die mit Mercur den christlichen, und die mit dem Mond werde einst die Religion des Antichrist hervorbringen. In frevel-

haftester Weise hatte schon Checco d'Ascoli die Nativität Christi berechnet und seinen Kreuzestod daraus deducirt; er mußte deßhalb 1327 in Florenz auf dem Scheiterhaufen sterben[1]). Lehren dieser Art führten in ihren weiteren Folgen eine förmliche Verfinsterung alles Uebersinnlichen mit sich.

Um so anerkennenswerther ist aber der Kampf, welchen der lichte italienische Geist gegen dieses ganze Wahngespinnst geführt hat. Neben den größten monumentalen Verherrlichungen der Astrologie, wie die Fresken im Salone zu Padua[2]) und diejenigen in Borso's Sommerpalast (Schifanoja) zu Ferrara, neben dem unverschämten Anpreisen, das sich selbst ein Beroaldus der ältere[3]) erlaubt, tönt immer wieder der laute Protest der Nichtbethörten und Denkenden. Auch auf dieser Seite hatte das Alterthum vorgearbeitet, doch reden sie hier nicht den Alten nach, sondern aus ihrem eigenen gesunden Menschenverstandes und au ihrer Beobachtung heraus. Petrarca's Stimmung gegen die Astrologen, die er aus eigenem Umgang kannte, ist derber Hohn[4]), und ihr System durchschaut er in seiner Lügenhaftigkeit. Sodann ist die Novelle seit ihrer Geburt, seit den cento novelle antiche, den Astrologen fast immer feindlich[5]). Die florentinischen Chronisten wehren sich auf das Tapferste, auch wenn sie den Wahn, weil er in die Tradition verflochten ist, mittheilen müssen. Giovanni Villani sagt es mehr als einmal[6]): „keine Constellation kann den freien Willen des Menschen unter die Nothwendigkeit zwingen, noch auch den Beschluß Gottes"; Matteo Villani[7]) erklärt die Astrologie für ein Laster, das die Florentiner mit anderm Aberglauben von ihren Vorfahren, den heidnischen Römern, geerb hätten. Es blieb aber nicht bei blos literarischer Erörterung, sondern die Parteien, die sich darob bildeten, stritten öffentlich; bei der furchtbaren

Ueberschwemmung des Jahres 1333 und wiederum 1345 wurde die Frage über Sternenschicksal und Gottes Willen und Strafgerechtigkeit zwischen Astrologen und Theologen höchst umständlich discutirt [1]). Diese Verwahrungen hören die ganze Zeit der Renaissance hindurch niemals völlig auf [2]), und man darf sie für aufrichtig halten, da es durch Vertheidigung der Astrologie leichter gewesen wäre sich bei den Mächtigen zu empfehlen als durch Anfeindung derselben.

In der Umgebung des Lorenzo magnifico, unter seinen namhaftesten Platonikern, herrschte hierüber Zwiespalt. Daß Marsilio Ficino die Astrologie vertheidigt, den Kindern vom Hause das Horoscop gestellt und dem kleinen Giovanni geweissagt haben soll, er würde ein Papst — Leo X. — werden, wie Giovio berichtet [3]), ist zwar erdichtet, aber andere Akademiker hingen der Astrologie an. Dagegen macht Pico della Mirandola wahrhaft Epoche in dieser Frage durch seine berühmte Widerlegung [4]). Er weist im Sternglauben eine Wurzel aller Gottlosigkeit und Unsittlichkeit nach; wenn der Astrologe an irgend Etwas glauben wolle, so müsse er am ehesten die Planeten als Götter verehren, indem ja von ihnen alles Glück und Unheil hergeleitet werde; auch aller übrige Aberglaube finde hier ein bereitwilliges Organ, indem Geomantie, Chiromantie und Zauber jeder Art für die Wahl der Stunde sich zunächst an die Astrologie wendeten. In Betreff der Sitten sagt er: eine größere Förderung für das Böse gäbe es gar nicht, als wenn der Himmel selbst als Urheber desselben erscheine, dann müsse auch der Glaube an ewige Seligkeit und Verdammniß völlig schwinden. Pico hat sich sogar die Mühe genommen, auf empirischem Wege die Astrologen zu controliren; von ihren Wetterprophezeiungen für die Tage eines Monats fand er drei Viertheile falsch. Die Hauptsache aber war, daß er (im IV. Buche) eine positive christliche Theorie

über Weltregierung und Willensfreiheit vortrug, welche auf die Gebildeten der ganzen Nation einen größern Eindruck gemacht zu haben scheint als alle Bußpredigten, von welchen diese Leute oft nicht mehr erreicht wurden.

Vor Allem verleidet er den Astrologen die weitere Publication ihrer Lehrgebäude [1]), und die, welche bisher dergleichen hatten drucken lassen, schämten sich mehr oder weniger. Gioviano Pontano z. B. hatte in seinem Buche „vom Schicksal“ (S. 276) die ganze Wahnwissenschaft anerkannt und sie in einem eigenen großen Werke [2]), dessen einzelne Bücher er hochstehenden Freunden und Gesinnungsgenossen Aldo Manucci, P. Bembo, Sannazar widmete, theoretisch in der Art des alten Firmicus vorgetragen, die Entwicklung jeder geistigen und körperlichen Eigenschaft den Gestirnen zugeschrieben; jetzt in seinem Dialog „Aegidius“ giebt er zwar nicht die Astrologie Preis, bekämpft aber einzelne lügnerische Astrologen entschiedener als er es früher gethan hatte, und rühmt den freien Willen, durch welchen der Mensch Gott zu erkennen vermöge [3]). Die Sache blieb in Uebung, aber sie scheint doch nicht mehr das Leben so beherrscht zu haben, wie früher. Die Malerei, welche im 15. Jahrhundert den Wahn nach Kräften verherrlicht hatte, spricht nun die veränderte Denkweise aus: Raffael in der Kuppel der Capelle Chigi [4]) stellt ringsum die Planetengötter und den Fixsternhimmel dar, aber bewacht und geleitet von herrlichen Engelgestalten, und von oben herab gesegnet durch den ewigen Vater. Noch ein anderes Element scheint der Astrologie in Italien feindlich gewesen zu sein: die Spanier hatten keinen Theil daran, auch ihre Generale nicht, und wer sich bei ihnen in Gunst setzen wollte [5]), bekannte sich wohl ganz offen als Feind der für sie halbketzerischen, weil halbmohammedanischen Wissenschaft. Freilich noch 1529 meint

Guicciardini: wie glücklich doch die Astrologen seien, denen man glaube, wenn sie unter hundert Lügen eine Wahrheit vorbrächten, während Andere, die unter hundert Wahrheiten eine Lüge sagten, um allen Credit kämen[1]). Und überdieß schlug die Verachtung der Astrologie nicht nothwendig in Vorsehungsglauben um, sie konnte sich auch auf einen allgemeinen, unbestimmten Fatalismus zurückziehen.

Italien hat in dieser wie in anderen Beziehungen den Culturtrieb der Renaissance nicht gesund durch- und ausleben können, weil die Eroberung und die Gegenreformation dazwischen kam. Ohne dieses würde es wahrscheinlich die phantastischen Thorheiten völlig aus eigenen Kräften überwunden haben. Wer nun der Ansicht ist, daß Invasion und katholische Reaction nothwendig und vom italienischen Volk ausschließlich selbst verschuldet gewesen seien, wird ihm auch die daraus erwachsenen geistigen Verluste als gerechte Strafe zuerkennen. Nur Schade, daß Europa dabei ebenfalls ungeheuer verloren hat.

Bei weitem unschuldiger als die Sterndeutung erscheint der Glaube an Vorzeichen. Das ganze Mittelalter hatte einen großen Vorrath desselben aus seinen verschiedenen Heidenthümern ererbt, und Italien wird wohl darin am wenigsten zurückgeblieben sein. Was aber die Sache hier eigenthümlich färbt, ist die Unterstützung, welche der Humanismus diesem populären Wahn leistet; er kommt dem ererbten Stück Heidenthum mit einem literarisch erarbeiteten zu Hilfe.

Der populäre Aberglaube der Italiener bezieht sich bekanntlich auf Ahnungen und Schlüsse aus Vorzeichen[2]), woran sich dann noch eine meist unschuldige Magie anschließt. Nun fehlt es zunächst nicht an gelehrten Humanisten, welche wacker über diese Dinge spotten und sie bei diesem Anlaß berichten. Derselbe Gioviano Pontano, welcher jenes große astrologische

Werk (S. 287) verfaßte, zählte in seinem „Charon" ganz mitleidig allen möglichen neapolitanischen Aberglauben auf: den Jammer der Weiber, wenn ein Huhn oder eine Gans den Pips bekommt; die tiefe Besorgniß der vornehmen Herren, wenn ein Jagdfalke ausbleibt, ein Pferd den Fuß verstaucht, den Zauberspruch der apulischen Bauern, welchen sie in drei Samstagsnächten hersagen, wenn tolle Hunde das Land unsicher machen rc. Ueberhaupt hatte die Thierwelt ein Vorrecht des Ominösen gerade wie im Alterthum, und vollends jene auf Staatskosten unterhaltenen Löwen, Leoparden u. dgl. (S. 11, f.) gaben durch ihr Verhalten dem Volke um so mehr zu denken, als man sich unwillkürlich gewöhnt hatte, in ihnen das lebendige Symbol des Staates zu erblicken. Als während der Belagerung 1529 ein angeschossener Adler nach Florenz hereinflog, gab die Signorie dem Ueberbringer vier Ducaten, weil es ein gutes Augurium sei[1]. Dann waren bestimmte Zeiten und Orte für bestimmte Verrichtungen günstig oder ungünstig, oder überhaupt entscheidend. Die Florentiner glaubten, wie Varchi meldet, der Sonnabend sei ihr Schicksalstag, an welchem alle wichtigen Dinge, gute sowohl als böse, zu geschehen pflegten. Ihr Vorurtheil gegen Kriegsauszüge durch eine bestimmte Gasse wurde schon (S. 284) erwähnt; bei den Peruginern dagegen gilt eines ihrer Thore, die Porta eburnea, als glückverheißend, so daß die Baglionen zu jedem Kampfe dort hinaus marschiren ließen[2]. Dann nehmen Meteore und Himmelszeichen dieselbe Stelle ein wie im ganzen Mittelalter, und aus sonderbaren Wolkenbildungen gestaltet die Phantasie auch jetzt wieder streitende Heere und glaubt deren Lärm hoch in der Luft zu hören[3]. Schon bedenklicher wird der Aberglaube, wenn er sich mit heiligen Dingen combinirt, wenn z. B. Madonnenbilder die Augen bewegen[4] oder weinen, ja wenn Landescalamitäten mit irgend

einem angeblichen Frevel in Verbindung gebracht werden, dessen Sühnung dann der Pöbel verlangt (S. 258). Als Piacenza 1478 von langem und heftigem Regen heimgesucht wurde, hieß es, derselbe werde nicht aufhören, bis ein gewisser Wucherer, der unlängst in S. Francesco begraben worden war, nicht mehr in geweihter Erde ruhe. Da sich der Bischof weigerte, die Leiche gutwillig ausgraben zu lassen, holten die jungen Burschen sie mit Gewalt, zerrten sie in den Straßen unter gräulichem Tumult herum, ließen sie von ehemaligen Schuldnern beschimpfen und thätlich beleidigen und warfen sie zuletzt in den Po [1]). Freilich auch ein Angelo Poliziano läßt sich auf dieselbe Anschauungsweise ein, wo es Giacomo Pazzi gilt, einem Hauptanstifter der nach seiner Familie benannten Verschwörung zu Florenz in demselben Jahre 1478. Als man ihn erdrosselte, hatte er mit fürchterlichen Worten seine Seele dem Satan übergeben. Nun trat auch hier Regen ein', so daß die Getreideernte bedroht war; auch hier grub ein Haufe von Leuten (meist Bauern) die Leiche in der Kirche aus, und alsobald wichen die Regenwolken und die Sonne erglänzte — „so günstig war das Glück der Volksmeinung", fügt der große Philologe bei [2]). Zunächst wurde die Leiche in ungeweihter Erde verscharrt, des folgenden Tages aber wiederum ausgegraben und nach einer entsetzlichen Procession durch die Stadt in den Arno versenkt.

Solche und ähnliche Züge sind wesentlich populär und können im 10. Jahrhundert so gut vorgekommen sein, als im 16. Nun mischt sich aber auch hier das literarische Alterthum ein. Von den Humanisten wird ausdrücklich versichert, daß sie den Prodigien und Augurien ganz besonders zugänglich gewesen, und Beispiele davon (S. 269) wurden bereits erwähnt. Wenn es aber irgend eines Beleges bedürfte, so würde ihn schon der eine Poggio gewähren. Derselbe

radicale Denker, welcher den Adel und die Ungleichheit der Menschen negirt (S. 105 fg.), glaubt nicht nur an allen mittelalterlichen Geister- und Teufelsspuk (fol. 167, 179), sondern auch an Prodigien antiker Art, z. B. an diejenigen, welche beim letzten Besuch Eugen's IV. in Florenz berichtet wurden[1]). „Da sah man in der Nähe von Como des Abends 4000 Hunde, die den Weg nach Deutschland nahmen; auf diese folgte eine große Schaar Rinder, dann ein Heer von Bewaffneten zu Fuß und zu Roß, theils ohne Kopf, theils mit kaum sichtbaren Köpfen, zuletzt ein riesiger Reiter, dem wieder eine Heerde von Rindern nachzog.“ Auch an eine Schlacht von Elstern und Dohlen (fol. 180) glaubt Poggio. Ja er erzählt, vielleicht ohne es zu merken, ein ganz wohl erhaltenes Stück antiker Mythologie. An der dalmatinischen Küste nämlich erscheint ein Triton, bärtig und mit Hörnchen, als echter Meersatyr, unten in Flossen und in einen Fischleib ausgehend; er fängt Kinder und Weiber vom Ufer weg, bis ihn fünf tapfere Waschfrauen mit Steinen und Prügeln tödten[2]). Ein hölzernes Modell des Ungethüms, welches man in Ferrara zeigt, macht dem Poggio die Sache völlig glaublich. Zwar Orakel gab es keine mehr und Götter konnte man nicht mehr befragen, aber das Aufschlagen des Vergil und die ominöse Deutung der Stelle, auf die man traf (sortes virgilianæ), wurde wieder Mode[3]). Außerdem blieb der Dämonenglaube des spätesten Alterthums gewiß nicht ohne Einfluß auf denjenigen der Renaissance. Die Schrift des Jamblichus oder Abammon über die Mysterien der Aegypter, welche hierzu dienen konnte, ist schon zu Ende des 15. Jahrhunderts in lateinischer Uebersetzung gedruckt worden. Sogar die platonische Academie in Florenz z. B. ist von solchem und ähnlichem neuplatonischem Wahn der sinkenden Römerzeit nicht ganz frei geblieben. Von diesem Glauben

an die Dämonen und dem damit zusammenhängenden Zauber muß nunmehr die Rede sein.

Der Populärglaube an das, was man die Geisterwelt nennt[1]), ist in Italien so ziemlich derselbe wie im übrigen Europa. Zunächst giebt es auch dort Gespenster, d. h. Erscheinungen Verstorbener, und wenn die Anschauung von der nordischen etwas abweicht, so verräth sich dieß höchstens durch den antiken Namen ombra. Wenn sich noch heute ein solcher Schatten erzeigt, so läßt man ein paar Messen für seine Ruhe lesen. Daß die Seelen böser Menschen in furchtbarer Gestalt erscheinen, versteht sich von selbst, doch geht daneben noch eine besondere Ansicht einher, wonach die Gespenster Verstorbener überhaupt bösartig wären. Die Todten bringen die kleinen Kinder um, meint der Caplan bei Bandello[2]). Wahrscheinlich trennt er hierbei in Gedanken noch einen besonderen Schatten von der Seele, denn diese büßt ja im Fegefeuer, und wo sie erscheint, pflegt sie nur zu flehen und zu jammern. Um den Spuk los zu werden, öffnete man das Grab, zerstückelte den Leichnam, verbrannte das Herz und streute die Asche in die vier Winde[3]). Andere Male ist, was erscheint, nicht sowohl das Schattenbild eines bestimmten Menschen als das eines Ereignisses, eines vergangenen Zustandes. So erklären die Nachbarn den Teufelsspuk im alten viscontinischen Palast bei S. Giovanni in Conca zu Mailand; hier habe einst Bernabò Visconti unzählige Opfer seiner Tyrannei foltern und erdrosseln lassen, und es sei kein Wunder, wenn sich etwas erzeige[4]). Einem ungetreuen Armenhausverwalter zu Perugia erschien eines Abends, als er Geld zählte, ein Schwarm von Armen mit Lichtern in den Händen und tanzte vor ihm herum; eine große Gestalt aber führte drohend das Wort für sie, es war S. Alò, der Schutzheilige des Armenhauses[5]). — Diese Anschauungen verstanden sich so

sehr von selbst, daß auch Dichter ein allgemein giltiges Motiv darin finden konnten. Sehr schön giebt z. B. Castiglione die Erscheinung des erschossenen Lodovico Pico unter den Mauern des belagerten Mirandola wieder[1]). Freilich die Poesie benutzt dergleichen gerade am liebsten, wenn der Poet selber schon dem betreffenden Glauben entwachsen ist.

Sodann war Italien mit derselben Volksansicht über die Dämonen erfüllt, wie alle Völker des Mittelalters. Man war überzeugt, daß Gott den bösen Geistern jedes Ranges bisweilen eine große zerstörende Wirkung gegen einzelne Theile der Welt und des Menschenlebens zulasse; alles, was man einbedang, war, daß wenigstens der Mensch, welchem die Dämonen als Versucher nahten, seinen freien Willen zum Widerstand anwenden könne.[2]) In Italien nimmt zumal das Dämonische der Naturereignisse im Mund des Volkes leicht eine poetische Größe an. In der Nacht vor der großen Ueberschwemmung des Arnothales 1333 hörte einer der heiligen Einsiedler oberhalb Vallombrosa in seiner Zelle ein teuflisches Getöse, bekreuzte sich, trat unter die Thür und erblickte schwarze und schreckliche Reiter in Waffen vorüberjagen. Auf sein Beschwören stand ihm einer davon Rede: „wir gehen und ersäufen die Stadt Florenz um ihrer Sünden willen, wenn Gott es zuläßt"[3]). Womit man die fast gleichzeitige venezianische Erscheinung (1340) vergleichen mag, aus welcher dann irgend ein großer Meister der Schule von Venedig, wahrscheinlich Giorgione, ein wundersames Bild gemacht hat: jene Galeere voller Dämonen, welche mit der Schnelligkeit eines Vogels über die stürmische Lagune daherjagte, um die sündige Inselstadt zu verderben, bis die drei Heiligen, welche unerkannt in die Barke eines armen Schiffers gestiegen waren, durch ihre Beschwörung die Dämonen und ihr Schiff in den Abgrund der Fluthen trieben[4]).

Zu diesem Glauben gesellt sich nun der Wahn, daß der Mensch sich durch Beschwörung den Dämonen nähern, ihre Hilfe zu seinen irdischen Zwecken der Habgier, Machtgier und Sinnlichkeit benützen könne. Hierbei gab es wahrscheinlich viele Verklagte früher als es viele Schuldige gab; erst als man vorgebliche Zauberer und Hexen verbrannte, begann die wirkliche Beschwörung und der absichtliche Zauber häufiger zu werden. Aus dem Qualm der Scheiterhaufen, auf welchen man jene Verdächtigen geopfert, stieg erst der narkotische Dampf empor, der eine größere Anzahl von verlorenen Menschen zur Magie begeisterte. Ihnen schlossen sich dann noch resolute Betrüger an.

Die populäre und primitive Gestalt, in welcher dieses Wesen vielleicht seit der Römerzeit[1]) ununterbrochen fortgelebt hatte, ist das Treiben der Hexe (strega). Sie kann sich so gut als völlig unschuldig geberden, so lange sie sich auf die Divination beschränkt[2]), nur daß der Uebergang vom bloßen Voraussagen zum Bewirkenhelfen oft unmerklich und doch eine entscheidende Stufe abwärts sein kann. Handelt es sich einmal um wirkenden Zauber, so traut man der Hexe hauptsächlich die Erregung von Liebe und Haß zwischen Mann und Weib, doch auch rein zerstörende, boshafte Maleficien zu, namentlich das Hinsiechen von kleinen Kindern, auch wenn dasselbe noch so handgreiflich von Verwahrlosung und Unvernunft der Eltern herrührt. Nach Allem bleibt dann noch die Frage übrig, wie weit die Hexe durch bloße Zaubersprüche, Ceremonien und unverstandene Formeln, oder aber durch bewußte Anrufung der Dämonen gewirkt haben soll, abgesehen von den Arzneien und Giften, die sie in voller Kenntniß von deren Wirkung mag verabfolgt haben.

Die unschuldigere Art, wobei noch Bettelmönche als Concurrenten aufzutreten wagen, lernt man z. B. in der

Hexe von Gaeta kennen, welche Pontano [1]) uns vorführt. Sein Reisender Suppatius geräth in ihre Wohnung, während sie gerade einem Mädchen und einer Dienstmagd Audienz giebt, die mit einer schwarzen Henne, neun am Freitag gelegten Eiern, einer Ente und weißem Faden kommen, sintemal der dritte Tag seit Neumond ist; sie werden nun weggeschickt und auf die Dämmerung wieder herbeschieden. Es handelt sich hoffentlich nur um Divination; die Herrin der Dienstmagd ist von einem Mönch geschwängert, dem Mädchen ist sein Liebhaber untreu geworden und ins Kloster gegangen. Die Hexe klagt: „Seit meines Mannes Tode lebe ich von diesen Dingen und könnte es bequem haben, da unsere Gaetanerinnen einen ziemlich starken Glauben besitzen, wenn nicht die Mönche mir den Profit vorwegnähmen, indem sie Träume deuten, den Zorn der Heiligen sich abkaufen lassen, den Mädchen Männer, den Schwangeren Knaben, den Unfruchtbaren Kinder versprechen und überdieß des Nachts, wenn das Mannsvolk auf dem Fischfang aus ist, die Weiber heimsuchen, mit welchen sie des Tages in der Kirche Abreden getroffen haben." Suppatius warnt sie vor dem Neid des Klosters, aber sie fürchtet nichts, weil der Guardian ihr alter Bekannter ist [2]).

Der Wahn jedoch schafft sich nun eine schlimmere Gattung von Hexen; solche, die durch bösen Zauber die Menschen um Gesundheit und Leben bringen. Bei diesen wird man auch, sobald der böse Blick 2c. nicht ausreichte, zuerst an Beihilfe mächtiger Geister gedacht haben. Ihre Strafe ist, wie wir schon bei Anlaß der Finicella (S. 241) sahen, der Feuertod, und doch läßt der Fanatismus damals noch mit sich handeln; im Stadtgesetz von Perugia z. B. können sie sich mit 400 Pfund loskaufen [3]). Ein consequenter Ernst wurde damals noch nicht auf die Sache gewendet. Auf dem Boden des Kirchen-

staates, im Hochapennin, und zwar in der Heimath des h. Benedict, zu Norcia, (Nursia) behauptete sich ein wahres Nest des Hexen- und Zauberwesens. Die Sache war völlig notorisch. Es ist einer der merkwürdigsten Briefe des Aeneas Sylvius[1]), aus seiner frühern Zeit, der hierüber Aufschluß giebt. Er schreibt an seinen Bruder: „Ueberbringer dieses ist zu mir gekommen, um mich zu fragen, ob ich nicht in Italien einen Venusberg wüßte? in einem solchen nämlich würden magische Künste gelehrt, nach welchen sein Herr, ein Sachse und großer Astronom[2]), Begierde trüge. Ich sagte, ich kenne einen Porto Venere unweit Carrara an der ligurischen Felsküste, wo ich auf der Reise nach Basel drei Nächte zubrachte; auch fand ich, daß in Sicilien ein der Venus geweihter Berg Eryx vorhanden sei, weiß aber nicht, daß dort Magie gelehrt werde. Unter dem Gespräch jedoch fiel mir ein, daß in Umbrien, im alten Herzogthum (Spoleto) unweit der Stadt Nursia eine Gegend ist, wo sich unter einer steilen Felswand eine Höhle findet, in welcher Wasser fließt. Dort sind, wie ich mich entsinne gehört zu haben, Hexen (striges), Dämonen und nächtliche Schatten, und wer den Muth hat, kann Geister (spiritus) sehen und anreden und Zauberkünste lernen[3]). Ich habe es nicht gesehen, noch mich bemüht es zu sehen, denn, was man nur mit Sünden lernt, das kennt man besser gar nicht.“ Nun nennt er aber seinen Gewährsmann und ersucht den Bruder, den Ueberbringer des Briefes zu jenem hinzuführen, wenn er noch lebe. Aeneas geht hier in der Gefälligkeit gegen einen Hochstehenden sehr weit, aber für seine Person ist er nicht nur freier von allem Aberglauben als seine Zeitgenossen (S. 254, 280), sondern er hat darüber auch eine Prüfung bestanden, die noch heute nicht jeder Gebildete aushalten würde. Als er zur Zeit des Basler Concils zu Mailand 75 Tage lang am Fieber darniederlag,

konnte man ihn doch nie dazu bewegen auf die Zauberärzte zu hören, obwohl ihm ein Mann ans Bett gebracht wurde, der kurz vorher 2000 Soldaten im Lager des Picinino auf wunderbare Weise vom Fieber curirt haben sollte. Noch leidend reiste Aeneas über das Gebirge nach Basel und genas im Reiten[1]).

Weiter erfahren wir etwas von der Umgegend Norcia's durch den Necromanten, welcher den trefflichen Benvenuto Cellini in seine Gewalt zu bekommen suchte. Es handelt sich darum[2]), ein neues Zauberbuch zu weihen, und der schicklichste Ort hierfür sind die dortigen Gebirge; zwar hat der Meister des Zauberers einmal ein Buch geweiht in der Nähe der Abtei Farfa, aber es ergaben sich dabei Schwierigkeiten, die man bei Norcia nicht anträfe; überdieß sind die nursinischen Bauern zuverlässige Leute, haben einige Praxis in der Sache und können im Nothfall mächtige Hilfe leisten. Der Ausflug unterblieb dann, sonst hätte Benvenuto wahrscheinlich auch die Helfershelfer des Gauners kennen gelernt. Damals war diese Gegend völlig sprichwörtlich. Aretino sagt irgendwo von einem verherten Brunnen: es wohnten dort die Schwestern der Sybille von Norcia und die Tante der Fata Morgana. Und um dieselbe Zeit durfte doch Trissino in seinem großen Epos[3]) jene Oertlichkeit mit allem möglichen Aufwand von Poesie und Allegorie als den Sitz der wahren Weissagung feiern.

Mit der berüchtigten Bulle Innocenz' VIII. (1484)[4]) wird dann bekanntlich das Herenwesen und dessen Verfolgung zu einem großen und scheußlichen System. Wie die Hauptträger desselben deutsche Dominicaner waren, so wurde auch Deutschland am meisten durch diese Geißel heimgesucht und von Italien in auffallender Weise diejenigen Gegenden, welche Deutschland am nächsten lagen. Schon die Befehle und Bullen

der Päpste selber [1]) beziehen sich z. B. auf die dominicanische Ordensprovinz Lombardia, auf die Diöcesen Brescia und Bergamo, auf Cremona. Sodann erfährt man aus Sprengers berühmter theoretisch-praktischer Anweisung, dem Malleus Maleficarum, daß zu Como schon im ersten Jahre nach Erlaß der Bulle 41 Hexen verbrannt wurden; Schaaren von Italienerinnen flüchteten auf das Gebiet Erzherzog Sigismund's, wo sie sich noch sicher glaubten. Endlich setzt sich dieß Hexenwesen in einigen unglücklichen Alpenthälern, besonders Val Camonica [2]), ganz unaustilgbar fest; es war dem System offenbar gelungen, Bevölkerungen, welche irgendwie speciell disponirt waren, bleibend mit seinem Wahn zu entzünden. Dieses wesentlich deutsche Hexenthum ist diejenige Nuance, an welche man bei Geschichten und Novellen aus Mailand, Bologna u. s. w. [3]) zu denken hat. Wenn es in Italien nicht weiter um sich griff, so hing dieß vielleicht davon ab, daß man hier bereits eine ausgebildete Stregheria besaß und kannte, welche auf wesentlich anderen Voraussetzungen beruhte. Die italienische Hexe treibt ein Gewerbe und braucht Geld und vor Allem Besinnung. Von jenen hysterischen Träumen der nordischen Hexen, von weiten Ausfahrten, Incubus und Succubus ist keine Rede; die Strega hat für das Vergnügen anderer Leute zu sorgen. Wenn man ihr zutraut, daß sie verschiedene Gestalten annehmen, sich schnell an entfernte Orte versetzen könne, so läßt sie sich dergleichen insofern gefallen, als es ihr Ansehen erhöht; dagegen ist es schon überwiegend gefährlich für sie, wenn die Furcht vor ihrer Bosheit und Rache, besonders vor der Verzauberung von Kindern, Vieh und Feldfrüchten überhand nimmt. Es kann für Inquisitoren und Ortsbehörden eine höchst populäre Sache werden, sie zu verbrennen.

Weit das wichtigste Feld der Strega sind und bleiben,

wie schon angedeutet wurde, die Liebesangelegenheiten, worunter die Erregung von Liebe und Haß, das rachsüchtige Nestelknüpfen, das Abtreiben der Leibesfrucht, je nach Umständen auch der vermeintliche Mord des oder der Ungetreuen durch magische Begehungen und selbst die Giftküche [1]) begriffen sind. Da man sich solchen Weibern nur ungern anvertraute, so entstand ein Dilettantismus, der ihnen dieses und jenes im Stillen ablernte und auf eigene Hand damit weiter operirte. Die römischen Buhlerinnen z. B. suchten dem Zauber ihrer Persönlichkeit noch durch anderweitigen Zauber in der Art der horazischen Canidia nachzuhelfen. Aretino [2]) kann nicht nur etwas über sie wissen, sondern auch in dieser Beziehung Wahres berichten. Er zählt die entsetzlichen Schmierereien auf, welche sich in ihren Schränken gesammelt vorfinden: Haare, Schädel, Rippen, Zähne, Augen von Todten, Menschenhaut, der Nabel von kleinen Kindern, Schuhsohlen und Gewandstücke aus Gräbern; ja sie holen selbst von den Kirchhöfen verwesendes Fleisch und geben es dem Galan unvermerkt zu essen (nebst noch Unerhörterem). Haare, Nestel, Nägelabschnitte des Galans kochen sie in Oel, das sie aus ewigen Lämpchen in den Kirchen gestohlen. Von ihren Beschwörungen ist es die unschuldigste, wenn sie ein Herz aus heißer Asche formen und hineinstechen unter dem Gesang:

Prima che'l fuoco spenghi
Fa ch'a mia porta venghi;
Tal ti punga il mio amore
Quale io fo questo cuore.

Sonst kommen auch Zauberformeln bei Mondschein, Zeichnungen am Boden und Figuren aus Wachs oder Erz vor, welche ohne Zweifel den Geliebten vorstellen und je nach Umständen behandelt werden.

Man war an diese Dinge doch so sehr gewöhnt, daß

ein Weib, welches ohne Schönheit und Jugend gleichwohl einen großen Reiz auf die Männer ausübte, ohne Weiteres in den Verdacht der Zauberei gerieth. Die Mutter des Sanga [1]) (Secretärs bei Clemens VII.) vergiftete dessen Geliebte, die in diesem Falle war; unseliger Weise starb aber auch der Sohn und eine Gesellschaft von Freunden, die von dem vergifteten Salat mit aßen.

Nun folgt, nicht als Helfer, sondern als Concurrent der Hexe, der mit den gefährlicheren Aufgaben noch besser vertraute Zauberer oder Beschwörer, incantatore. Bisweilen ist er ebensosehr oder noch mehr Astrolog als Zauberer; öfter mag er sich als Astrologen gegeben haben, um nicht als Zauberer verfolgt zu werden, und etwas Astrologie zur Ermittlung der günstigen Stunden konnte der Zauberer ohnehin nicht entbehren (S. 281, 286) [2]). Da aber viele Geister gut [3]) oder indifferent sind, so kann auch ihr Beschwörer bisweilen noch eine leidliche Reputation behaupten, und noch Sixtus IV. hat 1474 in einem ausdrücklichen Breve [4]) gegen einige bolognesische Carmeliter einschreiten müssen, welche auf der Kanzel sagten, es sei nichts Böses, von den Dämonen Bescheid zu begehren. An die Möglichkeit der Sache selber glaubten offenbar sehr Viele; ein mittelbarer Beweis dafür liegt schon darin, daß auch die Frömmsten ihrerseits an erbetene Visionen guter Geister glaubten. Savonarola ist von solchen Dingen erfüllt, die florentinischen Platoniker reden von einer mystischen Vereinigung mit Gott und Marcellus Palingenius (Bd. 1, S. 304 fg.) giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er mit geweihten Geistern umgehe [5]). Ebenderselbe ist auch überzeugt vom Dasein einer ganzen Hierarchie böser Dämonen, welche, vom Mond herwärts wohnend, der Natur und dem Menschenleben auflauern [6]), ja er erzählt von einer persönlichen Bekanntschaft mit solchen, und da der

Zweck unseres Buches eine systematische Darstellung des damaligen Geisterglaubens ohnehin nicht gestattet, so mag wenigstens der Bericht des Palingenius als Einzelbeispiel folgen [1]).

Er hat bei einem frommen Einsiedler auf dem Soracte, zu S. Silvestro, sich über die Nichtigkeit des Irdischen und die Werthlosigkeit des menschlichen Lebens belehren lassen und dann mit einbrechender Nacht den Weg nach Rom angetreten. Da gesellen sich auf der Straße bei hellem Vollmond drei Männer zu ihm, deren Einer ihn beim Namen nennt und ihn fragt, woher des Weges er komme? Palingenio antwortet: von dem Weisen auf jenem Berge. O du Thor, erwidert Jener, glaubst du wirklich, daß auf Erden Jemand weise sei? Nur höhere Wesen (Divi) haben Weisheit, und dazu gehören wir drei, obwohl wir mit Menschengestalt angethan sind; ich heiße Saracil, und diese hier Sathiel und Jana; unser Reich ist zunächst beim Mond, wo überhaupt die große Schaar von Mittelwesen haust, die über Erde und Meer herrschen. Palingenio fragt nicht ohne inneres Beben, was sie in Rom vorhätten? — Die Antwort lautet: „einer unserer Genossen, Ammon, wird durch magische Kraft von einem Jüngling aus Narni, aus dem Gefolge des Cardinals Orsini, in Knechtschaft gehalten; denn merkt euch's nur, Menschen, es liegt beiläufig ein Beweis für eure eigene Unsterblichkeit darin, daß ihr unser einen zwingen könnt; ich selbst habe einmal, in Krystall eingeschlossen, einem Deutschen dienen müssen, bis mich ein bärtiges Mönchlein befreite. Diesen Dienst wollen wir nun in Rom unserm Genossen zu leisten suchen und bei dem Anlaß ein paar vornehme Herren diese Nacht in den Orcus befördern." Bei diesen Worten des Dämons erhebt sich ein Lüftchen, und Sathiel sagt: „Höret, unser Remisses kommt schon von Rom zurück, dieß

Wehen kündigt ihn an". In der That erscheint noch Einer, den sie fröhlich begrüßen und über Rom ausfragen. Seine Auskunft ist höchst antipäpstlich: Clemens VII. ist wieder mit den Spaniern verbündet und hofft Luther's Lehre nicht mehr mit Gründen, sondern mit dem spanischen Schwerte auszurotten; lauter Gewinn für die Dämonen, welche bei dem großen bevorstehenden Blutvergießen die Seelen Unzähliger zur Hölle führen werden. Nach diesen Reden, wobei Rom mit seiner Unsittlichkeit als völlig dem Bösen verfallen dargestellt wird, verschwinden die Dämonen und lassen den Dichter traurig seine Straße ziehen [1].

Wer sich von dem Umfang desjenigen Verhältnisses zu den Dämonen einen Begriff machen will, welches man noch öffentlich zugestehen durfte troß des Herenhammers ꝛc., den müssen wir auf das vielgelesene Buch des Agrippa von Nettesheim „von der geheimen Philosophie" verweisen. Er scheint es zwar ursprünglich geschrieben zu haben, ehe er in Italien war [2], allein er nennt in der Widmung an Trithemius unter anderen auch wichtige italienische Quellen, wenn auch nur, um sie nebst den anderen schlecht zu machen. Bei zweideutigen Individuen, wie Agrippa eines war, bei Gaunern und Narren, wie die meisten anderen heißen dürfen, interessirt uns das System, in welches sie sich etwa hüllen, nur sehr wenig, sammt seinen Formeln, Räucherungen, Salben, Pentakeln, Todtenknochen [3] u. s. w. Allein fürs Erste ist dieß System mit Citaten aus dem Aberglauben des Alterthums ganz angefüllt; sodann erscheint seine Einmischung in das Leben und in die Leidenschaft der Italiener bisweilen höchst bedeutend und folgenreich. Man sollte denken, daß nur die verdorbensten Großen sich damit eingelassen hätten, allein das heftige Wünschen und Begehren führt dem Zauberer hier und da auch kräftige und schöpferische Menschen

aller Stände zu, und schon das Bewußtsein, daß die Sache möglich sei, raubt auch den Fernstehenden immer etwas von ihrem Glauben an eine sittliche Weltordnung. Mit etwas Geld und Gefahr schien man der allgemeinen Vernunft und Sittlichkeit ungestraft trotzen zu können und die Zwischenstufen zu ersparen, welche sonst zwischen dem Menschen und seinen erlaubten oder unerlaubten Zielen liegen.

Betrachten wir zunächst ein älteres, im Absterben begriffenes Stück Zauberei. Aus dem dunkelsten Mittelalter, ja aus dem Alterthum bewahrte manche Stadt in Italien eine Erinnerung an die Verknüpfung ihres Schicksals mit gewissen Bauten, Statuen u. s. w. Die Alten hatten einst zu erzählen gewußt von den Weihepriestern oder Telesten, welche bei der feierlichen Gründung einzelner Städte zugegen gewesen waren und das Wohlergehen derselben durch bestimmte Denkmäler, auch wohl durch geheimes Vergraben bestimmter Gegenstände (Telesmata) magisch gesichert hatten. Wenn irgend etwas aus der römischen Zeit mündlich und populär überliefert weiter lebte, so waren es Traditionen dieser Art; nur wird natürlich der Weihepriester im Lauf der Jahrhunderte zum Zauberer schlechthin, da man die religiöse Seite seines Thuns im Alterthum nicht mehr versteht. In einigen neapolitanischen Vergilswundern[1]) lebt ganz deutlich die uralte Erinnerung an einen Telesten fort, dessen Name im Laufe der Zeit durch den des Vergil verdrängt wurde. So ist das Einschließen des geheimnißvollen Bildes der Stadt in ein Gefäß nichts anderes als ein echtes antikes Telesma; so ist Vergil der Mauergründer von Neapel nur eine Umbildung des bei der Gründung anwesenden Weihepriesters. Die Volksphantasie spann mit wucherndem Reichthum an diesen Dingen weiter, bis Vergil auch der Urheber des ehernen Pferdes, der Köpfe am Nolaner Thore, der eher-

nen Fliege über irgend einem andern Thore, ja der Grotte des Posilipp u. s. w. geworden war — lauter Dinge, welche das Schicksal in einzelnen Beziehungen magisch binden, während jene beiden erstgenannten Züge das Fatum von Neapel überhaupt zu bestimmen scheinen. Auch das mittelalterliche Rom hatte verworrene Erinnerungen dieser Art. In S. Ambrogio zu Mailand befand sich ein antiker marmorner Hercules; so lange derselbe an seiner Stelle stehe, hieß es, werde auch das Reich dauern, wahrscheinlich das der deutschen Kaiser, deren Krönungskirche S. Ambrogio war [1]. Die Florentiner waren überzeugt [2], daß ihr (später zum Baptisterium umgebauter) Marstempel stehen werde bis ans Ende der Tage, gemäß der Constellation, unter welcher er zur Zeit des Augustus erbaut war; die marmorne Reiterstatue des Mars hatten sie allerdings daraus entfernt, als sie Christen wurden; weil aber die Zertrümmerung derselben großes Unheil über die Stadt gebracht haben würde — ebenfalls wegen einer Constellation — so stellte man sie auf einen Thurm am Arno. Als Totila Florenz zerstörte, fiel das Bild ins Wasser und wurde erst wieder herausgefischt, als Carl der Große Florenz neu gründete; es kam nunmehr auf einen Pfeiler am Eingang des Ponte vecchio zu stehen — und an dieser Stelle wurde 1215 Bondelmonte umgebracht, und das Erwachen des großen Parteikampfes der Guelfen und Ghibellinen knüpft sich auf diese Weise an das gefürchtete Idol. Bei der Ueberschwemmung von 1333 verschwand dasselbe für immer [3].

Allein dasselbe Telesma findet sich anderswo wieder. Der schon erwähnte Guido Bonatto begnügte sich nicht, bei der Neugründung der Stadtmauern von Forli jene symbolische Scene der Eintracht der beiden Parteien (S. 282) zu verlangen; durch ein ehernes oder steinernes Reiterbild, das

er mit astrologischen und magischen Hilfsmitteln zu Stande brachte und vergrub [1]), glaubte er die Stadt Forli vor Zerstörung, ja schon vor Plünderung und Einnahme geschützt zu haben. Als Cardinal Albornoz (Bd. 1, S. 97) etwa sechs Jahrzehnte später die Romagna regierte, fand man das Bild bei zufälligem Graben und zeigte es, wahrscheinlich auf Befehl des Cardinals, dem Volke, damit dieses begreife, durch welches Mittel der grausame Montefeltro sich gegen die römische Kirche behauptet habe. Aber wiederum ein halbes Jahrhundert später (1410), als eine feindliche Ueberrumpelung von Forli mißlang, appellirt man doch wieder an die Kraft des Bildes, das vielleicht gerettet und wieder vergraben worden war. Es sollte das letztemal sein, daß man sich dessen freute; schon im folgenden Jahr wurde die Stadt wirklich eingenommen. — Gründungen von Gebäuden haben noch im ganzen 15. Jahrhundert nicht nur astrologische (S. 282). sondern auch magische Anklänge mit sich. Es fiel z. B. auf, daß Papst Paul II. eine solche Masse von goldenen und silbernen Medaillen in die Grundsteine seiner Bauten versenkte [2]), und Platina hat keine üble Lust, hierin ein heidnisches Telesma zu erkennen. Von der mittelalterlich religiösen Bedeutung eines solchen Opfers [3]) hatte wohl freilich Paul so wenig als sein Biograph ein Bewußtsein.

Doch dieser officielle Zauber, der ohnedieß großentheils ein bloßes Hörensagen war, erreichte bei Weitem nicht die Wichtigkeit der geheimen, zu persönlichen Zwecken angewandten Magie.

Was davon im gewöhnlichen Leben besonders häufig vorkam, hat Ariost in seiner Comödie vom Necromanten zuzusammengestellt [4]). Sein Held ist einer der vielen aus Spanien vertriebenen Juden, obgleich er sich auch für einen Griechen, Aegypter und Africaner ausgiebt und unaufhörlich

Namen und Maske wechselt. Er kann zwar mit seinen Geisterbeschwörungen den Tag verdunkeln und die Nacht erhellen, die Erde bewegen, sich unsichtbar machen, Menschen in Thiere verwandeln &c., aber diese Prahlereien sind nur das Aushängeschild; sein wahres Ziel ist das Ausbeuten unglücklicher und leidenschaftlicher Ehepaare, und da gleichen die Spuren, die er zurückläßt, dem Geifer einer Schnecke, oft aber auch dem verheerenden Hagelschlag. Um solcher Zwecke willen bringt er es dazu, daß man glaubt, die Kiste, worin ein Liebhaber steckt, sei voller Geister, oder er könne eine Leiche zum Reden bringen u. dgl. Es ist wenigstens ein gutes Zeichen, daß Dichter und Novellisten diese Sorte von Menschen lächerlich machen durften und dabei auf Zustimmung rechnen konnten. Bandello behandelt nicht nur das Zaubern eines lombardischen Mönches als eine kümmerliche und in ihren Folgen schreckliche Gaunerei[1]), sondern er schildert auch[2]) mit wahrer Entrüstung das Unheil, welches den gläubigen Thoren unaufhörlich begleitet. „Ein solcher hofft mit dem Schlüssel Salomonis und vielen anderen Zauberbüchern die verborgenen Schätze im Schooß der Erde zu finden, seine Dame zu seinem Willen zu zwingen, die Geheimnisse der Fürsten zu erkunden, von Mailand sich in einem Nu nach Rom zu versetzen und Aehnliches. Je öfter getäuscht, desto beharrlicher wird er . . . Entsinnt Ihr Euch noch, Signor Carlo, jener Zeit, da ein Freund von uns, um die Gunst seiner Geliebten zu erzwingen, sein Zimmer mit Todtenschädeln und Gebeinen anfüllte wie einen Kirchhof?" Es kommen die ekelhaftesten Verpflichtungen vor, z. B. einer Leiche drei Zähne auszuziehen, ihr einen Nagel vom Finger zu reißen u. s. w., und wenn dann endlich die Beschwörung mit ihrem Hocuspocus vor sich geht, sterben bisweilen die unglücklichen Theilnehmer vor Schrecken.

Benvenuto Cellini, bei der bekannten großen Beschwörung (1532) im Colosseum zu Rom [1]) starb nicht, obgleich er und seine Begleiter das tiefste Entsetzen ausstanden; der sicilianische Priester, der in ihm wahrscheinlich einen brauchbaren Mithelfer für künftige Zeiten vermuthete, macht ihm sogar auf dem Heimweg das Compliment, einen Menschen von so festem Muthe habe er noch nie angetroffen. Ueber den Hergang selbst wird sich jeder Leser seine besonderen Gedanken machen; das entscheidende waren wohl die narkotischen Dämpfe und die von vornherein auf das Schrecklichste vorbereitete Phantasie, weßhalb denn auch der mitgebrachte Junge, bei welchem dieß am stärksten wirkt, weit das Meiste allein erblickt. Daß es aber wesentlich auf Benvenuto abgesehen sein mochte, dürfen wir errathen, weil sonst für das gefährliche Beginnen gar kein anderer Zweck als die Neugier ersichtlich wird. Denn auf die schöne Angelica muß sich Benvenuto erst besinnen, und der Zauberer sagt ihm nachher selbst, Liebschaften seien eitle Thorheit im Vergleich mit dem Auffinden von Schätzen. Endlich darf man nicht vergessen, daß es der Eitelkeit schmeichelte, sagen zu können: die Dämonen haben mir Wort gehalten, und Angelica ist genau einen Monat später, wie mir verheißen war, in meinen Händen gewesen (Cap. 68). Aber auch wenn sich Benvenuto allmählich in die Geschichte hineingelogen haben sollte, so wäre sie doch als Beispiel der damals herrschenden Anschauung von bleibendem Werthe.

Sonst gaben sich die italienischen Künstler, auch die „wunderlichen, cappricciosen und bizarren", mit Zauberei nicht leicht ab; wohl schneidet sich einer bei Gelegenheit des anatomischen Studiums ein Wamms aus der Haut einer Leiche, aber auf Zureden eines Beichtvaters legt er es wieder in ein Grab [2]). Gerade das häufige Studium von Cadavern

mochte den Gedanken an magische Wirkung einzelner Theile derselben am gründlichsten niederschlagen, während zugleich das unablässige Betrachten und Bilden der Form dem Künstler die Möglichkeit einer ganz andern Magie aufschloß.

Im Allgemeinen erscheint das Zauberwesen zu Anfang des 16. Jahrhunderts trotz der angeführten Beispiele doch schon in kenntlicher Abnahme, zu einer Zeit also, da es außerhalb Italiens erst recht in Blüthe kommt, so daß die Rundreisen italienischer Zauberer und Astrologen im Norden erst zu beginnen scheinen, seitdem ihnen zu Hause Niemand mehr großes Vertrauen schenkte. Das 14. Jahrhundert war es, welches die genaue Bewachung des Sees auf dem Pilatusberge bei Scariotto nöthig fand, um die Zauberer an ihrer Bücherweihe zu verhindern [1]). Im 15. Jahrhundert kamen dann noch Dinge vor, wie z. B. das Anerbieten Regengüsse zu bewirken, um damit ein Belagerungsheer zu verscheuchen; und schon damals hatte der Gebieter der belagerten Stadt — Nicolò Vitelli in Città di Castello — den Verstand, die Regenmacher als gottlose Leute abzuweisen [2]). Im 16. Jahrhundert treten solche officielle Dinge nicht mehr an den Tag, wenn auch das Privatleben noch mannichfach den Beschwörern anheimfällt. In diese Zeit gehört allerdings die classische Figur des deutschen Zauberwesens, Dr. Johann Faust; die des italienischen dagegen, Guido Bonatto, fällt bereits in's 13. Jahrhundert.

Auch hier wird man freilich beifügen müssen, daß die Abnahme des Beschwörungsglaubens sich nicht nothwendig in eine Zunahme des Glaubens an eine sittliche Ordnung des Menschenlebens verwandelte, sondern daß sie vielleicht bei Vielen nur einen dumpfen Fatalismus zurückließ, ähnlich wie der schwindende Sternglaube.

Ein paar Nebengattungen des Wahns, die Pyromantie,

Chiromantie[1]), u. s. w., welche erst mit dem Sinken des Beschwörungsglaubens und der Astrologie einigermaßen zu Kräften kamen, dürfen wir hier völlig übergehen, und selbst die auftauchende Physiognomik hat lange nicht das Interesse, das man bei Nennung dieses Namens voraussetzen sollte. Sie erscheint nämlich nicht als Schwester und Freundin der bildenden Kunst und der practischen Psychologie, sondern wesentlich als eine neue Gattung fatalistischen Wahnes, als ausdrückliche Rivalin der Sterndeuterei, was sie wohl schon bei den Arabern gewesen sein mag. Bartolommeo Cocle z. B., der Verfasser eines physiognomischen Lehrbuches, der sich einen Metoposcopen nannte[2]), und dessen Wissenschaft, nach Giovio's Ausdruck, schon wie eine der vornehmsten freien Künste aussah, begnügte sich nicht mit Weissagungen an die klügsten Leute, die ihn täglich zu Rathe zogen, sondern er schrieb auch ein höchst bedenkliches „Verzeichniß Solcher, welchen verschiedene große Lebensgefahren bevorständen". Giovio, obwohl gealtert in der Aufklärung Roms — in hac luce romana! — findet doch, daß sich die darin enthaltenen Weissagungen nur zu sehr bewahrheitet hätten[3]). Freilich erfährt man bei dieser Gelegenheit auch, wie die von diesen und ähnlichen Voraussagungen Betroffenen sich an den Propheten rächten; Giovanni Bentivoglio ließ den Lucas Gauricus an einem Seil, das von einer hohen Wendeltreppe herabhing, fünfmal hin und her an die Wand schmeißen, weil Lucas ihm[4]) den Verlust seiner Herrschaft vorhersagte; Ermes Bentivoglio sandte dem Cocle einen Mörder nach, weil der unglückliche Metoposcop ihm, noch dazu wider Willen, prophezeit hatte, er werde als Verbannter in einer Schlacht umkommen. Der Mörder höhnte, wie es scheint, noch in Gegenwart des Sterbenden: Dieser habe ihm ja selber geweissagt, er würde nächstens einen schmählichen Mord be-

gehen! — Ein ganz ähnliches jammervolles Ende nahm der Neugründer der Chiromantie, Antioco Tiberto von Cesena[1]) durch Pandolfo Malatesta von Rimini, dem er das Widerwärtigste prophezeit hatte, was ein Tyrann sich denken mag: den Tod in Verbannung und äußerster Armuth. Tiberto war ein geistreicher Mann, dem man zutraute, daß er weniger nach einer chiromantischen Methode als nach einer durchdringenden Menschenkenntniß seinen Bescheid gebe; auch achteten ihn seiner hohen Bildung wegen selbst diejenigen Gelehrten, welche von seiner Divination nichts hielten[2]).

Die Alchymie endlich, welche im Alterthum erst ganz spät, unter Diocletian, erwähnt wird, spielt zur Zeit der Blüthe der Renaissance nur eine untergeordnete Rolle[3]). Auch diese Krankheit hatte Italien früher durchgemacht, im 14. Jahrhundert, als Petrarca in seiner Polemik dagegen es zugestand: das Goldkochen sei eine weitverbreitete Sitte[4]). Seitdem war in Italien diejenige besondere Sorte von Glauben, Hingebung und Isolirung, welche der Betrieb der Alchymie verlangt, immer seltener geworden, während italienische und andere Adepten im Norden die großen Herren erst recht auszubeuten anfingen[5]). Unter Leo X. hießen bei den Italienern die Wenigen[6]), die sich noch damit abgaben, schon „Grübler“ (ingenia curiosa), und Aurelio Augurelli, der dem großen Goldverächter Leo selbst sein Lehrgedicht vom Goldmachen widmete, soll als Gegengeschenk eine prächtige, aber leere Börse erhalten haben. Die Adeptenmystik, welche außer dem Gold noch den allbeglückenden Stein der Weisen suchte, ist vollends erst ein spätes nordisches Gewächs, welches aus den Theorien des Paracelsus 2c. emporblüht.

Fünftes Capitel.

Erschütterung des Glaubens überhaupt.

Mit diesem Aberglauben sowohl als mit der Denkweise des Alterthums überhaupt hängt die Erschütterung des Glaubens an die Unsterblichkeit eng zusammen [1]). Diese Frage hat aber überdieß noch viel weitere und tiefere Beziehungen zu der Entwickelung des modernen Geistes im Großen und Ganzen.

Eine mächtige Quelle aller Zweifel an der Unsterblichkeit war zunächst der Wunsch, der verhaßten Kirche, wie sie war, innerlich nichts mehr zu verdanken. Wir sahen, daß die Kirche diejenigen, welche so dachten, Epicureer nannte (S. 268 f.) Im Augenblick des Todes mag sich Mancher wieder nach den Sacramenten umgesehen haben, aber Unzählige haben während ihres Lebens, zumal während ihrer thätigsten Jahre, unter jener Voraussetzung gelebt und gehandelt. Daß sich daran bei Vielen ein allgemeiner Unglaube hängen mußte, ist an sich einleuchtend und überdieß geschichtlich auf alle Weise bezeugt. Es sind diejenigen, von welchen es bei Ariost heißt: sie glauben nicht über das Dach hinaus [2]). In Italien, zumal in Florenz, konnte man zuerst als ein notorisch Ungläubiger existiren, wenn man nur keine unmittelbare Feindseligkeit gegen die Kirche übte [3]). Der Beichtvater z. B., der einen politischen Delinquenten zum Tode vorbereiten soll, erkundigt sich vorläufig, ob derselbe glaube? „denn es war ein falsches Gerücht gegangen, er habe keinen Glauben" [4]).

Der arme Sünder, um den es sich hier handelt, jener (Bd. 1, S. 59) erwähnte Pierpaolo Boscoli, der 1513 an einem Attentat gegen das eben hergestellte Haus Medici Theil

nahm, ist bei diesem Anlaß zu einem wahren Spiegelbild der damaligen religiösen Confusion geworden. Von Hause aus der Partei Savonarola's zugethan, hatte er dann doch für die antiken Freiheitsideale und anderes Heidenthum geschwärmt; in seinem Kerker aber nimmt sich jene Partei wiederum seiner an und verschafft ihm ein seliges Ende in ihrem Sinne. Der pietätvolle Zeuge und Aufzeichner des Herganges ist einer von der Künstlerfamilie della Robbia, der gelehrte Philologe Luca. „Ach, seufzt Boscoli, treibet mir den Brutus aus dem Kopf, damit ich meinen Gang als Christ gehen kann!" — Luca: „wenn Ihr wollt, so ist das nicht schwer; Ihr wisset ja, daß jene Römerthaten uns nicht schlicht, sondern idealisirt (con arte accresciute) überliefert sind". Nun zwingt Jener seinen Verstand, zu glauben, und jammert, daß er nicht freiwillig glauben könne. Wenn er nur noch einen Monat mit guten Mönchen zu leben hätte, dann würde er ganz geistlich gesinnt werden! Es zeigt sich weiter, daß diese Leute vom Anhang Savonarola's die Bibel wenig kannten; Boscoli kann nur Paternoster und Avemaria beten, und ersucht nun den Luca dringend, den Freunden zu sagen, sie möchten die heilige Schrift studiren, denn nur was der Mensch im Leben erlernt habe, das besitze er im Sterben. Darauf liest und erklärt ihm Luca die Passion nach dem Evangelium Johannis; merkwürdiger Weise ist dem Armen die Gottheit Christi einleuchtend, während ihm dessen Menschheit Mühe macht; diese möchte er gerne so sichtbar begreifen „als käme ihm Christus aus einem Walde entgegen" — worauf ihn sein Freund zur Demuth verweist, indem dieß nur Zweifel seien, welche der Satan sende. Später fällt ihm ein ungelöstes Jugendgelübde einer Wallfahrt nach der Impruneta ein; der Freund verspricht es zu erfüllen an seiner Statt. Dazwischen kommt der Beichtvater, ein Mönch aus Savona-

rola's Kloster, wie er ihn erbeten hatte, giebt ihm zunächst jene oben erwähnte Erläuterung über die Ansicht des Thomas von Aquino wegen des Tyrannenmordes, und ermahnt ihn dann, den Tod mit Kraft zu ertragen. Boscoli antwortet „Pater, verlieret damit keine Zeit, denn dazu genügen mir schon die Philosophen; helfet mir, den Tod zu erleiden aus Liebe zu Christus". Das Weitere, die Communion, der Abschied und die Hinrichtung, wird auf sehr rührende Weise geschildert; besonders hervorzuheben ist aber der eine Zug, daß Boscoli, indem er das Haupt auf den Block legte, den Henker bat, noch einen Augenblick mit dem Hieb zu warten: „er hatte nämlich die ganze Zeit über (seit der Verkündigung des Todesurtheils) nach einer engen Vereinigung mit Gott gestrebt, ohne sie nach Wunsch zu erreichen, nun gedachte er in diesem Augenblick durch volle Anstrengung sich gänzlich Gott hinzugeben." Offenbar ist es ein Ausdruck Savonarola's, der — halbverstanden — ihn beunruhigt hatte.

Besäßen wir noch mehr Bekenntnisse dieser Art, so würde das geistige Bild jener Zeit um viele wichtige Züge reicher werden, die uns keine Abhandlung und kein Gedicht giebt. Wir würden noch besser sehen, wie stark der angeborene religiöse Trieb, wie subjectiv und auch wie schwankend das Verhältniß des Einzelnen zum Religiösen war und was für gewaltige Feinde dem letztern gegenüberstanden. Daß Menschen von einem so beschaffenen Innern nicht taugen, um eine neue Kirche zu bilden, ist unläugbar, aber die Geschichte des abendländischen Geistes wäre unvollständig ohne die Betrachtung jener Gährungszeit der Italiener, während sie sich den Blick auf andere Nationen, die am Gedanken keinen Theil hatten, getrost ersparen darf. Doch wir kehren zur Frage von der Unsterblichkeit zurück.

Wenn der Unglaube in dieser Beziehung unter den höher

Entwickelten eine so bedeutende Stellung gewann, so hing dieß weiter davon ab, daß die große irdische Aufgabe der Entdeckung und Reproduction der Welt in Wort und Bild alle Geistes- und Seelenkräfte bis zu einem hohen Grade für sich in Anspruch nahm. Von dieser nothwendigen Weltlichkeit der Renaissance war schon (S. 263) die Rede. Aber überdieß erhob sich aus dieser Forschung und Kunst mit derselben Nothwendigkeit ein allgemeiner Geist des Zweifels und der Frage. Wenn derselbe sich in der Literatur wenig kund giebt, wenn er z. B. zu einer Kritik der biblischen Geschichte (S. 274) nur vereinzelte Anläufe verräth, so muß man nicht glauben, er sei nicht vorhanden gewesen. Er war nur übertönt durch das so eben genannte Bedürfniß des Darstellens und Bildens in allen Fächern, d. h. durch den positiven Kunsttrieb; außerdem hemmte ihn auch die noch vorhandene Zwangsmacht der Kirche, sobald er theoretisch zu Werke gehen wollte. Dieser Geist des Zweifels aber mußte sich unvermeidlich und vorzugsweise auf die Frage vom Zustand nach dem Tode werfen, aus Gründen, welche zu einleuchtend sind, als daß sie genannt zu werden brauchten.

Und nun kam das Alterthum hinzu und wirkte auf diese ganze Angelegenheit in zweifacher Weise. Fürs erste suchte man sich die Psychologie der Alten anzueignen und peinigte den Buchstaben des Aristoteles um eine entscheidende Auskunft. In einem der lucianischen Dialoge jener Zeit [1]) erzählt Charon dem Mercur, wie er den Aristoteles bei der Ueberfahrt im Nachen selber um seinen Unsterblichkeitsglauben befragt habe; der vorsichtige Philosoph, obwohl selber bereits leiblich gestorben und dennoch fortlebend, habe sich auch jetzt nicht mit einer klaren Antwort compromittiren wollen; wie werde es erst nach vielen Jahrhunderten mit der Deutung seiner Schriften gehen! — Nur um so eifriger

stritt man über seine und anderer alter Schriftsteller Meinungen in Betreff der wahren Beschaffenheit der Seele, ihren Ursprung, ihre Präexistenz, ihre Einheit in allen Menschen, ihre absolute Ewigkeit, ja ihre Wanderungen, und es gab Leute, die dergleichen auf die Kanzel brachten [1]. Die Debatte wurde überhaupt schon im 15. Jahrhundert sehr laut; die einen bewiesen, daß Aristoteles allerdings eine unsterbliche Seele lehre [2]; andere klagten über die Herzenshärte der Menschen, welche die Seele gern breit auf einem Stuhl vor sich sitzen sähen, um überhaupt an ihr Dasein zu glauben [3]; Filelfo in seiner Leichenrede auf Francesco Sforza führt eine bunte Reihe von Aussagen antiker und selbst arabischer Philosophen zu Gunsten der Unsterblichkeit an und schließt dieß im Druck [4]) anderthalb enge Folioseiten betragende Gemisch mit zwei Zeilen: „überdieß haben wir das alte und neue Testament, was über alle Wahrheit ist". Dazwischen kamen die florentinischen Platoniker mit der Seelenlehre Plato's, und, wie z. B. Pico, mit sehr wesentlicher Ergänzung derselben aus der Lehre des Christenthums. Allein die Gegner erfüllten die gebildete Welt mit ihrer Meinung. Zu Anfang des 16. Jahrh. war das Aergerniß, das die Kirche darob empfand, so hoch gestiegen, daß Leo X. auf dem lateranensischen Concil (1513) eine Constitution [5]) erlassen mußte zum Schutz der Unsterblichkeit und Individualität der Seele, letzteres gegen die, welche lehrten, die Seele sei in allen Menschen nur eine. Wenige Jahre später erschien aber das Buch des Pomponazzo, worin die Unmöglichkeit eines philosophischen Beweises für die Unsterblichkeit dargethan wurde, und nun spann sich der Kampf mit Gegenschriften und Apologien fort und verstummte erst gegenüber der katholischen Reaction. Die Präexistenz der Seelen in Gott, mehr oder weniger nach Plato's Ideenlehre gedacht, blieb lange ein

sehr verbreiteter Begriff und kam z. B. den Dichtern[1] gelegen. Man erwog nicht näher, welche Consequenz für die Art der Fortdauer nach dem Tode daran hing.

Die zweite Einwirkung des Alterthums kam ganz vorzüglich von jenem merkwürdigen Fragment aus Cicero's sechstem Buche vom Staat her, welches unter dem Namen „Traum des Scipio“ bekannt ist. Ohne den Commentar des Macrobius wäre es wahrscheinlich untergegangen wie die übrige zweite Hälfte des ciceronischen Werkes; nun war es wieder in unzähligen Abschriften[2] und von Anfang der Typographie an in Abdrücken verbreitet und wurde mehrfach neu commentirt. Es ist die Schilderung eines verklärten Jenseits für die großen Männer, durchtönt von der Harmonie der Sphären. Dieser Heidenhimmel, für den sich allmählich auch noch andere Aussagen der Alten fanden, vertrat allmählich in demselben Maße den christlichen Himmel, in welchem das Ideal der historischen Größe und des Ruhmes die Ideale des christlichen Lebens in den Schatten stellte, und dabei wurde doch das Gefühl nicht beleidigt wie bei der Lehre von dem gänzlichen Aufhören der Persönlichkeit. Schon Petrarca gründet nun seine Hoffnung wesentlich auf diesen „Traum des Scipio“, auf die Aeußerungen in anderen ciceronischen Schriften und auf Plato's Phädon, ohne die Bibel zu erwähnen[3]. „Warum soll ich, fragt er anderswo, als Katholik eine Hoffnung nicht theilen, welche ich erweislich bei den Heiden vorfinde?“ Etwas später schrieb Coluccio Salutati seine (noch handschriftlich vorhandenen) „Arbeiten des Hercules“, wo am Schluß bewiesen wird, daß den energischen Menschen, welche die ungeheuren Mühen der Erde überstanden haben, der Wohnsitz auf den Sternen von Rechtswegen gehöre[4]. Wenn Dante noch strenge darauf gehalten hatte, daß auch die größten Heiden, denen er gewiß das Paradies

gönnte, doch nicht über jenen Limbus am Eingang der Hölle hinauskamen[1]), so griff jetzt die Poesie mit beiden Händen nach den neuen liberalen Ideen vom Jenseits. Cosimo der ältere wird, laut Bernardo Pulci's Gedicht auf seinen Tod, im Himmel empfangen von Cicero, der ja auch „Vater des Vaterlandes" geheißen, von den Fabiern, von Curius, Fabricius und vielen Anderen; mit ihnen wird er eine Zierde des Chores sein, wo nur tadellose Seelen singen[2]).

Aber es gab in den alten Autoren noch ein anderes, weniger gefälliges Bild des Jenseits, nämlich das Schattenreich Homer's und derjenigen Dichter, welche jenen Zustand nicht versüßt und humanisirt hatten. Auf einzelne Gemüther machte auch dieß Eindruck. Gioviano Pontano legt irgendwo[3]) dem Sannazar die Erzählung einer Vision in den Mund, die er früh Morgens im Halbschlummer gehabt habe. Es erscheint ihm ein verstorbener Freund, Ferrandus Januarius, mit dem er sich einst oft über die Unsterblichkeit der Seele unterhalten hatte; jetzt frägt er ihn, ob die Ewigkeit und Schrecklichkeit der Höllenstrafen eine Wahrheit sei? Der Schatten antwortet nach einigem Schweigen ganz im Sinne des Achill, als ihn Odysseus befragte: „soviel sage und betheure ich dir, daß wir vom leiblichen Leben Abgeschiedenen das stärkste Verlangen tragen wieder in dasselbe zurückzukehren". Dann grüßt und verschwindet er.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß solche Ansichten vom Zustande nach dem Tode das Aufhören der wesentlichsten christlichen Dogmen theils voraussetzen, theils verursachen. Die Begriffe von Sünde und Erlösung müssen fast völlig verduftet gewesen sein. Man darf sich durch die Wirkung der Bußprediger und durch die Bußepidemien, von welchen oben (S. 239 u. f., 257 u. f.) die Rede war, nicht irre machen lassen; denn, selbst zugegeben, daß auch die individuell

entwickelten Stände daran Theil genommen hätten wie alle anderen, so war die Hauptsache dabei doch nur das Rührungsbedürfniß, die Losspannung heftiger Gemüther, das Entsetzen über großes Landesunglück, der Schrei zum Himmel um Hilfe. Die Weckung des Gewissens hatte durchaus nicht nothwendig das Gefühl der Sündhaftigkeit und des Bedürfnisses der Erlösung zur Folge, ja selbst eine sehr heftige äußere Buße setzt nicht nothwendig eine Reue im christlichen Sinne voraus. Wenn kräftig entwickelte Menschen der Renaissance uns erzählen, ihr Princip sei: nichts zu bereuen[1]), so kann dieß allerdings sich auf sittlich indifferente Angelegenheiten, auf blos Unkluges und Unzweckmäßiges beziehen, aber von selbst wird sich diese Verachtung der Reue auch auf das sittliche Gebiet ausdehnen, weil ihre Quelle eine allgemeine, nämlich das individuelle Kraftgefühl ist. Das passive und contemplative Christenthum mit seiner beständigen Beziehung auf eine jenseitige höhere Welt beherrschte diese Menschen nicht mehr. Macchiavell wagt dann die weitere Consequenz: dasselbe könne auch dem Staat und der Vertheidigung von dessen Freiheit nicht förderlich sein[2]).

Welche Gestalt mußte nun die trotz Allem vorhandene starke Religiosität bei den tieferen Naturen annehmen? Es ist der Theismus oder Deismus, wie man will. Den letztern Namen mag diejenige Denkweise führen, welche das Christliche abgestreift hat, ohne einen weitern Ersatz für das Gefühl zu suchen oder zu finden. Theismus aber erkennen wir in der erhöhten positiven Andacht zum göttlichen Wesen, welche das Mittelalter nicht gekannt hatte. Dieselbe schließt das Christenthum nicht aus und kann sich jederzeit mit dessen Lehre von der Sünde, Erlösung und Unsterblichkeit verbinden, aber sie ist auch ohne dasselbe in den Gemüthern vorhanden.

Bisweilen tritt sie mit kindlicher Naivetät, ja mit einem

halbheidnischen Anklang auf; Gott erscheint ihr als der allmächtige Erfüller der Wünsche. Agnolo Pandolfini erzählt [1]), wie er nach der Hochzeit sich mit seiner Gemahlin einschloß und vor dem Hausaltar mit dem Marienbilde niederkniete, worauf sie aber nicht zur Madonna sondern zu Gott beteten, er möge ihnen verleihen die richtige Benützung ihrer Güter, langes Zusammenleben in Fröhlichkeit und Eintracht und viele männliche Nachkommen; „für mich betete ich um Reichthum, Freundschaften und Ehre, für sie um Unbescholtenheit, Ehrbarkeit und daß sie eine gute Haushälterin werden möge". Wenn dann noch eine starke Antikisirung im Ausdruck hinzukommt, so hat man es bisweilen schwer den heidnischen Stil und die theistische Ueberzeugung auseinander zu halten [2]).

Auch im Unglück äußert sich hier und da diese Gesinnung mit ergreifender Wahrheit. Es sind aus der spätern Zeit des Firenzuola, da er jahrelang am Fieber krank lag, einige Anreden an Gott vorhanden, in welchen er sich beiläufig mit Nachdruck als einen gläubigen Christen geltend macht und doch ein rein theistisches Bewußtsein an den Tag legt [3]). Er faßt sein Leiden weder als Sündenschuld noch als Prüfung und Vorbereitung auf eine andere Welt; es ist eine Angelegenheit zwischen ihm und Gott allein, der die mächtige Liebe zum Leben zwischen den Menschen und seine Verzweiflung hineingestellt hat. „Ich fluche, doch nur gegen die Natur, denn deine Größe verbietet mir dich selbst zu nennen . . . gieb mir den Tod, Herr, ich flehe Dich, gieb mir ihn jetzt!"

Einen augenscheinlichen Beweis für einen ausgebildeten, bewußten Theismus wird man freilich in diesen und ähnlichen Aussagen vergebens suchen; die Betreffenden glaubten zum Theil noch Christen zu sein und respectirten außerdem aus verschiedenen Gründen die vorhandene Kirchenlehre. Aber zur Zeit der Reformation, als die Gedanken gezwungen

waren, sich abzuklären, gelangte diese Denkweise zu einem deutlichern Bewußtsein; eine Anzahl der italienischen Protestanten erwiesen sich als Antitrinitarier und Socinianer, machten sogar als Flüchtlinge in weiter Ferne den denkwürdigen Versuch, eine Kirche in diesem Sinn zu constituiren. Aus dem bisher Gesagten wird wenigstens so viel klar geworden sein, daß außer dem humanistischen Rationalismus noch andere Geister in diese Segel wehten.

Ein Mittelpunkt der ganzen theistischen Denkweise ist wohl in der platonischen Academie von Florenz und ganz besonders in Lorenzo magnifico selbst zu suchen. Die theoretischen Werke und selbst die Briefe jener Männer geben doch nur die Hälfte ihres Wesens. Es ist wahr, daß Lorenzo von Jugend auf bis an sein Lebensende sich dogmatisch christlich geäußert hat[1]) und daß Pico sogar unter die Herrschaft Savonarola's und in eine mönchisch ascetische Gesinnung hinein gerieth[2]). Allein in den Hymnen Lorenzo's[3]), welche wir als das höchste Resultat des Geistes jener Schule zu bezeichnen versucht sind, spricht ohne Rückhalt der Theismus, und zwar von einer Anschauung aus, welche sich bemüht, die Welt als einen großen moralischen und physischen Kosmos zu betrachten. Während die Menschen des Mittelalters die Welt ansehen als ein Jammerthal, welches Papst und Kaiser hüten müssen bis zum Auftreten des Antichrist, während die Fatalisten der Renaissance abwechseln zwischen Zeiten der gewaltigen Energie und Zeiten der dumpfen Resignation oder des Aberglaubens, erhebt sich hier, im Kreise[4]) auserwählter Geister, die Idee, daß die sichtbare Welt von Gott aus Liebe geschaffen, daß sie ein Abbild des in ihm präexistirenden Vorbildes sei, und daß er ihr dauernder Beweger und Fortschöpfer bleiben werde. Die Seele des Einzelnen kann zunächst durch das Erkennen Gottes ihn in ihre

engen Schranken zusammenziehen, aber auch durch Liebe zu ihm sich ins Unendliche ausdehnen, und dieß ist dann die Seligkeit auf Erden.

Hier berühren sich Anklänge der mittelalterlichen Mystik mit platonischen Lehren und mit einem eigenthümlichen modernen Geiste. Vielleicht reifte hier eine höchste Frucht jener Erkenntniß der Welt und des Menschen, um derentwillen allein schon die Renaissance von Italien die Führerin unseres Weltalters heißen muß.

Anmerkungen.

S. 201, Anm. 1) Discorsi L. I, c. 12. Auch c. 55: Italien sei verdorbener als alle anderen Länder; dann kommen zunächst Franzosen und Spanier.

S. 202, Anm. 1) Paul. Jov. viri illustres; Jo. Ga. Vicecomes. Vgl. Bd. 1, S. 13 fg. u. 123.

2) Ueber diese Stellung des Ehrgefühls in der jetzigen Welt vgl. die tiefernste Auseinandersetzung bei Prévost-Paradol, la France nouvelle, liv. III, chap. 2 (verfaßt 1868).

S. 203, Anm. 1) Es ist interessant zu vergleichen, was Darwin im „Ausdruck der Gemüthsbewegungen" bei Gelegenheit des „Erröthens" über das Gefühl der Scham im Gegensatz zum Gewissen sagt.

2) Franc. Guicciardini, Ricordi politici e civili, N. 118. (Opere inedite, vol. I.)

3) Seine nächste Parallele ist Merlinus Coccajus (Teofilo Folengo), dessen oben mehrfach erwähntes Opus Macaronicorum Rabelais erweislich gekannt und mehrmals citirt hat (Pantagruel L. II, ch. 1 und ch. 7, Ende). Ja die Anregung zum Gargantua und Pantagruel möchte überhaupt aus Merlinus Coccajus stammen.

S. 204, Anm. 1) Gargantua L. I, chap. 57.

2) D. h. wohlgeboren im höhern Sinn, denn Rabelais, der Wirthssohn von Chinon, hat keine Ursache, dem Adel als solchem hier ein Vorrecht zu gestatten. — Die Predigt des Evangeliums, von welcher in der Inschrift des Klosters die Rede ist, würde zu dem sonstigen Leben der Thelemiten wenig passen; sie ist

[S. 204, Anm. 2] auch eher negativ, im Sinne des Trotzes gegen die römische Kirche zu deuten.

S. 205, Anm. 1) Dessen Tagebuch im Auszug bei Delécluze, Florence et ses vicissitudes, vol. 2.

2) Infessura, ap. Eccard, script. II. Col. 1992. Ueber F. C. oben Bd. 1, S. 103 fg.

S. 206, Anm. 1) Dieses Raisonnement des geistreichen Stendhal, des scharfen Darstellers der Zustände der Renaissancezeit, (la chartreuse de Parme, ed. Delahays, p. 355) scheint mir auf tiefer psychologischer Beobachtung zu ruhen.

2) Graziani, Cronaca di Perugia, zum J. 1437 (Arch. stor. XVI, I, p. 415).

S. 207, Anm. 1) Giraldi, Hecatommithi I. Nov. 7.

2) Infessura, bei Eccard, scrippt. II, Col. 1892, zum Jahr 1464.

S. 208, Anm. 1) Allegretto, Diari sanesi, bei Murat. XXIII. Col. 837. Der Berichterstatter, All., war bei diesem Schwur selbst zugegen; er zweifelt nicht, daß der Friede gewahrt bleibe.

2) Diejenigen, welche die Vergeltung Gott anheimstellen werden u. a. lächerlich gemacht bei Pulci, Morgante, canto XXI, Str. 83 fg. 104 fg.

S. 209, Anm. 1) Guicciardini, Ricordi, l. c. N. 74.

2) So schildert sich Cardanus (de propria vita, cap. 13) als äußerst rachsüchtig, aber auch als verax, memor beneficiorum, amans justitiae.

S. 211, Anm. 1) Mit der völlig entwickelten spanischen Herrschaft trat allerdings eine relative Entvölkerung ein. Wäre sie Folge der Entsittlichung gewesen, so hätte sie viel früher eintreten müssen.

S. 213, Anm. 1) Giraldi, Hecatommithi III, Nov. 2. — Ganz ähnlich: Cortigiano, L. IV, fol. 180.

2) Ein besonders gräuliches Beispiel der Rache eines Bruders, aus Perugia vom J. 1455, findet man in der Chronik des Graziani, Arch. stor. XVI, I, p. 629. Der Bruder zwingt den Galan, der Schwester die Augen auszureißen und jagt ihn mit Schlägen von dannen. Freilich die Familie war ein Zweig der Oddi und der Liebhaber nur ein Seiler.

S. 214, Anm. 1) Bandello, Parte I, Nov. 9 und 26. — Es kommt vor, daß der Beichtvater der Gemahlin sich vom Gatten bestechen läßt und den Ehebruch verräth.

2) S. oben S. 133 und Anmerkung 4.

S. 215, Anm. 1) Ein Beispiel Bandello, Parte I, Nov. 4.

S. 218, Anm. 1) Piaccia al Signore Iddio che non si ritrovi, sagen bei Giraldi III. Nov. 10 die Frauen im Hause, wenn man ihnen erzählt, die That könne dem Mörder den Kopf kosten.

2) Dieß begegnet z. B. dem Gioviano Pontano (de fortitudine, L. II.); seine heldenmüthigen Ascolaner, welche noch die letzte Nacht hindurch tanzen und singen, die abruzzesische Mutter, welche den Sohn auf dem Gang zum Richtplatz aufheitert, u. s. w. gehören vermuthlich in Räuberfamilien, was er jedoch übergeht.

S. 219, Anm. 1) Diarium Parmense, bei Murat. XXII. Col. 330 bis 349 passim. Das Sonett Col. 340.

S. 220, Anm. 1) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 312 fg. Man erinnert sich dabei an die Bande des Priesters, welcher einige Jahre vor 1837 die westliche Lombardei unsicher machte.

S. 221, Anm. 1) Massuccio, Nov. 29. ed. Settembr. p. 314. Es versteht sich, daß der Betreffende auch in der Liebschaft am meisten Glück hat. Ob ihn Mass. wirklich gekannt hat? Er sagt: un frate, del nome e abito del quale come che non me ne ricordo pure so che era un esperto e famoso corsalo.

2) Wenn er in seiner Jugend als Corsar in dem Kriege der beiden Linien von Anjou um Neapel auftrat, so kann er dieß als politischer Parteigänger gethan haben, was nach damaligen Begriffen keine Schande brachte. Jedoch haben Zeitgenossen und Spätere z. B. Lion. Aretino und Poggio weit schlimmere Dinge von ihm berichtet, vgl. die Zusammenstellung bei Gregorovius VI, S. 600. Der Erzbischof Paolo Fregoso von Genua war Doge, Corsar und Cardinal, vgl. oben Bd. 1, S. 84, Anm. 5, 143.

S. 222, Anm. 1) Poggio, Facetiae fol. 164. Wer das heutige Neapel kennt, hat vielleicht eine ähnliche Farce aus einem andern Lebensgebiet erzählen hören.

S. 222, Anm. 2) Jovian. Pontani Antonius: nec est quod Neapoli quam hominis vita minoris vendatur. Freilich meint er, das sei unter den Anjou noch nicht so gewesen; sicam ab iis — den Aragonesen — accepimus. Den Zustand um 1534 bezeugt Benv. Cellini I, 70. — Daß der bezahlte Parteimord auch noch in neuester Zeit eine Rolle spielt, dafür gibt ein sprechendes Zeugniß der Proceß Sonzogno. Vgl. Mein Tagebuch im Proceß Sonzogno von W. Wyl. Zürich Verlagsmagazin 1876.

3) Einen eigentlichen Nachweis wird Niemand hierüber leisten können, allein es wird wenig Mord erwähnt, und die Phantasie der florentinischen Schriftsteller der guten Zeit ist nicht mit Verdacht dieser Art erfüllt.

4) Ueber diese s. die Relation des Fedeli bei Albèri, Relazioni serie II, vol. I, p. 353 fg.

S. 223, Anm. 1) M. Brosch hat (Hist. Zeitschr. Bd. 27, S. 295 ff.) aus venetianischen Archiven Nachrichten zusammengestellt über fünf vom Rath gut geheißene Anträge, den türkischen Sultan zu vergiften (1471—1504), über den daselbst gehegten Plan, Karl VIII. zu ermorden (1495) und über den Auftrag an den Provveditor in Faenza, den Cesare Borgia tödten zu lassen (1504).

2) Infessura, bei Eccard, scriptores II, Col. 1956.

3) Chron. venetum. bei Murat. XXIV, Col. 131. — Im Norden gab man sich über die Giftkunst der Italiener noch stärkeren Phantasien hin; s. bei Juvénal des Ursins ad a. 1382 (ed. Buchon, p. 336) die Lanzette des Giftmischers, welchen König Karl von Durazzo in seinen Dienst nahm; schon wer sie starr ansah, mußte sterben.

4) Petr. Crinitus de honesta disciplina, L. XVIII, cap. 9.

5) Pii II. comment. L. XI, p. 562. — Jo. Ant. Campanus, vita Pii II, bei Murat. III, II, Col. 988.

S. 224, Anm. 1) Vasari IX, 82, vita di Rosso. — Ob in unglücklichen Ehen mehr wirkliche Vergiftungen oder mehr Besorgnisse vor solchen vorherrschten, mag unentschieden bleiben. Vgl. Bandello II, Nov. 5 u. 54. Sehr bedenklich lautet II, Nov. 40. In einer und derselben westlombardischen Stadt, die nicht näher bezeichnet wird, leben zwei Giftköche; ein Gemahl, der sich von

S. 224, Anm 1) der Echtheit der Verzweiflung seiner Frau überzeugen will, läßt sie einen vermeintlich giftigen Trank, der aber nur ein gefärbtes Wasser ist, wirklich austrinken und darauf versöhnt sich das Ehepaar. — In der Familie des Cardanus allein waren vier Vergiftungen vorgekommen. De propria vita, cap. 30. 50.

2) Maleficien z. B. gegen Leonello von Ferrara s. Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 194 ad a. 1445. Während man dem Thäter, einem gew. Benato, der auch sonst übelberüchtigt war, auf der Piazza das Urtheil vorlas, erhob sich ein Lärm in der Luft, und ein Erdbeben, so daß männiglich davon lief oder zu Boden stürzte; Lärm und Erdbeben seien geschehen weil B. havea chiamato et scongiurato il Diavolo. — Was Guicciardini (L. I.) über den bösen Zauber des Lodovico Moro gegen seinen Neffen Giangaleazzo sagt, mag auf sich beruhen. — Ueber Zauberei vgl. auch unten 4. Cap., besonders S. 301 fg. — Selbst bei einem päpstlichen Krönungsmahl brachten die Cardinäle jeder seinen eigenen Kellermeister und Wein mit, „vielleicht weil man aus Erfahrung wußte, daß sonst Gift in den Trank gemischt wurde." Und diese Sitte war in Rom allgemein und galt sine injuria invitantis! — Blas Ortiz, Itinerarium Adriani VI., ap. Baluz. Miscell. (ed. Mansi) I, 380.

3) Man könnte vor Allem Ezzelino da Romano nennen, wenn derselbe nicht offenbar unter der Herrschaft ehrgeiziger Zwecke und eines starken astrologischen Wahns gelebt hätte.

S. 225, Anm. 1) Giornali napoletani, bei Muratori XXI, Col. 1092, ad. a. 1425 Nach der Erzählung des Chronisten scheint diese Unthat doch hauptsächlich aus bloßer Lust an Grausamkeit geschehen zu sein. Br. glaubte freilich weder an Gott. noch an die Heiligen, verachtete die kirchlichen Vorschriften und Gebräuche und hörte niemals die Messe.

2) Pii II comment. L. VII, p. 338.

3) Jovian. Pontan. de immanitate, cap. 17, Opp. II, 968. wo auch von Sigismondo's Schwängerung der eigenen Tochter u. dgl. die Rede ist.

S. 226, Anm. 1) Varchi, Storie fiorentine, am Ende. (Wenn das Werk unverstümmelt abgedruckt ist, wie z. B. in der Mailänder Ausgabe.)

S. 227, Anm. 1) Worüber natürlich, je nach Ort und Menschen, ganz verschiedene Stimmungen laut werden. Die Renaissance hat Städte und Zeiten gehabt, wo ein entschiedener, frischer Genuß des Glückes vorherrschte. Eine allgemeine Verdüsterung der Denkenden beginnt erst mit der entschiedenen Fremdherrschaft im 16. Jahrhundert sich kenntlich zu machen.

S. 229, Anm. 1) Was wir den Geist der Gegenreformation nennen, das war in Spanien entwickelt geraume Zeit vor der Reformation selbst, und zwar durch die scharfe Ueberwachung und theilweise Neueinrichtung alles Kirchlichen unter Ferdinand und Isabella. Hauptquelle hierfür ist Gomez, Leben des Card. Ximenez, bei Rob. Belus, Rer. hispan. scriptores. 3 Bde. Fft. 1581.

S. 230, Anm. 1) Man beachte, daß die Novellisten u. a. Spötter der Bischöfe beinahe gar nicht gedenken, während man sie, allenfalls mit verändertem Ortsnamen, hätte durchziehen können wie die anderen. Dieß geschieht z. B bei Bandello II, Nov. 45; doch schildert er II, 40 auch einen tugendhaften Bischof. Gioviano Pontano im „Charon" läßt den Schatten eines üppigen Bischofs mit „Entenschritt" daherwatscheln. Wie gering die Qualität der italienischen Bischöfe damals im Allgemeinen war, vgl. Janus, S. 387.

2) Foscolo, Discorso sul testo del Decamerone: Ma de' preti in dignità niuno poteva far motto senza pericolo; onde ogni frate fu l'irco delle iniquità d'Israeli etc. Timotheus Maffeus widmet ein Buch gegen die Mönche dem Papst Nikolaus V., Facius, de vir. ill. p. 24. Ganz besonders starke Stellen gegen Geistliche und Mönche in dem obenerwähnten Werk des Palingenius IV, 289, V, 184 fg., 586 fg.

3) Bandello präludirt z. B. II, Nov. 1, damit: das Laster der Habsucht stehe Niemandem schlechter an als den Priestern. (Über die Avaritia im Tractat des Poggio, wo hauptsächlich von den Geistlichen, besonders den Bettelmönchen die Rede ist, welche ja für keine

[S. 230, Anm. 3] Familie ꝛc. zu sorgen hätten.) Mit diesem Raisonnement wird der schmähliche Ueberfall eines Pfarrhauses gerechtfertigt, wobei ein junger Herr durch zwei Soldaten oder Banditen einem zwar geizigen aber gichtbrüchigen Pfarrer einen Hammel stehlen läßt. Eine einzige Geschichte dieser Art zeigt die Voraussetzungen, unter welchen man lebte und handelte, genauer an, als alle Abhandlungen.

S. 231, Anm. 1) Giov. Villani IV, 29 sagt dieß sehr deutlich ein Jahrh. später.

S. 232, Anm. 1) L'Ordine. Wahrscheinlich ist seine Tafel mit dem Motto I H S gemeint.

2) Er fügt hinzu (nov. X, ed. Settembrini p. 132): und in den seggi, d. h. den Vereinen, in welche der neapolitanische Adel getheilt war. — Die Rivalität der beiden Orden wird häufig lächerlich gemacht, z. B. Bandello III, Nov. 14.

S. 233, Anm. 1) Nov. 6. ed. Settembrini p. 83, der darauf hinweist, daß im Index von 1564 ein Buch genannt ist: Matrimonio delli preti e delle monache.

2) Für das Folgende vgl. Jovian. Pontan. de Sermone, L. II. cap. 17. Opp. II, p. 1623 und Bandello, Parte I. Nov. 32. Die Wuth des frater Franciscus, der u. A. durch eine Erscheinung des h. Cataldus auf den König hatte einwirken wollen, über seinen Mißerfolg wurde so groß und das Gerede so allgemein, ut Italia ferme omnis ipseque in primis Romanus pontifex de tabulae hujus fuerit inventione sollicitus atque anxius. —

3) Alexander VI. und Julius II., deren grausame Maßregeln aber den venetianischen Gesandten Giustiniani und Soderini nicht als Aeußerungen religiöser Gesinnung, sondern als Versuche der Gelderpressung bezeichnet werden. Vgl. M. Brosch: Histor. Zeitschr. Bd. 37.

4) Panormita de dictis at factis Alphonsi lib. II. Enea Silvio im Commentar dazu, (Opp. ed. 1651, p. 79) erzählt von einem zu Rom entlarvten Fastenden, der angeblich 4 Jahre lang nichts gegessen hatte.

5) Weshalb auch sonst in seiner Nähe dies Wesen offen

[S. 233, Anm. 5] denuncirt werden durfte. Vgl. auch Jovian. Pontan., Antonius und Charon. Die eine dort erzählte Geschichte ist dieselbe wie Massuccio, Nov. II.

6) Beispielshalber: der VIII. Gesang der Maccaroneide.

S. 234, Anm. 1) Die Geschichte in Vasari V. p. 120, vita di Sandro Botticelli, zeigt, daß man bisweilen mit der Inquisition Scherz trieb. Allerdings kann der hier erwähnte Vicario sowohl der des Erzbischofs als der des dominicanischen Inquisitors gewesen sein. Vasari sagt: Raccontasi ancora, che Sandro accusò per burla un amico suo di eresia al vicario; e colui, comparendo dimandò chi l'aveva accusato e diche. Perchè essendogli detto, che Sandro era stato, il quale diceva, che egli teneva l'opinione degli epicurei, e che l'anima morisse col corpo; volle vedere l'accusatore dinanzi al giudice: onde, Sandro comparso, disse: Egli è vero che io ho questa opinione dell' anima di costui, che è una bestia. Oltre ciò, non pare a voi che sia eretico, poichè, senza avere lettere o appena saper leggere, comenta Dante e mentova il suo nome invano? (Es scheint, daß Vasari sich hier eine kleine Ungenauigkeit zu Schulden kommen läßt. Aus der witzigen Verantwortung erhellt, daß S's. Anklage nicht auf den Glauben an die Vernichtung der Seele mit dem Körper ging, sondern auf den Glauben an die Seelenwanderung. Beide Ketzereien zugleich konnte sie aber nicht betreffen, da die eine der andern widerspricht.)

S. 235, Anm. 1) Bursellis, Ann. Bonon. ap. Murat. XXIII. Col. 886 fg. c. 896. (Malv. starb 1468; sein beneficium kam an seinen Neffen.)

2) Vgl. S. 64, fg. Er war Abt der Vallombrosaner. Die Stelle, hier frei übersetzt, findet sich Opere, vol. II, p. 209 in seiner zehnten Novelle. — Eine einladende Schilderung des Wohllebens der Carthäuser in dem S. 61 citirten Commentario d'Italia, fol. 32 fg.

3) Pius II war aus Gründen für Abschaffung des Cölibates: Sacerdotibus magna ratione sublatas nuptias majori restituendas videri, war eine seiner Lieblingssentenzen. Platina, Vitae Pontiff. p. 311.

S. 236, Anm. 1) Ricordi, N. 28, in den Opere inedite, Vol. 1.
2) Ricordi, N. 1. 123. 125.

S. 237, Anm. 1) Vgl. den Orlandino, cap. VI, Str. 40, fg. cap. VII, St. 57. cap. VIII, Str. 3 fg., bes. 75.

S. 238, Anm. 1) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 362.
2) Er hatte einen deutschen und einen slawischen Dolmetscher bei sich. Auch S. Bernhard hatte einst am Rhein desselben Mittels bedurft.

S. 239, Anm. 1) Capistrano z. B. begnügte sich, über die Tausende von Kranken, die man ihm brachte, das Kreuz zu machen und sie im Namen der Dreieinigkeit und seines Meisters S. Bernardino zu segnen, worauf hie und da eine wirkliche Genesung erfolgte, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Der Chronist von Brescia (bei Murat. XXI. s. unten S. 240, A. 3) deutet dieß so an: „er that schöne Wunder, doch erzählte man viel mehr als wirklich war".
2) So z. B. Poggio, de avaritia, in den Opera, fol. 2. Er findet, sie hätten es leicht, da sie in jeder Stadt dasselbe vorbrächten und das Volk dümmer entlassen dürften, als es gekommen sei rc. Derselbe Poggio rühmt dann freilich (Epistolae ed. Tonelli, vol. I, p. 281) den Albert von Sarteano als doctus und perhumanus. — Die Vertheidigung des Bernardino von Siena und eines gewissen Nicolaus übernahm Fr. Filelfo (z. B. Satyrae II, 3 und VI, 5), aber wohl weniger aus Neigung zu diesen Predigern, als aus Haß gegen Poggio. Mit A. v. Sart. stand Filelfo in Briefwechsel. Derselbe Filelfo lobt zwar auch den Roberto (da Lecce), tadelt aber an ihm, daß er nicht immer zweckmäßige Mienen und Ausdrücke anwende, traurig aussehe, wenn er fröhlich erscheinen solle; auch weine er zu viel und beleidige dadurch Ohren und Gefühl des Zuhörers. Filelfo, Epistolae, Venet. 1502. fol. 96b.
3) Franco Sacchetti, Nov. 73. Verfehlte Bußprediger sind bei allen Novellisten ein häufiges Thema.

S. 240, Anm 1) Vgl. die Posse im Decamerone VI, Nov. 10. Bruder Cipolla verspricht einigen Dorfleuten eine Feder vom Engel Gabriel zu zeigen und redet ihnen, da er statt der Federn nur Kohlen in seinem Kästchen findet, ein,

[S. 240, Anm. 1] das seien die Kohlen, auf denen der h. Lorenz gebraten worden.

2) Wobei die Sache wieder ganz eigenthümliche Farben annahm. Vgl. Malipiero, Ann. venet., Arch. stor. VII, I, p. 18. — Chron. venetum, bei Murat XXIV, Col. 114. — Storia bresciana, bei Murat XXI, Col. 898. In jener Stelle versprechen die Prediger den gegen die Türken Ziehenden vollkommenen Ablaß, als wenn sie in Rom beim Jubiläum gewesen wären; in dieser den für den Türkenkrieg Zahlenden Ablaß je nach der Höhe ihrer Zahlung, vollkommenen Ablaß für 20,000 Dukaten.

3) Stor. Bresciana bei Murat. XXI, Col. 865 fg.; am ersten Tage hatten sich 10,000 Menschen eingefunden, 2000 Fremde waren von allen Seiten herbeigeströmt; die Zahl der letzten Tage hat der Chronist nicht ausgefüllt.

4) Allegretto, Diari sanesi, bei Murat. XXIII, Col. 819 fg. 13.—18. Juli 1486; der Prediger ist Pietro dell' Osservanza di S. Francesco.

S. 241, Anm. 1) Infessura (bei Eccard, scriptores II, Col. 1874) sagt: canti, brevi, sorti. Ersteres könnte auf Liederbücher gehen, dergleichen wenigstens Savonarola wirklich verbrannt hat. Allein Graziani (Cron. di Perugia, Arch. stor. XVI, I, p. 314, vgl. das. die Anm. des Herausgebers) sagt bei einem ähnlichen Anlaß, brieve incante, was ohne Zweifel brevi e incanti zu lesen ist, und eine ähnliche Emendation ist vielleicht auch bei Infessura rathsam, dessen sorti ohnehin irgend eine Sache des Aberglaubens bezeichnen, etwa ein wahrsagendes Kartenspiel. — Zur Zeit des Bücherdruckes sammelte man auch z. B. alle Exemplare des Martial für den Scheiterhaufen ein. Bandello III, No. 10.

2) S. dessen merkwürdige Biographie bei Vespasiano Fiorent. p. 244 fg. und die bei Aen. Sylvius, de viris illustr., p. 24.—27. U. A. heißt es da: Is quoque in tabella pictum nomen Jesus deferebat, hominibusque adorandum ostendebat multumque suadebat ante ostia domorum hoc nomen depingi. Damit wurde dann eine Art modernen Götzendienstes getrieben.

S. 241, Anm. 3) Allegretto, l. c., Col. 823; ein Prediger hetzt das Volk gegen die Richter, (wenn nicht statt giudici etwa giudei zu lesen ist), worauf dieselben bald in ihren Häusern wären verbrannt worden. Freilich bedroht die starke Gegenpartei das Leben des Predigers.

4) Infessura, l. c. Im Todestage der Hexe scheint ein Schreibfehler zu liegen. — Wie derselbe Heilige vor Arrezzo ein verrufenes Wäldchen umhauen ließ, erzählt Vasari III, 148; v. di Parri Spinelli. Oft mag sich der erste Bußeifer an Lokalen, Symbolen und Werkzeugen so ziemlich erschöpft haben.

S. 242, Anm. 1) Pareva che l'aria si fendesse, heißt es irgendwo.

2) Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 166 fg. Es wird nicht ausdrücklich gesagt, daß er sich mit dieser Fehde abgab (sermo, heißt es, de eleemosyna fuit), allein wir dürfen nicht daran zweifeln. — Auch Jacopo della Marca hatte einst (1445) nach ungeheuren Erfolgen kaum Perugia verlassen, als ein schrecklicher Rachemord in der Familie Ranieri geschah. Vgl. Graziani, l. c. pag. 565 fg. — Bei diesem Anlaß muß darauf hingewiesen werden, daß jene Stadt auffallend oft von solchen Predigern besucht wird, vgl. pag. 597. 626, 631, 637, 647.

3) Capistrano kleidete nach einer Predigt fünfzig Soldaten ein; Stor. bresciana, l. c. — Graziani, l. c. pag. 565 fg. Das. 598 fg. für Roberto da Lecce (oben S. 150). Doch bemerkt der Chronist, daß von den 6 Eingekleideten einer wieder aussprang, sich verheirathete e fu magiore ribaldo, che non era prima. — Aen. Sylvius (de viris illustr. Stuttg. 1842 p. 25) war in seiner Jugend einmal nach einer Predigt S. Bernardino's nahe daran, in dessen Orden zu treten.

S. 243, Anm. 1) Daß es an Reibungen zwischen den berühmten Observantenpredigern und den neidischen Dominicanern nicht fehlte, zeigt der Streit über das vom Kreuz auf die Erde geflossene Blut Christi (1462, vgl. G. Voigt, Enea Silvio, III, 591 fg.) Ueber Fra Jacopo della Marca, der in diesem Streit dem dominicanischen Inquisitor durchaus nicht nachgeben wollte, äußert sich Pius II. in seinem ausführlichen Bericht (Comment. L. XI, p. 511) mit einer ganz hübschen Ironie: Pauperiem pati

[S. 243, Anm. 1] et famem et sitim et corporis cruciatum et mortem pro Christi nomine nonnulli possunt; jacturam nominis vel minimam ferre recusant, tanquam sua deficiente fama Dei quoque gloria pereat.

2) Ihr Ruf schwankte schon damals zwischen Extremen. Man muß sie von den Eremitanermönchen unterscheiden. — Ueberhaupt waren die Grenzen in dieser Beziehung nicht fest gezogen. Die als Wunderthäter herumziehenden Spoletiner beriefen sich immer auf San Antonio und, ihrer Schlangen wegen, auf den Apostel Paulus. Sie brandschatzten schon seit dem 13. Jahrh. die Bauern mit halbgeistlicher Magie, und ihre Pferde waren dressirt niederzuknien, wenn man San Antonio nannte. Dem Vorgeben nach sammelten sie für Hospitäler. Massuccio, Nov. 18. Bandello III, Nov. 17. Firenzuola in seinen asino d'oro (Opere vol. IV) läßt sie die Stelle der Bettelpfaffen des Apulejus vertreten.

3) Prato, Arch. stor. III, p. 357 fg. Burigozzo, ibid. p. 431 fg.

S. 244, Anm. 1) Allegretto, bei Murat. XXIII, Col. 856 fg. Der Spruch lautet: Ecce venio cito et velociter. Estote parati.

2) Matteo Villani VIII, cap. 2 ff. Er predigte zuerst gegen die Tyrannis überhaupt, dann, als ihn das herrschende Haus der Beccaria hatte wollen ermorden lassen, änderte er in einer Predigt selbst die Verfassung und die Behörden und nöthigte die Beccaria zur Flucht (1357). Vgl. Petrarca Epp. fam. XIX, 18 und A. Hortis: Scritti inediti di F. P. p. 174 bis 181.

3) Bisweilen stellte auch das regierende Haus in bedrängten Zeiten Mönche an, um das Volk für Loyalität zu begeistern. So die Este von Ferrara, die im Kriege mit Venedig (1481) ihre Unterthanen durch einen Prediger aus Bologna an die Wohlthaten des Herrscherhauses erinnern und an das schlimme Geschick, das ihnen seitens der siegreichen Venetianer drohte, mahnen ließen. Vgl. Sanudo bei Murat. XXII, Col. 1218.

S. 244, Anm. 4) Prato, Arch. stor. III, p. 251. — Spätere fanatisch antifranzösische Prediger, nach der Vertreibung der Franzosen erwähnt Burigozzo, ibid., pag. 443, 449, 485; ad. a. 1523, 1526, 1529.

5) Jac. Pitti, Storia fior. L. II. p. 112.

S. 245, Anm. 1) Perrens: Jérôme Savonarole, 2 voll., unter den vielen früheren Specialwerken vielleicht das methodisch bestgeordnete und nüchternste. — Seither P. Villari, La storia di Girol. Savonarola, (2 voli. 8. Firenze, Lemonnier). Auch deutsch übersetzt von Mor. Berduschek 2 Bände, Leipzig 1868. Die von Villari vertretene Auffassung weicht von der hier gegebenen mannigfach ab. Vgl. nun auch Ranke: Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des 15. Jahrh., in: Historisch-biographische Studien, Leipzig 1878, S. 181—358. Ueber Gennaz. Vill. I, 57 fg. II, 343 fg. u. sonst; Reumont, Lorenzo II, 522—526, 533 fg. mit handschriftlichen Briefen.

S. 247, Anm. 1) Predigten über Haggai, Schluß der 6. Predigt; Villari (deutsche Uebers.) I. 180.

2) Savonarola wäre vielleicht der Einzige gewesen, der den Unterthanenstädten die Freiheit wiedergeben und dennoch den Zusammenhalt des toscanischen Staates irgendwie retten konnte. Daran aber kam ihm der Gedanke nicht. Und Pisa haßte er wie ein Florentiner.

S. 248, Anm. 1) Ein merkwürdiger Contrast zu den Sienesen, welche 1483 ihre entzweite Stadt feierlich der Madonna geschenkt hatten. Allegretto, ap. Murat. XXIII, Col. 815 fg.

S. 249, Anm. 1) Von den impii astrologi sagt er: non è da disputar (con loro) altrimenti che col fuoco.

S. 251, Anm. 1) Vgl. Villari's Darstellung und Gegenbemerkungen; deutsche Uebers. II, S. 105 fg.

2) S. die Stelle aus der 14 ten Predigt über Ezechiel, bei Perrens, l. c., vol. I, pag. 30, Nota.

S. 252, Anm. 1) Mit dem Titel: De rusticorum religione. Vgl. oben S. 97.

2) Franco Sacchetti. Nov. 109, wo noch Anderes der Art.

S. 253, Anm. 1) Bapt. Mantuan. de sacris diebus, L. II. ruft aus:

Ista superstitio, ducens a Manibus ortum
Tartareis, sancta de religione facessat
Christigenûm! vivis epulas date, sacra sepultis.

Ein Jahrhundert vorher, als das Exekutionsheer Johann's XXII. gegen die Ghibellinen in der Mark zog, geschah es unter ausdrücklicher Anklage auf eresia und idolatria; Recanati, das sich freiwillig ergeben, wurde doch verbrannt, unter dem Vorwande, „weil daselbst Idole angebetet worden waren", in Wahrheit aber aus Rache für manche von der Stadt Getödteten Giov. Villani, IX, 139. 141.— Unter Pius II. kommt ein hartnäckiger Sonnenanbeter, Urbinate von Geburt, zum Vorschein. Aen. Sylvii opera p. 289. Hist. rer. ubique gestar. c. 12. — Das Erstaunlichste geschah unter Leo X., richtiger in der Zwischenzeit zwischen Leo's und Hadrian's Pontifikat, Juni 1522 (Gregorovius VIII, 388) auf dem Forum in Rom: wegen einer Pest wurde ein Stier feierlich auf heidnische Weise geopfert; Paul. Jovius, Hist. XXI, 8.

2) So Sabellico, de situ venetae urbis. Er nennt zwar die Namen der Kirchenheiligen, nach Art mehrerer Philologen, ohne sanctus oder divus, führt aber eine Menge Reliquien an und thut sehr zärtlich damit, rühmt sich auch bei mehreren Stücken, sie geküßt zu haben.

S. 254, Anm. 1) De laudibus Patavii, bei Murat. XXIV, Col. 1149 bis 1151.

2) Prato, Arch. stor. III, p. 408 fg. — Er gehört sonst nicht zu den Aufklärern, aber gegen diesen Causalnexus protestirt er denn doch.

3) Pii II. Comment. L. VIII, p. 352 fg. Verebatur Pontifex, ne in honore tanti apostoli diminute agere videretur etc.

4) Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 187. Der Papst entschuldigt sich mit Ludwig's großen Verdiensten um den päpstlichen Stuhl und mit dem Beispiele anderer Päpste, z. B. des h. Gregor, die Aehnliches gethan. Ludwig konnte das Geschenk noch anbeten, starb aber dennoch. — Die Katakomben waren

S. 254, Anm. 4) damals in Vergessenheit gerathen, doch sagt auch Savonarola (Murat. XXIV), Col. 1150 von Rom: velut ager Aceldama Sanctorum habita est.

5) Bursellis. Annal. Bonon., bei Murat. XXIII, Col. 905. Es war einer der 16 Patricier, Bartol. della Volta, st. 1485 oder 1486.

S. 255, Anm. 1) Vasari III, 111, fg. u. Anm. Vita di Ghiberti.

2) Matteo Villani III. 15 und 16.

3) Man müßte überdieß unterscheiden zwischen dem in Italien blühenden Cultus der Leichen historisch noch genau bekannter Heiligen aus den letzten Jahrhunderten, und zwischen dem im Norden vorherrschenden Zusammensuchen von Körper- und Gewandfragmenten ꝛc. aus der heiligen Urzeit. Letzterer Art, und vorzüglich für Pilger wichtig, war dann auch der große Vorrath der lateranensischen Reliquien. Allein über den Sarcophagen des h. Dominicus und des h. Antonius von Padua und über dem mysteriösen Grabe des h. Franz schimmert außer der Heiligkeit auch schon der historische Ruhm.

S. 256. Anm. 1) Die merkwürdige Aussage, aus seinem späten Werke de sacris diebus (L. I.) bezieht sich freilich auf weltliche und geistliche Kunst zugleich. Bei den Hebräern, meint er, sei mit Recht alles Bildwerk verdammt gewesen, weil sie sonst in den ringsherrschenden Götzen- oder Teufelsdienst wieder zurückgefallen wären:

Nunc autem, postquam penitus natura Satanum
Cognita, et antiqua sine majestate relicta est,
Nulla ferunt nobis statuae discrimina, nullos
Fert pictura dolos; jam sunt innoxia signa;
Sunt modo virtutem testes monimentaque laudum
Marmora, et aeternae decora immortalia famae ...

2) So klagt Battista Mantovano (de sacris diebus), L. V.) über gewisse „nebulones“, welche an die Echtheit des heiligen Blutes zu Mantua nicht glauben wollten. Auch diejenige Kritik, welche bereits die Schenkung Constantins bestritt, war sicher den Reliquien ungünstig, wenn auch im Stillen.

3) Besonders Paradiso XXXIII, 1 das berühmte Gebet des h. Bernhard: vergine madre, figlia del tuo figlio.

S. 256, Anm. 4) Vielleicht auch Pius II., dessen Elegie auf die h. Jungfrau in den opera p. 964 abgedruckt ist, und der sich von Jugend auf unter dem besondern Schutz der Maria glaubte. Jac. Card. Papiens., de morte Pii Opera p. 656.

5) Also aus der Zeit, da Sixtus IV. sich für die unbefleckte Empfängniß ereiferte. Extravag. commun. L. III. Tit. XII. Er stiftete auch das Fest der Darstellung Mariä im Tempel, das der heil. Anna und des heil. Joseph. Vgl. Trithem., Ann. Hirsaug. II. p. 518.

6) Höchst belehrend sind hierfür die wenigen und kühlen Madonnensonette der Vittoria. (Ausgabe von P. Visconti. Rom 1840, N. 85 u. ff.)

S. 257, Anm. 1) Bapt. Mantuan., de sacris diebus, L. V., und besonders die Rede des jüngern Pico, welche für das lateranensische Concil bestimmt war, vgl. oben Bd. 1, S. 114, Anm. 5, 156, bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi, vol. VIII, p. 115.

S. 258, Anm. 1) Monach. Paduani chron. L. III, Anfang. (Muratori, vol. XIIII.) Es heißt von dieser Buße: invasit primitus Perusinos, Romanos postmodum, deinde fere Italiae populos universos. Dagegen Guil. Ventura (fragmenta de gestis Astensium in Monum. hist. patr. SS. tom. III. col. 701) nennt die Geißelfahrt admirabilis Lombardorum commotio; Eremiten seien aus ihren Höhlen gekommen und hätten die Städte zur Buße aufgerufen.

2) Giv. Villani VIII, 122. XI, 23. Die ersten wurden in Florenz nicht aufgenommen, um so bereitwilliger die späteren.

3) Corio, fol. 281. — Eine plötzliche Bußfertigkeit, hervorgerufen durch die Züge der dealbati, die fast zwei Monate dauerte, von den Alpen nach Lukka, von da nach Florenz und weiter sich erstreckte, constatirt Leon. Aretinus, Hist. Flor. lib. XII. am Anfang, fast wörtlich gleichlautend in desselben rer. ital. hist. (ed. Argent. 1610 p. 252.)

4) Entferntere Wallfahrten werden schon sehr selten. Diejenigen der Fürsten vom Hause Este nach Jerusalem, S. Yago und Vienne sind aufgezählt im Diario Fer-

[S. 258, Anm. 4] rarese bei Murat. XXIV, Col. 182. 187. 190. 279. Die des Rinaldo Albizzi in's heil. Land bei Machiavelli, Stor. fior., L. V. Auch hier ist bisweilen die Ruhmlust das Bestimmende; von Lionardo Frescobaldi, der mit einem Gefährten (gegen 1400) nach dem heil. Grabe pilgern wollte, sagt der Chronist Giov. Cavalcanti (Ist. Fiorentine ed. Polidori, 1838 II, p. 478.): Stimarono di eternarsi nella mente degli uomini futuri. — Bezieht sich Pontano's Gedicht: Ad amicos Hierosolymam proficiscentes (Opp. IV, 3446 fg.) auf eine Wallfahrt oder einen Versuch der Eroberung des h. Landes?

5) Bursellis, Annal. Bon. bei Murat. XXIII, Col. 890.

6) Allegretto, bei Murat. XXIII, Col. 855, fg. Das Gerücht hatte sich verbreitet. es habe vor dem Thore Blut geregnet, Alle stürzten heraus tamen gli huomini di giudizio non lo credono.

7) Burigozzo, Arch. stor. III, 486. Für das damalige Elend der Lombardei ist Galeazzo Capello (de rebus nuper in Italia gestis) die classische Quelle; Mailand litt im Ganzen kaum weniger als Rom beim Sacco (1527).

8) Man nannte es auch l'arca del testimonio, und war sich bewußt die Sache sei conzado (eingerichtet) con gran misterio.

S. 259, Anm. 1) Diario Ferrarese, bei Murat. XXIV, Col. 317. 322. 323. 326. 386. 401.

2) Ad uno santa homo o santo donna, sagt der Chronist; die Concubinen zu halten wurde den maritati verboten.

S. 260, Anm. 1) Die Predigt war besonders für die Juden bestimmt. Nach der Predigt wurde ein Jude getauft, ma non di quelli, fügt der Annalist hinzu, che erano stati a udire la Predica.

2) Per buono rispetto a lui noto e perchè sempre è buono a star bene con Iddio, sagt der Annalist. Er setzt dann, nachdem er die Verordnung mitgetheilt, resignirt hinzu: La cagione perchè sia fatto et si habbia a fare non s'intende; basta che ogni bene è bene.

3) Vermuthlich die Bd. 1, S. 29. in Perugia erwähnte. — In dem Bericht heißt es freilich, daß sie aus Viterbo geholt wurde.

S. 260, Anm. 4) Die Quelle nennt ihn einen Messo de' cancellieri del Duca. Die Sache sollte recht augenscheinlich vom Hofe und nicht von Ordensobern oder sonstigen geistlichen Behörden ausgehen.

S. 264, Anm. 1) Vgl. das Citat aus Pico's Rede von der Würde des Menschen, S. 72 fg., 97 fg

2) Abgesehen davon, daß man bei den Arabern selbst bisweilen auf eine ähnliche Toleranz oder Indifferenz stoßen konnte.

S. 265, Anm. 1) So bei Boccaccio im Decameron; vgl. auch Preis Saladin's im Commento di Dante I, 293. — Sultane ohne Namen bei Massuccio, der eine als Re de Fes, der andere als Re de Tunisi bezeichnet, Nov. 46, 48, 49. — Auch bei Fazio degli Uberti, Il Dittamondo II, 25 heißt es: el buono Saladin. — Hierher kann man auch das (berüchtigte) Bündniß Venedigs mit dem Sultan von Egypten 1202 rechnen, vgl. G. Hanotaux in der Revue historique IV (1877) S. 74—102. — Natürlich fehlt es auch nicht an Angriffen gegen den Islam. Egnatius: De ex. ill. vir. Ven. rühmt fol. 6ᵃ Venedig, daß sich daselbst keine Spur von Maumetana superstitio finde, und braucht fol. 103ᵇ die furchtbarsten Ausdrücke über Mohammed selbst. — Notiz über eine Türkin, die sich in Venedig und dann nochmals in Rom taufen läßt, bei Cechetti I, 487.

2) Philelphi Epistolae, Venet. 1502, fol. 90ᵇ fg.

3) Decamerone I, Nov. 3. Er zuerst nennt die christliche Religion mit, während die 100 novelle ant. eine Lücke lassen. Ueber eine altfranzösische Quelle aus dem 13. Jahrhundert A. Tobler: Li di dou vrai aniel Leipzig 1871; über Abr. Abulafia's (geb. in Spanien 1241, um 1290 in Italien, wo er den Papst zum Judenthum bekehren wollte) hebräische Erzählung, in der zwei Diener den für den Sohn vergrabenen Edelstein zu besitzen behaupten, s. Steinscheider, Polemische und apologetische Literatnr in arabischer Sprache (Lpz. 1877) S. 319 und 360. Aus diesen und anderen Erzählungen geht doch wol hervor, daß die Geschichte ursprünglich weniger deutlich gelautet (bei Abul. z. B. ist es bestimmt Polemik gegen das Christenthum), und daß die Lehre von der Gleichberechtigung der drei Religionen eine spätere

S. 265, Anm. 3) Hinzufügung ist. — Vgl. auch Reuter (unten S. 266, A. 1) II S. 302 fg., 390.

S. 266, Anm. 1) De tribus impostoribus, bekanntlich auch der Titel einer außer vielen Anderen auch Friedrich II. beigelegten Schrift, die freilich keineswegs die durch die Aufschrift erregten Erwartungen befriedigt. Neueste Ausgabe von E. Weller. Heilbronn 1876. Die Nationalität des Verfassers (Deutscher, Franzose oder Italiener) ist ebenso bestritten, wie die Zeit der Abfassung (13.—17. Jahrhundert). Ueber die Streitfrage, namentlich in Beziehung auf Friedrich II. s. die sehr merkwürdige Auseinandersetzung von H. Reuter, Gesch. der relig. Aufklärung im MA. Berlin 1877 II, S. 273—302.

2) Freilich im Munde des Dämons Astarotte, Ges. XXV, Str. 231 u. ff. Vgl. 141 Str. u. ff.

3) Ges. XXVIII, Str. 38 u. ff.

S. 267, Anm. 1) Ges. XVIII, Str. 112 bis zu Ende.

2) Pulci nimmt ein anologes Thema, obwohl nur flüchtig, wieder auf in der Gestalt des Fürsten Chiaristante (Ges. XXI. Str. 101, 121 fg., 145, 163 fg.) welcher nichts 'glaubt und sich und seine Gemahlin göttlich verehren läßt. Man ist versucht, dabei an Sigismondo Malatesta (Bd. 1, S. 33, 271, Bd. 2, S. 225) zu denken.

S. 269, Anm. 1) Giov. Villani IV, 29. VI, 46. Der Name kommt auch im Norden sehr früh vor, schon vor 1150 bei Anlaß einer um etwa 70 Jahre früher vorgefallenen Schreckensgeschichte (der 2 Geistlichen aus Nantes). Die Definition des Guil. Malmesbur. L. III, S. 237 ed. Londin. 1840 p. 405: Epicureorum . . qui opinantur animam corpore solutam in aërem evanescere, in auras effluere

2) Man vgl. die bekannte Beweisführung im dritten Buche des Lucretius. Später bediente sich man indeß des Namens Epikuräer gegen alle diejenigen, denen man wegen ihrer freieren Ansichten oder ihres kühnen Auftretens übel wollte. Vgl. besonders die Anklagen des Fra Antonio da Bitonto und seiner Freunde gegen Lorenzo Valla, worüber dieser im Antidoton in Pogium lib. IV, Opp. (Basel 1543) p. 356 ff und Apologia pro se et contra calumniatores ad Eu-

[S. 269, Anm. 2] genium IV, Opp. 795 ff. An letzterer Stelle eine merkwürdige Vertheidigung Epikurs: Quis eo parcior, quis continentior, quis modestior, et quidem in nullo philosophorum omnium minus invenio fuisse vitiorum plurimique honesti viri cum Graecorum tum Romanorum Epicurei fuerunt.

S. 270, Anm. 1) Inferno, VII, 67 bis 96. Wobei freilich zu bemerken ist, daß die betreffenden Verse von Vergil gesprochen werden, zum Theil mit Bekämpfung der von Dante angedeuteten Ansicht.

2) Purgatorio XVI, 73. Womit die Theorie des Planeteneinflusses im Convito zu vergleichen. — Auch der Dämon Astarotte bei Pulci (Morgante XXV, Str. 150) bezeugt die menschliche Willensfreiheit nnd die göttliche Gerechtigkeit.

S. 271, Anm. 1) Vgl. die treffende Ausführung bei Voigt, Wiederbelebung, S. 165—170. — Beiläufig sei auf die nach humanistischer Bildung strebenden, etwas beschränkten, aber sehr wackern Verehrer des Ambr. Camald., Hieronymus Aliotti, hingewiesen, vgl. dessen Opuscula cura G. M. Scarmalii, 2 Bde, Arezzo 1769.

2) Vespasiano fiorent. p. 26. 320. 435. 626. 651. — Murat. XX, Col. 532. über G. M.

S. 272, Anm. 1) Die Einwirkung der Renaissance auf die religiöse Gesinnung zeigt sich höchst merkwürdig in Platina's Einleitung zu seinem Leben Christi. (Vitae Paparum, Anfang). Christus, so sagt er, erreicht den platonischen Begriff der vierfachen nobilitas vollkommen seinem genus nach: quem enim ex gentilibus habemus qui gloria et nomine cum David et Salomone quique sapientia et doctrina cum Christo ipso conferri merito debeat et possit. — Wie den Geist des Alterthums, so suchte man auch den des alten Judenthums mit dem des Christenthums zu durchdringen; schon Pico, besonders aber Pietro Galatino bemühten sich nachzuweisen, daß in der jüdischen Geheimlehre und in den talmudischen Schriften die christlichen Dogmen geahnt und ausgesprochen seien.

2) Ueber Pomponazzo vgl. die Specialwerke, u. a. Ritter, Gesch. der Philosophie, Bd. 9.

S. 272, Anm. 3) Paul. Jovii Elogia lit. p. 90. Doch mußte G. M. auf einem öffentlichen Platze in Venedig Abbitte leisten. G. M.'s Brief an Lorenzo von Medici, Venedig 1478, 17. Mai mit der Bitte um Verwendung bei dem Papst, satis enim poenarum dedi, bei C. Malagola, Codro Urceo, Bologna 1878, S. 433.

S. 273, Anm. 1) Codri Urcei opera, vorn sein Leben von Bart. Bianchini, dann in seinen philologischen Vorlesungen p. 65. 151. 278 etc.

2) Einmal sagt er: in laudem Christi:
Phoebum alii vates musasque Jovemque sequuntur
At mihi pro vero nomine Christus erit.
Gelegentlich (fol. X b) fährt er auch gegen die Böhmen los. Diese, wenigstens Huß und Hieronymus von Prag, sind vielleicht nur von Poggio in seinem berühmten Briefe an Lion. Aretino, in welchem sie mit Mucius Scävola und Socrates zusammengestellt werden, in Schutz genommen worden.

3) Audi virgo ea quae tibi mentis compos et ex animo dicam. Si forte cum ad ultimum vitae finem pervenero supplex accedam ad te spem oratum, ne me audias neve inter tuos accipias oro; cum infernis diis in aeternum vitam agere decrevi.

S. 274, Anm. 1) Animum meum seu animam, eine Unterscheidung, durch welche damals die Philologie gerne die Theologie in Verlegenheit setzte.

2) Platina, Vitae pontiff., p. 311: christianam fidem, si miraculis non esset approbata, honestate sua recipi debuisse. Doch bleibt zu beachten, daß solche von Platina zusammengestellte Aussprüche des Papstes nicht als vollkommen authentisch betrachtet werden dürfen.

3) Praefatio zu der historia Ferdinandi I, (Hist. Ztschr. XXXIII, S. 61) und Antid. in Pogg. lib. IV, Opp. p. 256 fg. Nach Pontanus de sermone lib. I, cap. 18 habe Valla ne dubitaverit quidem dicere protiterique palam habere se quoque in Christum spicula, wobei freilich zu bedenken ist, daß Pontano mit Valla's Gegnern in Neapel befreundet war.

S. 275, Anm. 1) Besonders wenn die Mönche dergleichen auf der Kanzel frisch ersannen; doch auch das längst Anerkannte blieb

[S. 275, Anm. 1] nicht ohne Anfechtung. Firenzuola (opere, vol. II. p 208, in der 10. Novelle) spottet über die Franciscaner von Novara, welche aus erschlichenem Geld eine Capelle an ihre Kirche bauen wollen, dove fusse dipinta quella bella storia, quando S. Francesco predicava agli uccelli nel deserto; e quando ei fece la santa zuppa, e che l'agnolo Gabriello gli portò i zoccoli.

2) Einiges über ihn bei Bapt. Mantuan. de patientia, L. III, cap. 13.

3) Bursellis, Ann. Bonon., bei Murat. XXIII, Col. 915.

4) Wie weit die frevelhaften Reden bisweilen gingen, hat Gieseler, Kirchengeschichte II, IV. §. 154 Anm. mit einigen sprechenden Beispielen dargethan.

5) G. Voigt, Enea Silvio III, S. 581. — Was dem Bischof Petro von Aranda geschah, der (1500) die Gottheit Christi geleugnet, den Ablaß als eine nichtige Sache, als eine von den Päpsten zu ihrem Vortheil gemachte Erfindung erklärt, die Existenz der Hölle und des Fegefeuers bestritten hatte, weiß man nicht. Ueber ihn Burchardi diarium, ed. Leibnitz, p. 63 fg.

S. 276, Anm. 1) Jov. Pontanus, de fortuna libri tres, Opera I, p. 792—921. Seine Art von Theodicee Opera II, p. 286.

2) Aen. Sylvii opera. p. 611.

3) Poggius, de miseriis humanae conditionis.

4) Caracciolo, de varietate fortunae, bei Murat. XXII. Eine der lesenswerthesten Schriften jener sonst so reichen Jahre. Vgl. S. 51. — Die Fortuna bei festlichen Aufzügen, S. 158 u. Anm.

5) Leonis X. Vita anonyma, bei Roscoe. ed Bossi. XII. p. 153.

S. 277, Anm. 1) Bursellis, Ann. Bonon., bei Murat. XXIII, Col. 909: monimentum hoc conditum a Joanne Bentivolo secundo Patriae rectore, cui virtus et fortuna cuncta quae optari possunt bona affatim praestiterunt Nach den Worten des Chronisten kann diese Inschrift nicht an dem neu erbauten Thurme angebracht gewesen sein, obwol es unklar bleibt, wo sie gestanden. Er sagt in fundamento turris . . quaedam vasa . . cum literis incisis, theilt eine Inschrift mit nach den Einleitungsworten: inter alia insculptum est tale epitaphium infra terram incultum und schreibt dann: In

[S. 277, Anm. 1] alio angulo hujus verba sculpta sunt memoriae apud posteros diuturnioris ergo, worauf die hier mitgetheilte Inschrift folgt. War sie sichtbar oder verborgen? Im letztern Fall verbände sich wohl damit eine neue Idee: das Glück sollte durch die geheime Schrift, die vielleicht nur noch der Chronist kannte, magisch an das Gebäude gefesselt werden.

2) Quod nimium gentilitatis amatores essemus. — Die heidnischen Aeußerlichkeiten gingen freilich sehr weit. Neuerdings in den Katakomben aufgefundene Inschriften zeigen, daß die Mitglieder der Akademie sich als sacerdotes bezeichneten, — den Pomponius Laetus pontifex maximus nannten; dieser redete den Platina einmal pater sanctissimus an. Gregorovius VII, S. 578, Anm.

S. 278, Anm. 1) Während doch die bildende Kunst wenigstens zwischen Engeln und Putten unterschied und für alle ernsten Zwecke die ersteren anwandte. — Ann. Estens. bei Murat. XX, Col. 468 heißt der Amorin oder Putto ganz naiv: instar Cupidinis angelus. Vgl. auch die Rede des Ungenannten vor Leo X. 1521), worin auch die Stelle: Quare et te non jam Iupiter, sed Virgo Capitolina Dei parens quae hujus urbis et collis reliquiis praesides, Romamque et Capitolium tutaris. Greg. VIII, 294, 1.

2) Della Valle, Lettere sanesi, III, 18.

3) Macrob. Saturnal. III, 9. Ohne Zweifel machte er auch die dort vorgeschriebenen Gesten dazu. Eine vielleicht eben so starke Anrufung, die Bembo gebrauchte, bei Gregorovius VIII. 294, 1. — Andere sehr merkwürdige Stellen über das Heidenthum im damaligen Rom bei Ranke, Päpste I, S. 73 fg. — Vgl. besonders auch die Zusammenstellung bei Gregorovius VIII, 268 fg.

S. 280, Anm. 1) Monach. Paduan. L. II. bei Urstisius, scriptores I, p. 598. 599. 602. 607. — Auch der letzte Visconti (Bd. 1, S. 38) hatte eine ganze Anzahl solcher Leute bei sich, ohne deren Rath er nichts unternahm; unter diesen Leuten war auch ein Jude Helias. Gasparino da Barzizzi redete ihn einmal an: magna vi astrorum fortuna tuas res reget. G. B. Opera ed. Furietto p. 38. Vgl. Decembrio bei Muratori XX, Col. 1017.

S. 280, Anm. 2) So Florenz, wo der genannte Bonatto eine Zeit lang die Stelle versah. Vgl. auch Matteo Villani XI, 3, wo offenbar ein Stadtastrolog gemeint ist, der die für den Krieg der Florentiner gegen die Pisaner günstige Zeit zu bestimmen hat.

3) Libri, Hist. d. sciences math. II, 52. 193. In Bologna soll diese Professur schon 1125 vorkommen. — Vgl. das Verzeichniß der Professoren von Pavia bei Corio, fol. 290. — Die Professur an der Sapienza unter Leo X, vgl. Roscoe, Leone X, ed. Bossi, V, p. 283.

4) J. A. Campanus hebt den großen Nutzen und Werth der Astrologie hervor und schließt seine Darlegung mit den Worten: Quamquam Augustinus sanctissimus ille vir quidem ac doctissimus, sed fortassis ad fidem religionemque propensior negat quicquam vel boni vel mali astrorum necessitate contingere. Oratio initio studii Perugiae habita 1455 in Campani Opp. Rom. 1495.

S. 281, Anm. 1) Schon um 1260 zwingt Papst Alexander IV. einen Cardinal und verschämten Astrologen, Bianco, mit politischen Weissagungen herauszurücken. Giov. Villani, VI, 81.

2) De dictis etc. Alphonsi, opera p. 493. Er fand, es sei pulchrius quam utile. Platina, Vitae Pont. p. 310. In der Europa c. 49. erwähnt Pius II, Baptista Blasius, Astronom aus Cremona habe das Mißgeschick des Fr. Foskaro vorausgesagt, tanquam praevidisset. — Sixtus IV. ließ sich von den planetariis Zeit und Umstände für feierliche Empfänge bestimmen; ein päpstlicher Beamter geht hora a planetariis monstrata auf seinen Posten, vgl. Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 173, 186.

3) Brosch: Julius II. (Gotha 1878) S. 97 u. 323.

4) Pier. Valeriano, de infelic. literat. ed. Mencken p. 318—324 bei Anlaß des Franc. Priuli, der über Leo's Horoscop schrieb und in diesem Buche abditissima quaeque anteactae aetatis et uni ipsi cognita principi explicuerat quaeque incumberent quaeque futura essent ad unguem ut eventus postmodum comprobavit, in singulos fere dies praedixerat. F. P. suchte

[S. 281, Anm. 4] sich, noch nicht 28 jährig, auf alle mögliche Weise zu tödten, und starb endlich, nachdem er alles Andere vergeblich versucht, durch Hunger.

5) Ranke, Päpste, I, S. 247.

6) Vespas. Fiorentino p. 660, vgl. 341. — Ebenda, p. 121 wird ein anderer Pagolo als Hofmathematiker und Astrolog des Federigo von Montefeltro erwähnt, und zwar merkwürdiger Weise ein Deutscher.

7) Firmicus Maternus, Matheseos Libri VIII, am Ende des zweiten Buches.

S. 282, Anm. 1) Bei Bandello III. Nov. 60 bekennt sich der Astrolog des Alessandro Bentivoglio in Mailand vor dessen ganzer Gesellschaft als einen armen Teufel.

2) Einen solchen Anfall von Entschlossenheit hatte Lodovico Moro, als er das Kreuz mit der eben angeführten Inschrift machen ließ, welches sich jetzt im Churer Münster befindet (Unter der Inschrift die Worte: Ludovicus dux Bari). Auch Sixtus IV. sagte einmal, er wolle versuchen, ob der Spruch wahr sei. — Ueber diesen Spruch des Astrologen Ptolemäus, den B. Fazio für einen virgilischen hielt vgl. Laur. Vallae Opp. p. 461.

3) Der Vater des Piero Capponi, selber Astrolog, steckte den Sohn in den Handel, damit er nicht die gefährliche Kopfwunde bekomme, die ihm angedroht war. Vita di P. Capponi, Arch. stor. IV, II, 15. Das Beispiel aus dem Leben des Cardanus S. 54. — Der Arzt und Astrolog Pierleoni von Spoleto glaubte, er werde einst ertrinken, mied deßhalb alle Gewässer und ging aus Padua und Venedig nach Spoleto zurück, um dem Meere fern zu leben. Schließlich machte er doch seinem Leben durch einen Sturz ins Wasser ein Ende, aus Verzweiflung über den theilweise durch ihn verschuldeten Tod Lorenzo's. Paul. Jov. Elog. liter. p. 67 fg. — Hier. Aliottus hatte die Weissagung erhalten, er solle sich im 62. Jahre hüten, da ihm dann Todesgefahr drohe, wagte daher in diesem Jahre (Juli 1473—74) nichts zu unternehmen, vertraute sich auch keinem Arzte an; doch ging das Jahr glücklich vorüber, H. A. Opuscula (Arezzo 1769) II, 72. — Marsilio Ficino, der die Astrologie verachtete (Epist. lib. IV, Opp. p. 772), hört doch an, daß ein Freund ihm schreibt (Epist.

[S. 282, Anm. 3] lib. 17): Praeterae me memini a duobus vestrorum astrologis audivisse, te ex quadam syderum positione antiquas revocaturum philosophorum sententias.

4) Beispiele aus dem Leben des Lodovico Moro: Senarega, bei Muratori XXIV. Col. 518, 524. Benedictus, bei Eccard II, Col. 1623. Und doch hatte sein Vater, der große Francesco Sforza, die Astrologen verachtet, und sein Großvater Giacomo sich wenigstens nicht nach ihren Warnungen gerichtet. Corio, fol. 321. 413.

S. 283, Anm. 1) Sein Leben zunächst bei Filippo Villani: Vite; nun ausführlich Della Vita e delle opere di Guido Bonati astrologo ed astronomo del secolo decimoterzo raccolte da B Boncompagni. Rom 1851 (vorher Trotti, Bologna 1844). Sein großes Werk de astronomia tractatus X. ist mehrfach gedruckt Die verschiedenen Ausgaben bibliographisch beschrieben bei Boncomp. S. 60 ff. Ueber Bonatto ferner Steinschneider in Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XVIII, S. 120 ff. Das hier Mitgetheilte aus Annal. foroliviens., deren ungenannter Verf. sich auf das Zeugniß des Benvenuto da Imola beruft, bei Murat. XXII, Col. 233 fg. (vgl. das. col. 150). — Leonbattista Alberti sucht die Ceremonie der Grundsteinlegung zu vergeistigen. Opere volgari, Tom. IV, p. 314 (oder de re aedific. L. I.)

2) Bei den Horoscopen der zweiten Gründung von Florenz (Giov. Villani III, 1, unter Karl d. Gr. und der ersten von Venedig (Bd. 1, S. 61) geht vielleicht eine alte Erinnerung neben der Dichtung des spätern Mittelalters einher.

3) Ueber einen dieser Siege vgl. die höchst merkwürdige Stelle Bonatti's aus seinem Werke tr. VII, cap. 5 mitgetheilt von Steinschneider in DMGZ. XXV, S. 416

4) Ann. foroliv. 235—238. — Filippo Villani, Vite. — Macchiavelli, Stor. fior. L. I. — Wenn siegverheißende Constellationen nahten, stieg Bonatto mit Astrolab und Buch auf den Thurm von San Mercuriale über der Piazza, und ließ, sobald der Moment kam, gleich die große Glocke zum Aufgebot läuten. Doch wird zugestanden, daß er sich bisweilen sehr geirrt, daß er z. B.

[S. 283, Anm. 4] einmal von einem Bauern durch eine Regenprophezeiung überwunden und verspottet wurde, und das Schicksal des Montefeltro und seinen eigenen Tod nicht vorausgekannt habe. Unweit Cesena tödteten ihn Räuber, als er von Paris und italienischen Universitäten, wo er gelehrt hatte, nach Forli zurück wollte.

S. 284, Anm. 1) Matteo Villani XI, 3, oben S. 280, Anm. 2.

2) Jovian. Pontan. de fortitudine. L. I. — Die ersten Sforza als ehrenvolle Ausnahmen S. 282, Anm. 4.

3) Paul. Jov., Elog. p. 219 fg., sub. v. Barthol. Livianus.

4) Welcher dieß selber erzählt. Benedictus, bei Eccard II, Col. 1617.

5) So wird wohl die Aussage des Jac. Nardi, Vita d' Ant. Giacomi p. 46 li fu dato il bastone in ringhiera della Signoria, com esi costuma e a punto di stelle, secondo che volle e domandò egli medesimo che si facesse zu verstehen sein. — An Kleidern und Geräthen kommt dergleichen nicht selten vor. Beim Empfang der Lucrezia Borgia in Ferrara trug das Maulthier der Herzogin von Urbino eine schwarzsammtne Decke mit goldenen astrologischen Zeichen. Arch. stor. append. II p. 305.

6) Aeneas Sylvius in der oben S. 281, A. 2 angeführten Stelle, ferner Opp. 481.

S. 285, Anm. 1) Azario. bei Corio, Fol. 258.

2) Etwas der Art könnte man selbst bei jenem türkischen Astrologen vermuthen, der nach der Schlacht von Nicopolis dem Sultan Bajazeth I. rieth, den Loskauf des Johann von Burgund zu gestatten: „um seinetwillen werde noch viel Christenblut vergossen werden". Es war nicht zu schwer, den weitern Verlauf des innern französischen Krieges voraus zu ahnen. Magn. chron. belgicum, p. 358. Juvénal des Ursins ad. a. 1396.

3) Benedictus, bei Eccard II, Col. 1579. Es hieß u. a. 1493 vom König Ferrante: er werde seine Herrschaft verlieren. sine cruore, sed sola fama, wie denn auch geschah.

4) Vgl. M. Steinschneider, Apokalypsen mit polemischer Tendenz DMGZ. XXVIII, S. 627 fg. u. XXIX, S. 261.

5) Bapt. Mantuan. de patientia, L. III, cap. 12.

S. 286, Anm. 1) Giov. Villani, X, 39. 40. Es wirkten noch andere Dinge mit, u. a. collegialischer Neid. — Schon Bonatto hatte Aehnliches gelehrt und z. B. das Wunder der göttlichen Liebe in S. Franz als Wirkung des Planeten Mars dargestellt. Vgl. Jo. Picus adv. Astrol. II, 5.

2) Es sind die von Miretto zu Anfang des 15. Jahrh gemalten; laut Scardeonius waren sie bestimmt ad indicandum nascentium naturas per gradus et numeros, ein populäreres Beginnen als wir uns jetzt leicht vorstellen. Es war Astrologie à la portée de tout le monde.

3) Er meint (Orationes, fol. 35, oratio nuptialis habita Mediolani) von der Sterndeutung: Astrologia ab rerum terrenarum contemplatu mentes nostras evocat ad spectanda caelestia ad cursus syderum statos pensitandos ad superas sedes noscitandas; haec efficit ut homines parum a Diis distare videantur! — Ein anderer Enthusiast aus derselben Zeit ist Jo. Garzonius, de dignitate urbis Bononiae, bei Murat. XXI, Col. 1163.

4) Petrarca, epp. seniles III, ed. Fracass. I, 132 ff. Der genannte Brief ist an Boccaccio gerichtet, welcher auch hierin leichtgläubiger war als sein Freund und dessen verständige Mahnungen nöthig hatte. Ueber Petr.'s beständigen Kampf gegen die Astrologen vgl. L. Geiger, Petr. S. 87—91 und die das. S. 267 A. 11 angeführten Stellen.

5) Bei Franco Sacchetti macht Nov. 151, in welcher der Schriftsteller selbst, handelnd und redend gegen einen Astrologen auftritt, ihre Weisheit lächerlich.

6) Gio. Villani III, 1. X, 39. Derselbe G. V. vertieft sich aber an anderen Stellen andächtig und gläubig in astrologische Forschungen, X, 120. XII, 40.

7) In der mehrfach angeführten Stelle XI, 3. —

S. 287, Anm. 1) Gio Villani XI, 2. XII, 58.

2) Auch jener Verfasser der Annales Placentini (bei Murat. XX, Col. 931), der Bd. 1, S. 281, 2, 282, 3, 351. erwähnte Alberto di Ripalta schließt sich dieser Polemik an. Die Stelle ist aber anderweitig merkwürdig, weil sie die damaligen Meinun-

[S 287, Anm. 2] gen über die 9 bekannten, und hier mit Namen genannten Cometen, ihre Farbe, Entstehung und Bedeutung enthält. — Vgl. Gio. Villani, XI, 67, der, von der Erscheinung eines Cometen sprechend, sagt, daß durch denselben große, meist unglückliche Ereignisse vorhergesagt werden sollten.

3) Paul. Jov. Vita Leonis X. L. III, wo dann bei Leo selbst wenigstens ein Glaube an Vorbedeutungen ꝛc. zum Vorschein kommt. Vgl. oben S. 281, A. 4.

4) Jo. Pici Mirand. adversus astrologos libri XII.

S. 288, Anm. 1) Laut Paul. Jov. Elog. lit., p. 76 fg., sub tit. Jo. Picus, war seine Wirkung diese, ut subtilium disciplinarum professores a scribendo deterruisse videatur.

2) De rebus coelestibus libri 14 (Opp. III, 1963—2591) Im 12. Buche, das dem Paolo Cortese gewidmet ist, will er dessen Bekämpfung der Astrologie nicht gelten lassen. — Aegidius, Opp. II, 1455—1514. Denselben Eremiten Egidio (von Viterbo?) hatte Pontano sein Büchlein de luna (Opp. III, 2592) zugeeignet.

3) Die letztere Stelle p. 1486; daß Pontano in der Schrift „den Einfluß der Sterne auf die körperlichen Dinge beschränkt", wie Burckhardt behauptet hatte, habe ich nicht gefunden; seinen Gegensatz gegen Picus läßt er den Mitunterredner Franc. Pudericus selbst bestimmt aussprechen (p. 1496): Pontanus non ut Johannes Picus in disciplinam ipsam armis equisque, quod dicitur, irrumpit, cum illam tueatur, ut cognitu maxime dignam ac pene divinam, sed astrologos quosdam, ut parum cautos minimeque prudentes insectetur et rideat.

4) In S. Maria del popolo zu Rom. — Die Engel erinnern an die Theorie Dante's zu Anfang des Convito.

5) Dieß ist wohl der Fall mit Antonio Galateo, der in einem Brief an Ferdinand den Katholischen (Mai, spicileg. rom. vol. VIII, p. 226, vom J. 1510) die Astrologie heftig verleugnet, in einem andern Brief an den Grafen von Potenza jedoch (ibid., p. 539) aus den Sternen schließt, daß die Türken heuer Rhodus angreifen würden.

S. 289, Anm. 1) Ricordi, l. c. N. 57.

2) Eine Masse solchen Wahnes beim letzten Visconti

[S. 289, Anm. 2] zählt Decembrio (Murat. XX. Col. 1016, fg.) auf. Odarius sagt in seiner Rede bei der Beerdigung des Guidobaldo (Bembi Opera I, 598 ff.) die Götter hätten den Tod des G. vorher verkündet: Nam et hoc ipso anno ejus thalamus cum ipse in eo esset, tactus de coelo est et paulo antea quam e vita exiret, terraemotus horribiles in regni finibus crebro fuisse nunciatum est: et ex altissimorum montium cucuminibus mirae ingentesque ab incolis voces multis in locis exauditae sunt: et noctu supra templum hoc atque urbem longissimis ardere tractibus sereno coelo maximos clarissimosque ignes plurimi mortales conspexerunt. Aedes vero ubi nunc humatum ejus cadaver est, medio die a sacerdotibus aperire sese visa, vano illos metu atque pavore perterruit.

S. 290, Anm. 1) Varchi, Stor. fior. L. IV. (p. 174). Ahnung und Weissagung spielten damals in Florenz fast dieselbe Rolle wie einst in dem belagerten Jerusalem. Vgl. ibid. III, 143. 195. IV, 43. 177.

2) Matarazzo, Arch. stor. XVI, II, p. 208.

3) Prato, Arch. stor. III, p. 324. zum J. 1514.

4) Wie die Madonna dell' arbore im Dom von Mailand 1515 that, vgl. Prato. l. c. p. 327. Freilich erzählt derselbe Chronist p. 357, daß man beim Graben der Fundamente für den Bau der triulzischen Grabcapelle (bei S. Nazaro) einen todten Drachen so dick wie ein Pferd gefunden habe; man brachte den Kopf in den Palast Triulzi und gab den Rest Preis

S. 291, Anm. 1) Et fuit mirabile quod illico pluvia cessavit. Diarium Parmense bei Murat. XXII, Col. 280. Dieser Autor theilt auch sonst jenen concentrirten Haß gegen die Wucherer, wovon das Volk erfüllt ist. Vgl. Col. 371.

2) Conjurationis Pactianae commentarius, in den Beilagen zu Roscoe, Leben des Lorenzo. — Poliziano war sonst wenigstens Gegner der Astrologie. — Natürlich vermögen die Heiligen durch ihr Wort den Regen zu stillen, vgl. Aeneas Sylvius im Leben des Bernardino da Siena (de vir. ill. p. 25), jussit in virtute Jesu nubem abire quo facto solutis absque pluvia nubibus, prior serenitas rediit.

S. 292, Anm. 1) Poggii facetiae, fol. 174. — Aen. Sylvius: De Europa c. 53. 54. (Opera. p. 451. 455) erzählt wenigstens wirklich geschehene Prodigien, z. B. Thierschlachten, Wolkenerscheinungen ꝛc. und giebt sie schon wesentlich als Curiositäten, wenn er auch die betreffenden Schicksale daneben nennt. Aehnliches erzählt Antonio Ferrari (il Galateo) de situ Japygiae (Basel 1558) p. 121 und versucht eine Erklärung): et hae, ut puto, species erant earum rerum quae longe aberant atque ab eo loco in quo species visae sunt videri minime poterant.

2) Poggii facetiae. fol. 160. cf. Pausanias IX, 20.

3) Varchi III, p. 195. Zwei Verdächtige entschließen sich 1529 zur Flucht aus dem Staate, weil sie Virg. Aen. III. vs. 44 aufschlugen. Vgl. Rabelais, Pantagruel, III, 10.

S. 293, Anm. 1) Phantasien von Gelehrten, wie z. B. den splendor und den spiritus des Cardanus und den Daemon familiaris seines Vaters lassen wir auf sich beruhen. Vgl. Cardanus, de propria vita, cap. 4. 38. 47. Er selber war Gegner der Magie, cap. 39. Die Prodigien und Gespenster, die ihm begegnet, cap. 37. 41. — Wie weit die Gespensterfurcht des letzten Visconti ging, vgl. Decembrio, bei Muratori XX, Col. 1016.

2) Molte fiate i morti guastano le creature. Bandello II, Nov. 1. — Bei Galateo (p. 117) heißt es: die animae der bösen Menschen stiegen aus dem Grabe, erschienen Bekannten und Freunden, animalibus vesci, pueros sugere ac necare, deinde in sepulchra reverti.

3) Galateo, a. a. O. Derselbe spricht dann (p. 119) von der Fata morgana und ähnlichen Erscheinungen.

4) Bandello III, Nov. 20. Freilich war es nur ein Amant, der den Gemahl seiner Dame, den Bewohner des Palastes, erschrecken wollte. Er und die Seinigen verkleideten sich in Teufel; Einen, der alle Thierstimmen nachmachen konnte, hatte er sogar von auswärts kommen lassen.

5) Graziani, Arch. stor. XVI, I. p. 640, ad a. 1467. Der Verwalter starb vor Schrecken.

S. 294, Anm. 1) Balth. Castilionii carmina; Prosopopeja Lud. Pici.

S. 294, Anm. 2) Alexandri ab Alexandro: Dierum genialium libri VI (Colon. 1539) ist für Dämonen- und Wundergeschichten im damaligen Italien eine Quelle ersten Ranges, zumal der Verfasser, ein Freund und Mitglied der Akademie des Pontanus, das Erzählte selbst erlebt oder von durchaus glaubwürdigen Zeugen erfahren zu haben versichert. Lib. VI. c. 19: Zwei schlechte Menschen und ein Mönch von Teufeln angegriffen, die an der Gestalt ihrer Füße erkannt, theils durch Gewalt, theils durch das Zeichen des Kreuzes verdrängt werden Lib. VI. c. 21: Ein von einem grausamen Fürsten wegen eines leichten Vergehens ins Gefängniß geworfener Diener ruft den Teufel an, wird auf wunderbare Weise aus dem Kerker befreit und in denselben wieder zurückgebracht, hat in der Zwischenzeit die Unterwelt gesehn, zeigt dem Fürsten seine im höllischen Feuer verbrannte Hand, theilt ihm im Namen eines Verstorbenen die diesem anvertraut gewesenen Geheimnisse mit, mahnt ihn, von seiner Grausamkeit abzulassen und stirbt bald an den Folgen des Schreckens. Lib. II, c. 19, III, 15, V, 23: Geistererscheinungen verstorbener Freunde, des h. Cataldus und unbekannter Wesen in Rom, Arezzo und Neapel. Lib. II, c. 22, III, 8: Erzählungen von Wasser- und Fischmenschen, in Neapel, Spanien, im Peloponnes, letztere bestätigt durch die Autorität des Theodoros Gaza und des Georg von Trapezunt. (Der italienische Wassermensch, Colan aus Catania, ertrinkt in Messina, als er eine vom König ins Meer geworfene goldene Schale, die er als Preis hätte behalten dürfen, heraufholen will.)

3) Gio. Villani XI, 2. Er hatte es vom Abt der Vallombrosaner, dem es der Eremit eröffnet hatte.

4) Eine andre Ansicht über Dämonen stellte Ge. Gemisthos Pletho auf, dessen großes philosophisches Werk *οἱ νόμοι*, heute nur noch in Bruchstücken erhalten (ed. Alexander Paris 1858), bei den Italienern des 15. Jahrh. aber vielleicht in Abschriften oder durch Tradition vollständiger bekannt, ohne Zweifel auf die philosophisch-politisch-religiöse Bildung der Zeit einen großen Einfluß geübt hat. Nach ihm waren die Dämonen, die zu den Göttern dritter Ordnung gehörten, vor jedem Irrthum

[S. 294, Anm. 4] bewahrt und „fähig, der Spur der über ihnen stehenden Götter nachzugehn", Geister, welche den Menschen das Gute bringen, „das von Zeus her durch die anderen Götter hindurch bis auf sie herunter fließt; sie bewachen und läutern den Menschen, erheben und stärken sein Gemüth". Vgl. besonders Fritz Schultze: Geschichte der Philosophie der Renaissance, 1. Band. Jena 1874.

S. 295, Anm. 1) Von dem, was die Zauberinnen in der römischen Zeit vermögen, ist doch nur ein geringer Rest übrig. Die vielleicht letzte Verwandlung eines Menschen in einen Esel im 11. Jahrh. unter Leo IX. s. b. Giul. Malmesbur. II, 171 (vol. I, p. 282).

2) Dieß möchte der Fall gewesen sein bei der merkwürdigen Besessenen, welche um 1513 in Ferrara und an anderen Orten, von lombardischen Großen um der Weissagung willen consultirt wurde; sie hieß Rodogine. Näheres bei Rabelais, Pantagruel IV, 58.

S. 296, Anm. 1) Jovian. Pontan., Antonius.

2) Wie weit verbreitet der Hexenglaube damals war, ersieht man u. A. daraus, daß Ang. Polizian 1483 eine praelectio hielt in priora Aristotelis analytica cui titulus Lamia (ital. übers. von Jsidore del Lungo Flor. 1864.) Vgl. Reumont, Lorenzo II, S. 75—77. Auch Fiesole darf man danach in gewissem Sinne als Hexengegend bezeichnen.

3) Graziani, Arch. stor. XVI, I, p. 565, ad a. 1445, bei Anlaß einer Hexe von Nocera, welche nur die Hälfte bot und verbraunt wurde. Das Gesetz beschlägt solche, die: facciono le fature overo venefitie overo encantatione d'onmunde spirite a nuocere. (Anm. 1. 2. das.)

S. 297, Anm. 1) Lib. I, ep. 46. Opera, p. 531, fg. Statt umbra p. 532 ist Umbria, statt lacum locum zu lesen.

2) Später nennt er ihn Medicus Ducis Saxoniae, homo tum dives tum potens.

3) Eine Art von Höllenloch kannte man im 14. Jahrh. unweit Ansedonia in Toscana. Es war eine Höhle, wo man im Sande Thier- und Menschenspuren sah, welche, auch wenn man sie verwischte, des folgenden

[S. 297, Anm. 3] Tages doch wieder sichtbar waren. Uberti, il Dittamondo, L. III, cap. 9.

S. 298, Anm. 1) Pii II. comment. L., I. p. 10.

2) Benv. Cellini, L. I, cap. 65.

3) L'Italia liberata da' Goti, canto XIV. Man kann fragen, ob Trissino selber noch an die Möglichkeit seiner Schilderung glaubt, oder ob es sich bereits um ein Element freier Romantik handelt. Derselbe Zweifel ist bei seinem vermuthlichen Vorbild Lucan (Ges. VI.) gestattet, wo die thessalische Hexe dem Sextus Pompejus zu Gefallen eine Leiche beschwört.

4) Septimo Decretal. Lib. V, Tit. XII. Sie beginnt: summis desiderantes affectibus etc. Beiläufig glaube ich mich zu der Bemerkung veranlaßt, daß hier bei längerer Betrachtung jeder Gedanke an einen ursprünglichen objectiven Thatbestand, an Reste heidnischen Glaubens u. s. w. verschwindet. Wer sich überzeugen will, wie die Phantasie der Bettelmönche die einzige Quelle dieses ganzen Wahns ist, verfolge in den Memoiren von Jaques du Clerc den sog. Waldenserproceß von Arras im J. 1459. Erst durch hundertjähriges Hineinverhören brachte man auch die Phantasie des Volkes auf den Punkt, wo sich das ganze scheußliche Wesen von selbst verstand und sich vermeintlich neu erzeugte.

S. 299, Anm. 1) Alexander's VI., Leo's X., Hadrian's VI., a. a. O.

2) Sprichwörtlich als Hexenland genannt z. B. im Orlandino, cap. I, str. 12.

3) Z. B. Bandello III, Nov. 29. 52. Prato, Arch. stor. III, p. 409. — Bursellis, Ann. Bonon. ap. Murat. XXIII, Col. 897, erzählt bereits zum J. 1468 die Verurtheilung eines Priors vom Servitenorden, welcher ein Geisterbordell hielt; cives Bononienses coire faciebat cum Daemonibus in specie puellarum. Er brachte den Dämonen förmliche Opfer. — Eine Parallele hierzu bei Procop. Hist. arcana, c. 12, wo ein wirkliches Bordell von einem Dämon frequentirt wird, der die anderen Gäste auf die Gasse wirft. — Auch Galateo p. 116 fg. (oben S. 292 A. 1) constatirt den damals vorhandenen Hexenglauben: volare per longinquas regiones, choreas per paludes dicere et daemonibus

[S. 299, Anm. 3] congredi, ingredi et egredi per clausa ostia et focamina.

S. 300, Anm. 1) Die ekelhaften Vorräthe der Hexenküche vgl. Macaroneide, Phant. XVI, XXI, wo das ganze Treiben erzählt wird.

2) Im Ragionamento del Zoppino. Er meint, die Buhlerinnen lernten ihre Weisheit besonders von gewissen Judenweibern, welche im Besitz von malie seien. — Sehr merkwürdig ist auch folgende Stelle. Bembo erzählt in der Biographie des Guidobaldo (Opera I, 614): Guid. constat sive corporis et naturae vitio, seu quod vulgo creditum est, artibus magicis ab Octaviano patruo propter regni cupiditatem impeditum quarum omnino ille artium expeditissimus habebatur, nulla cum femina coire unquam in tota vita potuisse, neque unquam fuisse ad rem uxoriam idoneum.

S. 301, Anm. 1) Varchi, Stor. fior. II, p. 153.

2) Sehr merkwürdige Berichte über zwei Zauberer, einen Sicilianer und einen Juden, gibt Landi im Commentario fol. 36a und 37a. (U. a.: Zauberspiegel, Sprechen eines Todtenkopfes, Aufhalten der Vögel in ihrem Fluge.)

3) Diese Reservation wurde dann ausdrücklich betont. Corn. Agrippa, de occulta philosophia, cap. 39.

4) Septimo, Decretal. l. c.

5) Zodiacus vitae, XII, 363 bis 539. cf. X, 393, fg.

6) Ibid. IX, 291, fg.

S. 302, Anm. 1) Ibid. X, 770, fg.

S. 303, Anm. 1) Das mythische Vorbild der Zauberer bei den damaligen Dichtern ist bekanntlich Malagigi. Bei Anlaß dieser Figur läßt sich Pulci (Morgante, canto XXIV, Str. 106, fg.) auch theoretisch aus über die Grenzen der Macht der Dämonen und der Beschwörung. Wenn man nur wüßte, wie weit es ihm Ernst ist. (Vgl. Canto XXI.)

2) Polydorus Virgilius war zwar Italiener von Geburt, allein sein Werk de prodigiis constatirt wesentlich nur den Aberglauben von England, wo er sein Leben zubrachte. Bei Anlaß der Präscienz der Dämonen macht er jedoch eine curiose Anwendung auf die Verwüstung von Rom 1527.

S. 303, Anm. 3) Doch ist wenigstens der Mord nur höchst selten (S. 224) Zweck und vielleicht gar nie Mittel. Ein Scheusal wie Gilles de Retz (um 1440), der den Dämonen über 100 Kinder opferte, hat in Italien kaum eine ferne Analogie.

S. 304, Anm. 1) Vgl. die wichtige Abhandlung von Roth „über den Zauberer Virgilius", in Pfeiffer's Germania, IV. und das Werk von Comparetti (deutsch von H. Dütschke) Vergil im Mittelalter. Lpz. 1876. — Das Aufkommen Virgils an der Stelle des ältern Telesten mag sich am ehesten dadurch erklären, daß etwa die häufigen Besuche an seinem Grabe schon während der Kaiserzeit dem Volk zu denken gaben.

S. 305, Anm. 1) Uberti: Dittamondo L. III, cap. 4.

2) Das Folgende s. bei Gio. Villani I, 42. 60. II, 1. III, 1. V, 38. XI, 1. Er selber glaubt an solche gottlose Sachen nicht. — Vgl. Dante, Inferno, XIII, 146.

3) Laut einem von Baluz. Miscell. IX, 119 mitgetheilten Fragment hatten die Bewohner Perugia's mit denen Ravenna's in alter Zeit einen Sreit et militem marmoreum qui juxta Ravennam se continue volvebat ad solem usurpaverunt et ad eorum civitatem virtuosissime transtulerunt.

S. 306, Anm. 1) Den Ortsglauben hierüber geben Annal. Foroliviens. ap. Muratori XXII. Col. 207. 238; mit Erweiterungen ist die Sache erzählt bei Fil. Villani, Vite, p. 43.

2) Platina, Vitae Pontiff. p. 320: veteres potius hac in re quam Petrum, Anacletum et Linum imitatus.

3) Die man z. B. bei Sugerius, de consecratione ecclesiae (Duchesne, scriptores IV, p. 355) und Chron. Petershusanum I, 13 und 16 recht wohl ahnt.

4) Vgl. auch die Calandra des Bibiena.

S. 307, Anm. 1) Bandello III, Nov. 52. — Gegen die Nekromantik fährt Fr. Filelfo (Epist. Venet. 1502 lib. 34, fol. 240 fg.) sehr heftig los. Er ist überhaupt ziemlich frei von Aberglauben (Sat. IV, 4), doch glaubt er an die mali effectus eines Cometen (Epistolae fol. 246b.)

2) Bandello III, Nov. 29. Der Beschwörer läßt sich das Geheimhalten mit hohen Eiden versprechen, hier z. B. mit einem Schwur auf dem Hochaltar von S. Petronio in Bologna, als gerade sonst Niemand in der

[S. 307, Anm. 2] Kirche war. — Einen ziemlichen Vorrath von Zauberwesen findet man auch Marcaroneide, Phant. XVIII.

S. 308, Anm. 1) Benv. Cellini I, cap. 64.

2) Vasari VIII, 143, Vita di Andrea da Fiesole. Es war Silvio Cosini, der auch sonst „den Zaubersprüchen und ähnlichen Narrheiten" nachging.

S. 309, Anm. 1) Uberti, il Dittamondo, III, cap. 1. Er besucht in der Mark Ancona auch Scariotto, den vermeintlichen Geburtsort des Judas und bemerkt dabei: „an dieser Stelle darf ich auch nicht den Pilatusberg übergehen, mit seinem See, wo den Sommer über regelmäßige Wachen abwechseln; denn wer Magie versteht, kommt hier heraufgestiegen um sein Buch zu weihen, worauf großer Sturm sich erhebt, wie die Leute des Ortes sagen". (Das Weihen der Bücher ist, wie schon S. 296 erwähnt wurde, eine besondere, von der eigentlichen Verschwörung verschiedene Ceremonie). — Im 16. Jahrhundert war dann das Besteigen des Pilatusberges bei Luzern „by lib und guot" verboten, wie der Luzerner Diebold Schilling (S. 67) meldet. Man glaubte, in dem See auf dem Berge liege ein Gespenst, welches „der Geist Pilati" sei. Wenn Leute hinaufkamen, oder etwas in den See warfen, erhoben sich furchtbare Gewitter.

2) De obsidione Tiphernatium 1474. (Rerum ital. scriptt. ex florent. codicibus, Tom. II.)

S. 310, Anm. 1) Diesen unter den Soldaten stark verbreiteten Aberglauben (um 1520) verspottet Limerno Pitocco, im Orlandino, cap. V, Str. 60.

2) Paul. Jov. Elog. lit. p. 106 fg. sub voce Cocles.

3) Aus Giovio spricht hier vernehmlich der begeisterte Porträtsammler.

4) Und zwar aus den Sternen, denn Gauricus kannte die Physiognomik nicht; für sein eigenes Schicksal aber war er auf die Weissagung des Cocle angewiesen, da sein Vater versäumt hatte, sein Horoscop zu notiren.

S. 311, Anm. 1) Paul. Jov. l. c. p. 100 fg. s. v. Tibertus.

2) Das Nothwendigste über diese Nebengattungen der Mantik giebt Corn. Agrippa, de occulta philosophia cap. 57.

3) Libri, Hist. des sciences mathém. II, p. 122.

S. 311, Anm. 4) Novi nihil narro, mos est publicus. (Remed. utriusque fortunae, p. 93), eine der sehr lebendig und ab irato geschriebenen Partien dieses Buches.

5) Hauptstelle bei Trithem. Ann. Hirsaug. II, p. 286, fg.

6) Neque enim desunt, heißt es bei Paul. Jov. Elog. lit., p. 150 s. v. Pompon. Gauricus. Vgl. ibid. p. 130. s. v. Aurel. Augurellus. — Macaroneide, Phant. XII.

S. 312, Anm. 1) Sollte hier eine Geschichte des italienischen Unglaubens gegeben werden, so müßte auch des s. g. Averroismus gedacht werden, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Italien, besonders in Venedig herrschte und von Boccaccio und Petrarca in Briefen, von letzterem auch in der Schrift: de sui ipsius et aliorum ignorantia bekämpft wurde. Mag auch Petrarca's Groll durch Uebertreibungen und Mißverständnisse genährt worden sein, jedenfalls lag ihm die allgemeine Ueberzeugung zu Grunde, daß die Averroisten die christliche Religion bespöttelten, ja verwarfen.

2) Ariosto, Sonetto 34. . . . non creder sopra il tetto. Der Dichter sagt es mit Bosheit von einem Beamten aus, der in einer Sache von Mein und Dein gegen ihn entschieden hatte.

3) Auch hier muß wieder auf Ge. Gemisthos Plethon hingewiesen werden, dessen Ignorirung des Christenthums auf die damaligen Italiener, besonders die Florentiner bestimmend wirkte.

4) Narazione del caso del Boscoli. Arch. stor. I, p. 273, fg. — Der stehende Ausdruck war non aver fede, vgl. Vasari VII, p. 122, Vita di Piero di Cosimo.

S. 315, Anm. 1) Jovian. Pontan. Charon. Opp. II, p. 1128—1195.

S. 316, Anm. 1) Faustini Terdocei triumphus stultitiae, L. II.

2) So Borbone Morosini um 1460, vgl. Sansovino, Venezia, L. XIII, p. 243. Er schrieb de immortalitate animae ad mentem Aristotelis. — Pomp. Laetus hielt es für ein wirksames Mittel zu seiner Befreiung aus dem Gefängniß, darauf hinzuweisen, daß er eine Epistel über die Unsterblichkeit der Seele verfaßt habe. Vgl. die merkwürdige Vertheidigungsschrift bei Gregorovius, VII, 580 fg. — Im Gegensatz dazu die Spöttereien des Luigi Pulci über die Unsterblichkeit in

[S. 316, Anm. 2] einem Sonet, angeführt von Galeotti, Arch. stor. ital. n. S. IX, p. 49 fg.
3) Vespas. Fiorent. p. 260.
4) Orationes Philelphi, fol. 8.
5) Septimo Decretal. Lib. V. Tit. III, cap. 8.

S. 317, Anm. 1) Ariosto, Orlando, canto VII. Str. 61. — In's Lächerliche gezogen: Orlandino, cap. IV, Str. 67. 68. — Cariteo, ein Mitglied der neapolitanischen Academie des Pontanus, benützt die Präexistenz der Seelen, um die Sendung des Hauses Aragon damit zu verherrlichen. Roscoe, Leone X. ed. Bossi, II, p. 288.
2) Orelli ad Cic. de republ. L. VI. — Vgl. auch Lucan. Pharsal., IX, Anfang.
3) Petrarca, epp. fam. IV, 3. IV, 6, Fracass. (ital.) I, 498 fg. 510 fg.
4) Fil. Villani, Vite p. 15. Diese merkwürdige Stelle, wo Werkdienst und Heidenthum zusammentreffen, lautet: che agli uomini fortissimi poichè hanno vinto le mostruose fatiche della terra, debitamente sieno date le stelle.

S. 318, Anm. 1) Inferno, IV, 24 fg. — Vgl. Purgatorio VII, 28. XXII, 100.
2) Dieser Heidenhimmel findet sich deutlich auch in der Grabschrift des Thonbildners Nicolo dell' Arca:
Nunc te Praxiteles, Phidias, Polycletus adorant
Miranturque tuas, o Nicolae, manus.
(Bei Bursellis, ann. Bonon., Murat. XXIII, Col. 912).
3) In seiner späten Schrift Actius.

S. 319, Anm. 1) Cardanus, de propria vita, cap. 13: non poenitere ullius rei quam voluntarie effecerim, etiam quae male cessisset; ohne dieses wäre ich der unglücklichste Mensch gewesen.
2) Discorsi, L. II, cap. 2.

S. 320, Anm. 1) Del governo della famiglia. p. 114.
2) Als Beispiel die kurze Ode des M. Antonio Flaminio aus den Coryciana (vgl. Bd. 1, 309. 360.)

Dii quibus tam Corycius venusta
Signa, tam dives posuit sacellum,
Ulla si vestros animos piorum
Gratia tangit,
Vos jocos risusque senis faceti

[S. 320, Anm. 2]

Sospites servate diu; senectam
Vos date et semper viridem et Falerno
Usque madentem.
At simul longo satiatus aevo
Liquerit terras, dapibus Deorum
Laetus intersit, potiore mutans
Nectare Bacchum.

3) Firenzuola, opere, vol. IV, p. 147 fg.

S. 321, Anm. 1) Nic. Valori, vita di Lorenzo, passim. — Die schöne Instruction an seinen Sohn Cardinal Giovanni, bei Fabroni, Laurentius, Adnot. 178 und in den Beilagen zu Roscoe, Leben des Lorenzo.

2) Jo. Pici vita, auct. Jo. Franc. Pico. — Seine Deprecatio ad Deum, in den Deliciae poetar. italor.

3) Es sind die Gesänge: Orazione („Magno Dio, per la cui costante legge etc.", bei Roscoe, Leone X., ed. Bossi, VIII, p. 120); — der Hymnus („Oda il sacro inno tutta la natura etc.," bei Fabroni. Laurentius, Adnot. 9.); — L'altercazione (Poesie di Lorenzo magn. I, p. 265; in letzterer Sammlung sind auch die übrigen hier genannten Gedichte mit abgedruckt).

4) Wenn es dem Pulci in seinem Morgante irgendwo mit religiösen Dingen Ernst ist, so wird dieß von Ges. XVI, Str. 6 gelten: diese deistische Rede der schönen Heidin Antea ist vielleicht der greifbarste Ausdruck der Denkweise, welche unter Lorenzo's Genossen geltend war. Die oben (S. 266 fg., 269, Anm.) citirten Reden des Dämons Astarotte bilden dann gewissermaßen die Ergänzung dazu.

Register.

Die bloßen arabischen Ziffern beziehen sich auf den ersten Band.

B.

T.

U.

V.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.


3 2044 013 546 353

